C. F. SCHINKEL

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

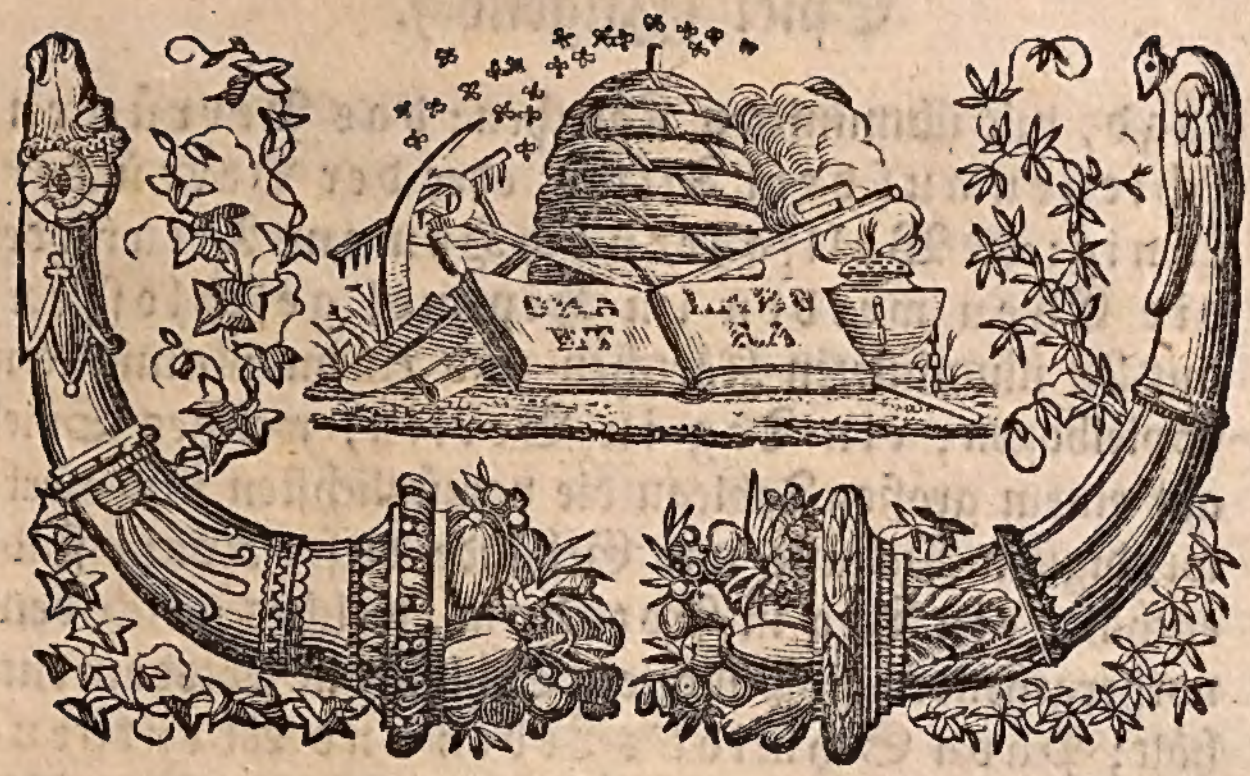
Hundert und acht und funfzigster Theil,
welcher die Artikel Spiel (Istmisches) bis Spinnen und Spinnerey enthält.
Mit Kupfern und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1833.
In der Paulischen Buchhandlung.
(Pränumerationspreis: 3 Thlr. Ladenpreis: 4½ Thlr.)

E IV 11/26

Coburger
Landes-
Bücherei



S. S.

Spiel (Istmisches), Istmische Spiele, s. Th. 31, s. 84 u. f.

— (Ja- und Nein-), s. unter Spiel (Jugend-).

— (Jagd-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 730.

— (Joujou-), Joujou de Normandie, Bullenspiel, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 695 u. f.

— (Jugend-), Jugendspiele, Spiele, welche nur von jungen Leuten zur Erholung, Uebung des Körpers, und zur Belustigung und Aufheiterung im Freien und im Zimmer unternommen werden. Dahin gehören nicht nur die Spiele der Knaben und jungen Mädchen, sondern auch die der Jünglinge und Jungfrauen ꝛc.; siehe Spiel (Kinder-), Spiel (Gesellschafts-), und Spiel (Kreis-) im Register. — Zu den Spielen zur Unterhaltung u. Belustigung junger Leute beiderlei Geschlechts gehören, außer den im Th. 157, S. 713 angeführten Gesellschaftsspielen, noch: das Arlequiu- u. Pierospiel; Arlequin und Colombine; die Hasen-

jagd, mit illuminirten Kärtchen; das Perrückenschießen auf dem Tische, oder der Perrückenkönig; die Wallfahrt nach Hymens Altar, oder die Ehen werden im Himmel geschlossen, mit 22 illuminirten Kärtchen und einem illuminirten Spielbogen; ein Tag in Berlin, welches Spiel auf einem großen Tableau die vorzüglichsten und merkwürdigsten Palläste und Gebäude dieser Königsstadt enthält; ein Tag in Potsdam, welches gleich dem vorhergehenden die Palläste u. Schlösser in Potsdam enthält; Papa Schmidt's Leben und Abentheuer; der Alte überall und nirgends, mit zwölf Kupfern und einem Spielbogen auf Leinwand; Papageno oder die Zauberflöte; die elegante Ritterschaft; das Schaf- und Wolfspiel; die vier Jahreszeiten, ein Würfel- und Pänderspiel, mit einem Spielplane, 100 Pfänderaufgaben und einer Brille; das neue Gänsepiel, mit 32 Karten und einem kolorirten Spielbogen; der Zauber der weißen Rose, mit einem großen Tableau, 10 Karten und 6 Würfeln; viel Lärm um Nichts, nebst einem großen illuminirten Spielplane und eigenthümlichen Würfeln; das Fest der Handwerker, mit 8 colorirten Figuren und 2 Würfeln; Dampfschiff und Schnellpost, mit 22 illuminirten Karten, die berühmtesten Städte vorstellend, und einer Entfernungstabelle; die Rutschbahn des Tivoli; ein unterhaltendes Kartenspiel, mit einem Spielplane und 8 Kegeln. Der Plan in Steindruck stellt das Tivoli dar. Das Kartenspiel besteht aus 52 Blättern, und das Spiel kann von 2 bis 8 Personen gespielt werden.

Folgende Gesellschaftsspiele werden von erwachsenen jungen Leuten beiderlei Geschlechts noch gespielt, und gehören mit zu den belustigendsten Spielen dieser Art. Das Nachtmützenspiel, oder die Schlafmütze. Die Gesellschaft sitzt in einem Kreise

im Zimmer auf Stühlen, wovon jedoch Einer derselben ausgeschlossen ist, für den sich kein Stuhl in dem Kreise befindet, und den das Loos bestimmt hat, die Schlafmütze zu tragen. Dieser Schlafmützenträger steht nun mitten im Kreise, und hat das Amt, eine Schlafmütze zu suchen, die verstohlen im Kreise herumgeht. Jeder der Mitspielenden hat nämlich sein Schnupftuch, Taschentuch, so zusammengelegt vor sich auf dem Schooße liegen, daß er die eben so zusammengelegte Schlafmütze (eine Zipfelmütze oder auch eine andere Nachthaube) sehr bequem darunter verbergen kann. Die Schlafmütze wandert nun im Kreise von Einem zum Andern herum, wobei gesungen wird:

Wie lieblich ist der Schlummer
Dem, der die Mütze hat;
Uns macht sie keinen Kummer.
Wir lachen uns recht satt,
Daß wir sie nicht besitzen;
Denn sie kann uns nichts nützen.

Klopft nun der Suchende, der Schlafmützenträger, bei Einem auf das Tuch, so ist derjenige verbunden, das Tuch umzukehren, findet sich nun die Schlafmütze bei ihm, so wird er damit geschmückt, giebt ein Pfand, und die andere Mütze wird wieder zusammengelegt und wandert im Kreise herum; findet sie sich aber nicht bei ihm, so ist der Schlafmützenträger verbunden, ein Pfand zu geben, und bleibt am Suchen, bis er sie gefunden hat. Wenn eine hinlängliche Anzahl Pfänder zusammen gebracht worden, so werden sie ausgelöset, welches um Küsse ꝛc. geschieht. Dieses Spiel giebt zu manchen drolligen Scenen Veranlassung, weil die Schlafmütze oft sehr grell mit dem Anzuge, besonders bei den jungen Damen oder Jungfrauen mit dem Lockenköpfchen ꝛc., contrastirt.

Die Reise nach Jerusalem. Die Gesellschaft sitzt in einem Halbkreise vor dem Erzähler, welcher seine Wallfahrt nach Jerusalem erzählt. Ehe er aber

seine Erzählung beginnt, theilt er jedem Mitgliede der Gesellschaft ein Wort daraus mit, wie z. B. Schiff, Kapitain, Matrose, Passagier, Mastbaum, Segel, Tau, Anker, Fernrohr, Verdeck, Meer, Wind, Sturm, Insel, Seekrankheit, Schiffzwieback, Seevögel, Branntwein, Haifisch, Sandbank, Klippe, Ufer, Land, Wüste, Löwe, Tieger, Hyäne, Dattelbaum, Quelle, Stadt, Thurm, Türke, Thor ꝛc. ꝛc. Sobald nun eines dieser Worte in der Erzählung vorkommt, so muß die Person, die es erhalten, aufstehen, sich herumdrehen, und vor dem Stuhle so stehen bleiben, bis einen Andern dieses Loos trifft. Geschieht nun dieses Aufstehen nicht, wenn es seyn soll, oder geschieht es, wenn es nicht seyn soll, so wird ein Pfand gegeben, oder es giebt ein Paar Schläge mit dem Plumpsacke für dieses Versehen. Bei derselben Strafe müssen sich Alle herumdrehen, wenn das Wort Jerusalem genannt wird, das heißt, die ganze Gesellschaft steht auf, dreht sich herum, und setzt sich dann wieder nieder. Nach Beendigung der Reisegeschichte werden die Pfänder eingelöset. Die Erzählung beginnt ungefähr auf folgende Weise:

Die vielen Berichte vom gelobten Lande, erweckten in mir die Lust, nach Jerusalem zu reisen. Ungeachtet der Furcht vor dem Meere, und vor den Stürmen, bestieg ich dennoch das erste beste Schiff, welches zum Absegeln bereit lag. Die Fahrt ging, nachdem die Anker gelichtet worden, eine Zeit lang ruhig von Statten. Wir hatten günstigen Wind; der Kapitain und die Matrosen waren erfreut darüber, und ich ergötzte mich an dem Mastbaume, den Segeln, Tauen ꝛc. des Schiffes auf dem Verdecke. Klippen und Sandbänke störten nicht unsere Reise, nur die Seekrankheit, der ich und mehrere Passagiere ausgesetzt waren, trübten auf kurze Zeit das Vergnügen, welches wir an dem Anblicke so mancherlei Scenen auf dem Schiffe und dem Meere genossen. Wir genasen bald wieder von

der uns betroffenen Krankheit, als wir an einer Insel landeten, um frisches Wasser einzunehmen. Die Insel war mit wenigen Einwohnern bevölkert, mehr aber mit wilden Thieren, Löwen, Tiegern, Hyänen ꝛc. Nachdem sich das Schiff mit dem Nöthigen versehen hatte, wurden die Anker wieder gelichtet und die Fahrt zu dem Ziele unserer Bestimmung fortgesetzt. Seevögel u. Haifische sahen wir auf dem Meere, sonst nichts als Himmel und Wasser, und nur in weiter Ferne am Horizonte, erschien wie ein schwarzer Punkt ein Schiff, welches nach und nach immer mehr und mehr hervor kam, so daß man es durch das Fernrohr als ein solches erkennen konnte. Unsere Kost bestand auf der Reise in Erbsen, Bohnen, Linsen und dergleichen Hülsenfrüchten und Pökelfleisch; dann in Schiffzwieback, Branntwein ꝛc. Nach einer glücklichen Fahrt erblickten wir endlich das Land unserer Bestimmung ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Bei den jedesmal gesperrten Worten in dieser Erzählung, muß derjenige aus der Gesellschaft, dem das Wort gegeben worden, aufstehen, sich umdrehen und stehen bleiben, oder sich auch wieder niedersetzen, je nachdem es vor dem Spiele ausgemacht worden. Bei dem Worte Jerusalem steht aber die ganze Gesellschaft auf, wie oben angeführt worden. Man kann nun die Erzählung nach Willkühr so lange fortsetzen, wie das Spiel die Gesellschaft vergnügt; wenn der Erzähler merkt, daß es vielleicht langweilig wird, indem der Faden der Erzählung nicht mehr seine Straffheit behält, nachläßt, locker wird, das heißt, daß es dem Erzähler an Stoffe mangelt, um seiner Erzählung Interesse zu geben, so muß er abbrechen, dann das Spiel als geendiget ankündigen, und die Auslösung der Pfänder verlangen ꝛc.

Der Kastenträger von Damaskus. Einer aus der Gesellschaft macht sich einen Höcker von Servietten und Schnupftüchern, die er unter seinen Rock auf den Rücken stopft. Die ganze Gesellschaft sitzt

in einem etwas weitläuftigen Kreiſe, in welchen nun der Kaſtenträger von Damaskus tritt, und ſagt:

Meine ſchönen Herrn und Damen,
Ich bin aus altem Samen,
Aus ſeltenem Geſchlecht;
Dies zeigt mein kleiner Kaſten,
Den, ohne alle Taſten,
Man doch betaſtet recht.

Hätt' ich drin Kontrebande
Aus fernem Brittenlande,
So wäre dies ſchon recht;
Allein ſo ſind es Sachen,
Zur Mode nicht, zum Lachen,
Und nur am Nutzen ächt.

Ich will ſie jetzt ausſpielen,
Und ſetz', ſie zu erzielen,
Ein Pfand ein, als Gewinn;
Wo ich das Pfand dann finde,
Der nehm' das Angebinde
Mit meinem Kaſten hin.

Bei der letzten Strophe giebt er Einem aus der Geſellſchaft einen Schlüſſel oder ſonſt etwas Verſteckbares in die Hand, und dreht ſich dabei dreimal ſchnell im Kreiſe herum; während dieſes geſchieht, wird das Pfand ſchnell in der Geſellſchaft weiter gegeben. Er muß es nun errathen, bei wem in der Geſellſchaft es ſich befindet; trifft er es, ſo iſt er von ſeinem Kaſten, Höcker, erlöſet, und derjenige, der das Pfand gehabt, muß ſich dann einen Höcker machen, wird Kaſtenträger von Damaskus, und debütirt dann mit den Verſen; trifft er es nicht, ſo erhält er von jedem Mitgliede der Geſellſchaft einen Hieb mit dem Plumpſacke auf den Kaſten, und muß von neuem ſuchen. Man kann dieſes Spiel auch mit Pfändern, wie das Nachtmützenſpiel, ſpielen.

Wie gefällt Dir Dein Nachbar? Einer aus der Gesellschaft, die im Halbkreise, oder auch im Kreise, oder auch ohne alle Ordnung willkührlich in bunter Reihe sitzt, frägt bei diesem oder jenem an: Wie gefällt Dir Dein Nachbar? Ist die Antwort: Gut, so wird weiter gefragt, bis Jemand antwortet: Mein Nachbar links oder rechts gefällt mir nicht. Hierauf frägt der Herumgehende: Wer wäre Dir denn lieber? Der Gefragte muß dann eine Person im Zirkel nennen, und diese vertauscht dann schnell den Platz mit dem des verworfenen Nachbars. Kann nun während des Wechsels der Frager einen der verlassenen Plätze für sich bekommen, so besetzt er ihn, und der vorige Besitzer des Platzes, den er eingenommen, kommt an seine Stelle, wird Frager. Man kann hierbei auch den Plumpsack gebrauchen, womit derjenige Hiebe bekommt oder eingeweihet wird, der seine Stelle verloren hat und Frager geworden ist.

Brüderchen, wer klopft? Es werden zwei Stühle mit den Rücklehnen dicht aneinander gestellt, und auf jeden Stuhl stellt sich eine Person aus der Gesellschaft, die aus mehreren Personen, z. B. zehn, zwölf, bestehen kann. Das Gesicht der beiden Stuhlsteher wird mit einem undurchsichtigen Tuche bedeckt. Die Gesellschaft tanzt nun in bunter Reihe um die Bedeckten herum, und bald dieser, bald jener tupft oder klopft Einen derselben mit einem Stöckchen auf den Kopf. Derjenige Verhüllte, dem dieses widerfahren, fragt hierauf seinen Nachbar: Brüderchen, wer klopft? Erräth nun der Gefragte denjenigen aus der Gesellschaft, der geklopft hat, so muß der Klopfer die Stelle desjenigen, der ihn genannt hat, einnehmen. Zu größerer Belustigung reicht man oft den Stock Einem der Verhüllten, welcher nun damit seinen Kameraden berührt und zugleich frägt: Brüderchen, wer klopft? In diesem Falle wird der

Geklopfte selten den Klopfer errathen, er müßte denn sehr aufmerksam seyn, welche Aufmerksamkeit besonders bei diesem Spiele nöthig ist, wenn man den Klopfer errathen will.

Wer hat's? Die Gesellschaft muß aus mehreren Personen bestehen, z. B. aus sechs, acht ꝛc. Einem aus derselben wird nun ein kleines, wo möglich, buntes, Taschentuch unvermerkt hinten an das Kleid mit einer Stecknadel gesteckt, und jetzt läuft Alles bunt durcheinander und frägt einander laut: Wer hat's? Derjenige, der das Tuch angesteckt erhalten, läuft nun immer mit herum und frägt, welches diesem Scherze die komischeste Seite und zum größten Jubel Veranlassung giebt. Hat er es nun errathen, daß er selbst der Betrogene war, so wird das Tuch ihm abgenommen, und er erhält das Recht es wieder beim Durcheinanderlaufen einem Andern anzustecken; und sowechselt dieser Spaß von Einem zum Andern, und unterhält leicht ein Stündchen.

Das Ja- und Neinspiel, od. hast Du Deine Lektion gelernt? Einer aus der Gesellschaft frägt seinen Nachbar rechter Hand: Hast Du Deine Lektion gelernt? Dieser darf nun in seiner Antwort weder das Wort Ja, noch Nein gebrauchen, sondern muß seine Antwort anders einrichten oder einkleiden, z. B. Warum sollte ich sie nicht gelernt haben? oder: Sie können noch fragen, ich dächte, das wüßten Sie ꝛc. Wie heißt Deine Lektion? Hier wird ein beliebiger Denkspruch genannt. Von diesem nimmt nun der Fragende Veranlassung, eine Reihe von Fragen aufzuwerfen, welches er so lange fortsetzt, bis sich der Antwortende vergißt, und ein Ja oder Nein hervorbringt. Zum Beispiel: Wer hat Dir die Lektion aufgegeben? Glaubst Du auch das, was darin steht? Bist Du nicht deswegen auf ihn böse, daß er Dir diese

Lektion aufgab? ꝛc. ꝛc. Wer sich fangen läßt, und mit Ja oder Nein antwortet, muß ein Pfand geben.

Das Wortverbergen. Einem Mitgliede aus der Gesellschaft wird von seinem Nachbar ein beliebiges Nennwort heimlich angegeben; ein Anderer aus der Gesellschaft, der dieses Wort nicht weiß, fängt nun an eine beliebige Frage an denjenigen zu thun, dem ein Wort von seinem Nachbar gesagt wurde. Z. B. Wünschen Sie, daß morgen schönes Wetter sey; oder: Wie haben Sie in der vergangenen Nacht geschlafen? ꝛc. Der Antwortende sucht nun seine Antwort auf die an ihn gethane Frage so abzufassen, daß unter drei oder vier andern Nennwörtern auch das ihm gegebene Wort, in eine passende Verbindung gebracht, vorkommt, und der Fragende muß nun rathen, welches das aufgegebene Wort war. Z. B. die Frage lautet: Denken Sie oft an Ihren anwesenden Freund? Antwort: Eher will ich Ihnen sagen: ob ich lieber Branntwein trinke, lieber Bratwurst oder Pfefferkuchen esse, als diese Frage beantworten. Hier ist Pfefferkuchen das aufgegebene Wort. —

Man hat nun noch eine große Anzahl ähnlicher Spiele zur Belustigung junger Leute, auch älterer, in Gesellschaften. Wie das Advokatenspiel; das Klingelspiel; Plumpsackspiel; das Quodlibet; das Ablockspiel; das Schriftsteller- und Buchhändlerspiel; die Inquisition; das Reimspiel; die Kapelle, welche mit dem Konzerte in Krähwinkel, s. unter Gesellschaftsspiel, Th. 157, gleich ist, und nur wenige Abänderungen hat; der Mufti und comme ça; das Vergleichungsspiel; Weil und Warum; das Thierkonzert; das Erzählungsspiel ꝛc. ꝛc., von welchen Spielen mehrere in diesem Register noch vorkommen, andere sind aber übergangen worden, weil sie nicht sonderlich belustigend sind, oder im Spiele kein besonderes In-

tereſſe erwecken. Ueber die Jugend- oder Geſellſchafts-Spiele ſehe man nach:

Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, die erſten Jahrgänge.

Die Heſperiden, ein Magazin für jugendliche Unterhaltung. Schnepfenthal, 1798, 18 St.

Guthsmuths Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers für die Jugend. Dritte Aufl. Schnepfenth. 1802.

Neue Beiträge zur Beförderung des Nachdenkens und der geſelligen und häuslichen Freuden. Leipzig, 1798, S. 144.

Der luſtige Geſellſchafter in frohen Zirkeln. Pirna, S. 27. u. f.

Spiel (Kämmerchen-Vermiethungs-), ein Geſellſchaftsſpiel mit drei Würfeln und einem Plane. Man kann dieſes Spiel auch mit zwei Würfeln ſpielen. Einer aus der Geſellſchaft iſt Wirth und vermiethet an die Uebrigen die auf dem Bilde vorgeſtellten neun Wohnungen von 3 bis 11 für eine beliebige Miethe. Wer Nr. 11, die höchſte Wohnung oder Nummer, gemiethet hat, fängt an zu würfeln, und die Andern folgen abwärts nach. Wer ſeine eigne Nummer trifft erhält vom Wirthe den vierten Theil der zu zahlenden Miethe, der Beſitzer von Nr. 4 die Hälfte, und Nr. 3 die ganze Miethe zurück. Wer die Nummer eines Andern trifft, erhält vom Beſitzer derſelben 1 Marke. Wer 12 auf eine andere Art als 3, 4, 5 wirft, zahlt an den Wirth 2 Marken. Wer zwölfmal 3, 4, 5 wirft, erhält von dem Wirthe die gezahlte Miethe vierfach, wenn acht Perſonen ſpielen, bei ſechs Perſonen dreifach. Sind mehr Perſonen, als Zimmer, ſo miethen zwei oder drei Perſonen ein Zimmer, ſind weniger Perſonen, ſo miethet man mehrere Zimmer. Dieſes Spiel iſt gleichfalls ein ſehr unterhaltendes Geſellſchaftsſpiel.

— (Kaiſer-), ſ. Spiel (Imperial-), Th. 157.

— (Kampf-), ſ. Th. 34, S. 4—61.

Spiel (Karnüffel=), Karniffel, Balgspiel, ein altes Kartenspiel, dessen in einer Leichenpredigt vom Jahre 1496 gedacht wird. Wie dieses Spiel aber gespielt worden, findet man nirgends angeführt; vielleicht auf die Art wie Landsknecht oder Lanzenknecht, da die Worte Karnüffel und Balg eine Schlägerei bezeichnen, also sich herumschlagen, balgen, karniffeln; wahrscheinlich nach dieser Abstammung, Ableitung, ein Soldatenspiel oder ein Spiel, welches die Soldaten in den Feldlägern gespielt haben; es ist daher dem Landsknechte ähnlich, wenn nicht dasselbe Spiel gewesen.

— (Karten=), ein Spiel, welches mit dazu eingerichteten Blättern, Kartenblättern, geschieht, welche auch Briefe genannt werden; s. Spielkarten. Ueber das Kartenspiel, dessen Erfindung, Ausbreitung, Nutzen und Schaden ꝛc., ist schon Th. 157 unt. Spiel die Rede gewesen. In dem neuesten Spielalmanach, von dem Herrn G. W. von Abenstein herausgegeben, wird das Kartenspiel auch als eine Erfindung der Morgenländer angeführt, und aus der Vermuthung genommen, daß, da die Karten in Italien im Jahre 1395 Naibi, in Portugal und Spanien Naipis genannt worden, welches in der morgenländischen Sprache so viel als Voraussehung, Wahrsagung bedeutet, und da die Wahrsagerkünste morgenländischen Ursprungs sind, so müßten es auch die Karten seyn. Diese Behauptung ist so unrecht nicht, und hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich; denn es läßt sich leicht denken, daß man beim Wahrsagen gewisse Blätter mit geheimer Schrift oder geheimen Charakteren gebraucht hat, die dann nachher zur Erfindung der Kartenspiele Veranlassung gegeben. Besonders hatten die Zigeuner, nach Einigen ein ursprünglich Indisches, nach Andern ein Nubisches oder Aegyptisches Volk, d. Kartenspiel in Asien u. Afrika verbreitet, u. wenn

man die abgesonderte Lebensart dieses Volkes betrachtet, und besonders das Leben der Weiber in der Wildniß, die auf alle nur mögliche magische und andere Künste sinnen, um die Menschen im Verkehr mit ihnen zu betriegen und Vortheile von ihnen zu ziehen, so kann man auch wohl annehmen, daß sie die Erfinder des Kartenspiels gewesen sind, weil dieses Anfangs mit zu den Taschenspielerkünsten gehörte, so wie die Kartenkunststücke noch dazu gehören, die in dem verwichenen Jahrhunderte ihre höchste Ausbildung erhielten. Ob übrigens die Sarazenen bei ihrem Uebergange nach Europa das Kartenspiel zuerst den Europäern bekannt gemacht haben, oder ob es, wie wohl wahrscheinlicher, durch die Handelsverbindungen der Morgenländer mit den Abendländern dahin gekommen, bleibt unentschieden, weil darüber bestimmte Nachrichten fehlen und alle historische Nachrichten in dieser Hinsicht nur Vermuthungen sind. Da aber die ersten historischen Spuren der Karten und deren Gebrauch sich in Italien finden, so spricht dieses für die Ueberkommung des Kartenspiels durch den Handel, weil die Italiener schon früh Handel mit der Levante trieben. In einer Italienischen Handschrift des Pipozzo di Sandro vom Jahre 1299 wird der Spielkarten ausdrücklich gedacht; s. Spielkarten. Nach den Italienern findet man zuerst Nachrichten von den Karten bei den Deutschen, dann erst bei den Franzosen, und zuletzt bei den Spaniern, Ein Mehreres über die Erfindung der Kartenspiele wird unter Spielkarten vorkommen, so wie auch der Artikel Spiel, Th. 157, besonders von S. 545 an, nachzulesen ist.

Man kann die Kartenspiele in drei Klassen bringen. Zur ersten Klasse gehören diejenigen Kartenspiele, welche mit besonderer Aufmerksamkeit und Feinheit gespielt werden müssen, da sie mancherlei Verwickelungen enthalten, die zur Lösung einen gewandten

und geübten Spieler erfordern; denn nur durch ein geschicktes Drehen im Spiele können sie gewonnen werden oder verloren gehen. Zu diesen Spielen gehören: das l'Hombrespiel zu 2, 3, 4 und 5 Personen. Die beiden letztern Spiele zu 4 und 5 Personen machen besondere Spiele unter den Namen: Quadrille oder l'Hombre en quatre, und Quintille oder l'Hombre en cinq aus; das Whist-, Boston-, Kasino-, Tresett- und Tarokspiel; s. diese Spiele, im Register. Zur zweiten Klasse gehören diejenigen Spiele, die ebenfalls Aufmerksamkeit und Gewandheit erfordern, aber nicht in dem Grade, wie die Spiele der vorhergehenden Klasse, obgleich es ihnen auch an manchen Verwickelungen und Feinheiten nicht fehlt. Diese Klasse ist sehr zahlreich; es gehören dazu: das Piquet-, Solo-, Alliance-, Imperial- oder Kaiser-, Hok-, Guimbarde- oder Braut-, Ambigu-, Guinguette-, Mariage-, Rabouge-, Minchiate-, Commerce-, Reversis-, Bassadewitz-, Elfern-, Poch-, Papillon-, Brusquembille-, Brelan-, Mouche-, Komet- oder Manille-, ma Commère-Spiel ꝛc. ꝛc. Die meisten dieser Spiele kommen in diesem Register vor; einige werden hier kurz abgehandelt werden, weil sie oben im Register übergangen worden. — Zur dritten Klasse gehören alle leichte Kartenspiele, die ohne alle Feinheit, nur mit einiger Aufmerksamkeit, gespielt werden können, und größtentheils von den untern Volksklassen gespielt werden; es gehören zu diesen Spielen: das einfache Dreiblatt-, Triumpf-, Kauflabet-, l'Homme d'Auvergne-, Hahnrey-, Saufaus-, böse Sieben-, Stepke-, Baziga-, Schafkopf-, Todt und Leben- ꝛc. ꝛc. Spiel. Auch von diesen Spielen kommen mehrere im Register vor. Auch laufen viele von den Spielen dieser dritten oder

letzten Klasse, welche mit 3 Blättern gespielt werden, auf eins hinaus, und haben nur verschiedene willkührliche Namen, ohne die geringste Beziehung auf das Spiel, erhalten, wie es den Spielern eingefallen, oder dieses oder jenes Witz- oder Spitzwort im Spiele zufällig vorgekommen, wonach man dann dasselbe benannt hat, wie böse Sieben, schwarzer Peter, Saufaus, Hahnrey ꝛc. ꝛc. — Noch eine besondere Klasse von Karten-Spielen machen die Karten-Hazardspiele aus, bei denen das Pharaospiel obenan steht; s. Spiel (Hazard-), Th. 157.

Das Alliancespiel ist ein neu erfundenes Kartenspiel, welches mit einer vollständigen Karte, also mit 52 Blättern, unter vier Personen gespielt wird; es können aber auch fünf bis sechs Personen daran Theil nehmen. Bei vier Personen — ich folge hier in der Beschreibung dieses Spiels dem Herrn v. Abenstein — erhält jede 12 Blätter, und 4 Blätter werden, als Talon, auf den Tisch gelegt, wobei das oberste Blatt aufgelegt wird, welches die Farbe anzeigt, in welcher gespielt werden kann. Bei diesem Spiele kommt es hauptsächlich auf die Mehrzahl der Stiche und auf die der Figuren an, die man darin macht. Diese Figuren sind der König, die Dame, der Bube und die Fahne, welche in einer rothen Farbe die Neun, in einer schwarzen aber die Drei ist. Letztere Figur, die Fahne, gilt jedoch während des Spiels bloß als Drei oder als Neun. Die Fahne wird mit 4, der Bube mit 3, die Dame mit 2, und der König mit 1 Marke bezahlt. Sieben Stiche machen das Spiel gewonnen, wenn sich auch noch so wenig Figuren darin befinden sollten. Wenn jedoch der Spieler mit seiner Alliance, welches ein König ist, und die Gegenparthei eine gleiche Anzahl Stiche haben, dann entscheiden die Figuren, und die gewinnende Parthei ist diejenige, in deren eingenommenen Stichen sich die Fahne befindet.

Wäre aber diese ein auf den Tisch gelegtes Blatt, so entscheidet der höhere Werth der eingenommenen Figuren, und ist dieser auf beiden Seiten gleich, so hat der Anfragende mit seiner Alliance das Spiel verloren. Wenn Karten gegeben worden, welches Geben nach der Reihe rechts herumgeht, so kommt es auf die Vorhand an, ob derjenige, der sie hat, ein Spiel unternehmen kann. Er frägt daher zuerst um Erlaubniß, und wird ihm diese gegeben, so sagt er seine Farbe an, und nennt den König, mit dem er Alliance machen will, worauf das Spiel beginnt; spielt aber die Vorhand nicht, so kommt es an den zweiten Spieler, und so geht es fort bis zu dem letzten. Will ein Anderer, als der, welcher gefragt hat, in Couleur spielen, so wird ihm das Spiel überlassen, wenn nicht derjenige, der die Vorhand hat, selbst Couleur spielen will, oder an dessen Statt Levée machen oder Solo spielen will. Auch kann derjenige, welcher erst gefragt hat, dennoch hernach in Couleur fragen, Levée sagen oder Solo spielen, nur muß er denjenigen, welcher spielen will, wirklich überbieten. Wer Levée ansagt, muß, wenn es ihm erlaubt wird zu spielen, eins von den drei verdeckt hingelegten Blättern umwenden, und in der dadurch bezeichneten Farbe spielen, jedoch steht ihm dabei frei, die auf dem Tische liegenden Blätter ganz oder zum Theil in seine Karte zu nehmen und andere dafür abzulegen. Hierauf wird ebenfalls ein König zur Alliance gerufen, und das Spiel geht wie vorhin. Der zur Alliance gerufene König braucht nicht schlechterdings einzustechen, wenn er von einem Andern, als dem Spieler selbst angespielt wird; dagegen fällt aber diesem der Vortheil zur Last, der für ihn hieraus entstehen kann, wenn der gerufene König mit aufliegen sollte; in diesem Falle ist derjenige Alliirter, welcher das nächste Blatt hat. Spielt der Spieler selbst gleich beim ersten Ausspielen die Alliance an, so muß der ge-

rufene König einstechen, sonst nicht. Uebrigens spielt man die Alliance nur dann an, wenn man sich für sicher hält, daß sie nicht gestochen werden kann, und wenn man die Kräfte seines Freundes gern erfahren will. Am besten ist es, zuerst die Trümpfe heraus zu fordern, um, wo möglich, die Figuren, die man nicht selbst hat, in seine Gewalt zu bekommen, oder diejenigen, welche man in seiner Karte hat, frei zu machen. Die beiden übrigen spielenden Personen sind allezeit natürliche Alliirte und zählen ihre Stiche ebenfalls zusammen. Die verlierende Parthei erhält keine Honneurs bezahlt. Wer Solo spielen will, tritt nun mit den drei übrigen Spielern in dasselbe Verhältniß, als bei zwei und zwei Alliirte gegeneinander. Die Mehrheit der Stiche, und, bei gleicher Anzahl derselben, die Fahne, oder wenn diese aufliegt, der höhere Werth der Honneurs, entscheiden auch hier. Wenn Einer der Spielenden Solo ansagt und seine Farbe nennt, und ein Anderer glaubt vielleicht in derselben Farbe, durch gute Nebenkarten unterstützt, ganz das Gegenspiel machen zu können, so sagt dieser Resistance! Jetzt spielen diese Beiden gegeneinander, und von den übrigen zwei Personen, welche neutral sind, spielt jede für ihr eignes Interesse. Zwischen den beiden Spielern entscheiden die meisten Stiche, und bei gleicher Anzahl derselben bloß die Fahne. Wären die Spieler an Stichen einander gleich, und Einer der Neutralen hätte in seinen Stichen die Fahne, so würde dieser, im Fall er auch nur einen Stich haben sollte, so angesehen werden, als ob er das Spiel gewonnen hätte, jeder der beiden Spieler bezahlt ihm 4 Marken, und wenn er außerdem noch Figuren haben sollte, diese nach ihrem Werthe. Der andere Neutrale giebt und bekommt in diesem Falle nichts, er müßte denn eine Figur erobert haben, welche er hier von demjenigen bezahlt erhält, der sie ausgespielt oder zugeworfen hat.

Sollte sich die Fahne aber unter den liegenden Blättern befinden, und sowohl der Solospielende, als derjenige, welcher ihn resistirt, hätten eine gleiche Anzahl Stiche, so haben sie beide verloren, und Jeder bezahlt an einen der Neutralen 4 Marken. Will Niemand ein Spiel unternehmen, so wird jedesmal von dem, welcher die Vorhand hat, Levée gemacht, solches aber nur wie bloße Alliance bezahlt, welche Alliance, ohne Levée 2 Marken, Solo 4 Marken, so auch das Levée, wenn man nicht dazu verbunden ist. Die Honneurs werden besonders bezahlt. Beim Solo bezahlt der Resistant den Preis dafür doppelt, die Honneurs aber wie die Neutralen. Gewinnt der Resistant, so muß ihm sein Gegner das Solo auch doppelt bezahlen. Wer Solo ohne Resistance gewinnt, bekommt von Jedem der drei übrigen Spieler, ohne die Honneurs, 4 Marken, und bezahlt auch an Jeden so viel, im Fall er es verliert. Die ersten Stiche in einer Folge bis zum Gewinn werden mit 2 Marken bezahlt; wer alle Stiche macht, bekommt 6, welcher Preis aber keine Erhöhung leidet, wenn man es vorher ansagen wollte. In Couleur gilt Alles doppelt. Das As, wenn es nicht à tout ist, gilt bloß als Eins, und kommt in Roth nach dem Buben, und ist in Schwarz das niedrigste Blatt, in der Farbe aber, welche à tout ist, sticht das As den König. Die übrigen Figuren und Blätter gelten nach ihrem bekannten Range. Wird dieses Spiel von fünf Personen gespielt, so bekommt jede 10 Blätter, und es werden nur zwei Blätter, eins offen und eins verdeckt, aufgelegt. Spielen sechs Personen, so erhält jede acht Blätter, und das Auflegen ist wie unter vier Personen. Im ersten Falle giebt es, nach gewählter Alliance, jederzeit drei, im letzten vier natürliche Alliirte, und alles Uebrige ist im Verhältniß wie unter vier Personen. Man kann dieses Spiel auch mit Deutschen Karten, jedoch nur unter 4 Personen spielen. Das Daus

vertritt hier die Stelle des As, der Ober die der Dame, der Unter die des Buben, und die Sieben ist in jeder Farbe die Fahne. Jeder bekommt acht Blätter, und da hier die Karte aufgeht, so müssen aus einer andern Karte vier Blätter aufgelegt werden, welche der Kartengeber von dem ihm zur rechten Hand sitzenden Spieler, dem das Abheben zukommt, herausziehen läßt. Bei Levée findet hier kein Kaufen Statt.

Das Bassadewwitzspiel gleicht dem Nullissimo im l'Hombrespiele, indem derjenige, der die wenigsten Stiche macht, am meisten gewinnt. Man spielt dieses Spiel mit einer Piquetkarte unter vier Personen, loset ums Kartengeben, welches, so wie das Spiel, links herumgeht. Jeder Spieler bekommt 8 Blätter, immer zu zweien, spielt für sich, und muß Farbe bedienen. Man spielt es ohne Trumpf, und die Blätter folgen in der gewöhnlichen Ordnung. Es kommt hier nicht auf die Stiche, sondern auf die Points an, welche in den Stichen enthalten sind. Das As zählt 11, der König 4, die Dame 3, der Bube 2, die Zehne 10, die Neune bis Sieben zählen nicht. Je mehr Points Einer zählt, um so weniger gewinnt er, und wer die meisten zählt, bekommt gar nichts. Der Kartengeber setzt 12 Marken in den Pot, welche zu Ende des Spiels in drei Theile, zu 5, 4 und 3 Marken vertheilt werden. Wer gar keinen Stich macht, oder die wenigsten Points in seinen Stichen zählt, der bekommt 5 Marken, wer nach diesem die wenigsten Points zählt, erhält 4 Marken, und wer von den beiden Uebrigen die wenigsten Points zählt, 3 Marken, und wer die meisten zählt, erhält nichts, wie auch schon oben bemerkt worden. Haben Zwei gleiche Points in ihren Stichen, so geht es nach der Vorhand, und der Nachsitzende bekommt die wenigsten. Macht Einer alle Stiche, so bekommt er von Jedem 4 Marken, die vom Kartengeber gesetzten 12 Marken bleiben aber stehen. Er muß noch einmal ge-

ben, und tritt derselbe Fall wiederum ein, noch einmal, und dieses so oft, bis die 12 Marken ausgespielt sind. Macht dagegen Einer nicht alle Stiche, jedoch so viele, daß er 100 Points zählt, so muß dieser Jedem 4 Marken bezahlen, und der Kartengeber muß noch einmal geben, wie vorher angeführt worden. Man befolge bei diesem Spiele folgende Regeln:

1) Man spiele so aus, daß die Andern abstechen müssen. — 2) Hat man As und König von einer Farbe, und dabei noch einige geringe Blätter, so spiele man nie diese, sondern eine andere Farbe an, welche die Andern stechen müssen. Wird dann eine Farbe gespielt, die man nicht hat, so werfe man vor allen Dingen diejenigen Blätter ab, auf welche man am leichtesten Stiche bekommen kann, z. B. unbesetzte Könige, Damen ꝛc. — 3) Hat man ein oder zwei Asse zur Vorhand, und keine Renonce, so spiele man zuerst das As, welches man entweder gar nicht, oder mit einer Dame oder einem Buben besetzt hat. Hierauf spiele man das noch dabei habende Blatt, und dann gehe man zu einer Farbe über, die von den Andern schlechterdings gestochen werden muß. Und wenn man auch leer ausgehen müßte, so ist es doch immer besser, als wenn man 100 Points bekommt und 12 Marken bezahlen muß. — 4) Spielt ein Anderer eine Farbe an, in welcher man das As oder den König nur mit einem einzigen niedrigen Blatte besetzt hat, so steche man mit dem Asse oder Könige, und spiele dann die Farbe sogleich wieder nach. Ist aber der Stich zu augenreich und man hat so unbedeutende Blätter in der Hand, daß man kein großes Spiel zu befürchten hat, so kann man es auch darauf ankommen lassen, ob dieselbe Farbe wieder nachgespielt werden wird. — 5) Je mehr man niedrige Blätter bei einem Asse oder Könige hat, um so vorsichtiger muß man im Zugeben seyn. — 6) Wird eine Farbe angespielt, die man nicht in der Hand hat, so entledige man sich vor allen Dingen der Blätter, auf welche man am leichtesten einen Stich bekommen kann, oder wenn man davon keine hat, so werfe man besonders As und Zehne

zu; denn je mehr man sich von den zählbaren Blättern reinigen kann, um so mehr Vortheil verschafft man sich dadurch. — 7) Hat man in der angespielten Farbe die Zehne und noch ein Paar andere Blätter, so sey man nicht voreilig mit der Zehne, sondern gebe lieber zum ersten Male ein geringes Blatt zu; denn die Fälle sind zu häufig, daß man auf der Zehne den Stich bekommt. Ist aber schon mit der Dame, dem Buben ꝛc. gestochen worden, dann muß man die Zehne zugeben. — 8) Hat man so starke Blätter in der Hand, daß man wahrscheinlich alle Stiche machen kann, so spiele man sehr vorsichtig, damit die Andern die Absicht nicht merken; denn sobald man nur die geringste Blöße giebt, so ist man auch der Gefahr ausgesetzt, 100 Points zu bekommen; man muß daher mit seinen Blättern beim Ausspielen sehr vorsichtig seyn, besonders in der Mitte, wo man der Gefahr, 100 Points zu bekommen, am allermeisten ausgesetzt ist, man kommt da oft zu einem Stiche, wo man es gar nicht vermuthet, und hat man dann viel hohe Blätter, so hält es schwer, das Spiel wieder los zu werden. — 9) Wer Farbe verläugnet, und es wird entdeckt, der geht leer aus, wenn er auch wirklich beweisen kann, daß er keinen Stich gemacht haben würde. — 10) Ist man in einer Farbe sehr stark besetzt, so muß man besonders Acht geben, welche Blätter die Andern darin abwerfen, um darnach seine Maaßregeln machen zu können; denn je mehr darin abgeworfen wird, um so größer wird die Force, und kommt man dann ans Spiel, so kann man es nicht wieder loswerden. Man suche sich daher so viel, als möglich, Renoncen zu machen, oder wenigstens solche Blätter los zu werden, auf welche man am leichtesten Stiche bekommen kann.

Das Dreikartspiel, Dreiblattspiel, oder das Spiel mit drei Karten, Blättern, ist schon Th. 157, S. 706 angeführt worden. Es gehört zu den niedrigen Kartenspielen, und wird mit 32 Blättern der Französischen Karte gespielt. Es hat mehrere Abänderungen, und nach diesen führt es auch ver-

schiedene Namen: wie Stepke, Puff, schwarzer Peter, Schafkopf, böse Sieben, Hahnrey, Saufaus ꝛc. ꝛc. Bei dem Stepke oder Puff wird mit einem Plumpsacke Schläge oder Puffe ausgetheilt. Jeder Spieler erhält drei Karten, entweder auf einmal oder nach dreimal Herumgeben, die übrigen bleiben im Talon. Derjenige, welcher die wenigsten Stiche macht, ist Stepke, erhält den Plumpsack und theilt die Schläge bei dem folgenden Spiele aus. Wer also die wenigsten Stiche macht, erhält eine gewisse Anzahl Schläge und den Plumpsack, das heißt, er wird Stepke für das nächste Spiel, und bleibt es so lange, bis Einer der Mitspielenden die wenigsten Stiche macht. Der Stepke spielt nicht mit, sondern sieht dem Spiele zu, und hat Acht, daß dabei Alles mit Ordnung zugehe. Es wird bei diesem Spiele kein Trumpf aufgeworfen. Das As ist die höchste Karte und zählt eilf, der König vier, die Dame drei, und der Bube zwei Points oder Augen. Die Blätter zählen daher vom As bis zur Zehne eingeschlossen. Das höhere Blatt sticht das niedere in allen Farben ohne Unterschied. — Man spielt auch Stepke auf eine andere Art, indem man in einer Gesellschaft, die aus acht bis zehn und noch mehreren Personen bestehen kann, Jedem eine Karte verdeckt giebt, worunter sich der Piquebube befindet, welcher der Stepke ist. Nachdem nun durchs Loos der Stepke gewählt worden, so erhält dieser den Plumpsack, und geht nun hinter den am Tische Sitzenden herum, von denen Jeder seine Karte vor sich verdeckt liegen hat, und sie mit seinem Nachbar tauschen kann, wenn er den Piquebuben hat, jedoch muß dieses im Geheimen geschehen, ohne daß es der Stepke gewahrt, sonst bekommt derjenige, der seine Karte einem Andern hinschiebt, und dafür dessen Blatt nimmt, ein Paar Streiche mit dem Plumpsack und giebt ein Pfand. Der Stepke muß nun errathen, bei

wem sich der Piquebube befindet, bei dem er anklopft, der muß seine Karte aufdecken; hat er ihn gefunden, so wird derjenige Stepke und giebt ein Pfand, und der Andere ist von diesem Posten erlöset; hat er ihn nicht gefunden, so muß er ein Pfand geben, bekommt von der Gesellschaft Schläge mit dem Plumpsacke und muß wieder suchen. Wenn dieses Spiel eine Weile gespielt worden, und nicht mehr anzieht, werden die Pfänder eingelöset. — Die übrigen angeführten Dreiblattspiele werden so ziemlich auf gleiche Weise gespielt, so z. B. wird bei dem schwarzen Peter demjenigen, der den Piquebuben hat, das Gesicht schwarz gemacht. Die böse Sieben ist Piquesieben ꝛc. Da diese Art Dreiblattspiele zu bekannt sind, und größtentheils in den untern Klassen des Volkes gespielt werden, so muß eine nähere Erklärung der übrigen Spiele dieser Art hier übergangen werden.

Das Rabougespiel oder die Rabouge, ein Kartenspiel, welches zu Ende des verwichenen und im Anfange dieses Jahrhunderts stark in Gesellschaften gespielt wurde, jetzt aber ganz aus der Mode gekommen ist. Es wird mit zwei vollen Spielen Französischer Karten, also mit 104 Blättern, unter vier Personen gespielt, so, daß jede Person 26 Blätter erhält. Die Erfindung dieses Spiels fällt zu Ende des verwichenen Jahrhunderts. — Das schon Th. 157, S. 569 und S. 765 erwähnte Hokspiel ist ganz außer Gebrauch gekommen, wird selbst in Frankreich gar nicht mehr gespielt, und scheint nur in der Zeit der Staats-Verwaltung Mazarins, der dieses Spiel zur Belustigung des Hofes unter Ludwig dem 14ten in Aufnahme brachte, wie auch schon Th. 157, S. 569 erwähnt worden, und nach welchem Minister man es auch **Hoc de Mazarin** genannt hat, dem das **Hoc de Lyon** nachgebildet wurde, gespielt worden, dann aber auch schnell in Vergessenheit gerathen zu seyn; denn

in Werken über die Kartenspiele im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts findet man es nur angeführt, aber nicht erklärt. — Das Tod- und Lebenspiel ist nur ein einfaches Kartenspiel, das unter zwei Personen auf folgende Weise gespielt wird. Man nimmt ein vollständiges Spiel Französischer Karten von 52 Blättern, theilt dasselbe so ab, daß jeder Spieler 26 Karten, und darunter 2 Asse, 2 Könige, 2 Damen, 2 Buben und 2 Zehnen erhält, die übrigen Karten können fallen wie sie wollen, jedoch muß man dahin beim Theilen sehen, daß bei den niedrigern Blättern, von der Neune abwärts, ein Spieler nicht alle Zweien, Dreien, Vieren ꝛc. erhält, und der Andere die höhern. Jeder Spieler nimmt nun sein Pack Karten, mischt sie, und behält sie so in der Hand, daß die Figuren nach unten gekehrt oder verdeckt sind, das heißt, die Rückseite heraus ist. Das As ist das höchste Blatt, dann folgt der König, die Dame, der Bube, die Zehne ꝛc. Der Aus- oder Anspieler wirft das oberste Blatt von seinen in der Hand habenden Karten so auf, daß die Figur oder die rechte Seite oben kommt, und der Andere wirft auf dieselbe Weise das seinige darauf. Uebersticht nun solches die zuerst aufgeworfene Karte, so nimmt Letzterer den Stich ein und steckt ihn unter sein Pack in der Hand, wo nicht, so nimmt Ersterer den Stich. Kommen gleiche Karten zusammen, wie z. B. zwei Asse, zwei Könige, zwei Damen ꝛc., so bleiben sie liegen, und es wird darauf gespielt, und derjenige, welcher mit seiner Karte übersticht, nimmt die Stiche ein, das heißt, steckt sie unter sein Pack, jedoch immer so, daß bei gleichen hohen Karten, diese vertheilt oder getrennt werden, damit nicht zwei Asse, zwei Könige, zwei Damen ꝛc. aufeinder folgen. Die Farben sind bei diesem Spiele gleich, nur die Augen überstechen. Pique-Dame übersticht daher den Carreau-Buben, die Coeur-Zehne ꝛc. Es wird so lange

gespielt, bis Einer der beiden Spieler tod ist, das heißt, alle seine Karten verliert und der Andere ihn überlebt, welches oft erst nach ein Paar Stunden geschieht; denn so lange jeder Spieler noch ein As, ein Paar Könige ꝛc. hat, wird das Spiel so bald nicht entschieden. Man setzt ein Gewisses an Gelde fest, worum das Spiel geht oder gespielt wird. —

Spiel (Karten-Domino-), ein Gesellschaftsspiel.

— (Kasco-), Cascospiel, siehe unter Spiel (l'Hombre-), Th. 157.

— (Kasino-), Casinospiel. Dieses Spiel ist, dem Namen nach, eine Erfindung der Italiener; denn man nennt in Italien, und besonders in Venedig, die Zimmer in den untern Stockwerken der Häuser, in welchen zur Meßzeit gespielt wird, Casino; auch zu Florenz führt ein Spielhaus, in welchem sich der Adel zu versammeln pflegt, diesen Namen, nach welchem auch wahrscheinlich der Versammlungsort des Adels, der Diplomaten, Militairpersonen ꝛc. von Rang in Berlin benannt worden. Ob nun dieses Spiel vorzugsweise auf dem Kasino zu Florenz ist gespielt, oder von einem Mitgliede der sich daselbst versammelnden Gesellschaft ist erfunden, und dann nach dem Orte benannt worden; oder ob es eine Erfindung der Engländer ist, wegen mancher Benennungen in Engl. Sprache, findet man nicht angeführt; so viel ist indessen gewiß, daß es eine Erfindung der neuesten Zeit ist, weil man es in älteren Werken über die Kartenspiele ꝛc. vergebens sucht. — Bei diesem Spiele gebraucht man ein vollständiges Französisches Kartenspiel von 52 Blätteen, wie beim Whist. Alle Karten von As bis Zehn haben in diesem Spiele den Werth, der dnrch ihre Zahl bezeichnet ist; die drei Figuren Bube, Dame, König, werden die Hofkarten (Court-Gards), so wie die übrigen, gemeine Karten genannt. Sie folgen von der Zehne aufwärts, der Bube eilf, die Dame zwölf,

der König dreizehn. Die Asse werden als die niedrigsten und höchsten Karten angesehen, und haben also einen doppelten Werth, von eins und von vierzehn, den der Spieler gelten lassen kann, wie er ihn am besten braucht. Ueber den Assen oder Vierzehnen stehen noch zwei andere Karten, die das Spiel charakterisiren, und Casinos heißen, es sind Pique=Zwei der kleine, und Carreau=Zehn der große Kasino; ersterer gilt 15, und letzterer 16 Points. Außerdem haben diese beiden Karten noch ihren Werth als gemeine Karten, nämlich 2 und 10, und der Spieler kann sie gebrauchen, unter welchem von beiden Werthen er will. Das Spiel wird von 4 Personen gespielt, deren zwei und zwei in Kompagnie spielen, und ihre Plätze auf dieselbe Art, nämlich die Zusammenspielenden einander gegenüber, einnehmen. Jeder Spieler bekommt 4 Karten in die Hand, und eben so viel werden aufgedeckt auf den Tisch gelegt. Die Hauptsache des Spiels besteht darin, daß der Spieler jedesmal, wenn ihn die Reihe trifft, oder an ihm ist, mit einer von den Karten in seiner Hand so viele Karten vom Tische wegnehme oder raffe, als mit dem Werthe der aufgezeigten Karten entweder einzeln oder mehrere zusammengezählt, übereinstimmen. Diese Zusammenzählungen oder Verbindungen gehörig und zu meinem größten Vortheile einzurichten, macht die Kunst des Spiels aus. Es kommt hierbei auf drei Punkte an: 1) daß ich die größte Anzahl Karten zu raffen suche; 2) daß ich beim Raffen mein Augenmerk vorzüglich auf die Piqueblätter richte, und 3) daß ich die in meiner Hand oder auf dem Tische befindlichen Asse und Casinos einzuziehen mich bemühe, weil diese Karten in den Stichen zählen. — Die Hauptsache bei diesem Spiele sind die Verbindungen, worin der Spieler seine ganze Aufmerksamkeit setzen muß; denn durch sie allein kann er die Mehrheit der Karten gewinnen. Man nehme als Spieler

ABCD an. A ist der Geber; er mischt die Karten und läßt sie von D, der ihm zur rechten Hand sitzt, abheben. Nachdem er jedem Spieler an dem Tische vier Karten gegeben, und die Tischkarten aufwärts gekehrt sind, so fängt B an zu spielen. Angenommen, die Tischkarten wären ein As, eine Zwei, eine Viere und eine Sieben, und B hätte eine Sieben in seiner Hand, so kann er mit dieser Sieben den Tisch räumen; denn seine Sieben paart sich mit der Sieben auf dem Tische, und da die übrigen drei Karten auch sieben zusammen machen, so nimmt sie B ebenfalls. Wenn aber B keine Sieben hätte, sondern eine Fünfe, eine Sechse, eine Zehne und eine Hofkarte, so muß er sehen, mit welcher Karte und durch welche Verbindungen er die meisten und besten Karten machen kann. Dieses geschieht durch die Zehne, weil diese die Sieben, die Zwei und das As, da hingegen die Fünfe bloß das As und die Viere, und die Sechse bloß die Viere und Zwei nimmt. Hat er keine Zehne, sondern bloß Fünfe und Sechse, so muß er mit der Fünfe nehmen, um das As in seinen Stich zu bekommen. Hätte er, nebst andern Karten, eine Dame, welche 12 gilt, so könnte er diese gebrauchen, um die Sieben, die Viere und das As zusammen zu bekommen. Kehren wir wieder zum ersten Falle zurück, daß nämlich B eine Sieben gehabt, und mit dieser den Tisch geräumt hätte, so markirt er einen Point, und C muß dem Tische eine Karte spielen; dieses sey eine Hofkarte, z. B. eine Dame, hat nun D eine Dame in der Hand, so kann er wieder den Tisch räumen. Angenommen dieses wäre geschehen, so muß A dem Tische eine Karte spielen, welches ein Bube seyn kann; wäre nun dieses, und B hätte keinen Buben, so spielte er eine andere Karte; diese sey nun ein König, C hätte aber weder Bube, noch König, so würde er auch eine andere Karte spielen, welches eine Zehne sey. Hätte nun D keine von den Dreien, so muß er eine andere

Karte zugeben; diese sey hier eine Neune. A könnte keine von den Vieren paaren, so giebt er eine andere Karte zu; diese sey eine Achte. B könnte nun auch nicht paaren, so giebt er eine andere Karte zu; diese sey nun eine Dame. C könnte ebenfalls nicht paaren, und giebt eine Sieben auf den Tisch; D hätte nun aber eine Achte, so nimmt er mit solcher die Achte, die A gespielt hat. A hätte eine Sieben, so nimmt er mit dieser die Sieben, die C gespielt hat; B könnte aber immer noch nicht stechen, so muß er seine letzte Karte zulegen; diese sey nun eine Drei; C kann auch nicht paaren, und giebt daher auch seine letzte Karte hin, welches eine Zwei ist; D ist nun in dem nämlichen Falle, und legt ebenfalls seine letzte Karte hin, welches eine Fünfe ist. Hat nun A zur letzten Karte ein As, so nimmt er mit diesem nach dem Werthe von 14, zuerst den Buben und die Drei; dann die Dame und die Zwei, und so die Neune mit der Fünfe, folglich sechs Karten vom Tische. Die Karten der Spieler sind nun alle, und auf dem Tische blieben ein König und eine Zehne liegen. A giebt also jedem Spieler wieder 4 Karten, aber keine dem Tische. B fängt wieder an zu spielen, wenn er nämlich keine von den Tischkarten paaren kann, so nimmt er eine davon weg, wo nicht, so giebt er eine zu. C, B und A thun dasselbe, bis die Karten wieder verspielt sind; dann giebt A Jedem wieder 4 Karten. B habe, bei seiner Reihe zu spielen, den großen Kasino in der Hand, auf dem Tische liegen ein As, ein König, eine Sieben, eine Zwei, so kann er mit jener Hauptkarte, nach ihrem Kasinowerthe von 16, den König, die Zwei und das As, oder nach ihrem gemeinen Werthe, das As, die Sieben und die Zwei nehmen, in welchen Fällen das As zu 1 gerechnet ist. Er kann aber auch das As zu 14 rechnen, und es so, nebst der Zwei, als den Werth von 16 nehmen. C konnte es nämlich vortheilhafter

finden, zwei Karten als eine auf dem Tische zu lassen, damit sein Nachfolger nicht etwa den Tisch räume, oder table nette (Raffel) mache. Ist nun das ganze Spiel Karten ausgegeben, so nimmt derjenige der den letzten Stich macht, die übrigen Karten mit weg, nämlich wenn B oder C eine Karte gepaart hat, und B und A kann keine gewinnen, so nimmt B oder C, der zuletzt gepaart, die noch übrigen Tischkarten, nebst denen von B und A mit weg; hat aber A eine Hofkarte, so nimmt A die noch übrigen Karten, die B oder C gelassen hat. Wenn das Spiel aus ist, so zählt jede Parthei ihre Karten, sind deren 26, und sie also auf beiden Seiten gleich, so zählt man nichts, sind ihrer aber 27 oder mehr, so zählt man drei. Die Parthei, die sieben oder mehrere Pique in ihren Stichen hat, zählt einen Point, welches doch geschieht, wenn man auch nicht die Mehrheit der Karten hat. Nachher zählt man den großen und den kleinen Kasino und die Asse. Die Parthei, welche die wenigsten Points hat, zieht solche von der Anzahl der Points der andern Parthei ab, und diese markirt so viel, als sie mehr hat. Die Points, die man aber bei dem Tischräumen macht, werden jedesmal schon während des Spiels markirt, und nie gegenseitig abgezogen. Man markirt auf folgende Art:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
o	oo	ooo	oooo	o	o	oo	ooo	o	o
				oo	ooo	o	o	o	oo
								o	o

Die Gesetze des Kasinospiels sind folgende: Diejenige Parthei, welche zuerst 12 Points markirt, hat die Parthie gewonnen. Die 11 Points können ohne das Tischräumen in einem Spiele zusammenkommen, wenn nämlich Alles auf einer Seite ist.

Für die Mehrheit der Karten	3	Points
= den großeu Kasino	2	=
= den kleinen Kasino	1	=
= die Asse (1 Point für jedes As) .	4	=
= die Mehrheit der Piques	1	=
Summe	11	Points.

Jede Parthei markirt nicht allein die Points, die sie gewonnen hat, sondern zieht auch die geringere Zahl von der größern ab, und markirt bloß das, was übrig bleibt. Es gewinnt z. B. eine Parthei sieben Points von den eilfen, so werden hier die andern 4 Points, die von der Gegenparthei gewonnen worden, von diesen sieben abgezogen, und bloß das, was übrig bleibt, wird markirt. Es gewinnt z. B. eine Parthei 7 Points von den 11; hier werden die andern 4 Points, die von der Gegenparthei gewonnen worden, von den 7 abgezogen, und bloß die übrigen 3 Points markirt. Es kann aber auch geschehen, daß keine von beiden Partheien etwas markirt. Zum Beispiel, die Anzahl der Karten war gleich zwischen den beiden Partheien; in diesem Falle bleiben nur 8 Points zu markiren; sollten diese nun, so wie die Karten, ebenfalls gleich getheilt seyn, so kann keine Parthei markiren. — 2) Die Art zu geben ist, daß man 4 Karten jeder Person und 4 Karten dem Tische giebt; wenn diese Karten gespielt sind, so giebt man wiederum 4 Karten jeder Person, bis die Karten alle sind; dem Tische giebt man aber keine mehr. Der Geber ist aber nicht verbunden, die Karten, die er dem Tische giebt, in der Reihe, wie er sie giebt, aufzuschlagen, sondern er kann nach seinem Gefallen eine, oder zwei, oder alle auf einmal umkehren. Finden sich unter den aufgeschlagenen Karten zwei gleiche, als zwei Achten, zwei Asse ꝛc., so wird eine davon wieder untergesteckt, und eine andere aufgeschlagen. — 3) Bei diesem Spiele kann

kein Vergeben Statt finden; denn wenn eine Person bloß mit drei Karten spielt, so ist es ihr eigener Schade, und sollte eine Karte unter den Tisch gefallen seyn, so muß diejenige Person, die bloß drei Karten hat, die vierte zu ihrem Schaden oder Nutzen anfnehmen. Es wird nicht als ein Versehen angesehen, wenn eine oder mehrere umgekehrte Karten im Spiele sind, es sey denn bei dem ersten Herumgeben, und ehe eine von den Tischkarten aufgeschlagen ist. — 4) Es ist Niemanden erlaubt mehrere Stiche, als die zuletzt gespielten nachzusehen, auch darf Niemand seine gemachten Stiche oder Karten während des Spiels zählen. — 5) Niemand kann mehr als eine Karte auf einmal aus seiner Hand spielen; mit dieser kann er aber nicht allien ein Paar machen, und jene andere Karte, welche dieselbe Benennung führt, nehmen, sondern er kann auch mit dieser einzigen Karte so viele andere Karten aufnehmen, als er durch Verbindungen seiner Karten herausbringen kann. So kann z. B. eine Zehne

9 und As
8 = 2
7 = 3
6 = 4

sowohl als 10 nehmen. — 6) Derjenige, der die letzte Tischkarte nimmt oder den Tisch räumt, zählt jedesmal einen Point. — 7) Derjenige, der den letzten Stich macht, nachdem alle Karten gegeben worden, nimmt mit selbigem jede andere Karte, die noch auf dem Tische liegt, und dieses nennt man den Sweep oder den Kehraus. — 8) Der Lurch (Bredouille) wird das doppelt gewonnene Spiel genannt.

Allgemeine Spielregeln:

1) Die erste und wichtigste Anweisung ist, sich zu erinnern, wie viele Zehner, Asse und Zweier gespielt, und ob zwei Hof- oder Bilderkarten von derselben Benennung zuerst auf dem Tische aufgeschlagen worden

sind, welches besonders nöthig ist. Uebrigens merke man alle Karten, wenn man kann. — 2) Kann man mit der Karte, die man spielt, weder eine Karte, noch mehrere vom Tische aufnehmen, so muß man allemal lieber eine niedrige Karte ausspielen, weil eine solche weiter keinen Nutzen hat, als etwa ein Paar zu machen, dahingegen höhere Karten durch Verbindung viele mit Vortheil nehmen können. Ausnahmen hiervon sind: Wenn man Geber ist, und die Karten sind alle gegeben, so muß man eine Hofkarte zurückbehalten, um sich des Sweeps oder Kehraus zu sichern. Manchmal auch, wenn man den großen Casino in der Hand hat, die andern drei Zehnen müssen eben gespielt seyn, so ist es besser, eine geringere Karte auszuspielen, welche mit einer Tischkarte durch Verbindung Zehn oder Sechzehn ausmacht, in der Hoffnung, die verbundenen Karten dann mit dem großen Kasino aufzunehmen. Gewahrt man, daß die kleinen Tischkarten durch Verbindungen mehr ausmachen, und der große Kasino ist noch nicht heraus, auch hat man ihn nicht in seiner Hand, so muß man eine größere Karte spielen, um die Gegner zu verhindern, ihren Kasino in Sicherheit zu bringen, wenn aber die drei Zehnen heraus sind, und man weder selbst, noch der Gehülfe Kartengeber ist, so muß man suchen mit seiner Karte die Zahl Zehn unter den Tischkarten zu machen, ohne Rücksicht zu nehmen, ob dieser Gehülfe den großen Kasino in der Hand hat oder nicht; denn wenn er in der Hand unserer Gegner ist, so werden sie ihn beinahe mit Gewißheit in dem Kehraus bekommen, wenn sie ihn nicht vorher in Sicherheit bringen. Wenn man Geber ist, und hat in den letzten vier Karten den großen Kasino, und die drei andern Zehnen sind heraus, so muß man, wenn man keine Hofkarten für den Kehraus hat, den großen Kasino zurückbehalten, in der Hoffnung, Verbindungen zu machen; es sey denn, daß man eine Achte oder Neune hätte, in welchem Falle man besser thut, den Kasino zu spielen, und es dem Zufalle zu überlassen, solchen im Kehraus wieder zu bekommen. — 3) Die Piquekarte hat in diesem Spiele vor den andern Farben den Vorzug, und macht das Spiel eher gewinnen. — 4) Was die

Asse anbetrifft, so sollen die dritte Hand und der Geber sie jedesmal bis zuletzt aufheben. Ueberhaupt muß bei den Assen Folgendes beobachtet werden: Wenn noch keine gespielt sind, oder wenn bloß eins oder zwei heraus sind, und die erste oder zweite Hand eins hält, die Gelegenheit abwarten, wenn bloß Zehnen und Hofkarten auf dem Tische liegen, oder wenn es mit andern Tischkarten nur wenige Verbindungen macht, ehe man es ausspielt. — 5) Wenn drei Asse heraus sind, so sollte man das vierte niederlegen, im Fall es die erste Karte ist, die man zu spielen hat, man darf es aber niemals nach dem ersten Herumspielen zurückbehalten. — 6) Hat man zwei Asse in der Hand, so muß man die erste beste Gelegenheit benutzen, eins davon zu spielen, in der Hoffnung, daß es nicht weggenommen werde, bis man wieder zum Spielen kommt; und spielt unser Gehülfe ein As, und man kann es nicht durch Verbindungen aufnehmen, so muß man wenigstens diese Verbindungen so viel, als möglich, zu verringern suchen, damit es die Gegner nicht so leicht gewinnen können. — 7) Hätte man in seiner Hand ein As und den kleinen Kasino, und man ist genöthiget eins von beiden zu spielen, so thut man besser, man nimmt den Letztern, weil die Gegner, wenn sie ihn aufnehmen, nur einen Point gewinnen, hingegen würden sie zwei Points gewinnen, wenn es sich treffen sollte, daß sie das As gewinnen könnten. Sie können aber den kleinen Kasino mit andern Karten zusammen ebenfalls durch ein As nehmen. — 8) Wenn unter den Tischkarten der große Kasino und ein As befindlich sind, und man hat eine Zehne und ein As in seiner Hand, so muß man allemal das As zuerst nehmen, wenn man den Kasino nicht etwa mit andern zu 14 zusammenzählen kann, weil ein As durch Verbindungen eher gewonnen wird. — Es ist überhaupt Regel, nicht auf dem Tische bloß eine einzige Karte oder solche Karten zu lassen, die durch Verbindungen mit einer Karte gewonnen werden können, aus Furcht, der Gegner möchte den Tisch räumen. Kein Theil des Spiels erfordert mehr Nachdenken und Ueberlegung, als dieser, und dennoch ist er selten untrüglich; denn da die Mehrheit der Karten von so gro-

ßer Wichtigkeit ist, und einen Unterschied von 6 Points macht, so ist es der Mühe werth, es zu wagen. Diese allgemeine Regel muß besonders befolgt werden in folgenden Fällen: Wenn die Gegner vier markirt haben, wage man es nicht den Tisch zu räumen, aus Furcht, sie möchten dem Lurch oder doppelten Spiele entgehen; noch weniger muß man es wagen, wenn sie neun oder zehn markirt haben. In folgenden Fällen sollten die allgemeinen Regeln nie befolgt werden: 1) Im Anfange eines Spiels, wenn man durch Verbindungen viele Karten aufnehmen kann. — 2) Wenn man irgend einen Point machen kann. — 3) Wenn ein Stich oder zwei die Verschiedenheit der Karten machen kann. — 4) Wenn man schon hoch markirt hat, und die Gegner zwei oder drei Points haben. In allen diesen Fällen muß man die allgemeine Regel des Tischräumens nie befolgen.

Das Kasino mit drei Personen ist von dem mit vier Personen in seinen Gesetzen und Regeln ganz verschieden, und wird auch auf eine ganz andere Art gespielt. Die gewöhnlichste ist folgende. 1) Besteht dieses Spiel aus 16 Points, statt aus 11. Man hat nur sechs Marken zum Markiren nöthig. 2) Ist der Lurch oder das doppelte Spiel Sieben. — 3) Jede Person markirt die Points, die sie gewinnt, ohne irgend einen Abzug. — 4) Wenn die Partheien im Spiele so weit gekommen sind, daß wenige Points die Anzahl ihrer Nummern zu Sechzehn erhöhen können, und wenn zwei Personen oder alle drei diese Zahl vollkommen gemacht haben, so wird dann das Spiel nach dem Range der Points, die man gewonnen hat, entschieden, eben so wie beim Spiele von allen Vieren, wo der Höchste eher zählt, als der Niedrigste, und wie bei dem Piquet, wo die Vorhand oder die Points ehee zählen, als die Quinten ꝛc. — Auf folgende Weise folgen die Points in der Ordnung aufeinander:

Erstens der große Kasino; zweitens der kleine Kasino; drittens die Mehrheit der Karten; viertens die

Mehrheit der Piques; fünftens das Piqueas; sechstens das Treffas; siebentens das Coeuras, und achtens das Carreauas.

Neuester Spiel-Almanach von G. W. v. Abenstein, S. 140 u. f.

Spiel (Kaufhaus-), siehe unter Spiel (Gesellschafts-), auch eine Benennung des Hammer- u. Glocken-, u. Todtenkopf- und Kanonen- ꝛc. Spiels, in welchen ein Kaufhaus vorkommt, welches zuletzt gewinnt; s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157.

— (Kauflabet-), ein zu seiner Zeit sehr beliebtes Spiel bei den Frauen und Jungfrauen, welches mit Deutschen Karten gespielt wurde; es können es drei oder vier Personen zusammen spielen. Eine jede Person bekommt vier Blätter, es wird ein Trumpf aufgewählt, nach welchem, nach der Reihe herum, von den übrig gebliebenen Blättern, so weit solche herumreichen, und sie Jeder nöthig hat, gekauft wird. Das Trumpfblatt nimmt derjenige, welcher Karten gegeben hat, gegen Wegwerfung eines andern ein. Wer die meisten Stiche hat, genießt den Vortheil, wer aber keinen Stich bekommt, muß so viel Labet setzen, als auf der Tasse steht, oder der Stamm austrägt.

— (Kegel-), s. unter Kegel, Th. 36. Eine andere Art Kegelspiel, siehe unter Stoßbahn; auch unter Kinderspiel, Th. 37, S. 867, ist eine Art vorgekommen oder erwähnt worden; so auch unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 709.

— (Kinder-), s. Th. 37, S. 847 u. f. Zu den daselbst angeführten Spielen für Kinder gehören nun noch: das Kreisel- und Brummkreiselspiel; das Marmel- und Knippkugelspiel; s. diese Spiele im Register; das Drachenspiel, siehe Th. 157, Spiel (Drachen-), und unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 687 u. f.; dann die ver-

schiedenen Spiele zur körperlichen Uebung, die unter LeibesUebungen, Th. 72, beschrieben worden. Hierzu kommen nun noch in der neuesten Zeit eine große Anzahl von Gesellschafts=Spielen, die unter Spiel (Gesellschafts=) erwähnt worden, wozu noch gehören: die Katze fängt Mäuse; das Poliz'ei= und Feuerspiel; das Deutsche Ritterspiel; das Seewesenspiel; Siam, ein Gartenspiel vom Professor Grohmann; Tugend und Laster, für junge Leute in Schulen und in Erziehungsanstalten, in 50 illuminirten Karten; die lustige Buchstabirschule. Die zuerst angeführten Spiele sind mehr ein Eigenthum der Kinder der untern Volksklassen, wozu noch das Schuffeln oder Schaufeln mit Nadeln, das Fassen mit Steinen, das Stechen ins Nullbuch ꝛc. gehören. Es wird nämlich von Papier ein kleines Buch in Sedezform gemacht, so daß aus einem Bogen Papiere 16 Blättchen das Buch bilden. Die beiden ersten gegenüber stehenden Seiten desselben werden mit zwei Nullen, die beiden folgenden mit zwei Einsen bezeichnet, und so abwechselnd bis ans Ende des Buches. Die Ziffern werden auf jedem Blatte gerade in die Mitte gestellt. Man hält nun ein solches Buch dem Einstechenden, mit den Fingern fest zusammengeklemmt, hin, das heißt, demjenigen, der sein Glück mit einer Nadel versuchen will. Dieser sticht nun von oben hinein, jedoch darf er das Papier nicht verletzen, weil es sonst brennt, und er noch einmal stechen muß. Trifft er nun die Einsen, so hat er gewonnen und erhält eine Nadel, trifft er die Nullen, so hat er die seinige verspielt. Ferner das Knopfspiel ꝛc. ꝛc. — Die andern Spiele gehören den Kindern aus den gebildeten Klassen des Volkes fast ausschließlich an, wozu der schon oben erwähnte Brummkreisel oder Mönch auch gehört. Ferner gehören noch hierher:

die Stoß= und Schnurkegelbahnen, die kleinen Billards, das Bilboquet, das Diablespiel, die Federspiele, die Springschnur, das Ring= und das Stockspiel; die Th. 157 unter Spiel (Gesellschafts=) angeführten Kinderspiele, wie das Post= und Reise=, Hammer= und Glocken=, Buchstaben=, arithmetisches Unterhaltungs= ꝛc. ꝛc. Spiel, und andere diesen ähnliche Spiele. Hierzu kommen nun eine große Anzahl anderer Spiele zur Belustigung uud Unterhaltung der Kinder aus Holz, Pappe, Zinn ꝛc., welche in der neuesten Zeit zum Theil erfunden und auch nur erneuert worden, wie die optischen Spiele aller Art, zum Beispiel Drehspiele, Guckkasten, Ombres chinoises, Teleoramas, Microscope, Nachzeichnungsröhre ꝛc.; Chinesische Feuerwerke; mathematische Belustigungen; architektonische Spiele, z. B. das Zusammensetzen von Schlössern, Pallästen, Kirchen, Klöstern, Einsiedeleien, Grotten, Bauerhäusern ꝛc.; militairische Spiele, z. B. Festungen, Kasernen, Zelte, Läger, Ritterturniere, Wachen; dann Soldaten, Kanonen ꝛc. von Pappe ꝛc.; musikalische Spiele, wie Querpfeifen, Maultrommeln, Mundharmonikas, Glasharmonikas, Drehorgeln, klingende Spiele, Harfen, Guitarren, kleine Violinen ꝛc. ꝛc.; dramatische Spiele oder Unterhaltungen, z. B. Theater mit Verwandlungen aus Holz und Pappe, mit den dazu nöthigen Figuren, und eine große Anzahl anderer Spiele für Kinder beider Geschlechter, wie Myrioramas, Geistermaschinen, magnetische Fische; aerostatische Apparate; Verwandlungsmaschinen ꝛc. ꝛc. Wie weit man in der Kultur vorgerückt ist, beweisen uns jetzt die Kinderspiele, wie auch schon unter Spiel, Th. 157, S. 606, ist bemerkt

worden; denn man bietet jetzt Gegenstände für Kinder aus, die sonst der reifern Jugend schwer begreiflich waren, oder doch wenigstens mancherlei Vorkenntnisse und einen offenen geweckten Geist erforderten, wie z. B. die mathematischen, optischen und magischen Spiele; und wie würden unsere Vorfahren erstaunen, wenn ihnen vergönnt wäre, einen Blick in die jetzige Zeit zu thun, und den Buchbinder als Künstler auf einer Stufe zu sehen, wo sonst die Nürnberger Holzkünstler und Drechsler standen; ja und sogar ein Wochenblatt für Kinder zu erblicken, welche Wochen- und Zeitschriften, Tageblätter ꝛc. sie gar nicht kannten, vielweniger noch ihre Kinder; und hielten des Geistes Anstrengungen der Jugend wirklich so Schritt, wie es nicht der Fall ist, mit den Fortschritten der Industrie in den Zweigen der Wissenschaften und Künste, die für sie ausgeboten werden, so müßten wir in ein Paar Decennien kühn den Thurm zur Sonne anfangen können, um so mehr, da uns die Schwingen dazu schon durch die Aeronautik und die Dampfmaschinen gefertiget worden. —

Spiel (Kirchen=), Kirchspiel, siehe dieses Th. 38, S. 434 u. f.

– (Klassenlotterie=), s. unter Lotterie, Th. 81, S. 16 u. f.

– (Klavier=), s. Th. 8, S. 193.

– (Klingel=), ein Gesellschaftsspiel, bei welchem so viele Stühle in einen Kreis gesetzt werden, als sich Personen in der Gesellschaft befinden, nur Eine muß leer ausgehen, welche die Klingel, Schelle oder Glocke erhält. Sobald nun das Spiel beginnen soll, so stellen sich sämmtliche Mitglieder in einen Kreis vor die Stühle, jedoch nicht zu nahe; daher muß der Kreis der Stühle so ausgedehnt, als möglich, seyn. Man faßt sich nun bei den Händen und tanzet im Kreise ein Paarmal herum, unter Absingung der Strophen:

Der Herr Wirth ist nicht zu Hause,
Drum machen wir eine Pause,
Und lassen's Klingeln seyn;
Läßt er sich aber blicken,
Laßt auf den Stuhl uns drücken,
Er muß dann Klingler seyn,

und bei dieser letzten Strophe sucht ein Jeder einen Stuhl zu gewinnen, und der keinen erhält, ist der Wirth, und bekommt die Klingel. Ein Jeder erhebt sich nun wieder von seinem Sitze beim Schellen, und sucht mit seinem Nachbar oder mit einem Andern seinen Platz zu wechseln, kann nun der Klingler einen der verlassenen Plätze schnell erhaschen, so ist derjenige Wirth oder Klingler, der davon ausgeschlossen ist. Man spielt es auch wie das Gänsespiel, s. unter Gesellschaftsspiel oder Spiel (Gesellschafts=), Th. 157, S. 731; das heißt, der Kreis tritt immer wieder unter Absingung der angeführten Strophen zusammen, während der Wirth klingelt, und bei der letzten Strophe erhascht Jeder schnell einen Stuhl; der welcher von den Spielern leer ausgeht, ist der Klingler und erhält die Glocke.

Spiel (klingendes), s. unter Klingen, Th. 40, S. 593.

— (Klisch=), s. unter Leibes=Uebungen, Th. 72, S. 710.

— (Knippkügelchen=), Schnellkügelchenspiel, s. unter Kugel, Th. 54, S. 643 u. f.

— (Kolben=), s. unter Leibes=Uebungen, Th. 72, S. 571.

— (Komet=), Cometspiel, Manillespiel, ein zu seiner Zeit sehr beliebtes Kartenspiel, besonders in Frankreich am Hofe Ludwigs des Funfzehnten. Dieses Spiel war anfangs nur bei den mittleren Klassen des Volkes beliebt, da aber der eben geuannte Monarch sich in seiner Jugend damit vergnügte, so

ward es bald das Lieblingsspiel der Großen und Vornehmen bei Hofe, so daß man vom Jahre 1724 bis 26 kein anderes Spiel in den Assembleen bei Hofe spielte, als dieses, so daß es, gleich dem l'Hombre, das Königsspiel, le jeu du Roi, wie jenes le jeu de la Reine ist genannt worden. Die Erfindung dieses Spiels gehört, wie auch schon die Namen anzeigen, den Franzosen, nur ist die Zeit, wenn dieses geschehen, nirgends aufzufinden, wahrscheinlich geschah es im 17ten Jahrhunderte. Was die Namen dieses Spiels anbetrifft, so deutet der Name Manille auf die Neune in Carreau, als in der rothen, und die Neune in Treff, als in der schwarzen Farbe, weil auch die Manille im l'Hombre einer der höchsten Trumpfe und auch nur eine gewöhnliche Karte ist. Hier in dem Kometspiele ist sie der höchste Trumpf, wie die Spadille im l'Hombre, nur mit dem Unterschiede, daß sie bald zum Könige, bald zur Dame ꝛc., wie es der Vortheil im Spiele erfordert, gemacht werden kann. Der Name Komet ist daher genommen worden, weil dieses Spiel Aehnlichkeit mit einem Kometen haben soll, welche Erklärung die Franzosen darüber geben. Da nämlich der Komet, wie bekannt, hinter sich ein Licht hergehen läßt, welches in sehr langen, unten am Ende zusammenlaufenden Strahlen sich ausbreitet, welches man den Schweif des Kometen nennt; und da auch in diesem Spiele derjenige Spieler, der das Blatt Neun in Carreau oder Treff gut anzuwenden weiß, jederzeit eine starke Anzahl Blätter derselben nachfolgen macht, so sey auch die Neune der genannten Blätter ein Komet mit seinem Schweife. — Man spielt dieses Spiel mit 48 Blätter, indem die vier Asse herausgeworfen werden, unter zwei, drei bis fünf Personen, wobei das à trois Spiel am meisten im Gebrauche war, obgleich das Spiel mit mehreren Personen diesem vorzuziehen seyn soll.

Die höchste Karte in diesem Spiele ist Carreau=Neune, und wo man zwei Spiele Karten gebraucht, eins mit dem man spielet, und das andere zum Ausgeben beim neuen Spiele, da nimmt man Treff=Neune zum Kometen, also zur höchsten Karte an, so daß, wenn man mit der schwarzen Farbe spielt, Treff, und mit der rothen Carreau=Neune das höchste Blatt ist, wie auch schon oben angeführt worden. Die Hauptstärke des Spiels besteht darin, daß ein jeder Spieler seine höheren Blätter, wenn sie in einer Reihe fortgehen, besonders aber die Bilder, anzubringen sucht, sie fortspielt oder sich deren entlediget, und eben so muß er auch suchen, seine kleineren Blätter los zu werden. Behält er hierbei den Kometen bis zuletzt, und legt ihn als eine Neune in einer Folge auf 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 zu, und behält weiter kein Blatt in der Hand, so hat er das Spiel und alle Honneurs gewonnen.

Das Spiel geschieht nun auf folgende Weise. Wenn derjenige, welcher Karte geben soll, durchs Loos bestimmt worden, so mischt er solche, läßt sie zur linken Hand abheben, und giebt jedem seiner Mitspieler und sich selbst drei Karten. Sind z. B. der Spieler nur zwei, so bekommt ein jeder 18 Karten, und die übrigbleibenden 12 machen den Talon aus. Dieser darf nicht durchgesehen werden. Bei drei Personen bekommt eine jede 12 Blätter, und 12 machen den Talon; bei vier Personen erhält jede 10 Blätter und 8 bleiben im Talon; bei Fünfen erhält jeder 9 Blätter und 3 machen den Talon aus. Hier wird das Spiel so angenommen, als wenn zwei Personen mit einander spielten, weil darin alle Regeln dieses Spiels enthalten sind, die auf alle Fälle passen.

1) Kommt dieses Spiel mit dem Piquet nahe überein. Man hält es mit den Points und Preis auf dieselbe Art, und macht den Schweif des Kometen durch die Lesen, wie solches im Piquet geschieht. Ge=

meiniglich zählt man bis auf 24. — 2) Ordnet man die erhaltenen Blätter nach ihrer natürlichen Folge, nämlich alle Zweien, Dreien, Vieren zusammen, so viel man davon hat, bis auf den König, welcher das vornehmste Blätt in der natürlichen Ordnung ist. Es kommt hier nicht auf die Aehnlichkeit der Farbe, sondern auf ihre Anzahl an. — 3) Derjenige, bei dem die aufs künftige neue Spiel gemischten andern Karten liegen, spielt an, oder auch derjenige, so die Karten von dem Ausgeber erhält. Er braucht nicht mit seinem geringsten Blatte anzufangen, sondern mit denjenigen, wo er glaubt in einer Reihe viele Blätter auf einander fortzulegen. Zum Beispiel, er hat fünf Pique, die nach einander bis auf Pique Sechse gehen, und er ist am Ausspielen, so sagt er: Pique=Zwei, Pique=Drei, Pique=Viere ꝛc.; er wird so gleich aufeinander fünf Blätter los. Es ist ein Vortheil, das Spiel mit derjenigen Karte anzufangen, worin viele in einer ununterbrochenen Reihe aufeinander folgen; denn je eher, je lieber der Spieler sich seiner Karten entlediget, um so mehr kann er zu gewinnen hoffen; denn derjenige, der am ersten seine Karten weggebracht hat, bekowmt alle diejenigen Augen, die der Andere noch in der Hand hat, bezahlt. — 4) Wenn der Erste seine Karten, die er in einer Reihe aufeinander spielt, ausgeworfen, so hält er bei derjenigen Karte, über welche in der Ordnung er keine hat, stille, z. B. er zählt nach obigem Falle von zwei bis sechs, hat aber die Sieben nicht, so sagt er beim Ausspielen der Sechse, ohne Sieben; jetzt wirft sein Mitspieler, wenn er die Sieben hat, solche darauf, und fährt nun fort die Achte, Neune, Zehne ꝛc. zu spielen, bis an den König, und wenn er bis auf diesen die Reihe geschlossen, so ist es ihm erlaubt, bei einem andern Blatte in seiner Hand, wo es ihn gut dünkt, anzufangen, und eine Reihe zu spielen. Gehen seine Blätter nicht bis auf den König, sondern nur bis auf den Buben, so sagt er Sieben, Achte ꝛc. auf den Buben, und sagt dabei beim Ausspielen desselben, ohne Dame. Hat der Andere nun die Dame, die darauf folgt, nicht, so kann der Erstere, der gesagt hat: Bube ohne Dame, eine andere Folge von

Karten spielen. — 5) Vier Karten von einer Zahl, als vier Dreien, vier Buben ꝛc., können von demjenigen, der sie hat, auf einmal als ein eigener Bube aufgeworfen werden. Wenn er aber keine Zehne hätte, so darf er den Buben nicht fortgeben, weil, wenn der Andere die Zehne anspielt, er diesen Buben zum Daraufgeben nöthig hat. — 6) Der Komet ist, wie schon oben erwähnt worden, allemal Carreau= oder Treff=Neune, je nachdem in Roth oder Schwarz gespielt wird. Wer nun drei Neunen ohne den Kometen hat, darf solche gleich auflegen und in der Reihe fortspielen; hat er den Kometen dazu, so kann er die vier Blätter gleich auflegen. — 7) Wer zwei oder drei Könige hat, kann sie gleich auflegen. — 8) Es ist eine der vornehmsten Regeln in diesem Spiele, daß jeder Spieler diejenigen Karten, welche die meisten Points zählen, wie die Bilder oder Figuren, weil jedes 10 Marken gilt, so auch alle Zehnen, Neunen und Achten wegzuspielen; denn bleiben ihm diese Blätter in der Hand, so muß er sehr viele Points bezahlen. Jedoch muß dieses Wegspielen mit Vorsicht geschehen, weil ihm dergleichen Blätter dienen können, die Reihe seines Mitspielers zu unterbrechen, und dadurch an das Spielen zu kommen. 9) Eben so suche man auch die niedrigen Karten fortzubringen, nämlich die Zwei, Drei, Vier ꝛc.; denn wenn bereits eine gewisse Anzahl Karten gespielt worden, so fällt es sehr schwer mit Zweien und Dreien an das Spiel zu kommen; man kann sie dann nur los werden, wenn man Könige oder solche Karten hat, die dem Mitspieler mangeln. Tritt dieser Fall ein, so darf man, mit welchen Karten man will, das Spiel anfangen, eben so auch die Zwei, Drei und andere niedrige Karten wegwerfen. — 10) Es ist gegen die Spielregel, die bereits gemachten Lesen noch einmal durchzusehen, was für Karten in denselben liegen, damit man sich im Ausspielen darnach richten könne. Man muß daher sein Gedächtniß üben, daß man wisse, welche Blätter bereits ausgespielt worden, und welche Blätter dem Mitspieler fehlen; denn wenn man von dergleichen Karten keine mehr hat, so wird man Meister des Spiels; man darf daher nur immer die niedrigeren

Blätter, die bis auf dergleichen Karten gehen, weg=werfen. — 11) Der Komet kann zu jeder Karte, wie man will, gebraucht werden. Er kann bald des Kö=nigs, bald der Dame, bald des Buben, oder einer niedrigern Karte Stelle vertreten, wenn ihn derjenige, welcher ihn besitzt, zu seinem Vortheile anwenden will. Wenn er als eine Dame gebraucht wird, oder wenn er die Stelle eines noch niedrigern Blattes vertritt, so hat derjenige, in dessen Hand er sich befindet, die Freiheit, daß er nicht nöthig hat, die darauf folgende Karte nachzuspielen, sondern er kann in einer andern Karte, wie er will, anfangen. — 12) Es ist ausge=macht, daß wenn der Spieler den Kometen nicht hat, er bei derjenigen Karte, wo ihm die folgende fehlt, inne halten muß. Wenn daher derjenige, welcher die Dame nicht hat, auch nicht den Kometen, bis zum Ausspielen des Buben kommt, so muß er bei diesem sagen: Bube ohne Dame (Valet sans Dame), und der andere Spieler wirft die Dame und den König darauf. Hätte aber der andere Spieler die Dame nicht, wohl aber den Kometen, so wirft er diesen und spricht: Dame, und wirft dann den König, wenn er ihn hat, oder er kann ein jedes anderes Blatt nach der Reihe nach Gefallen ausspielen. — 13) Wenn der Komet gleich viel machen kann, ja überall ein=greift, weil er das höchste Blatt ist, so darf er doch keine Folge unterbrechen: wenn nämlich derjenige, der am Spiele ist, eine niedrigere Karte bis auf den Kö=nig in ununterbrochener Folge fortspielt. — 14) Den Fall angenommen: der eine Spieler hat eine Karte, die in einer Reihe bis auf den Buben gehen würde, wenn die Neune auch dabei wäre. Er hat aber keine Neune, außer dem Kometen, den er für eine Neune zählen könnte, wenn er Vortheil dabei sehe, wenn dieses aber nicht der Fall ist, so braucht er denselben nicht anzubringen, sondern er kann zählen von Zwei bis Achte, und sagt dann Achte ohne Neune, wenn er gleich den Kometen in der Hand hat. — 15) Vor=sichtige Spieler pflegen ihre Karten so zu ordnen, daß sie mit dem Kometen, als dem letzten Blatte, aufhö=ren, wenn es nur einigermaßen ihr Spiel zuläßt; denn es bringt Gewinn ein, weil Alles doppelt ge=

rechnet wird, und der Andere alle Augen oder Points, die in seinen ihm am Ende des Spiels in Rest gebliebenen Karten bleiben, auch doppelt bezahlen muß. — 16) Man darf auch den Kometen nicht zu lange an sich behalten, weil der andere Spieler unter der Zeit sich einen Weg bahnen kann, um seine Karten anzubringen, ehe der Komet erscheint, und dann kommt dieser sehr oft ins Gedränge, indem er nichts mehr abzustechen findet, und dann die Zeche bezahlen muß. — 17) Ein einfacher Komet wird mit 2 Marken bezahlt, er wird aber doppelt, dreifach und mehrfach bezahlt, so oft er im Talon geblieben. — 18) Wenn beim Ende des Spiels dem einen Spieler Karten in der Hand bleiben, so gilt ein jedes Blatt mit einem Bilde, als König, Dame, Bube 10 Marken, und die andern Blätter jedes so viele Marken, als es Augen oder Points hat. — 19) Wer das Spiel mit dem Kometen endiget, bekommt doppelt so viel, als der einfache Komet ausmacht, und so werden auch alle Points doppelt bezahlt, die der andere Spieler noch in der Hand hat. Zum Beispiel er hätte noch eine Dame, einen Buben und eine Fünfe in der Hand, welches 25 Points macht, so bezahlt er das doppelte oder 50. — 20) Wenn der Komet beim Enden des Spiels die Neune ausmacht, das heißt, wenn der Andere Achte ohne Neune gezählt, so wird dieses vierfach belohnt, der andere Spieler muß nämlich vierfach seine Points, die ihm übrig bleiben, als ein Opfer bezahlen. — 21) So bedeutend der Komet ist, und so günstig er sich für seinen Besitzer erweiset, so groß ist aber auch die Ehre für den Spieler, wenn er seine Blätter in einer unerbrochenen Folge nach einander, von dem ersten bis zum letzten hinausspielen, und sie eher, als seine Mitspieler, fortbringen kann. Man nennt dieses faire Opera, das ist, Aufsehen durch die Geschicklichkeit im Spiele machen; was der l'Hombre thut, wenn er Solo spielt, ohne Karten aus dem Talon zu nehmen, so auch hier sein Spiel zu machen, ohne den Kometen. Wer dieses Kunststück macht, erhält von dem Mitspieler für alle Points, die dieser noch in seinen Karten hat, doppelt bezahlt. Noch größer ist die Ehre, wenn man Opera macht,

und mit den Karten so endiget, daß er eben so, wie die Neune auf die Achte fällt. Der Komet wird dann mit 16 und alle Points sechsfach bezahlt. — 22) Wird man dagegen Opera, und hat dabei noch das Unglück, daß der Komet im Reste bleibt, so zahlt man zur Strafe für den Kometen doppelt und für jeden Point dreifach.

Das Kometspiel unter drei, vier und fünf Personen zu spielen. Bei Dreien oder à trois erhält jeder Spieler, wie schon oben erwähnt worden, 12 Karten, und 12 Blätter bleiben im Talon. Im Spiele selbst ist von dem à deux kein Unterschied; die beiden Spieler, welchen in der Hand Karten übrig bleiben, zahlen dem dritten, der am ersten seine Blätter losgeworden, die Points, so jeder in der Hand hat. Derjenige unter ihnen, der mehr Points hat, als der Andere, muß dem Gewinner 2 Marken geben, welche besonders gelegt werden, und am Ende des Spiels demjenigen gegeben werden, der am meisten gewonnen hat. Ereignet es sich, daß von den zwei Spielern, denen in der Hand Karten geblieben, Einer eben so viele Points als der Andere hätte, so legt jeder von ihnen eine Marke à la queue, oder bei Seite. Wenn der Anspieler eine Reihe seiner Karten ausgeworfen, z. B. 5, 6, 7, 8, er hätte aber keine Neune, so wirft der Nachspieler die Neune aus, wenn er sie nämlich hat, wo nicht, so wirft der dritte Spieler, wenn er sie hat, nach, und spielt dann wieder Zehne, Bube ꝛc. Hatte der dritte Spieler die Neune nicht, so kann der Erste bei einer Karte zum Ausspielen anfangen, bei welcher er will. Eben so wird es gehalten, wenn man à quatre und à cinq spielt, nur mit dem oben schon angeführten Unterschiede der Kartenzahl. — Ehemals spielte man das Kometspiel mit 52 Karten, so daß die vier Asse als 1 mitgezählt werden mußten. Man ließ, um den Verlust in etwas geringer zu machen, nur so viele Marken zählen, als Blätter beim Ende des Spiels in

des einen Spielers Hand übrig geblieben. Man hatte mit dem Asse viel zu schaffen, indem diese Karte, wenn nicht eine Suite folgte, sehr schwer fortgebracht werden konnte, und dieses war auch die Ursache, daß man sie späterhin bei diesem Spiele gänzlich herauswarf. — Der Komet war in Frankreich auch ein beliebtes Spiel der Frauen, weil bei ihm immer eine Kleinigkeit gewonnen werden konnte. Man ließ im Spiele mit Frauen sich immer mit den im Werthe kleinsten Marken und Jettons bezahlen, so daß 4 Jettons erst einen Groschen unserer Münze ausmachten, und gleichwohl richtete dieser geringe Spielsatz in dem Beutel eine ziemliche Verwirrung an, weil es oft ans Bezahlen ging. Die Geschicklichkeit im Spiele; dann die angenehmen Veränderungen, die dabei vorfallen; der Zeitvertreib, den es gewährt, der nicht, wie beim l'Hombre, die Spielenden ermüdet; die Gelegenheit zu gewinnen, oder sich seines Schadens auch bald wieder zu erholen, ja das verbotene, aber doch einen so angenehmen Reiz gewährende Hazardspiel in einiger Art in diesem Spiele treiben zu können, indem man darin in einigen Stunden wohl 1 bis 2000 Marken verspielen oder gewinnen kann, haben dieses Spiel damals über alle übrigen erhoben, um so mehr, da es zugleich außer der Seite des Hazardirens, auch ein feines Spiel genannt werden kann, welches Geschicklichkeit im Spielen erfordert, um es so zu wenden, daß man nicht leer ausgehen oder seinen Beutel öffnen muß. Es wurde daher auch von den sogenannten Glücksrittern, die ihr tägliches Brod par la bonne fortune suchen, häufig gespielt. In welchem Ansehen dieses Spiel stand, wird man leicht daraus ersehen, daß der zu seiner Zeit in Ansehen stehende Französische Dichter Laffichard eine komische Oper unter dem Titel: la plaisante Comete, qui n'est point à craindre verfertigte und sie dem Prinzen und Grafen d'Eu dedi=

cirte, worin er die Annehmlichkeit dieses Spiels auf eine satyrisch-komische Weise den Spielern vorstellt.

Spiel (Königs-), eine Benennuug des Kometspiels; s. das vorhergehende Spiel.

— (Königinnen-), eine Benennung des l'Hombrespiels.

— (Kreis-), Kreisspiele; s. unter Spiel (Volks). Auch viele der Gesellschaftsspiele führen den Namen der Kreisspiele, weil man im Kreise herum steht, sitzt oder sich bewegt, wie z. B. das Spiel mit den Reifen, oder das Reifwerfen; das Sauballspiel; Katze und Maus; das Plumpsackspiel, oder das böse Ding; die Schlafmütze; die Reise nach Jerusalem; der Kastenträger von Damaskus; Wie gefällt Dir Dein Nachbar? das Gänsespiel; Brüderchen, wer klopft? ꝛc. ꝛc.; siehe unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 732 u. f., nnd oben unter Spiel (Jugend-).

— (Kreisball-), s. unter Spiel (Ball-), Th. 157, S. 653.

— (Kreisel-), s. Th. 48, S. 563.

— (Kreutz-), s. Spiel (sinnreiches).

— (Kriegs-), s. Th. 52, S. 28 u. f., und S. 272, und unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 735, Militär-Uebungen, Soldatenspiel; auch Th. 155, S. 440 u. f.

— (Kugel-), s. Th. 54, S. 668. Ein Spiel mit hölzernen Kugeln ist auch das sogenannte Il Giuoco delle Boccie, welches in Italien erfunden worden. Dieses Spiel wurde daselbst von allen Personen oder von Personen aller Stände gespielt. Man pflegte sich damit in den Gärten, auf großen Plätzen, in Wäldern, und auch auf Feldern, kurz wo man spazieren ging, zu belustigen. Das Spiel an und für sich hat eben nichts besonders Ergötzliches an sich, und nur die

Uebung kann es ergötzlich oder unterhaltend machen. Bocchia bedeutet eine hölzerne Kugel, die ein jeder der Spieler haben muß. Eine jede Kugel ist mit einer Nummer oder mit sonst etwas gezeichnet, damit der Spieler sogleich seine eigene Kugel erkennen kann. Eine kleinere Kugel, als die oben erwähnte, heißt Bocchino. Es wird nun ein gewisses Ziel bestimmt, nach welchem alle Spieler ihre Kugel werfen müssen. Diejenige Kugel, die am nächsten dabei liegen bleibt, zählt einen Point. Wer demnach 10 Points macht, der hat das Spiel gewonnen. Man findet in Italien so geschickte Spieler, welche, wenn schon eine Kugel ganz nahe an der zum Ziele ausgesetzten kleinen Kugel liegt, die ihre so zu werfen wissen, daß die daran liegende Kugel davon weggeschnellt wird, und die ihrige daran liegen bleibt. Man beobachtet bei diesem nur einfachen Spiele folgende Regeln:

1) Ehe das Spiel seinen Anfang nimmt, müssen die Spieler unter sich ausmachen: a) die Anzahl der Points, die gemacht werden müssen; b) die Abtheilung der Spieler, und c) wer zuerst das Zielkügelchen werfen soll. Die Zahl der Points pflegt man auf 8, 12 oder 16 festzusetzen, nachdem man sich untereinander vergleicht. Die Abtheilung der Spieler wird gemacht, daß erst Alle nach dem Zielkügelchen werfen, und diejenigen, welche die nächsten dabei sind, spielen zusammen. Derjenige, dessen Kugel dem Zielkügelchen am nächsten liegt, wirft zuerst aus. — 2) Ein Jeder muß, wenn er seine Kugel spielt, an demjenigen Orte stehen, wo der erste gestanden hat; thut er es nicht, so hat er, obgleich seine Kugel näher zum Ziele liegt, als die des Andern, den gemachten Point oder die Nummer verloren. Das gemachte Ziel gilt nichts, und macht dieses Mal seine Kugel kein Spiel. — 3) Bleibt von ungefähr die Kugel eines Spielers stehen, oder wird von Jemanden davon gestoßen, so muß er sehen, wer letzteres gethan; geschieht es von Einem außer dem Spiele, so wird der Wurf noch einmal gethan; geschieht es aber von Einem von derse-

ben Parthei, so ist der gemachte Point verloren und die Kugel spielt nicht mehr; geschieht es dagegen von Einem von der Gegenparthei, so hat die Kugel den Point gewonnen, und es steht in des Spielers Belieben, ob er von neuem seine Kugel werfen will oder nicht. — 4) Der Ort, von welchem das Spiel von neuem angefangen wird, muß immer der nämliche seyn, indem man zu Ende des Spiels das kleine Zielkügelchen aufhebt. — 5) Wenn, sobald das Zielkügelchen ausgeworfen wird, solches durch Anstoßung an eine Mauer oder Brett, oder wegen Ungleichheit des Platzes und Weges wieder zurückgetrieben würde, so daß man solches fast mit der Hand reichen könnte, so kann man in diesem Falle das Zielkügelchen von neuem auswerfen. Es ist überhaupt eine Hauptregel bei diesem Spiele, daß wenn es einmal ausgeworfen worden, keiner mehr das Recht hat, solches zurückzunehmen, der Ort, wohin es gegangen, sey beschaffen, wie er wolle. — 6) Ist das Zielkügelchen an einen Ort gelaufen, wo es nicht gesehen werden kann, so muß man erst die Bewilligung der Spielenden haben, um solches wieder anders zu werfen; geschieht dieses nicht, so muß man darauf spielen, wo man glaubt, daß es stehe; auch ist es erlaubt, daß Jemand, der das Kügelchen stehen weiß, solches dem Spieler auf irgend eine Art bemerkbar macht, damit er dahin zielen könne. — 7) Geschieht es, daß die Kugel Jemanden im Werfen aus der Hand fällt oder fliegt, ohne es zu wollen, und solche nicht über zwei Schritt vom Ziele auslauft, so kann er solche wieder zurücknehmen und seinen Wurf regelmäßig thun. — 8) Muß das Zielkügelchen jedesmal nach einer gewissen Weite ausgeworfen werden, nämlich nicht näher, als zwei Schritt, und auch nicht weiter, als von den Spielern vorher ausgemacht worden; denn sonst wäre es kein Kugelspiel, sondern nur ein Spiel um die Stärke des Armes sehen zu lassen. — 9) Geschieht es, daß alle Kugeln ganz gleich das Zielkugelchen berühren, so kann der Letzte, der diese Gleichheit gemacht, wieder zurückziehen und diese Gleichheit aufheben, und wenn solcher den Point nicht will, so hat keiner derselben einen Point gemacht, und derjenige nimmt das Zielkügelchen

wieder zurück, der solches zuerst ausgeworfen. — 10) Während des Spiels muß man genau darauf achten, daß keiner seine Kugel eher auswerfe, so lange die andern nicht ausgelaufen und gänzlich stehen geblieben sind. — 11) Darf Niemand von den Spielenden, noch Andere, die nicht dazu gehören, Steine, noch andere behindernde Gegenstände aufheben und wegthun, sondern es muß Alles so bleiben, wie es geworfen worden, besonders aber das Zielkügelchen. — 12) Beim Messen, um eine Streitigkeit zu schlichten, darf keine Kugel angerührt werden, und geschieht dieses, so trifft der Schaden nur allein den Messer. — 13) Wird dieses Spiel mit sechs Kugeln gespielt, so zahlt man noch über die Parthie ein Honneur, welches auf Italienisch Borzigola genannt wird, das ist, wenn alle drei Kugeln von derselben Parthei dem Ziele am nächsten sind; sie zählen dann doppelt, 6 Points; spielt man dagegen das Spiel mit acht Kugeln, so werden zwei Honneurs gezählt, welches die Italiener Borzigolotto nennen, das ist, wenn alle viere der einen Parthei dem Zielkügelchen am nächsten stehen, und man 8 Points zählt ꝛc.

Man hat nun noch mehrere Kugelspiele, z. B. das Glückskugelspiel oder Lottokugelspiel, welches in einem kleinen Tische besteht, worauf ein von Holz gearbeiteter kleiner Thurm mit einer Wendeltreppe an dem einen Ende steht. Der Tisch hat nun eine gewisse Anzahl Vertiefungen von dem Durchmesser eines großen Marmels, womit die Kinder spielen, auch etwas größer. In diesen Vertiefungen stehen in jeder eine Zahl, von 1 bis 15 oder bis 20, 30 ꝛc. Das Ganze, das heißt, der Tisch mit seinen Gruben, ist nun glatt polirt, damit die Kugel, welche das Glück des Einsetzenden entscheiden soll, nicht aufgehalten werde, sondern ihren Lauf ungestört machen kann. Die Kugel selbst ist ein großer Marmel, oder ein großes Marmelkügelchen, welches man oben in eine Oeffnung des hölzernen Thurms wirft, wo es die Wendeltreppe hinab und so unten aus der Thür hinaus, und

auf dem Tische umherläuft, bis es in einer Oeffnung liegen bleibt. Die Zahl oder Nummer dieser Oeffnung wird nun in der Tabelle der Gewinne und Nieten nachgesehen, ob sie gewonnen oder verloren hat. Es sind nämlich gewisse Nummern, als Gewinne, und wieder andere, als Nieten angenommen worden, die in einer Tabelle verzeichnet stehen. Statt des Thurmes steht auch ein hölzerner Mann an einer Seite des Tisches, dem die Kugel oben in eine Oeffnung des Hutes geworfen wird, wo sie dann, den hohlen rechten Arm entlang, und so unten an der Hand herausfällt, und auf dieselbe Weise, wie vorher, ihren Lauf macht.

Ein anderes Kugelspiel mit elfenbeinenen Kugeln wird von Taschenspielern, Equilibristen, Jongleurs ꝛc. ꝛc. ausgeführt; es besteht darin, daß man mit zwei, drei auch wohl vier Kugeln, in der Größe der Karambolebälle auf dem Billarde, mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit eine Art Fangball spielt. Die Kugeln werden nämlich so geschickt und mit Schnelligkeit geworfen, daß bei drei Kugeln man diese drei Kugeln immer in der Luft gewahrt; denn indem die eine Kugel aufgefangen, sie eben so schnell wieder in die Höhe geworfen wird, so daß ein kaum unmerklicher Raum zwischen dem Auffangen und dem in die Höhe werfen bleibt, so daß man immer die drei Kugeln in der Luft erblickt, so schnell ist der Wechsel im Werfen. Bei vier Kugeln ist diese Schnelligkeit noch größer. Die Indianer sollen eine besondere Fertigkeit in dieser Art des Kugelspiels haben, die man nur durch eine Uebung von früher Jugend an erlangen kann. Man kann dieses Spiel auch mit bloßen Bällen von Wolle, wie man sie zum Ballspiele gebraucht, ausführen. Die Hauptregel beim Werfen besteht darin, daß man den jedesmal aufgefangenen Ball oder die Kugel schnell wieder in eine angemessene Höhe wirft, damit immer zwischen dem Fall der zweiten,

dritten ꝛc. ein kleiner Raum bleibt. Gewandte Kugelspieler, wie z. B. die Taschenspieler, besonders aber die Indianer, werfen die Kugeln nur in eine geringe Höhe und wechseln so schnell, daß man den Würfen mit den Augen kaum folgen kann.

Noch eine Art des Kugelspiels geschieht mit einer Elfenbeinkugel und einem kleinen, mit einem Stiele versehenen Becher, gleich der Maschine beim Federballspiele, nur ohne Federn und kleiner. Die Kugel ist vermittelst eines Bindfadens von 12 bis 15 Zoll Länge an den Stiel des Bechers, gerade unter demselben, befestiget, so daß man durch einen Schwung, indem man die Maschine beim Stiele in der Hand hält, die Kugel darin auffängt; das heißt, die an dem Bindfaden hängende Kugel muß immer so geschickt geworfen werden, daß sie jedesmal in den Becher fliegt, den man mit der Hand nach dem Auswurfe der Kugel die Richtung giebt, um sie aufzufangen, welches bei einiger Uebung fast jedesmal geschehen muß. — Andere Kugelspiele sind: das Billardspiel, siehe dieses Spiel, Th. 157, S. 658 u. f.; das Kegelspiel, s. Spiel (Kegel); die Stoß= und Schnurkugelbahn, s. unter Stoßbahn; das Bilboquetspiel, s. unter Leibes=Uebungen, Th. 72, S. 685; la Bauche, s. daselbst.

Spiel (Kuhreihen=), eine Volksbelustigung in der Schweiz; s. unter Spiel (Volks=).

— (Kunst=), welches vom Th. 55, S. 426 hierher verwiesen worden, ein jedes Spiel, welches eine gewisse Geschicklichkeit bei dessen Ausführung nöthig macht, oder welches ohne eine gewisse Geschicklichkeit nicht begangen, nicht gespielt werden kann. Man könnte zu der allgemeinen Benennung Kunstspiel eine große Anzahl von Spielen rechnen, wie das Schach=, Billard=, l'Hombre=, Whist=, Grillen=, Puzzle=, Zwecklein= ꝛc. ꝛc. Spiel,

zu welchen Spielen eine gewisse Kunstfertigkeit, außer dem Scharfsinne, den sie erfordern, gehört; indessen kann auch nur die allgemeine Bedeutung des Namens auf sie angewendet werden, nicht die besondere; denn nach dieser kommt der Name Kunstspiel nur denjenigen Spielen zu, in welchen vom Spieler eine gewisse Gewandtheit des Leibes, eine Fertigkeit in den Geberden (Mimik), der Pantomime; dann eine gewisse Schnelligkeit und Fertigkeit in den Händen erfordert wird, wie z. B. die dramatischen, equilibrischen, gymnastischen ꝛc. Spiele; dann die Taschenspielerkunststücke ꝛc. ꝛc. Die dramatischen Spiele, s. unter Lustspiel, Th. 82, S. 23; Schauspiel, Th. 140, S. 589; Oper und Operette, Th. 105; Tragödie, Trauerspiel, Th. 141, S. 1; die equilibrischen Spiele, s. unter Seiltänzer, Th. 153, S. 20, und Springen, Springer ꝛc.; die gymnastischen und orchestrischen Spiele, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72. Siehe auch die Artikel Tanz u. Volksspiel. Die Taschenspiele, Taschenspielerkunststücke s. unter Taschenspiel und Taschenspieler, Taschenspielerknnst. Zu den Kunstspielen kann man ferner noch das Kugelwerfen, welches oben unter Kugelspiel angeführt worden, und das Fahnenspiel, s. Spiel (Fahnen=), rechnen; dann gehören hierher auch noch die Marionettenspiele, die musikalischen Spiele, wie das Klavier=, Harfen=, Guitarren=, Orgel=, Flöten=ꝛc. Spiel, weil sie eine große Fertigkeit der Finger erfordern, und die Stadtmusikanten daher auch Kunstpfeifer genannt werden, so wie auch mehrere andere Spiele.

Spiel (Lauf=), s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 713.

— (Lauten=), s. unter Spiel (musikalisches).

Spiel (Lehr-), siehe Spiel (Schul-).
— (Leibes-Uebungs-), Leibes-Uebungsspiele, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72.
— (Lese-), s. Spiel (Unterhaltungs-).
— (Lettisches), s. unter Spiel (Volks-).
— (Lotterie-), Lottospiel, s. Lotterie, Th. 81, S. 13 u. f. Hierher gehören auch die Gesellschafts-Lotteriespiele, oder diejenigen Lottospiele, welche in Privatzirkeln zum Vergnügen gespielt werden; s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 723 u. f., und Spiel (Cavagnola-), daselbst, S. 687. Einige andere Lotteriespiele kommen unter ihrem Namen in diesem Register vor.
— (Lotto-), s. Spiel (Lotterie-).
— (Lottokugel-), s. oben unter Kugelspiel, oder Spiel (Kugel-).
— (Lust-), s. Th. 82, S. 23, und unter Schauspiel, Th. 140, S. 619 u. f.
— (ma Commère-), s. unter Spiel (Commerce-), Th. 157, S. 692.
— (Maille-), ein Kugelspiel, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 713 u. f.
— (Manille-), s. Spiel (Komet-).
— (Mariage-), ein ehemals sehr beliebtes Kartenspiel, welches unter M. zu beschreiben übergangen worden. Dieses Spiel ist nur leicht und wird mit 32 Karten unter zwei Personen gespielt. Wenn die Blätter gut gemischt worden, so giebt der Kartengeber dem Mitspielenden drei Blätter und er selbst giebt sich auch drei Blätter, dann schlägt er ein Blatt um, welches Trumpf ist, und giebt wieder dem Mitspieler und sich Jedem drei Karten. Man kann auch erst Jedem zweimal drei Karten geben, also sechs Blätter, und dann den Trumpf beim Talon aufwerfen. Wer die Sieben von der Farbe bekommt, die als Trumpf aufgeschlagen worden, kann sie mit diesem aufgeschlagenen Blatte vertauschen, sie müßte denn ganz unten liegen, so muß

sie derjenige, der sie eingestochen, behalten. Bei diesem Spiele zählen die Mariagen, das heißt, Dame und König, in jeder Farbe 1 Marke, in Trumpf aber doppelt, also 2 Marken; l'Amour (As und Zehne in der Trumpffarbe), 3 Marken; gewonnen 1 Marke; gewaschen 2 Marken. Man gewinnt, wenn man über 65 Augen zählt, zählt man nur diese, so steht das Spiel, und wer bei dem nächsten Spiele gewinnt, bekommt 2 Marken. Gewaschen heißt, wenn man alle sechs Stiche am Ende des Spiels macht, der Gegner also keinen Stich bekommt. Der letzte Stich gilt Zehne. Bei diesem Spiel ist das As das höchste Blatt und gilt 11; dann kommt die Zehne, welche 10 zählt, dann der König 4, die Dame 3 und der Bube 2 Augen. Die übrigen Karten zählen nicht. Früher spielte man es noch höher und rechnete l'Amour 40 Points oder Augen, Trumpfmariage 30 Augen ꝛc. Man macht bei diesem Spiele auf den Tisch einen Strich in die Länge, oder eine Linie, und darüber zwölf kleine Striche, und von diesen löscht man die gewonnenen Marken ab; wer zuerst herunter ist, hat dasjenige gewonnen, was der Andere noch an Strichen nach Beendigung des Spiels stehen hat. Spielregeln sind folgende:

1) Wer eine Mariage erhält, muß sie ansagen und vorzeigen, unterläßt er dieses und spielt die Dame oder den König davon fort, so gilt sie nicht. — 2) Man muß daher sich die Könige und Damen zu erhalten suchen, um eine Mariage zu machen. Nur wenn das Spiel zu Ende geht, suche man die Könige und Damen, so gut es gehen will, noch zum Vortheile für sich anzubringen, weil man sie sonst zugeben müßte. — 3) Wer l'Amour oder Trumpfmariage hat, braucht sie nur erst bei den letzten sechs Stichen, wenn der Talon geräumt worden, anzusagen. — 4) Die Farbe darf nicht eher, als in den letzten sechs Blättern bedient werden, wenn nichts mehr wegzunehmen ist; dann muß man aber alle Farben, welche ausgespielt werden, bekennen, wenn man aber die Farbe nicht

hat, muß man mit Trumpf stechen. — 5) Wer in den letzten sechs Auswürfen keinen Stich bekommt, wird als ein Unreiner gerechnet, welcher gewaschen worden, und muß 2 Marken erlegen, welche von seinen zwölf Strichen abgerechnet werden. — 6) Wer Mariage in Trumpf, l'Amour, gewaschen und gewonnen hat, zählt oder gewinnt 8 Marken. Wer aber bei den Honneurs nicht gewonnen oder gewaschen hat, dem wird das Spiel bei Einigen nicht als verloren angerechnet, sondern es steht, und wer dann bei der zweiten Parthie das Spiel gewinnt, zählt doppelt, gewinnt also 2 Marken. — 7) Wer nicht 33 zählen kann, der ist ein Schneider oder sogenannter Commissair des Modes, und bezahlt zwei Marken. — 8) Man spielt die Marke zu $\frac{1}{2}$, 1 auch 2 Gr., nachdem man in der Gesellschaft übereingekommen ist. — 9) Kann man dieses Spiel auch unter Dreien spielen, wo dann der Dritte der König ist, welcher bloß stille sitzt und dem Spiele zusieht, aber Alles mit bezahlt bekommt und auch den Verlust trägt. Die dritte Person kann aber auch am Spiele Theil nehmen, da dann jeder Spieler nur drei Karten erhält, und zwei Achten aus dem Spiele geworfen werden, so daß das ganze Spiel nur aus 30 Blättern besteht; s. auch unter Dreiblatt oder Spiel (Dreiblatt-), Th. 157, S. 706.

Spiel (Marionetten-), s. Th. 82, S. 446 u. f.

— (Marken-), s. unter Spiel (Hazard-), Th. 157, S. 764.

— (Marmel-), s. unter Kugel, Th. 54, S. 645 u. folg.

— (mathematisches), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157. Diese Spiele haben den Zweck, die Knaben schon früh mit der Geometrie bekannt zu machen, und bestehen zum Theil aus Dreiecken und Quadraten, welche zusammengesetzt verschiedene Figuren bilden, um die Lehre von den Ecken oder Winkeln, Seiten ꝛc. recht anschaulich zu machen. Das Chinesische Puzzlespiel hat besonders zu mehrern

Spielen der Art Veranlassung gegeben, die den Scharfsinn, das Nachdenken der Knaben, überhaupt junger Leute erwecken. So hat z. B. der Herr Doctor Netto die belustigende Baukunst, ein neues Chinesisches Puzzlespiel, in einigen Heften herausgegeben, welches die Zusammensetzung einer Menge von Gebäuden, Monumenten, Thoren, Brücken ꝛc., aus funfzehn ein Parallelepipedum bildenden Körpern enthält. Alle nachzubildenden Gegenstände sind, wie bei dem Puzzlespiele, vorgezeichnet, und mit Punkten die Lagen der Körper angedeutet, so daß die Zusammensetzung um so leichter geschehen kann. Das mir vorliegende 2te Heft enthält 34 Figuren: ländliche Gebäude, Thürme, Thore, Denkmäler, Sarkophage, Plateformen, alterthümliche Befestigungen, Bilder-Blinden ꝛc. auf acht Tafeln.

Spiel (Millioni-), ein wenig bekanntes Kartenspiel, welches in Italien erfunden worden, aber sich nicht weit über dessen Grenze verbreitet hat.

— (Minchiate-), ein in Italien erfundenes Kartenspiel, welches besonders zu Bologna und in Neapel sehr stark ist gespielt und als ein Gesellschaftsspiel eingeführt worden. Man hat zu diesem Spiele eine besondere Karte, die aus 97 Blättern besteht, worunter sich 24 Hauptblätter oder Honneurs befinden, welche zählen, alle übrigen Karten zählen nicht, und werden leere Blätter genannt. Man theilt überhaupt die Kartenblätter dieses Spieles in Tarocchi und in Cartiglia. Die Ersteren zählen 40 Blätter und mit dem Narren 41, von welchen die geringern immer von den höhern gestochen werden. Von diesen Tarocchiblättern ist jedes bis auf 35 numerirt, die übrigen 5 Blätter sind nicht numerirt, und werden Arie genannt, und unterscheiden sich von den andern durch die Figur, indem die erste den Stern, die zweite den Mond, die dritte die Sonne, die vierte die Welt, und die fünfte die Trom-

pète vorstellt. Diese fünf Blätter sind die höchsten des Spiels. Die Cartiglia werden in vier verschiedene Gattungen getheilt, nämlich in Spade, Bastoni, Coppe und in Denari; keine von diesen Gattungen der Karten zählt, der König ausgenommen, welcher 5 Points macht und eine Hauptkarte ist. Die höhere Karte sticht auch hier die geringere in allen Farben, außer nicht in Coppe und in Denari, wo die schlechtere die höhere sticht, wenn es keine Figur ist, indem die Figuren immer den numerirten Farben vorgehen, und diese wieder die Freiheit haben, den höheren an der Zahl vorzugehen. Drei Karten von denen, welche zählen, der Zehner, Dreizehner und der Zwanziger, machen eine Verzigola; auch vier oder fünf Karten, wenn sie nämlich auf einander folgen, machen eine Verzigola; auch folgende Blätter: der Narr, die Trompete, 1, 13 und 28; 10, 20 und 30, oder auch 20, 30 und die Trompete, ingleichen drei Könige, der Narr, als die niedrigste von allen Karten, kann gleichwohl zu allen Verzigolas gebraucht werden; er muß aber immer mit der Trompete vereiniget seyn. Jede Verzigola zählt fünf Points, ausgenommen vier Päbste, die allein drei zählen. Die Arie zählt 10 Points. Ueberhaupt zählen bei diesem Spiele folgende Karten: Die Arie, wie schon erwähnt, zählt 10 Points, die Haupttarocchi 5, die Könige 5, die Päbste 2, 3, 4 und 5 zählen 3 Points. Da dieses Spiel in Deutschland wenige Liebhaber gefunden haben mag, weil man davon nur selten etwas erwähnt findet, und auch wohl in Italien jetzt nicht mehr gespielt werden wird, so übergehe ich hier dessen Regeln ꝛc.

Spiel (Mosaik-), ein Spiel zur Unterhaltung junger Leute, welches in Zusammensetzung der verschiedenartigsten Figuren aus kleinen farbigen Steinen nach einer Anleitung besteht, und dem künstlichen Mosaik gleicht, oder doch diesem nachzubilden bestimmt ist.

Spiel (Mouche=), das Fliegenspiel, ein zu seiner Zeit sehr beliebtes Kartenspiel, besonders in Frankreich, welches Land auch die Ehre der Erfindung dieses Spiels genießt. Auch in Italien, Deutschland, Holland und Belgien fand es viele Liebhaber, nur nicht in Spanien, welches sonst auch die Spiele seiner Nachbarn gern annahm, nur bei diesem eine Ausnahme machte. Die Benennung Moucheſpiel soll von einem Jugendspiele in Frankreich herrühren, welches unter Jünglingen gespielt und la Mouche genannt wird. Einer unter ihnen wird nämlich durch das Loos la Mouche, oder die Fliege, auf den die Andern alle schlagen, fast wie ehemals in Deutschland das Stockspiel getrieben ward. Einer, Namens Perigord, soll daher die Veranlassung genommen haben, denjenigen, der keine Stiche machen kann, die andern Spieler aber auf ihn lauern, daß sie ihn zu keinen Stichen kommen lassen, la Mouche zu nennen. Man spielt dieses Spiel unter 4, 5 bis 6 Personen. Bei vier Personen wirft man die Sieben heraus, spielen es aber mehr als vier Personen, so gebraucht man das vollständige Spiel von 52 Blättern, um dann nach Gefallen einige Blätter weglegen zu können. Derjenige, der nachspielt, hat den Vortheil, daß er diejenige Farbe nachspielen kann, die ihm beliebt. Derjenige, der die Karte ausgiebt, giebt jedem Mitspielenden und sich 5 Blätter, entweder mit zwei und drei, oder mit zwei Blättern, auch wohl die fünf Blätter auf einmal zugleich. Zuletzt schlägt er die oberste Karte des Talons auf, welche Trumpf ist. Der zuerst Ausspielende kann seine 5 Blätter, wenn er sie gut findet, behalten, oder er kann sie auch gegen andere aus dem Talon umtauschen. Derjenige, der einige Karten aus dem Talon kauft, muß spielen. Man kann auch Solo spielen, wenn man ein gutes Spiel in der Hand hat. Wenn ein Spieler schlechte Karten bekommt, so ist er

nicht verbunden zu spielen, eben so wenig neue zu kaufen. Derjenige, der keine Stiche bekommt, macht la Mouche. Diese Mouche ist eine Zahl von so vielen Spielmarken, als Spieler sind, die derjenige, welcher die Karten ausgegeben, allein setzt. Wenn mehrere Mouches in einem Spiele gemacht werden, besonders wo 5 bis 6 Spieler sind, so werden sie alle auf einmal gerechnet, wenn es nur die Spielenden vorher unter sich ausgemacht haben, daß nicht eine jede Mouche besonders gerechnet werden soll. Da aber derjenige, welcher die Karten ausgegeben, jederzeit die Mouche setzen muß, so muß auch derjenige, so das Glück hat, die Mouche zu machen, so viele Marken bekommen, als der Ausgeber der Karten von den Ersteren, nämlich den Mouches, gesetzt hat. Derjenige, welcher kein Spiel eingehen, noch aus dem Talon Karten kaufen mag, noch weniger Solo spielt, legt seine Blätter, mit denen zum Weglegen, auf die Seite, oder wenn er keine Weglegeblätter hat, unter den Talon. Wer spielen will, ohne andere Karten zu kaufen, sagt bloß: ich halte mich an mein Spiel (je m'y tiens), indem ist er verbunden, sein Spiel zu machen. Man verfährt bei diesem Spiele auf dieselbe Weise, als man sonst Labet spielte. Jeder gemachte Stich bringt eine Marke ein, und der ihn macht, zieht das Spiel. Ist die Mouche doppelt, so bekommt er doppelt so viel, und wenn sie dreifach ist, sechsmal so viel ꝛc. Angenommen, daß alle 5 Karten, die anfangs einem jeden Spieler in die Hände gegeben worden, von einerlei Farbe wären, das ist: entweder 5 Piques, oder 5 Treffs, wenn auch gleich kein Trumpf darunter wäre, so gewinnt derjenige, der sie hat, schon eher die Mouche, als er spielt, und dieses ist, was man Mouche nennt. Hätten unter den Spielenden einige zugleich la Mouche, nämlich der Eine 5 Coeurs, ein Anderer 5 Treffs, ein Dritter 5 Carreaus, so hat derjenige, in dessen

Hand die Treff-Farbe ist, vor den andern den Vorzug; hiernach derjenige, der bei la Mouche die meisten Points zählt. Das As, welches gleich auf den Buben folgt, wird für 10 Points gerechnet, jede Figur auch für 10 Points, und eine jede Karte zählt 1 Point, weil sie gilt; wären sie daher alle gleich, so würde derjenige, welcher die Vorhand hat, das Spiel gewinnen müssen, Derjenige, welcher die Mouche hat, ist nicht gezwungen, wenn man ihn auch fragt, zu sagen, daß er darauf halten wolle. Wenn er aber darauf arbeitet, so muß dieses auch so geschehen, daß seine Angabe als richtig angenommen werden kann. Wenn derjenige, welcher die Mouche hat, sagt: Ich halte mich an mein Spiel, das heißt, wenn er keine Karten weglegt, um andere zu kaufen, so spielen die Andern ordentlich fort, ohne sich dadurch irre machen zu lassen. Der Anspieler, der die Mouche hat, legt seine Karten auf, zieht den ganzen Einsatz vom Spiele, gewinnt auch alle Mouches, die noch im Reste stehen. Die Uebrigen aber, die noch fortspielen wollen, machen nur bei dem, was sie über das ordentliche Spiel noch an Mouches machen können, ohne daß sie hierbei ihre Blätter auswerfen oder anspielen dürfen, la Mouche. Die Regeln bei diesem Spiele sind folgende:

1) Derjenige, welcher die Mouche hat, ist nicht verbunden, es den Andern zu sagen; auch ist es selbst zum Vortheil des Spielers, wenn er die Andern, welche die Mouche bei ihm vermuthen, bei ihrer Meinung läßt. Ist aber ein Spieler versichert, ein gutes Spiel zu machen, so kann er eher eine Aeußerung darüber fallen lassen, obgleich dieses auch nicht zu rathen ist, weil er dadurch die Andern im Spiele zurückhält. Sagt er nichts, so werden die Andern spielen und die Mouche zu machen versuchen, die außerdem keinen Stich zu machen gedenken. — 2) Hat Einer von den Spielern die Farbe, die der Andere nicht hat, so macht er eine Mouche, und zwar mit so viel Marken, als in dem Spiele stehen. Es kann sogar derjenige,

welcher surcoupiren könnte, und solches nicht thut, darein verfallen, daß er eine Mouche haben müsse. — 3) Wer unrecht ausgegeben, mischt das ganze Spiel wieder durch und giebt aufs Neue aus; jedoch darf er zur Strafe nichts bezahlen. Wäre aber das Spiel falsch, so kann es nicht gelten, jedoch sind die vorher gemachten Stiche gültig. — 4) Man darf nicht wieder mischen, wenn eine Karte aufgelegt worden. — 5) Wer unerlaubte Musterungen mit den Karten vornimmt, oder von seinen weggelegten Blättern einige zurücknimmt, würde la mouche machen und nicht mehr ans Spiel kommen können.

Die Madame de Maintenon hat zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts, im Jahre 1704, an dem Französischen Hofe ein neues, ähnliches Kartenspiel, wie das oben beschriebene, eingeführt, um dem Erfinder des Hocspiels, dem Kardinal Mazarin, hierin keinen Vorrang zu lassen. Man nannte es dieser Dame zu Ehren les Fées de Madame de Maintenon. Ein Dichter Namens le Corbé hat ihr dieserhalb ein schmeichelhaftes Kompliment gemacht, daß sie dem Könige Ludwig dem Vierzehnten bei seinen großen Sorgen um das Wohl des Staates, wenn nicht die schwirrenden Grillen, doch eine solche Zeitkürzung ersonnen, wobei der Monarch des Tages Heldenarbeit am Abende bei diesem Spiele angenehm austauschen könne, und solches ein Werk ihres unerschöpflichen Witzes sei.

Spiel (Mühlen-), s. unter Mühle, Th. 95, S. 3. — **(Mund-)**, Mundharmonika, s. Th. 96, S. 722, und Maultrommel, Th. 85, S. 663. Eine neu erfundene Mundharmonika, ein neuerfundenes Mundspiel besteht aus einer Art Metall, bildet ein längliches Quadrat mit mehreren feinen Klappen von demselben Metalle, welche die Töne durch das Daranhauchen angeben. Man hat sie mit vier, acht und mehreren Stimmen. Ein Mehreres s. unter

Mundharmonika im Supplement. — Dieses Spiel gehört daher zu den musikalischen Spielen, s. den folgenden Artikel.

Spiel (musikalisches), musikalische Spiele. Hierunter versteht man etwas uneigentlich die Töne, welche vermittelst einer gewissen Fingerfertigkeit, nach der Vorschrift der Noten, den Saiten musikalischer Instrumente beim Anschlagen oder Berühren entlockt werden, und nicht allein den Saiten, sondern auch den Blaseinstrumenten, wie der Flöte, der Klarinette ꝛc. Daher sagt man: das Klavier-, Flügel-, Fortepiano-, Harfen-, Violinen, Guitarren-, Orgel-, Flöten- ꝛc. Spiel; das Glockenspiel, welches man auf Kirchthürmen anbringt; s. auch unter Spiel, Th. 157, S. 511, und die Artikel Musik und musikalische Instrumente, Th. 98, S. 526 u. f., und S. 627 u. f.; Orgel, Th. 105, S. 321 u. f.; Glockenspiel, Th. 19, S. 183 u. f.; Harfe, Th. 22, S. 25 u. f. ꝛc. ꝛc. Man hat auch ein musikalisches Gesellschaftsspiel, vermittelst dessen man eine große Anzahl verschiedenartiger Musikstücke selbst componiren kann.

— (Nach-), s. Th. 100, S. 18, und unter Schauspiel, Th. 140.

— (Nacht-), Nachtspiele, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 840.

— (Nachtmützen-), s. unter Spiel (Jugend-).

— (National-), s. unter Volksspiel oder Spiel (Volks-).

— (Nationen-), oder Reise in alle fünf Welttheile; s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157.

— (naturhistorisches), s. daselbst.

— (Nonnen-), Solitairspiel, auch Grillenspiel genannt, weil sich eine einzelne Person damit sehr angenehm die Zeit vertreiben kann. Dieses Spiel,

welches in einem hölzernen Kreuze mit 33 Löchern besteht, zu welchen eben so viele kleine Kegel gehören, gehört zu den sinnreichen Spielen, siehe diesen Artikel im Register.

Spiel (Nuß-), s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 731.

— (Ober-), s. unter Spiel (Hazard-), Th. 157.

— (Olympisches), s. unter Spiel, Th. 157, S. 562, und unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 486 u. f.

— (Orakel-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157.

— (Orgel-), s. oben, Spiel (musikalisches).

— (Papillon-), ein Kartenspiel, welches in Frankreich im ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts erfunden wurde. Der Ursprung seiner Benennung ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Einige wollen es von dem Worte Papillon, ein Schmetterling, Tagfalter, herleiten, weil es viele Veränderungen darbietet und mit einer gewissen Geschwindigkeit die Stiche angebracht werden müssen, also man gleichsam hin- und herflattere. Allein sowohl diese Erklärung des Worts, als auch mehrere andere, passen so wenig auf dieses Spiel, wie so viele andere Namen auf Gegenstände, denen sie ganz fremd sind. — Das Spiel selbst wird mit einem vollständigen Französischen Spiele von 52 Blättern und unter drei oder vier Personen gespielt. Wenn nach dem Looſe die Person gewählt worden, welche die Karten mischt und giebt, so werden jedem Spieler drei Blätter nach einander gegeben. Hierauf werden sieben Blätter offen auf den Talon gelegt, wenn nur drei Personen spielen, bei vier Spielern aber nur vier Blätter. Mitten auf dem Tische wird ein kleines Kästchen aufgestellt, in welches jeder Spieler eine oder zwei Marken einlegt, nachdem man we-

gen des Spiels übereingekommen. Derjenige, welcher dem Kartengeber zur rechten Hand sitzt, untersucht sein Spiel, und sieht nach, ob sich unter den aufgelegten Blättern auf dem Talon ein Blatt befindet, welches mit seinem in der Hand habenden Aehnlichkeit hat. Die auf dem Talon aufgedeckten Blätter dürfen keine andern, als König, Dame und Bube, auch noch die Zehne seyn; sie können auch bloß durch ihres gleichen, z. B. der König wieder durch den König ꝛc., ausgewechselt werden. Angenommen, auf dem Tische läge ein As, welches einen Point gilt, eine Viere und Fünfe, so ist es erlaubt, diese drei Karten mit einer einzigen Zehne zu nehmen, die Einer der Spieler in seiner Hand hat, wenn an ihn die Reihe zum Anspielen kommt. Auf dieses kommt es im Spiele am meisten an, und man gewinnt dadurch zwei Vortheile, der erste ist, daß man Blätter abheben kann, mit welchen die andern Mitspieler auch versehen seyn können; der zweite, daß man dadurch mehrere Forcen giebt, welche zum Gewinnen bringen. Es ist bei diesem Spiele eine Haupt- und allgemeine Regel, daß man in seinem Spiele ein Blatt, es mag seyn, welches es wolle, habe, womit man von dem Talon ein anderes nehmen könne. Zum Beispiel mit einer Achte kann man nicht zwei Achten nehmen, sondern nur eine. Man kann aber mit einer Achte entweder zwei Vieren, oder eine Fünfe und eine Drei, oder eine Sieben und ein As, oder eine Sechse und eine Zwei nehmen, das ist, so viele Blätter, als in denselben die Points die Zahl Achte ausmachen. Hier muß noch bemerkt werden, daß wenn man in seinem Spiele mehrere Karten hat, welche denen auf dem Tische liegenden gleich sind, man doch nicht anders damit, als eine in jeder Tour spielen kann. Derjenige, an dem die Reihe zu spielen ist, und der keine von den Karten, so auf dem Tische liegen, aufheben kann, weil er deren nicht in seinem Spiele hat, und auch keine zu

paaren und in gleiche Gattung bringen kann, muß nothwendig die Karten, welche er in der Hand hat, auflegen, und setzt deswegen eben so viele Marken, als er Karten niederlegt. Hat Jeder seine drei Karten gespielt, so daß er entweder Lesen macht, oder sein Spiel niedergelegt hat, so giebt derjenige, welcher mischt, auf gleiche Weise wieder einem jeden Mitspieler drei neue Blätter aus dem Talon, ohne vorher durch den zur linken Hand abheben zu lassen. Wenn endlich alle Karten herumgegeben worden, so gewinnt derjenige, der sich am ersten von seinen drei Karten, die er von dem Talon abgenommen, befreit, die Parthie; sind es aber Mehrere, welche ihre Blätter am ersten losgeworden, so gewinnt derjenige die Parthie, der die Vorhand gehabt; dann hat auch der Kartengeber ein gleiches Vorrecht. Die Billigkeit im Gewinnen trifft denjenigen, der mit den wenigsten Karten die Parthie macht, ohne daß er den Talon benutzt hat. Kann keiner von den Spielern sich von seinen drei Karten losmachen, wie es oft geschieht, so gewinnt derjenige unter ihnen, der die letzte Karte zu einem Stiche so anwenden kann, daß er damit die letzte Levée macht, von jedem Mitspieler 2 Marken zur Beruhigung (Consolation).

Spiel (Parole-), ein Gesellschaftsspiel, welches auf folgende Weise gespielt wird: Einer aus der Gesellschaft entfernt sich aus dem Zimmer, und soll, wenn er zurückgerufen wird, ein Wort errathen, welches die Andern gemeinschaftlich verabredet haben. Jeder aus der Gesellschaft sagt ihm nun eine Eigenschaft derjenigen Sache, die das Wort bezeichnet. Zum Beispiel, das Wort wäre Pfeife und A. müßte rathen, so sagt B.: Es hat einen Kopf und einen langen Körper; C. es ist bunt; D. es läßt einen Dampf fahren; E. es hat Löcher; F. es giebt Töne; G. es hat eine Spitze; H. und auch einen Sack; J. auch ein Mund-

stück; — A., das ist eine Pfeife; B., aus wessen Rede fielen Sie am ersten darauf? A., aus F's Reden; B., dann muß F. hinausgehen, und ein neues Wort wird in der Gesellschaft verabredet, welches F. rathen muß, und so geht es weiter. Wenn der Rathende das Wort nach dem ersten Herumfragen nicht erräth, so kann er das Fragen der Reihe nach so lange wiederholen, bis er's erräth. Hier eine Anzahl vielbedeutender Worte, welche zu diesem Zwecke benutzt werden können: Maus (Thier und an der Hand), Katze (Thier und Geldsack), Karte (Spiel= und Landkarte), Schloß, Hahn (Thier und an dem Gewehre), Buch, Band, Bank, Atlas (ein König, Zeug, Landkarten u. ein Gebirge), Messe (in der Kirche und ein Jahrmarkt), Baum, Blatt, Horn (Post= oder Waldhorn, und am Fuße der Thiere und auf dem Kopfe), Spiegel, Nagel, Knopf, Pfanne (zum Braten und Pulver darauf zu schütten), Bauer, Geist, Bock (Thier und ein Gestell), Nadel, Blase (der Thiere und des Branntweins), Brand, Scheere (Schneide=instrument und am Wagen), Tritt, Wurzel, Stern, Welle, Hammer (auch der Name einer Conchylie), Tute (auch der Name einer Schnecke), Ball, Fuchs, Schimmel (Pferd und Gewächs), Dietrich (Name und Schloßaufbrecher), Stoff (auch ein Maaß), Feder, Lager (der Soldaten und des Weins), Rolle, Tuch, Bart, Flügel (auch ein Instrument) ꝛc. ꝛc.

Spiel (Parthieball=), s. unter Spiel (Ball=), Th. 157, S. 627 u. f.

— (Patience=), s. Th. 157 unter Spiel, S. 606, und unter Spiel (Gesellschafts=).

— (Pfahl=), s. unter Leibes=Uebungen, Th. 72, S. 738.

— (Pfand=), s. Th. 157, S. 513, 601, 610; und Spiel (Gesellschafts=), daselbst, S. 725 u. f.

— (Phantasie=), s. Spiel (Unterhaltungs=).

— (Pharao=), s. Spiel (Hazard=), Th. 157, S. 751.

Spiel (Piquet-), ein sehr beliebtes Kartenspiel, und eines mit von den ältesten Spielen, welches die Franzosen erfanden; s. Piquetspiel, Th. 113, S. 105; auch S. 32. Da in dem ersten Nachweise bloß der Erfindung des Spiels erwähnt, und in dem zweiten eine kurze Notiz über dasselbe gegeben worden, so will ich hier nur kurz dessen Einrichtung beschreiben. Dieses Spiel wird mit 32 Französischen Karten, indem man die Zweien bis Sechsen eingeschlossen aus dem ganzen Spiele von 52 Blättern herauswirft, und unter zwei Personen gespielt. Unter allen Spielen hat sich dieses Spiel am längsten bei seinem Werthe erhalten, indem es seit seiner Erfindung, über vierhundert Jahre, immer abwechselnd, bis auf die neueste Zeit, ist mit gleichem Vergnügen gespielt worden. Da die Vorhand beträchtliche Vortheile vor der Hinterhand hat, so heben beide ab, und wer das niedrigste Blatt abhebt, hat die Hinterhand, mischt und giebt die Karten. Das As ist in diesem Spiele das höchste und die Sieben das niedrigste Blatt. Nachdem die Karten gemischt und abgehoben worden, so werden sie zu zwei und zwei, oder auch zu drei und drei Blättern ausgegeben, so daß beide Spieler, jeder 12 Blätter erhält. Die einmal angenommene Vertheilungsart muß während des ganzen Spiels beobachtet werden. Die übrig bleibenden acht Blätter theilt der Geber in zwei Häufchen von 5 und 3 Blättern, und legt sie kreuzweis, die drei untern übereinander, auf den Tisch, welche Karten die Kaufkarten sind; die fünf Blätter für die Vorhand und die drei Blätter für die Hinterhand. Vor dem Beginnen des Spiels wird beschlossen, wie hoch eine Parthie gespielt werden soll, entweder auf 101, oder auf 100. Man rechnet zu einer Parthie vier Spiele, nach deren Beendigung die angeschriebenen Points der beiden Spieler zusammengezählt werden, und man zählt so viel Einheiten, als Zahlen vorhan-

den sind, was unter 5 wird für nichts, was über 5 und darüber ist, wird für Zehnen, also gleichfalls für eine Einheit gezählt. Wer nun auf diese Weise die in den vier Spielen angeschriebenen Points zu rechnen, die meisten Points oder Einheiten hat, der hat die Parthie gewonnen. Die Gegenstände, welche beim Piquet gezählt werden, sind: der Rummel, die Sequenze, die Kunststücke und die Stiche. Der Rummel ist die größte Zahl von Blättern in einer Farbe; die Sequenzen oder Folgekarten sind mehrere in einer Farbe auf einander folgende Blätter. Alle acht Blätter in einer Farbe ist eine Octave; sieben Blätter in einer ununterbrochenen Folge eine Septime, sechs Blätter eine Sexte, fünf Blätter eine Quinte, vier Blätter eine Quarte, und drei Blätter eine Tertie. Die Kunststücke sind alle vier As, alle vier Könige, vier Damen, vier Buben oder vier Zehnen; auch drei As, drei Könige sind, wenn gleich geringere, Kunststücke. Nach dem Herrn v. Abenstein hat man die Neunen, Achten und Sieben als Kunststücke ohne Grund ausgeschlossen, indem sie doch bei den Sequenzen gelten. Vom Weglegen der Karten hängt viel ab, und es ist deshalb wichtig. So legt man z. B. von der Karte, in welcher man die meisten Blätter hat, ohne Noth kein Blatt weg, weil man leicht noch einige Blätter von dieser Farbe zukaufen kann, wodurch man nicht nur einen guten Rummel, sondern auch einen starken Sequenz erhält; eben so wenig legt man gern Zehnen, Buben, Damen ꝛc. weg, weil sie sowohl zu Sequenzen, als Kunststücken dienen; nur geringe und entbehrliche Blätter legt man weg, weil man sich von denselben keinen Vortheil versprechen kann. Wer die Vorhand hat, kauft zuerst, und es steht derselben frei, von den fünf für sie bestimmten Blättern nur drei zu kaufen, weniger darf sie aber nicht kaufen; ihr folgt die Hinterhand im Kau-

fen, der eigentlich die drei letzten Blätter zugehören, hat aber die Vorhand noch einige liegen lassen, so kann sie alle kaufen, zwei muß sie aber kaufen von dem ihr zugehörigen Päckchen, bleiben von der Vorhand welche liegen, so werden sie von diesen genommen. Die liegenbleibenden Blätter können von beiden Spielern besehen werden, jedoch bei der Vorhand muß diese sich erst erklären, welches Blatt sie ausspielen will, oder sie muß es schon ausgespielt haben. Haben beide Spieler gekauft, so sagt die Vorhand an und die Hinterhand antwortet, ob sie das Angesagte geeignet oder gut findet, oder ob sie es besser habe. Hat die Vorhand Alles gerechnet, was ihr von der Hinterhand anzusagen erlaubt worden, so rechnet diese das, womit sie die Vorhand etwa gestraft und die Gegenstände, in deren Gattung jene nichts gemeldet hat. Der Rummel kommt zuerst an die Reihe. Hat Einer nämlich beim Ansagen desselben 4, 5, 6 ꝛc. Blatt, der Zweite oder die Hinterhand nicht auch so viel, so antwortet er gut, hat er mehr, so sagt er nicht gut; hat er eben so viele, als der Erste ansagt, so meldet er es, und nun zählt Jeder die Augen seines Rummels. Das As wird hierin zu 11, König, Dame, Bube, Zehne, jedes Blatt zu 10, und die Neune, Achte u. Sieben zu den Augen, die sie haben, gezählt. Wessen Rummel nun die meisten Augen zählt, der ist gut. Enthalten beide Rummel gleiche Augen, so gilt keiner von beiden. Gilt ein Rummel, so zählt man für jedes Blatt eins, für einen Rummel von vier Blatt also viere, für einen Rummel von fünf Blatt fünfe ꝛc. ꝛc. Dann folgen die Sequenzen, wobei die Octave die höchste ist, und die Tertie die geringste. Geht eine Sequenze vom As an, so erhält sie den Zusatz major. Die Untersuchung dieser Sequenze geht wie beim Rummel. Die Vorhand sagt zuerst die vornehmste Sequenze an, und die Hinterhand oder der Zweite antwortet darauf ob sie gut sei, oder ob sie eine

höhere habe, und so geht es mit den übrigen fort; allemal überbietet die höchste die niedrigere. In einigen Gesellschaften hält man es so, daß wenn Jeder der beiden Spieler eine Sequenze von gleicher Gattung und Höhe hat, auch die geringeren Sequenzen nicht gelten. Sobald nun ausgemacht worden, welche Sequenzen gelten, so zählt derselbe, und zwar für die Octave 18, für die Septime 17, für die Sexte 16, für die Quinte 15, für die Quarte 4, und für die Tertie 3. — Nach den Sequenzen werden die Kunststücke gezählt, und auch hier überbietet das höhere das geringere. Für ein Kunststück aus vier Blättern, wie z. B. vier Asse oder vier Könige, rechnet man 14, für ein geringes Kunststück werden 3 gerechnet. Man hat beim Anmelden nicht nöthig zu sagen, in welcher Farbe der Rummel oder die Sequenzen sind, sind sie aber als gut anerkannt worden, dann muß man es thun. Sobald Alles in Ordnung ist, so wird das Angemeldete zusammengerechnet, welches Zusammenzählen laut geschieht. Das Spiel nimmt dann seinen Anfang, indem die Vorhand ausspielt. Die geforderte Farbe muß jedesmal bedient werden, man müßte denn kein Blatt zum Bedienen haben, dann kann man nach Willkühr ein anderes zugeben. Da kein Trumpf aufgewählt wird, so hat auch keine Farbe vor der andern einen Vorzug, und wenn daher ein Spieler das geringste Blatt einer Farbe ausspielt, welches der Andere nicht mit einem höheren derselben Farbe nehmen kann, so macht es seinen Stich. Jeder, der den ersten Stich gemacht hat, zählt Eins weiter, so wie er ein Blatt ausspielt oder übersticht; für den letzten Stich zählt man, außer dem gewöhnlichen Point, noch drei, oder mit dem gewöhnlichen Point viere. Wer über sechs Stiche, also die Lese gemacht hat, der zählt dafür noch 10 Points zu denen, die er bis zum letzten Stiche gezählt hat. Macht Einer alle Stiche allein, so rechnet er für

die Vole oder die Wäsche 40 Points zu den Augen. Wenn Einer mit seinem Rummel, seinen Sequenzen und Kunststücken, ohne daß er von dem Andern gestraft worden wäre, also aus der Hand dreißig zählt, so gilt dieses für neunzig, und ein solches Spiel heißt ein Neunziger. Spielt man die Parthie zu Hundert oder Hundert und Eins an, so pflegt man den Neunziger für eine besondere Parthie zu rechnen, welche den bereits gemachten Spielen nichts angeht; diese (das ist, die vorher angefangene Parthie) bleiben stehen und werden besonders ausgespielt. Der Neunziger gilt auch oft für eine doppelte Parthie. In beiden Fällen wird gar nicht ausgespielt, sondern sobald einer aus der Hand dreißig meldet, so hat derselbe eine einfache oder doppelte Parthie, wie es vorher ausgemacht worden, gewonnen. In manchen Gesellschaften, besonders wenn um hohes Geld gespielt wird, bezahlt man den Neunziger nicht besonders, sondern er wird mit zu den bereits gemachten Spielen gerechnet, und macht bloß die Parthie gewonnen. Das Recht einen Neunziger zu machen hat sowohl die Vor- als Hinterhand; denn sobald die Letztere aus der Hand dreißig zählen kann, ohne daß die Vorhand zuletzt etwas angesagt hätte, so hat die Hinterhand den Neunziger gewonnen. Kann die Vorhand mit ihrem Rummel, ihren Sequenzen und Kunststücken nicht dreißig zählen, gelangt aber durch das Ausspielen und durch mehrere Stiche, ehe noch der Andere Eins zählt, zu dreißig, so zählt sie sechzig, welches ein Sechziger genannt wird. Dieser Vorzug ist der Vorhand ganz allein eigen. Wer zuerst Hundert und Eins zählt, der hat die Parthie gewonnen; und hat der Andere noch nicht Einundfunfzig gezählt, so hat er die Parthie doppelt verloren, welches ein Matsch genannt wird. Man kann aber auch übereinkommen, daß der Matsch nicht gelten soll, und dann verliert man die Parthie nur ein-

fach, auch wenn man weniger als 51 zählt. Vor allen Dingen vermeide man von den Kaufblättern etwas liegen zu lassen, weil man dadurch seinem Spiele schadet; denn oft finden sich unter den liegen gebliebenen Blättern einige, die zur Verbesserung des Spiels von großem Nutzen sind, und die dann der Hinterhand zufallen, die dadurch ein gutes Spiel erhält. Das Ablegen ist daher von großer Wichtigkeit und muß mit Aufmerksamkeit und Vorsicht geschehen. Spielregeln sind folgende:

1) Hat der Kartengeber nicht gut gemischt, so kann die Vorhand verlangen, daß noch einmal gemischt werde, welches Verlangen aber vor dem Kartengeben geschehen muß. — 2) Das unterste Blatt darf weder der Abheber noch der Kartengeber besehen. — 3) Wenn ein Blatt umliegt, muß von neuem gegeben werden, es müßte denn anders beim Spiele ausgemacht worden seyn. — 4) Wenn die Karten vergeben worden, das heißt, wenn Einer ein Blatt zu viel oder zu wenig erhält, so hängt es nur von der Vorhand ab, ob das Spiel angespielt werden soll, oder nicht; im letztern Falle muß noch einmal gegeben werden. Hat man mehr als ein Blatt zu viel erhalten, so muß noch einmal gegeben werden. — 5) Findet sich während des Spiels, daß Einer mehr Blätter hat, als er haben sollte, so darf er zur Strafe in demselben Spiele nicht einen Point zählen, dagegen der Andere Alles zählt, was er wirklich hat. — 6) Nimmt man mehr oder weniger Kaufkarten auf, als man aus der Hand weggelegt hat, so kann man es nicht mehr abändern, wenn man sie besehen und zu den übrigen gesteckt hat; man verfällt demnach in Strafe, welche darauf gesetzt ist, wenn man zu viel und zu wenig Blätter hat. — 7) Wenn das Aufweisen des Rummels, der Sequenze und Kunststücke Bedingung ist, so muß vor dem Ausspielen alles Gemeldete vorgezeigt werden; spielt daher die Vorhand aus, ohne vorher dasjenige, was sie gemeldet, vorgezeigt zu haben, so verliert sie die gemeldeten Points, und die Hinterhand zählt statt ihrer Alles, was sie aufweisen kann, wenn

es gleich geringer wäre. Die Vorhand muß dieses aber thun, ehe sie auf das aufgespielte Blatt zugiebt, ist dieses geschehen, so geht der Vortheil verloren. — 8) Im Anmelden beobachte man die strengste Ordnung; zuerst sagt man den Rummel an; dann folgen die Sequenzen, und dann die Kunststücke, erst die höheren, und dann die geringeren. Wenn man in dieser Ordnung etwas versieht, und meldet dasjenige früher, was später hätte gemeldet werden sollen, so verliert man das, was den Vorzug vor dem zu früh Genannten hat, und darf es nicht melden; z. B. man sagte erst eine Tertie an und dann die Quinte, so verlöre man die Quinte, weil man sie nicht zuerst genannt hat. — 9) Verspricht man sich im Anmelden und meldet etwas Anderes, als man wirklich hat, so macht man sich Alles dessen verlustiget, was man zu derselben Gattung in Wahrheit zählen könnte. — 10) Wenn Einer etwas meldet, das er nicht hat, oder mehr zählt, als er wirklich gemeldet, so darf er, wenn es nicht während des Spiels entdeckt wird, in diesem Spiele auch das nicht zählen, was er in Wahrheit hat, dagegen zählt der Andere alle seine Points. Wird der Fehler noch entdeckt, ehe ausgespielt ist, so kann man sein Wort ohne Strafe abändern. Derselbe Fall tritt ein, wenn Einer aus Versehen spricht, daß die Meldung gut sey, dann den Fehler einsieht, ehe noch der Stich gemacht ist; wenn aber schon ausgespielt worden, kann er nicht mehr gestraft werden. — 11) Sobald der erste Stich gemacht worden, kann man nicht mehr, was man zu melden vergessen hat, nachholen, sondern es ist ungültig. — 12) Wer Farbe verläuguet, der darf nicht nur keinen Stich in solcher machen, sondern der Andere zählt auch, sobald es entdeckt wird, fünf Points zu seinem Vortheile. — 13) Ein Blatt, welches einmal offen auf dem Tische liegt, es sey ausgespielt oder zugegeben, darf nicht wieder zurückgenommen werden, es wäre denn, der Zweite hätte die ausgespielte Farbe aus Versehen nicht bedient, und ein anderes Farbeblatt zugegeben. Nur um Farbe zu bedienen, kann man ein Blatt wieder aufnehmen. Ist aber schon der folgende Stich gemacht, so kann derjenige, welcher Farbe verläuguet,

hat, den Fehler nicht mehr verbessern, und er fällt in die daranf gesetzte Strafe. — 14) Wenn man zwei Blätter auf einmal ausspielt oder zugiebt, so gilt das obenauf liegende, es wäre denn, daß das untere von der geforderten Farbe wäre, und das obere von einer andern. — 15) Wer am Spiele ist und zu einer anderu Farbe übergeht, der muß diese zugleich nennen; unterläßt er dieses und der Andere giebt falsch zu, so kann er deshalb nicht gestraft werden. — 16) Wer die Karten wegwirft, in der Meinung, keine Stiche mehr zu machen, nachher aber gewahr wird, daß er doch noch Stiche machen könnte, so wird demselben in einigen Gesellschaften zugestanden, sobald sie noch nicht mit auf dem Tische liegenden Karten vermischt sind, sie wieder aufzunehmen und das Spiel auszuspielen, nur wenn sie der Gegner schon nach sich genommen, oder sie mit andern Karten auf dem Tische sind vermischt worden, hat es dabei sein Bewenden und der Andere zählt die Stiche zu seinem Vortheile. In andern Gesellschaften gestattet man dieses nicht, sondern man hat sich durch das Wegwerfen der Karten aller Ansprüche auf weitere Stiche entzogen, und der Andere zählt die übrigen Stiche für sich, wenn sich gleich ausweisen sollte, daß Jener, wenn er die Karten nicht weggeworfen hätte, noch Stiche bekommen haben würde. — 17) Wenn derjenige, welcher gegen das Ende des Spiels am Stiche ist, die letzten Blätter auf den Tisch legt, in der Meinung, daß ihm der Gegner kein Blatt mehr abstechen könne, und nicht bestimmt, welches Blatt für ausgespielt zu rechnen seyn soll, so hat der Gegner das Recht, das Blatt als ausgespielt zu betrachten, welches im Niederlegen den Tisch zuerst berührt hat, um dem gemäß zu versuchen, ob er noch etwas gewinnen könne, welches sich Jener gefallen lassen muß. — 18) Wenn Einer zweimal nacheinander die Karte giebt, und er gewahrt seinen Irthum, ehe er seine Blätter ansieht, so werden die Blätter wieder zusammengeworfen, und derjenige muß geben, an dem die Reihe ist. Hat aber derjenige, der die Karten irrig vertheilt, schon seine Karten aufgenommen und angesehen, so kann es nicht mehr geändert

werden, der Andere hat dann die Vorhand und das Spiel muß ausgespielt werden. Eben so geschieht es auch, daß, wenn ein Spieler weggelegt und die Kaufkarten angesehen hat, so kann er seine Erklärung nicht mehr ändern, das heißt, wieder von den weggelegten Blättern etwas zurücknehmen und so viele weniger oder mehr kaufen, als er sich gleich Anfangs erklärte, und mehr Blätter zurücklegen. — 19) Eine Tertie, die mit der Neune anfängt, kann man allein und ohne einen höhern Sequenz dabei zu haben, nicht zählen. — 20) Wenn man zu Ende der Parthie sich auszählt und die Karten in der Meinung hinlegt, daß man die Parthie gewonnen habe, und es findet sich, daß man sich geirrt, so kann man die Karten nicht wieder aufnehmen, um fort zu spielen, sondern man hat die Parthie verloren und der Andere gewinnt sie, selbst wenn er noch so wenig Points zählt. — 21) Man beendiget eine Parthie oft durch das bloße Anmelden, wobei auch zuweilen Streitigkeiten entstehen, wie bei dem Beenden der Parthie durch das Zählen von Hundert, oder Hundert und Eins, welche in der zu weiten Ausdehnung der Rechte der Vorhand seinen Grund haben. Was straft, zählt auch zugleich, nach diesem Grundsatze kann die Hinterhand, indem sie straft, zugleich die Parthie gewinnen, und ist keinesweges genöthiget, abzuwarten, bis die Vorhand vollständig gemeldet hat. Bei den Streitigkeiten, die bei dem zuerst Ansagen der Hundert oder Hundert und Eins entstehen, sind diese wohl dadurch zu schlichten, daß es nicht darauf ankommt, wer sich zuerst aussagt, sondern wer zuerst die gesetzte Zahl erreicht. — 22) Gebrauchen beide Spieler nur noch einige Points, um sich auszuzählen, so kann auch während des Spiels Streit über die Frage entstehen: Welcher von beiden Spielern wirklich gewonnen habe, indem der Eine, welcher sieben Stiche gemacht hat, die Karten, welche er noch in der Hand hat, weglegt und mit Zurechnung der zehn Points für die Lese sich auszählen will, welches aber nicht Statt finden kann; denn die zehn Points für die Lese kann man erst zählen, wenn alle zwölf Karten gespielt worden sind. — 23) Wenn man durch Stiche auszählt, so

kann es nicht anders, als in folgender Ordnung geschehen: a) durch das Ausspielen; b) durch Ueberstechen; c) durch den letzten Stich (wo er gezählt wird), und d) durch die Lese. Nach dieser Vorschrift kann man daher auch zu Ende des Spiels leicht entscheiden, wer die Parthie gewonnen.

Das Piquetspiel unter drei oder vier Personen. Wenn gleich beim Piquet nie mehr als zwei Personen spielen, so nimmt doch oft auch die dritte, ja sogar die vierte Theil daran. Diese nennt man Könige, und obgleich sie, während eine Parthie gespielt wird, nur Zuschauer abgeben, so gewinnen sie doch mit dem, welcher die Parthie gewinnt, da der Verlierende unter Dreien doppelt, und unter Vieren dreifach bezahlen muß. Soll unter drei Personen gespielt werden, so nimmt man drei Blätter von verschiedenem Werthe, mischt solche, und läßt einer jeden Eins ziehen. Die Beiden, welche die niedrigsten Blätter gezogen haben, fangen das Spiel an, und der das geringste von den beiden niedrigen Blättern gezogen hat, giebt zuerst Karten. Der Dritte, welcher das höchste Blatt gezogen, ist König. Dasselbe findet auch Statt, wenn unter vier Personen gespielt werden soll; man nimmt dann vier Blätter von verschiedenem Werthe, und läßt ziehen. Die Beiden, welche die geringsten Blätter ziehen, fangen das Spiel an, und diejenigen, welche die beiden höheren Blätter bekommen, sind die Könige. Ist die erste Parthie beendiget, so wird beim Spiele unter Dreien derjenige König, welcher die Parthie verloren hat; ist die zweite Parthie zu Ende, so wird der, welcher die erste Parthie gewonnen hat, der dritte König. Wenn ein Jeder einmal König gewesen ist, also drei Parthien gespielt worden, so hat man eine Tour gemacht, und es steht dann einem Jeden frei, aufzuhören, oder noch eine Tour mitzuspielen. Unter Dreien wird der Neunziger nicht besonders bezahlt. Unter Vieren gehören sechs

Parthien zu einer Tour, und Jeder ist, wenn die Tour beendiget ist, während jeder Parthie König gewesen.

Spiel (plastisches), s. Spiel (Unterhaltungs-).

— (Plumpsack-), Plumpsackspiele, Spiele, bei welchen ein zusammengedrehetes Schnupftuch oder Taschentuch, Plumpsack genannt, als Strafmittel gebraucht wird. Woher der Name Plumpsack entstanden, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, wahrscheinlich von der Form oder Gestalt eines ledernen Geldsacks, einer Geldkatze, und von plumpen, mit Geräusch niederfallen, weil dieses Instrument gleich einem Sacke auf den Buckel niederfällt, auch wohl von sacken, sich niedersacken, oder von Sack, eine Art Leinen, woraus früher die Schnupftücher gemacht wurden, die wohl zu dem Gebrauche, die Nase zu putzen, bei der früheren Oekonomie unserer Hausfrauen, eben nicht sehr fein gewesen seyn mögen, eine Art Sacktuch oder Sackleinwand, jedoch nicht von der jetzigen Art Leinwand, die man mit diesem Namen zu belegen pflegt, welches eine grobe Packleinwand ist. Dieses Alles sind jedoch nur Vermuthungen, denn dem Plumpsacke ist die Ehre nicht wiederfahren, von Sprachforschern nach seiner Geburt und seinen Gliedern enthüllt und entkleidet zu werden; auch kann der Name ganz zufällig entstanden seyn, indem man die Grobheit, Ungeschliffenheit oder Plumpheit eines Menschen auf dieses Instrument übertragen. Genug, es heißt so, und man versteht überall in Gesellschaften, wo beim Spielen von ihm die Rede ist, wie er aussieht und gedrehet wird, und dieses ist als Erklärung hinreichend. Er kommt bei vielen Gesellschaftsspielen, auch bei einigen Kartenspielen dritter Klasse, vor, wo der Fehlende und der Verlierende, noch mit diesem Instrumente einige Hiebe als Strafe erhält; siehe unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, und oben, unter Spiel (Jugend-). Man hat aber auch ein

besonderes Spiel, in welchem der Plumpsack vorzüglich regiert, welches das böse Ding, oder mein Plumpsack geht herum, das Plumpsackspiel genannt wird. Die Gesellschaft bildet einen Kreis, und hält die Hände auf dem Rücken. Einer aus der Gesellschaft, A., geht mit dem Plumpsacke im Kreise herum und ruft: Seht euch nicht um, mein Plumpsack geht herum, oder singt:

Es geht ein böses Ding herum,
Nach ihm dürft ihr nicht sehen,
Es würde euch, seh't ihr euch um,
Fürwahr nicht gut ergehen.
(Alle.)
Und wenn das Ding mein Nachbar kriegt,
Dann lauf' ich schnell und säume nicht.

Wie viele Mal A. herumgehen soll, das ist willkührlich. Derjenige, der sich umsieht, wird geschlagen. Unter dem Gesange giebt er einem Andern den Plumpsack unvermerkt in die Hand, und stellt sich, nachdem er noch einmal um den Kreis herumgelaufen, so wie er an B. kommt, an dessen Stelle, der sogleich anfängt, seinen Nachbar C. mit dem Plumpsacke zu verfolgen, und um den Kreis mit Schlägen zu jagen, bis C. wieder an seinen Platz kommt, zur Strafe, daß dieser das Abgeben des Plumpsackes nicht wahrgenommen. Hierauf übernimmt B. die Rolle des A. Jeder muß vorzüglich Achtung geben, ob nicht etwa sein Nachbar den Plumpsack übernimmt, und sich so schnell, als möglich, um den Kreis herum an seinen Platz retiriren. Besonders lächerlich ist es, wenn Einer solches ohne Grund glaubt, und vergebens aus seiner Stelle weicht.

Spiel (Poch-), Pochbrettspiel, siehe Th. 113, S. 498.

— (Pochbrett-), s. den vorhergehenden Art.

— (Polizei- und Feuer-), ein Gesellschaftsspiel, welches nach Art des Post- und Reisespiels

gespielt wird, s. dieses, Th. 157, unter Spiel (Gesellschafts-).

Spiel (Post- und Reise-), siehe Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 718.

— (Puff-), ein Kartenspiel, bei welchem es Püffe oder Schläge mit einem Plumpsacke giebt; s. unter Spiel (Karten).

— (Puppen-), s. Th. 118, S. 738.

— (Puzzle-), s. unter Spiel (sinnreiches).

— (Quadrat-), s. unt. Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 739.

— (Quadrille-), l'Hombre en quatre. Dieses Spiel war ehemals, besonders zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts, bis zum zweiten Drittel desselben, auch in Deutschland ein sehr beliebtes Kartenspiel, besonders wurde es gern von den Frauen gespielt, weil es leichter zu spielen ist, als das l'Hombre en trois, nicht die Aufmerksamkeit erfordert, und doch sehr viel Vergnügen im Spielen gewährt. Was die Karten, den Werth derselben als Trümpfe ꝛc. anbetrifft, so ist dieses Alles mit dem gleich, welches unter l'Hombre, Th. 157, S. 767, ist angeführt worden. Es giebt daher eilf Trümpfe in der schwarzen und zwölf in der rothen Farbe, so wie überhaupt 40 Spielblätter, worunter drei Matadors, Spadille, Manille, Baste, welche derjenige, der sie hat, nicht anzugeben braucht. Daß dieses Spiel nur unter Vieren gespielt werden kann, besagt sein Name, und wenn es drei Personen spielen, das heißt, die vierte fehlt, so wird eine von den rothen Farben weggeworfen. Den Trumpf bestimmt derjenige, welcher anspielt, es mag Herzen, Carreau, Pique oder Treff seyn. Der Einsatz besteht aus 20 bis 30 Marken, nachdem es von den Spielern verlangt wird, oder nachdem man hoch und niedrig spielen will. Wenn nun die Plätze gezogen und ausgemacht worden, wer mischen soll, und wie hoch

man spielen will, auch bestimmt worden, wie viel Touren man zu machen gesonnen ist, welche gewöhnlich bis auf 10, und durch Beschneidung einer Karte bezeichnet werden, so läßt derjenige, welcher mischen muß, auf der linken Hand abheben, und giebt Jedem zehn Karten, zweimal drei und einmal vier. Wenn Einem zu viele Karten, oder ein Blatt umgekehrt gegeben worden, so ist das Spiel falsch, oder nicht gültig, es muß noch einmal gegeben werden. Wenn das Spiel beginnt, so können alle Viere passen. Da aber kein Spiel ganz aufgehoben oder verpaßt werden darf, so muß derjenige, welcher die Spadille hat, mit Rufung eines Königs spielen, er mag solche gezeigt oder angegeben haben. Das Spiel mag nun auf diese Art gespielt werden, oder einer der Spielenden fragt nur an, so nennt derselbe seinen Trumpf, und ruft seinen König bei seinem eigentlichen Namen. Hierauf spielt der Erste in der Ordnung aus, der, welcher den Stich gemacht hat, spielt eine andere Karte aus, und so geht es fort, bis das Spiel geendiget ist, wo dann die Stiche gezählt werden. Wenn der l'Hombre, oder der, welcher das Spiel machen will, sechs Stiche hat, diejenigen dazu gerechnet, die sein gerufener König gemacht hat, so haben sie das Spiel gewonnen, und erhalten den Spielsatz, die Consolation und die Matadors, wenn sie welche haben, bezahlt, und theilen die gesetzten Beete mit einander, wenn welche stehen. Wenn sie aber nicht mehr denn fünf Stiche machen, so ist das Spiel remis, und sie bezahlen die Beete, sowohl von dem Satze, als von dem, was noch von vorher davon steht. Auch müssen sie die Consolation und die Matadors, die sie haben sollten, eben so wie die Beete, zu gleichen Theilen zahlen. Machen aber Beide nicht mehr, als vier Stiche und darunter, so haben sie das Spiel Codille verloren, in diesem Falle zahlen sie an ihre Gegner, was diese ihnen würden gezahlt haben, wenn sie

gewonnen hätten. Diejenigen, welche Codille gewonnen haben, theilen sich in das, was in dem Pot steht. Die Beete und was bezahlt werden muß, wird zu gleichen Theilen bezahlt, die Hälfte von demjenigen, welcher ruft, und die andere von demjenigen, der gerufen worden, sowohl wenn das Spiel Codille, als wenn es remis verloren gegangen; nur muß derjenige, welcher den König gerufen hat, der l'Hombre, mehr als drei Stiche machen; denn sonst ist der Gerufene nicht nur frei das halbe Beet zu bezahlen, sondern auch das Spiel, die Consolation und die Matadors, wenn es welche giebt, welches Alles der l'Hombre, der nicht drei Stiche macht, allein thun muß. Dieses gilt sowohl bei Codille, als bei remis, um die Spieler zu verhindern, daß sie kein verwegenes Spiel entriren. Einige Spieler verlangen vier Stiche, wenn man nicht die ganze Beete allein bezahlen soll; indessen giebt es einen Fall, wo der l'Hombre, wenn er gleich nicht mehr als einen Stich macht, die Beete nicht allein bezahlen darf, und dieser ist, wenn er wegen der Spadille spielen muß. Wenn nämlich alle Spieler gepaßt haben, und er dennoch zu spielen gezwungen worden, so wäre es unrecht, wenn man verlangen wollte, daß er drei oder vier Stiche machen müßte, daher muß hier derjenige, welcher gerufen worden, Alles zur Hälfte mitbezahlen. Wer mit der Spadille spielen will, muß zuvor passen, ehe er sie nennt; denn hätte er nicht gepaßt, so würde er in Allem so gut angesehen werden, als wenn er frei gespielt und das schlimmste Spiel in Händen gehabt hätte. Die Regeln dieses Spiels sind folgende:

1) Wer einmal gepaßt hat, kann nicht wieder spielen, und wer einmal hat spielen wollen, der muß es thun, wenigstens dann, wenn er nicht ohne Hülfe spielen will. — 2) Wer alle vier Könige hat, kann eine Dame von diesen Königen rufen, nur nicht diejenige, die

Trumpf ist, und wer einen oder mehrere Könige hat, kann Einen von den Königen rufen; dann muß er aber auch sechs Stiche allein machen, und gewinnt und verliert auch allein. Man kann niemals den König von der Farbe rufen, in welcher man spielt. — 3) Kann man niemals von seinem Freunde, welcher der gerufene König ist, verlangen, daß man ihn stechen lassen soll, noch ihm helfen lassen. Auch darf man niemals ausser der Ordnung werfen, und geschähe es, so braucht man keine Beete zu bezahlen, wenn es nämlich aus Unwissenheit geschehen ist. — 4) Spielt der gerufene König zuerst aus, so muß er in Trumpf Spadille, Manille, Baste, oder selbst den gerufenen König auswerfen, damit er sich als Freund zu erkennen giebt; denn es ist sonst zu befürchten, daß wenn ihn der l'Hombre nicht kennt, er ihm die übrigen Könige, welche er etwa haben sollte, absticht, und er dann nicht gut auf das Tout gehen kann; ja der Freund kann sogar angehalten werden, eine Beete zu setzen, wenn man eine Betriegerei in seinem Verfahren gewahr wird. — 5) Es ist nicht erlaubt, seine Karten zu zeigen, es sey denn das Spiel herum gemacht worden; auch selbst dann nicht, wenn man schon Codille gemacht hätte, ehe das Spiel ausgespielt worden, weil man nicht weiß, ob nicht der l'Hombre das Spiel allein bezahlen muß. Hat der l'Hombre oder der gerufene König seine Karten gezeigt, ehe sie noch sechs Stiche gemacht haben, weil sie schon gewonnen zu haben glauben, und es ist nur noch auf eine Weise möglich, die Stiche zu verhindern, so können sie die Mitspieler zwingen, ihre Karten so zu spielen, wie sie es verlangen. — 6) Spielt man ohne König, so darf man nur bloß den Trumpf benennen. — 7) Wer ohne zu rufen spielt, muß alle sechs Stiche machen, wenn er gewinnen will; denn alle Stiche, welche die andern Spieler machen, werden gegen ihn zusammen gezählt, und seine Gegner müssen einander in die Hände spielen, und ihr Möglichstes anwenden, daß er verliere. — 8) Wer ohne Hülfe spielt, hat das Vorrecht zu spielen vor demjenigen, welcher den König ruft. Wenn aber der, welcher anfragt, selbst ohne Beistand spielen will, so hat er die Vorhand vor dem,

der ihn dazu nöthiget. Dieses sind die zwei Arten, die man ohne zu rufen spielt, welches man forciren nennt. Gleich wie der, so unangefragt spielt, seinen Gewinn mit Niemanden theilt, eben so bezahlt er auch allein, wenn er verliert. Hat er es remis verloren, so bezahlt er die Beete, und jedem seiner Mitspieler die Consolation, das Solo und die Matadors, wenn er welche hat. Ist das Spiel Codille verspielt, so bezahlt er gleichfalls die Beete, und einem Jeden so viel, als man ihm hätte bezahlen müssen, wenn er es gewonnen haben würde. Diejenigen, welche Codille gewinnen, theilen das, was im Pot steht, unter sich. Wenn eine Marke oder Jetton übrig bleibt, so bekommt sie derjenige von den Dreien, welcher in dem nächsten Spiele die Spadille oder den höchsten Trumpf hat. Eben so verhält es sich auch, wenn derjenige, welcher angefragt hat, einen König ruft, den er selbst hat, er gewinnt und verspielt allein, wie schon oben erwähnt worden, außer dem Solo, welchen er weder bezahlt, noch bezahlt bekommt, obgleich er schon allein gespielt hat. — 9) Wer ohne Beistand spielt, muß seinen Trumpf benennen, wenn er ein sicheres Spiel haben will, thut er dieses nicht, so verschlimmert er sein Spiel ungemein; denn wenn er bloß ohne anzufragen spricht: Ich spiele, so kann Einer von den drei Mitspielern eine Farbe nennen, welche er will, und dann ist Jener gehalten, darin zu spielen, wenn er gleich kein Blatt in dieser Farbe hat. — 10) Wer einmal angefragt hat, kann nicht mehr Solo spielen; er müßte denn dazu forcirt werden, in welchem Falle er die Vorhand vor demjenigen hat, der ihn forcirt. Man ist nicht gezwungen zu stechen, wenn man die ausgespielte Farbe nicht hat, auch nicht darüber zu stechen, wenn man es gleich könnte. Dieses bleibt dem Spieler anheim gestellt, selbst wenn er der letzte wäre, und der Stich dem l'Hombre gehörte. Man muß jedoch, so lange man die gespielte Farbe hat, sie jederzeit angeben, sonst würde er die Farbe verläugnen. Wer eine Karte aus seinem Spiele gezogen, und sie umgekehrt auf den Tisch gelegt hat, ist schuldig sie liegen zu lassen, weil sie sonst dem Spiele hätte Nachtheil bringen können, oder seinem Freunde

dadurch Nachricht gäbe, besonders wenn es ein Matador ist. — 11) Wer Solo spielt, ist eben so wenig an dieses Gesetz gebunden, als er sich selbst zum Könige anruft. Man darf auch frei die Stiche der Andern umwenden und zählen, was gespielt worden, um darauf zu spielen. — 12) Wer statt der Stiche, so vor dem Spieler liegen, umzuwenden, sein Spiel umwendet und darein sieht, oder es den Andern zeigt, bezahlt die Beete halb mit dem, welchem die umgewendeten Karten gehören. — 13) Wer Farbe verläugnet, bezahlt die Beete so oft, als er es thut, und davon überwiesen wird. Dieses geschieht jedoch erst dann, wenn der Stich schon zusammen geworfen worden, oder der Verläugner hat schon auf das folgende Ausspielen geworfen; sonst kann er seine Karte wieder zurücknehmen. — 14) Wenn in einem Spiele viele Beete zugleich bezahlt worden sind, so gehen sie miteinander, wenn es beim Anfange des Spiels nicht anders ausgemacht worden. Bei mehreren Beeten gehen die größten immer voraus. — 15) Der Tout gewinnt nicht mehr, als man ausgemacht hat. Er zieht den bloßen Einsatz, und hat nichts von den Beeten zu fordern, welche nicht gelten. Kann man den Tout nicht machen, so bezahlt man eben so viel, als man bekommen hätte, wenn man ihn gemacht haben würde. — 16) Wenn man auf den Tout gezogen, so ist es nicht, wie im l'Hombre, erlaubt, seines Freundes Karten zu sehen. Man kann nicht auf den Tout gehen, wenn sich der gerufene König nicht zu erkennen giebt. — 17) Wer mischt, setzt eine Marke, welche 10 Pfennige gilt, ein. Dann setzt bei jedem Spiele Jeder eine Marke, welche 1 gilt, die, nebst der Consolation, dem Gewinnenden bezahlt wird, und diese 4 Marken rechnet man zu den Beeten, die man macht. Wenn es eine Beete giebt, so geht dieselbe mit dem Einsatze fort und mit dem Spiele, welches Jeder schuldig ist, ohne daß deswegen ein jedesmaliger Mischender aufhört, seine Marken einzusetzen. Daher kommt es, daß wenn die erste Beete, wie es stets geschieht, 14 ausmacht, die zweite 42, und die dritte 56 betragen muß. Wenn das Spiel, bei welchem die erste Beete vorkommt, Codille verloren worden, so macht

die zweite Beete nur 28 aus; denn die 14, welche die Codille gezogen, dürfen nicht darunter begriffen seyn. Folgende Tabelle zeigt, wie die Beete nach und nach steigen:

1ster Einsatz	2	3	4
14	42	56	70
5	6	7	8
84	98	112	126
9	10	11	12
140	154	168	182
13	14	15	16
196	210	224	238

Wenn das erste Spiel, bei welchem die erste Beete vorkommt, Codille gezogen worden, so gilt folgende Tabelle:

1ster Einsatz	2	3	4
14	28	42	56
5	6	7	8
70	84	98	112
9	10	11	12
126	140	154	168
13	14	15	16
182	196	210	224

Wird das Spiel doppelt gespielt, so darf man nur die Beete in ihrer Ordnung verdoppeln, um sich der angeführten Tabelle doch bedienen zu können, das Spiel ist eine einzelne Marke, welche jeder Spieler bei jedem Spiele setzt. Wenn daher viele Spieler remis geworden, so muß man so viele Marken haben, als man Spiele remis verloren, welche diejenigen, so verspielen, entweder an die Gewinnenden, oder an die, welche das Spiel Codille gemacht, bezahlen; denn wenn das Spiel nur remis geworden, so greift man den Satz nicht an, sondern bezahlt nur

die Consolation, die Matadors und das Solo, wenn es vorgekommen. — 18) Man spielt gemeiniglich die letzte Tour doppelt, wenigstens wenn man es nicht ausgemacht, daß man sie simple spielen will. Die letzte Tour doppelt spielen, heißt den Einsatz doppelt setzen, und das Spiel, die Consolation, die Matadors, das Solo und das Tout doppelt bezahlen.

Das Quadrillespiel mit dem Mediateur und der Favoritkarte (Préference). Bei diesem Spiele nimmt man vier Karten aus einem Kartenspiele, nämlich das As, den König, die Dame und den Buben, und giebt sie den Spielern zu ziehen, dergestalt, daß der den König hat, sich hinsetzt, wo er will, die Dame setzt sich zu seiner rechten Hand, hernach der Bube, und dann das As unter den König, um solchem die Vorhand zu geben. Der den König hat, zieht hierauf die Favoritkarte. Dieses Spiel richtet sich übrigens durchgehends nach Art der gewöhnlichen Quadrille, indem dazu gleich viele Personen und Karten gehören. Damit man aber die Favoritkarte wisse, so muß man, ehe noch die Parthie angeht, ein Blatt ziehen, welches die Farbe bestimmt. Z. B. man hat Coeur gezogen, so ist die Favoritfarbe Coeur, und bleibt solche im ganzen Spiele, eben so verhält es sich auch mit den übrigen Farben. Der Mediateur ist ein König, den man von Einem der Mitspieler verlangt, wenn man sich getraut mit seinem Spiele fünf Stiche zu machen. Hat man nun den verlangten König erhalten, so ist man im Stande allein zu spielen, und sechs Lesen zu machen, darauf giebt man dem, von dem man den König bekommen, eine von seinen Karten, welche man will, und eine Marke, ist es aber in der Favoritfarbe, so giebt man ihm zwei Marken. Wer in der Favoritfarbe einen König ruft, hat den Vorzug vor dem, der in einer von den andern Farben einen ruft. Wer mit dem Mediateur spielt, wird dem vorgezogen, welcher in der Fa-

voritfarbe einen König ruft, in diesem Falle, da er allein spielt, muß er 6 Lesen machen, wenn er gewinnen soll. Der mit dem Mediateur in der Favoritfarbe spielt, hat wieder den Vorzug vor einem Andern, welcher nebst dem Mediateur in einer andern, als der Favoritfarbe, spielt; er muß dann allein spielen, und folglich, wenn er gewinnen will, 6 Lesen machen. Wer Solo (Sansprendre) in einer andern, als der Favoritfarbe spielt, ist wieder demjenigen vorzuziehen, der nur schlechthin oder mit dem Mediateur spielen wollte. Endlich hat das Solo in der Favoritfarbe vor allen andern Spielenden dergestalt den Vorzug, daß derjenige, welcher schlechthin oder mit dem Mediateur, oder in der Favoritfarbe mit dem Mediateur, oder Solo in einer andern Farbe spielen wollte, dem weichen muß, welcher Solo in der Favoritfarbe spielt. Man spielt übrigens dieses Spiel wie man das gewöhnliche Quadrillespiel ohne Mediateur und Favoritfarbe spielt. Bei diesem Spiele sind folgende Regeln zu befolgen:

1) Wenn derjenige, der einen Mediateur gefordert hat, en cheville ist, so spiele man in der Farbe seines Königs, weil zu vermuthen ist, daß er mehrere Karten von der Farbe seines Königs hat, welcher durch dieses Mittel coupirt werden kann; ist aber der l'Hombre der letzte im Spiele (le dernier en carte), so muß man nicht in der Farbe des Königs spielen, weil man hierdurch sein Spiel gut machen würde, und er, wenn man seinen König coupiren könnte, nur eine niedrige Karte zugeben dürfte; würde er aber nicht coupirt, so könnte er mehrere Lesen von der Farbe seines Königs machen. — 2) Wer die Karten mischt, setzt 2 Marken in den Pot. — 3) Diejenigen, welche das Spiel in einer andern, als der Favoritfarbe gewinnen, bekommen Jeder 6 Pfennige, es zieht auch Jeder noch eine von den zwei Marken, welche im Spiele stehen. — 4) Wenn sie remis verlieren, so geben sie Jedem 4 Pfennige Consolation, verlieren sie Codille, so bezahlen sie Jedem 6 Pfennige. — 5) Diejenigen, welche

in der Favoritfarbe das Spiel gewinnen, bekommen Jeder 12 Pfennige, verlieren sie remis, so bezahlen sie 8, verlieren sie Codille, 13. — 6) Wer mit dem Mediateur gewonnen, bekommt von Jedem 16, wird es remis, so muß er Jedem 14, verliert er Codille, 16 geben. — 7) Wer in der Favoritfarbe mit dem Mediateur das Spiel gewonnen, bekommt von Jedem 32, verliert er es remis, so giebt er Jedem 28, wird es Codille, 32. — Wer Solo in einer andern, als der Favoritfarbe gewonnen, bekommt von Jedem 26, wird es remis, so muß er Jedem 24 zahlen, verliert er Codille, 26. — 8) Wer Solo in der Favoritfarbe gewonnen, dem zahlt Jeder 32 Pfennige, verliert er remis, so giebt er Jedem 48, und wenn es Codille geworden, 52 Pfennige. — 9) Man zahlt 2 Marken für die Vole bei einem einfachen Spiele, in der Favoritfarbe aber 4 Marken. Für die Vole mit dem Mediateur 3 Marken, in der Favoritfarbe mit dem Mediateur 6. — 10) Für den Tout und Solo werden gemeiniglich 4 Marken bezahlt, und in der Favoritfarbe 8 Marken. Für jeden Matador zahlt man 2 Pfennige und in der Favoritfarbe 4. In folgender Tafel gewahrt man die Beete, die durch das Remis gemacht werden.

Erstes Beet 28	2 84	3 112	4 140
5 168	6 196	7 224	8 252
9 280	10 308	11 336	12 364
13 392	14 420	15 448	16 476

Und wenn das erste Spiel, wobei die ersten Beete gemacht worden, Codille gezogen worden, so zeigt dieses folgende Tafel:

Erstes Beet	2	3	4
28	56	84	112
5	6	7	8
140	168	196	224
9	10	11	12
252	280	308	336
13	14	15	16
364	392	420	448

Bei den Schwierigkeiten, die sich bei diesem Spiele ereignen, richtet man sich nach den Regeln des gewöhnlichen Quadrillespiels.

Das Quadrillespiel mit dem Mediateur, aber ohne Favoritfarbe, wird auf folgende Weise gespielt. Man markirt und bezahlt das Spiel, wie bei dem gewöhnlichen Quadrillespiel, außer daß man demjenigen, der mit dem Mediateur oder Sansprendre spielt, eine Marke mehr giebt; auch bekommt er von Jedem 13 Pfennige, verliert er das Spiel remis, so giebt er Jedem 12, Codille 13 Pfennige. Wer Solo gewinnt, empfängt von Jedem 17 Pfennige, wird es remis, so giebt er Jedem 16, bei Codille 17 Pfennige. Was den Tout mit dem Mediateur anbetrifft, so bezahlt man denselben wie in der gewöhnlichen Quadrille, man giebt nämlich dem, der ihn macht, 1 Marke; auch die Beete werden wie bei dem Quadrillespiele bezahlt. Bei dem letzten Tout der Parthie, welcher Poulan genannt wird, kann man das Spiel verdoppeln.

Das Quadrille-Solitairspiel, auch bloß Solitairspiel genannt. Dieses Spiel führt den Namen Solitair, weil man allein spielen muß, ohne einen Gehülfen zu rufen. Trägt es sich zu, daß die vier Spielenden nicht Solo spielen können, noch solche Blätter in der Hand haben, daß sie einen Mediateur verlangen können, so muß man passen, weil man nicht

die Spadille, wie in der gewöhnlichen Quadrille, zu Hülfe nehmen kann. Hiernächst ist zu merken, daß man die 2 Marken des Poulan in dem Spiele stehen läßt, und derjenige, welcher die Karten mischt, fährt fort, die nämliche Anzahl zu setzen, bis Einer von den vier Spielern Solo oder mit einem Mediateur ꝛc. spielen kann. Was die Beete anbelangt, so steigen sie nur 28 Pfennige über das, was sich in dem Spiele befindet, und bei den doppelten Poulans um 56.

Der Mediateur-Solitaire zu drei Personen wird auf folgende Weise gespielt. Man wirft 10 Blätter aus dem Spiele, nämlich 9 Carreaux und die Sechse in Coeur. Den Carreau-König läßt man aber im Spiele. Man kann nun doch in den vier Farben spielen, obgleich die eine fast ganz wegbleibt. Z. B. ein Spieler hat die zwei schwarzen As mit dem Könige, so kann er in Carreau spielen, und er hat folglich alle Matadors, welche ihm, wie in dem Mediateur, zu 4 Marken bezahlt werden müssen. Auf gleiche Weise kann derjenige, der einen Mediateur verlangt, den Carreau-König fordern; denn man läßt ihn deswegen in dem Spiele, weil dadurch das Spiel die Annehmlichkeit erhält, als wenn vier Personen mit einander spielten. Man markirt in diesem Spiele wie im Mediateur. Derjenige, welcher die Karten giebt, setzt 2 Marken in den Pot, und man spielt, wie schon angeführt worden, ohne Gehülfen, auch verweiset man nicht auf die Spadille. Hat man keine so gute Karten, daß man einen Mediateur fordern oder Solo spielen kann, so muß man passen, und derjenige, der die Karten giebt, muß 2 Marken in den Pot setzen, u. auf diese Weise fährt man so lange fort, bis Einer spielen kann. Weil man nur immer allein spielt, so hat dieses Spiel, wie schon oben erwähnt worden, den Namen Solitairspiel erhalten. Beim Markiren der Beete folgt man den oben angeführten Tafeln von dem ordentlichen Media-

teur zu 4, nur mit dem Unterschiede, daß die Beete, welche durch remis gemacht werden, um so viele Pfennige erhöht werden müssen, als so oft man bei dem Spiele gepaßt hat, statt daß dieses, welches durch Codille gemacht worden, nicht mehr Pfennige beträgt, als in dem gewöhnlichen Mediateur zu Vieren. Auf eine andere Art spielt man den Mediateur-Solitaire zu Dreien, wenn man aus einem vollständigen Kartenspiele die 4 Dreien herauswirft, so daß nur 36 Blätter übrig bleiben. Der Kartengeber giebt jedem Spieler 12 Blätter, entweder viermal drei oder dreimal viere, wie man es ausgemacht hat. Soll der Spieler gewinnen, so muß er 7 Lesen allein machen, in welcher Farbe es ist. Getraut man sich sechs Stiche zu machen, so kann man auch einen Mediateur verlangen, sonst muß man passen. Dieses Spiel geht übrigens wie das vorhergehende.

Spiel (Quintille-), oder l'Hombre à cinq, oder zu fünf Personen. Dieses Spiel wurde auf zweierlei Art gespielt, oder in das alte und in das neue Quintillespiel getheilt. Das alte Quintillespiel wurde mit 20 oder 30 Marken gespielt, und diese so hoch geschätzt, als man sie annehmen wollte, oder vielmehr als man es im Spiele ausgemacht hatte, zu $\frac{1}{2}$, 1 bis 2 Gr. das Stück. Wenn um die Plätze gezogen worden, so setzt ein jeder Spieler eine Marke in den Pot und bekommt 8 Blätter, es bleiben daher keine Karten im Talon, und man darf auch keine wegwerfen. Das Spiel wird übrigens wie das Quadrillespiel gespielt, und will man gewinnen, so muß man 5 Lesen machen. Wer Solo spielt, muß seine Farbe angeben und 5 Lesen machen, wenn er gewinnen will. Gewinnt er, so bekommt er von jedem Spieler für das Solo 2 Marken, und eben so viel für 3 Matadors, die übrigen Matadors werden nicht bezahlt. Stehen mehrere Beete im Spiele und der Solo spielt ein Tout, so zählt er nur

eins, nebst 2 Marken von jedem Spieler. Gewinnt Einer nur ein einfaches oder simples Spiel, wenn er Solo gespielt hat, so zieht er, außer dem, was er für das Solo bekommt, von den 5 Marken, die im Spiele stehen, nur 2, und 3 bleiben im Spiele. Derjenige, der spielen will, ausgenommen der Letzte (le dernier en carte), frägt, ob man spiele, und wenn die Antwort mit Nein ausfällt, so giebt er seine Farbe an und ruft einen König zu Hülfe, nur nicht den König, worin der Trumpf ist. Beide müssen nun fünf Stiche machen, wenn sie gewinnen wollen; darauf zieht der Hauptspieler von den drei Marken, die übrig sind, zwei, und der Andere eine. Sollten die Marken bei einem andern Spiele gleich sind, so theilen sie zu gleichen Theilen. Machen sie nur vier Stiche, so setzen sie zusammen 3 Marken Beete; machen sie nur drei Stiche, so verlieren sie Codille, und Jeder der drei übrigen Spieler zieht eine Marke. Nach den Gesetzen dieses Spiels muß der letzte Spieler, wenn alle vier Spieler gepaßt haben, spielen, sein Spiel mag noch so schlecht seyn, doch darf er einen König zu Hülfe rufen. Wer in der Quintille den Tout übernimmt und ihn nicht macht, bezahlt den andern Spielern nichts. Wenn man verliert, setzt man so viele Marken Beete, als man gezogen, wenn man gewonnen hätte. Wenn die Matadors bezahlt werden sollen, so muß man sie alle drei in der Hand haben. Hat sie der l'Hombre, so hat der gerufene König keinen Antheil daran; Ersterer bekommt sie allein bezahlt; hat sie dagegen Letzterer, so bekommt er sie bezahlt. Man zahlt in der Quintille keine Strafe, wenn die Karten vergeben werden; man mischt und giebt sie von neuem.

Das neue Quintillespiel, Cinquille, folgt in Allem, wo es angeht, den Regeln und den Gesetzen der Quadrille. Das Setzen, Geben, Markiren des Spiels, die Prisen, das Zahlen bis auf die Anzahl der

Blätter, welche hier nur 40 betragen, ist in diesem Spiele mit dem vorigen gleich. Die Beete, und Alles, was sonst noch muß bezahlt werden, wird halb von dem l'Hombre, und halb von dem gerufenen Könige bezahlt, findet sich eine Marke ungleich, so zahlt sie der l'Hombre; auf gleiche Weise wird der Gewinn getheilt und der l'Hombre bekommt die Marke, welche ungleich ist. Dieses Spiel ist nicht so strenge, als das Quadrille gegen den Spieler, weil er niemals allein Beete macht, wenn er mit einem gerufenen Könige spielt; wenn er auch nur eine Lese macht, weil sein Gehülfe immer mit ihm zur Hälfte zahlt. Auch hier muß, wenn alle fünf Spieler gepaßt haben, derjenige unter ihnen, welcher die Spadille hat, mit Aufrufung eines Königs spielen. Die Matadors zahlt man wie in der Quadrille. Der Tout wie ausgemacht worden. Die erste Beete ist immer 15, die zweite 45 ꝛc. Alles Uebrige in diesem Spiele ist wie bei der Quadrille.

Spiel (Quodlibet=), ein Gesellschaftsspiel, in welchem nach einem aufgegebenen Worte ein Reim gemacht wird. Die Personen, aus denen die Gesellschaft besteht, setzen sich um einen Tisch herum, und wählen einen Sekretair, welcher die Verse zu Papiere bringt, die ihm heimlich in's Ohr gesagt werden. Sitzt die Gesellschaft an einem eckigen Tische, so beginnt der obenan Sitzende, sitzt sie aber an einem runden, so wird derjenige gewählt, welcher anfangen soll. Auf den nun das Loos fällt, der sagt seinem Nachbar (links oder rechts) das letzte Wort einer Strophe, worauf dieser reimen muß, und diesen Reim sagt er dem Sekretair Z. in's Ohr, welcher denselben niederschreibt, oder nach der Ordnung der sich folgenden Personen zu Papiere bringt. Zum Beispiel, das Stich= oder Reimwort, welches A. angiebt, ist Salz, wobei er dem Z. heimlich in's Ohr sagt: Die beste Würze ist das Salz; hierauf reimt B., und sagt dem Se-

Kretair in's Ohr: Es kostet ihn nicht seinen Hals. C. fährt nun fort, und sagt dem Sekretair ins Ohr: Es giebt viele Narren in der Welt, welches letzte Wort Welt dem D. gegeben wird, und dieser reimt darauf: Die Freundschaft hat ein enges Feld. Jetzt kommt E. an die Reihe und sagt dem Z. ins Ohr: Wie lang mag seine Nase seyn, worauf F. reimt: Ich trinke gern ein Gläschen Wein ꝛc. ꝛc., und so geht nun das Reimen in der Gesellschaft ein paar Mal herum; dann wird Halt gemacht, und der Sekretair liest die niedergeschriebenen Strophen der Gesellschaft vor, wo dann oft die wunderbarsten Zusammenstellungen herauskommen, ein vollkommenes Verse-Quodlibet. — Hierher kann man auch das Reimspiel, ein Tischspiel, bringen, welches auf folgende Weise geschieht: Wenn nach dem Abendessen die Gesellschaft noch in munterer Stimmung am Tische beisammen sitzt, nimmt Einer aus derselben ein Blättchen reines weißes Papier, oder wenn er schon darauf vorbereitet ist, ein Stückchen Pergament, und schreibt mit Bleistift ein Wort willkührlich darauf, und giebt das Blatt umgekehrt seinem Nachbar, indem er dazu einen Reim sagt, dessen letztes Wort sich mit dem aufgeschriebenen reimt, und dieser giebt es dann wieder weiter, so daß es am ganzen Tische herumgeht, indem ein Jeder dazu eine Strophe setzt. Z. B. es stände auf dem Zettel das Wort Schmaus, so setzt der Uebergeber A. des Zettels an B. hinzu: So gehts bei uns im Saus und Braus. B. giebt ihn nun wieder dem Folgenden C. und setzt hinzu: Beim l'Hombre hab' ich gern das Daus. C. setzt beim Weitergeben des Zettels an D. hinzu: Wer nicht hoch spielt, der hält gut Haus. D. an E.: Wer nicht viel hat, der kommt auch aus. E. an F.: Das sieht man an der kleinen Maus. F. an G.: Schon recht,

so sagt mein Vetter Klaus. G. an H.: Ach, könnt' ich laufen wie der Straus. H. wieder an A.: Sie wären längst zur Stadt hinaus. A. an B.: Sehr widrig war mir stets die Laus. B. an C.: Der Kuchen nicht, vom Bäcker Schaus. C. an D.: Fürwahr, der paßt zu meinem Schmaus. Hier wäre nun das Wort Schmaus, welches verdeckt von Einem zum Andern ging, errathen worden. Da sich nun kein Endreim mehr auf das Wort Schmaus findet, so ist der Errather des Wortes von seinem Pfande erlöset worden, welches er hätte geben müssen, wenn noch mehrere Reimworte sich gefunden hätten. Er muß bloß ein neues Wort aufschreiben, welches dann wieder, wie angegeben worden, verdeckt von Einem zum Andern um den Tisch herumgeht, und wobei jedesmal ein Vers gemacht wird. Es ist bei diesem Spiele Hauptsache, ein Wort zu wählen, welches bekannt ist, und worauf sich viele Reime machen lassen.

Spiel (Rabouge=), s. unter Spiel (Karten=).

— (Räthsel=), s. unter Spiel (Gesellschafts=), Th. 157, S. 735. Man rechnet hierher auch die Räthsel, Räthselfragen, Charaden, Logogryphen ꝛc. ꝛc.

— (Rauschen=), ein Hazardspiel.

— (Reif=), s. unter Spiel (Gesellschafts=), Th. 157, S. 732. Auch das Springen über oder durch Tonnenreife, und das Reiftreiben.

— (Reim=), s. unter Spiel (Quodlibet=).

— (Reversis=), ein Kartenspiel, welches von den Spaniern erfunden worden. Die Zeit, wenn solches geschehen, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Der Name kommt von dem Werte revertere, Spanisch reversite, weil hier eine umgekehrte Art zu spielen Statt findet, und wer die wenigsten Stiche macht, am meisten gewinnt. Es hat viel Aehnlichkeit mit dem

Bassadewitz, s. unter Spiel (Karten-), oben, S. 18. Man spielte das Reversis-Spiel noch im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts sehr stark in den vornehmsten Gesellschaften in Spanien. Dieses Spiel kann von vier, auch fünf Personen in Gesellschaft mit 48 Blättern gespielt werden. Die Zehnen werden herausgenommen. Wenn ausgemacht worden, wer Karten geben soll, und dieses geschehen ist, so hebt der Spieler linker Hand die Karten ab. Er giebt die Karten, jedesmal drei auf einmal, einem Jeden seiner Mitspieler aus, nur das letzte Mal giebt er Jedem zwei, sich drei Blätter, so daß jeder Mitspieler 11 und der Kartengeber 12 Blätter erhält; es bleiben demnach 3 Blätter im Talon, und spielen 5 Personen, so werden nur zwei oder eine Karte zurückgelegt. Der Anspieler kann ein Blatt von seinem Spiele weglegen, und dafür eins aus dem Talon nehmen, so daß er sein weggelegtes Blatt unter den Talon legt. Wenn der Anspieler nicht weglegen will, so hat er doch die Erlaubniß, das Blatt, welches er vom Talon hätte nehmen können, anzusehen, sodann aber schiebt er es unter den Talon. Der Ausgeber der Karten darf dagegen von dem Talon nichts wegnehmen, sondern er nimmt aus seinem Spiele eins von den Blättern, und legt es unter den Talon, weil er sich eins zu viel beim Austheilen geben muß. — Die Regeln bei diesem Spiele sind folgende:

1) Behalten die Blätter der Karten stets ihre natürliche Ordnung, wie sie aufeinander folgen, und das niedrigste wird von dem höhern überstochen. — 2) Hat das Reversis keine Trümpfe; es erfordert, daß man alle angespielten Farben bekenne, und nicht verläugne, wenn man ein ähnliches Blatt von der Farbe in der Hand hätte. — 3) Der Bube in Coeur ist das vornehmste und Hauptblatt im ganzen Spiele, und hat das Vorrecht, wenn eine Karte geworfen worden, die man nicht bekennen kann, er eintreten darf, und in-

dem er sticht, die ganze Parthie gewinnt. — 4) Wenn Coeur angespielt worden, und Einer der Spieler hat sonst kein anderes Blatt in Coeur, das ausgeworfene zu stechen oder demselben beizuwerfen, wohl aber den Coeurbuben, und dieser muß ausgeworfen werden, so ist der Quinola, Spanische Benennung des Coeurbuben, der unglückliche Prinz. Auf Coeur, als die Farbe, in die er gekleidet ist, muß er, wenn er gleich allein ist, wenn sie kommt, herantreten. Er macht dadurch das Spiel labet, und muß so viele Marken einsetzen, als in dem Kästchen, worin der Satz steht, zu finden sind. — 5) Wer den Coeurbuben ohne Noth selbst anspielt, wenn er der Anspieler ist, macht gleichfalls labete. — 6) Wenn Einer der Spielenden den Quinola zeigt, und durch ein Blatt forcirt, z. B. er wirft Coeur aus, und derjenige, der ihn hat, hat weiter kein Coeur, et läßt das Blatt daher gehen, so muß der Quinola dem Forcirenden 4 Marken zahlen. In einigen Spielgesellschaften wird auch verlangt, daß der Quinola in diesem Falle jedem Mitspieler 2 Marken als eine Strafe zahlen soll. — 7) Würde z. B. A. Piquekönig oder Dame, oder ein anderes Blatt in Pique auswerfen, und B. hat kein Pique, sondern tritt mit dem Quinola hervor, so gewinnt derselbe von demjenigen, dem das Pique gehört, 2 oder 4 Marken, je nachdem man hierüber vorher eins geworden. — 8) Derjenige von den Spielern, welcher die wenigsten Stiche hat, und zwar so, daß unter denselben kein As, kein König, keine Dame ist, gewinnt das Spiel, und erhält den ganzen Satz, das heißt. Alles, was von Marken in dem Kästchen vorhanden ist. — 9) Wer gar keine Stiche gemacht hat, gewinnt den Talon, mit dem Vorrechte, die Karten auszugeben. — 10) Das As gilt 5, ein König 4, eine Dame 3, und ein Bube 2 Augen oder Points, und diese Points berechnet man deswegen, um damit den Talon bestimmen zu können, wie viel dem Gewinner Marken bezahlt werden sollen. — 11) Wer nun in seinem Spiele viele Könige, Damen, kurz As und Bilder hat, der sitzt im Verlust, und zahlt an denjenigen, der die wenigsten Stiche oder der gar keinen hat, so viele Marken, als er Points gehabt hat. — 12) Der Anspieler zahlt seine Points

mit demjenigen, der den Talon an den Gewinner bezahlen muß, zu gleichen Theilen oder zur Hälfte. — 13) Darf in diesem Spiele keine Farbe verläugnet werden, wer dieses thut, muß jedem Mitspieler 2 Marken als eine Strafe zahlen, und für die Uebereilung, wenn Einer eine Karte eher auswirft oder vor der Hand ausspielt, so bezahlt er jedem Mitspieler eine Marke. — 14) Wer alle Stiche macht, gewinnt nicht nur den ganzen Talon, sondern bekommt auch von jedem Mitspieler 2 Marken für Honneur, u. erhält auch dasjenige wieder, was er während des Spiels in das Kästchen wegen seiner Augen bezahlt hatte. Dieses Gewinnen erstreckt sich so weit, daß auch derjenige, welcher den Quinola während des Spiels zugeworfen, nichts für denselben bezahlt erhält, und sich bloß mit der Ehre begnügen muß, ihn gehabt zu haben. — 15) Wer bei einer hohen Karte, z. B. bei dem Piquekönig eine niedrige, z. B. Piquesieben hätte, muß, wenn an ihm die Ordnung auszuwerfen ist, seinen Nachspieler in die Verlegenheit zu setzen suchen, daß dieser mit einem höheren Blatte darauf komme, daß er z. B. mit dem Asse abstehe. — 16) Der nach Nr. 14 beschriebene Fall wird eigentlich Reversis genannt; derjenige, der solches macht, das ist, wer den Quinola zugeworfen, ohne daß er ein Honneur dafür fordern kann, bezahlt nichts in den Talon, wenn er gleich viele Points oder Augen gehabt hätte. — 17) Es ist eine Hauptregel des Spiels, daß derjenige, welcher spielt, so viel, als möglich, suche, auf eine angeworfene Karte ein niedriges Blatt zuzuwerfen, weil er dann seine höhern um so geschwinder fortbringen kann, indem er sie als Renonce zuwirft.

Spiel (Revolutions=), s. unter Spiel (Gesellschafts=), Th. 157, S. 739: mathematisches Dreieckspiel.

— (Riemchen=), Riemstecherspiel, siehe unter Soldatenkniff, Th. 155, S. 427.

— (Ring=), Ringrennen, s. Ritter und Ritterspiel, Th. 125. Das elektrische Ringspiel, s. daselbst, S. 35. Ein Ringspiel wird

auch auf folgende Weise gespielt. Eine aufgerichtete Stange im Freien hat oben ein Querholz, woran vorn ein Bindfaden befestiget worden, an dem ein Ring hängt. An der Stange ist ein Haken, nach dem der Ring geworfen wird, und bei einem geschickten Werfen muß der Ring jedesmal auf dem Haken sitzen bleiben; s. auch unter Leibes-Uebungen, Theil 72, S. 743.

Spiel (Ritter-), siehe Theil 125. Das Ritter- u. Bürgerspiel, ein Turnspiel, s. unter Spiel (Turn-).

— (Roß-), Roßballett, eine Benennung des Carousselsels, s. unter Ritterspiel, Th. 125, S. 694.

— (Roulette-), Rouge et Noir, eine Art Hazardspiel, welches auf einer dazu eingerichteten Tafel gespielt wird; s. Spiel, (Tafel-). Man hat auch eine Art Roulettspiel, welches aus einer grün lackirten Scheibe, von einem schwarzen und einem rothen Rande umgeben, besteht. In der Mitte dieser Scheibe dreht sich ein mit Fächern versehenes Rad schnell herum, welches eingeworfene Kugeln aufnimmt.

— (Rühr-), s. unt. Schauspiel, Th. 140, S. 597 und 741.

— (Saiten-), s. Th. 130, S. 662.

— (Sauball-), s. Th. 157, unter Spiel (Ball-).

— (Schach-), siehe diesen Artikel, Theil 138, S. 221 u. f.

— (Schaf- und Wolf-), ein Spiel für Knaben, welches in einem lackirten Brette mit schwarzen Streifen, und aus einem Wolfe und eilf Schafen besteht. Eine gedruckte Anweisung, welche sich bei diesem Spiele befindet, enthält die Regeln desselben.

— (Schäfer-), ein Schauspiel, siehe Theil 139, S. 580. — Ein Schäferspiel, welches Aehnlichkeit mit dem Damen- und Schachspiele hat, erfand ein Herr Moreau-Bincard zu Paris. Es

besteht aus einer Herde von 18 Schafen, die der Hund des Schäfers leitet. Hinter den Schafen befindet sich die Schäferei, von wo aus der Hund die Herde vertheidiget. Vor den Schafen sind zwölf Gruben, jenseits welcher ein Wald sich befindet, aus dem der Wolf hervorbricht. Dieses Spiel spielen zwei Personen, wovon die eine die Herde und die andere den Wolf übernimmt. Wolf und Hund haben die nämliche Stärke.

Spiel (Schafkopf-), s. unter Spiel (Karten-).

— (Schatten-), s. Schattenbild, Th. 140, S. 389 u. f.

— (Schau-), s. Th. 140, S. 589 u. f. Lange hatte die Deutsche Schauspielkunst im Vaterlande der Französischen und Italienischen weichen müssen; lange blieb sie vernachlässiget als ein Zögling roher Kraft, ungeregelter Kunst, die Magd der erstgenannten, und diente nur den untern Klassen des Volkes zur Unterhaltung, zur Belustigung; nur erst durch Eckhof's gehaltvolles Spiel gewann sie einen höhern Rang, fand sie auch bei den gebildeteren Klassen des Volkes Eingang, jedoch nur in den Residenzen kleiner Staaten, und in den Freireichsstädten, die noch auf Deutsche Kraft und Deutsche Kunst, überhaupt auf Deutschthum hielten; in den größeren und großen Residenzen Deutscher Staaten blieb sie aber noch immer der oben angeführten Französischen und Italienischen Schauspielkunst untergeordnet, und ihr Lokal glich oft nur einem Stalle, statt eines Musentempels, nur selten demjenigen unserer jetzigen Liebhabertheater. Als Schröder und nachher Iffland auftraten, hatte die Deutsche Bühne freilich schon eine gewisse Höhe erreicht; wenn aber gleich die Bühne einen der Thalia würdigeren Platz erhielt, als zu Eckhofs Zeiten, so behielt das fremde Drama doch immer noch die Oberhand. Man übersetzte fleißig Lust-, Schau- und Trauerspiele aus dem Französischen und Englischen, und führte sie auf und

wieder auf, und die Deutschen Originalstücke mußten in den Schatten treten, weil man sie für eine zu schwere, derbe, nicht genug gewürzte Kost hielt, die den verwöhnten Geschmackswerkzeugen und dem Magen nicht mehr behagen wollte; man liebte eine lockere, dabei piquante oder stark gewürzte Kost, gleich viel, welchem fremden Boden sie entsprossen, oder entnommen worden; sie wurde übersetzt, umgearbeitet, und hin und wieder der Stoff unsern Sitten angeeignet, und so erschien auch manches fremdes Produkt als ein heimisches, wenn gleich dem feinen Kunstkenner auch auf fremdem Boden, Erfindung und Gegenstand als fremd nicht entgangen sind; indessen haben uns doch in den 1770r und 1780r Jahren von Gerstenberg, von Göthe, Lessing, Gotter, v. Dalberg, Jünger, Brezner, Großmann, Babo, v. Bonin, Brandes, Hagemann, Hagemeister, von Klinger, Engel, von Schiller, Iffland, von Kotzebue ꝛc. ꝛc. mit Originalen beschenkt, die der Deutschen dramatischen Dichtkunst Ehre machen, und lange, als Beweis ihrer Aufnahme und ihres erhaltenen Beifalls, die Theaterzettel zierten, und auch jetzt noch, wenn gleich die Uebersetzungen oder Uebertragungen Französischer Stücke neuerer Dichter dieser Nation wieder ein sehr gangbarer Artikel unserer Bühnen geworden sind, dann und wann auf dem Repertoire stehen. Werden uns die fremden Dramen bloß in der Absicht vorgeführt, um fremde Sitten, fremde Gebräuche, die verwickelsten Charaktere und Intriguen in der großen Welt von Frankreich und England ꝛc. kennen zu lernen, und ihren Werth oder Unwerth, gegen die unsrigen gehalten, zu beurtheilen, so wäre der Nutzen in so fern entschieden, daß wir im Lustspiele unsere Lachlust, und im Trauer- oder Rührspiele unser Mitgefühl, unsern Schmerz auf fremde Unkosten leeren können; aber dies allein ist nicht der Zweck der

dramatischen Kunst, sie soll uns nicht bloß unterhalten, und unsere Gefühle in Lust und Schmerz erregen, sondern sie soll uns durch einen vorgehaltenen Spiegel, worin wir unsere eigenen Thorheiten belachen, große und edle Charaktere bewundern, Verirrungen durch Leidenschaften ꝛc. beklagen und beweinen, selbst bessern, und uns einen höheren moralischen Werth durch den Zauber der Darstellung einimpfen; sie soll, mit einem Worte, ein Sittenrichter, also ein Sittenverbesserer seyn. Wie kann sie dieses aber erfüllen, wenn sie uns fremde Sitten, fremde Charaktere vorführt, die mit den unsrigen in gar keiner Harmonie stehen, also auch unbeachtet bleiben, es auch bleiben müssen, wenn wir nicht Zwitter werden wollen. Daher ist das Deutsche Schauspiel in Sprache und Vorführung unserer Sitten und Gebrechen eine Schule der Moral zu unserer Besserung, wo wir fehlen, und es kann daher nichts wünschenswerther seyn, als das Deutsche Schauspiel, nur dann und wann mit Stükken aus dem Französischen wechselnd, damit wir auch uns selbst belachen und bessern lernen, so wie wir es bei fremden Thorheiten thun. Ich kann hier nicht unterlassen, die Einweihungsrede, die von dem damaligen Director der Königlich Preußischen National-Schauspieler, Döbbelin, bei Eröffnung des neuen National-Theaters in Berlin, am 4ten December des Jahres 1786, ist gehalten worden, hier anzuführen, weil sie das ausdrückt, was jeder wahre Deutsche fühlt:

Sei mir dreimal gegrüßt, glückseliger Tag! da ich die Wonne fühlte, die Bahn zu brechen, diesen Tempel, den der allerhuldreichste König, Deutschlands Thalien gewidmet, zuerst zu betreten. — Wie lodert mein Herz, trunken im heiligen Gefühle patriotischer Freude! Deutschlands Musen! Euer Glück nähert sich dem Ziele. Preußens Schutzgott, der Va-

ter und Stolz echter Brennen, den schon ganz Germanien als den vielgeliebtesten König verehrt, hört, liest, empfindet die Lieder Deutscher Barden, hat sie in ihre Rechte wieder eingesetzt. — Sie beseelten schon in den dunkelsten Zeiten ihre Nation. Hermanns Barden und Druiden beseelten durch ihre Schlachtgesänge seine Krieger mit Tapferkeit, flößten ihnen biedern Sinn, Deutschen, unüberwindlichen Muth ein. — Alte, Deutsche Redlichkeit, du Kleinod unsers Nationalcharakters, du Stolz Deutscher Völker, kehre mit deiner göttlichen Schwester, der Wahrheit, in unsere Seelen zurück, lasse Neidsucht, Bosheit, Kabale und Verläumdung, diese Schandflecke der Menschheit, aus deinen Grenzen entweichen. — Wetteifert ihr Deutsche! in denen noch Deutsches Blut lodert; wetteifert Deutsche Künstler und Musen, wahre Leidenschaften der Seele zu fühlen, zu schildern. Wahre ungekünstelte Natur, biederrs Betragen, glänze aus allen enren Handlungen. — Ihr aber, erhabene, verehrungswürdige Gönner! schenkt der Kunst und Natur ein gnädiges, aufmerksames Gehör; erwägt, daß Rom nicht in einem Tage erbauet worden; erwägt, wie lange Deutschlands Musen, Deutschlands Thalia, ohne Unterstützung gelebt, und unter der Macht eines unerbittlichen Schicksals, und eines noch grausamern Vorurtheils schmachtet. Die gütige Vorsicht, die alle große, edle, erhabene Handlungen belohnt, segne und erhalte unsern allergnädigsten König! diesen allerhuldreichsten Vater Seines Volkes! Segne und erhalte Sein ganzes Königliches Haus! — Segne und erhalte — Euch!

Dieser Einweihungsrede ging nun noch ein kurzer Prolog voran, welcher gleichfalls von dem Director Döbbelin verfertiget und gehalten wurde, aus dem ich folgende Stelle heraushebe: „Deutschlands Musen, freuet euch! Eine neue Sonne durchstrahlt eure Empfindungen; ein neuer Allerhuldreichster Vater Seines Volkes schmückt Preußens Thron, trägt einen neuen Brillant als Deutschlands

August in seiner Krone. Schöne Künste und Wissenschaften, die verwaisete Deutsche Muse, die unter der Macht des Vorurtheils Jahrhunderte im Staube wimmerte, hebt ihr Haupt empor, wird unter seines Adlers Flügeln ihr Genie zeigen, und den Stolz ihrer Nachbarn dämpfen *).

---

*) Zum Verständniß dieser Stelle in der oben stehenden Rede stehe hier folgende Anmerkung: Bis zu dem Tode Friedrichs des Großen war das Deutsche Schauspiel unter Döbbelins Leitung, in einem Privathause in der Behrenstraße, welches den Schuchischen Erben gehörte, nur ein Privat=Unternehmen. Sowohl Schuch, als Döbbelin hatten, jeder besonders, ein Privilegium erhalten, eine Deutsche Schauspielergesellschaft auf ihre Kosten zu errichten. Es befanden sich demnach in den Preußischen Staaten zwei privilegirte Deutsche Schauspielergesellschaften unter der Regierung Friedrichs des Großen, die Schuchische und die Döbbelinische, welche abwechselnd in der Residenz, in Berlin, spielten; denn während die eine in Berlin spielte, reisete die andere nach den großen Städten in den Provinzen des Staates, und eröffnete daselbst auf einige Zeit ihre Vorstellungen. Nur die Königliche Italienische Oper, die Italienische komische Oper, und die Französische Komödie wurden auf Königliche Kosten gespielt, also auch die Mitglieder derselben vom Könige honorirt. Außer der Königlichen Französischen Komödie, war nun noch eine Französische Privat=Komödie und komische Oper für Geld in dem Hause des Entrepreneurs Berge, nicht fern von dem Lustschlosse Monbijou, welche Gesellschaft auch im Schuchischen Komödienhause in der Behrenstraße Vorstellungen gab. Sowohl Schuch, als Döbbelin, besonders Letzterer, verdienen daher den wärmsten Dank aller Freunde Deutscher Schauspielkunst, daß sie dieselbe unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen, wegen der damaligen Sucht der höheren Stände für die Französische Komödie, und unter mancherlei Opfern aufrecht erhielten, und durch Engagirung tüchtiger Mitglieder, Aufführung guter Deutscher Lust=, Schau= und Trauerspiele, dem Publikum Geschmack für das Deutsche Schauspiel einflößten, und ihre Bemühungen wurden auch in der Folge belohnt; denn gleich nach dem Tode des großen Königs nahm sich dessen Nachfolger, König Friedrich Wilhelm der Zweite, des verlassenen Deutschen Theaters an, und erklärte es bald darauf zum Königlichen National=Theater der Deutschen Schauspielkunst, indem er das Ganze übernahm, und es unter die General=Direction seines Maître des Spectacles stellte. K.

Spiel (Scheffel-), Spielscheffel, ein Spiel, welches aus 60 Nummern besteht, welche in einem Scheffel in gewissen Höhlungen zu sehen sind, davon sind 30 rothe Treffer, und 30 grüne Fehler. Das Vergoldete in der Mitte wird der König genannt. Es kann auch nach den Nummern gespielt werden. Man legt dann ein Häuflein Geld, so viel nämlich, als der Gesellschaft beliebt, auf die Nummer, und wirft mit einer elfenbeinernen Kugel. Wer nun die höchste Nummer trifft, der gewinnt das auf die Nummer gesetzte Geld; wirft aber einer in den König, der gewinnt, weil solcher über alle Nummern ist, den ganzen Pot oder das aufgesetzte Geld.

— (Scheiben-), siehe unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 759 u. f.

— (Schiff- oder See-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157.

— (Schimmel-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157.

— (Schul-), Lehrspiel, Spiele, welche die Kinder zu unterrichten benutzt werden, um sie leichter empfänglich für den Elementar-Unterricht zu machen; gewiß eine sehr nützliche Erfindung, die wir vorzugsweise dem Pestalozzi verdanken. Hierher gehören: das Abcspiel, s. Th. 157, S. 617; das Abc- und Buchstabierspiel; das Vocabular-, Universal-Rechnenstäbe-, vaterländisch-geographische-, Nationen- und naturhistorische Spiel, siehe diese Spiele im Register. Hierher gehören auch noch Kooks Reise um die Welt, mit 37 illuminirten Kupfern; das Forst- und Jagdspiel; der kleine Insektenjäger, und andere historische Jagdspiele; das geographische Lottospiel vom Rector Dihm in Großglogau. Auf welche Weise der Unterricht nach der Pestalozzischen

Methode geschieht, siehe unter Schule, Th. 149, S. 130 u. f.

Spiel (Seewesen-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157.

— (Sieben-), Böse-Siebenspiel, s. unter Spiel (Karten-).

— (Singe-), s. Oper, Th. 105, S. 143 u. f.

— (sinnreiches), sinnreiche Spiele, Gedankenspiele, Spiele, welche den Geist beschäftigen und einen gewissen Scharfsinn zu ihrer Lösung erfordern, auch nur von einer Person gespielt werden. Hierher gehören: das Grillen-, Kreuz-, Nonnen- oder Solitair-, Puzzle-, das Steck- oder Zweckle in-, und das Zacken- oder Hakenspiel. — Das Grillenspiel, der Grillenfänger, auch Nürnberger Tand, Wirreisen, Zankeisen genannt, besteht aus einer mit einem Stiele versehenen eisernen Gabel, an der 13 Ringe von Messing, auch von Eisen befindlich sind, bei deren Abspielung man darauf achten muß, daß wenn die Zahl der noch auf der Gabel befindlichen Ringe ungleich ist, man mit einem Ringe, ist sie aber gleich, mit zweien anfängt, so wie auch darauf zu sehen ist, daß vor dem Ringe, der abgespielt werden soll, einer stehen bleibt. Die Zahl der Ringe beschränkt sich übrigens nicht bloß auf 13, sondern man hat auch dergleichen Eisen mit 7, 9, 11 und 15 Ringen. Die Zahl muß immer ungerade seyn. Die Gabel ist hinten und vorne geschlossen, hinten durch den Handgriff. An jedem Ringe ist ein eisernes Stängchen, welches wieder an einem eisernen Blatte befestigt ist. Will man nun die beschriebenen Ringe von der Gabel losspielen, so steckt man den ersten Ring vorn an die Gabel zwischen dem zweiten Zinken durch, die zwei folgenden zieht man vorn darüber herab, den letzten von diesen beiden ungleichen, den ersten nimmt man von unten durch die beiden

Zinken wieder herauf, so ist dann der dritte von vorne los. Man nimmt die zwei ersten von der Gabel herunter, so sind drei los. Man zieht nun den vierten und fünften von der Gabel herunter und läßt den fünften durchpassiren. Nr. 1 und 2 geht auf die Gabel hinanf, 5 und 3 liegen unten, 1 kommt auch herunter, 3 kommt hinauf, 1 desgleichen, also liegt 5 noch allein unten. Jetzt geht wieder ab 1 und 2, dann wieder abgezogen 4, wie bei 5; 1 und 2 gehen wieder hinauf, 1 wieder herunter, dann geht vorne 5 los, und 7 geht glatt herab; 1 und 2 geht ab, 4 wieder hinauf, und so geht dieses ganze Spiel, so daß man bis zum Ende immer nur mit den zwei ersten Nummern spielt; gehen 2 herunter, so geht 1 hinauf, geht 1 herunter, so gehen 2 hinauf ꝛc. Ueberhaupt muß immer, wie auch schon oben angeführt worden, wenn die Ringe auf der Gabel ungerade sind, nur einer vorne abgehen, wenn sie aber gerade sind, müssen zwei zugleich genommen werden. Jetzt geht also 1 und 2 herunter, auch 4, 1 und 2 wieder hinauf, 1 wieder herunter, und 3 und 1 geht wieder hinauf, 1 und 2 wieder herunter; es sind also 4 wieder los, und 6 geht glatt ab, wie vorhin 7. Weil nun, so oft einer hinten abgeht, vorne jederzeit 2 wieder hinaufkommen, so gehen 1 und 2 hinauf, 1 herunter, 3 hinauf, desgleichen auch 1, 1 und 2 gehen ab, 4 hinauf, 1 und 2 desgleichen. Jetzt sind 6 und 7 völlig los; liegen nun ungerade Ringe auf der Gabel, so geht zuerst 1 und dann auch 3 herunter, 1 geht wieder hinauf, 1 und 2 ab, 3 geht bei 6 und 7; 1 und 2 hinauf, 1 wieder herunter, 2 wieder hinauf, desgleichen 1 und 2 geht ab, 4 geht bei 5, und so sind 4 Ringe los. Nunmehr geht 1 herunter, 3 wider hinauf, bei 4 und 5 los, 1 geht hinauf, und hernach geht 1 und 2 ab, und so sind 7 Ringe abgespielt worden. Will man nun diese Ringe auf gleiche Weise wieder hinaufspielen, so steckt man 1 und 2 wieder durch die Gabel, 1

dann herunter, 3 hinauf, desgleichen 1 und 2 wieder ab, 4 hinauf, desgleichen 1 und 2, 1 wieder herunter, wie auch 3; 1 wieder hinauf, 1 und 2 herunter, 5 hinauf, wie auch 1 und 2, 1 herunter, 3 ingleichen, 1 hinauf, 1 und 2 geht ab, 4 herunter; nun kommt 6 hinauf, desgleichen 1 und 2, 1 herunter, 3 hinauf, desgleichen 1, 1 und 2 herunter und 4 hinauf, desgleichen 1 und 2, 1 und 3 herunter, 1 hinauf, 1 und 2 herunter, wie auch 5; 1 und 2 hinauf, 1 und 3 herunter, 1 geht hinauf, 1 und 2 herunter, und nun geht der siebente und letzte hinauf ꝛc. So fährt man fort, bis alle 7 Ringe wieder hinauf und feste gespielt worden. Wer der Erfinder dieses Spieles, welches schon alt ist, gewesen, findet man nirgends angeführt; eben so wenig, ob es wirklich in Nürnberg erfunden worden; denn unter den Erfindungen Nürnbergs, in dem Werke des Herrn von Murr: Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten von Nürnberg ꝛc. Nürnberg, 1778, findet man es nicht angeführt. Auch in den Nachrichten Johann Neudörffers von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten, welche innerhalb hundert Jahren in Nürnberg gelebt haben, 1546, nebst der Fortsetzung von Andreas Gulden, 1660, Nürnberg, 1828, findet man nichts darüber. Wahrscheinlich ist der Name Nürnberger Tand daher gekommen, weil man es in Nürnberg hauptsächlich angefertiget und mit andern Nürnberger Waaren in den Handel gebracht hat. — Hierher gehört auch das deutsche Klippklappspiel oder der verfeinerte sogenannte Nürnberger Tand.

Das Kreuzspiel, Vexir-Kreuz, welches aus einem Passions-Kreuze von Eisen, Messing oder Holz besteht, und aus fünf Stücken oder Theilen zusammengesetzt wird, wie Fig. 8835 zeigt, wo die einzelnen Theile und das zusammengesetzte Kreuz zu sehen sind. Die Höhe dieses Kreuzes beträgt $3\frac{1}{2}$ bis 4 Zoll,

und die Stärke 1 Linie, auch darüber. Von den fünf Stücken sind drei wie ein Lateinisches Z gestaltet, und zwei Stücke sind gerade, nur ist das eine von den beiden letzteren a länger, als das andere b, beide Stücke haben aber unten einen Absatz, wie die Figur zeigt. An diesen Absatz wird das kürzere Stück umgekehrt herangesetzt, so daß es mit demselben eine Höhe bildet. Man setzt nun die eine Z zu rechter Hand an die zwei Stücke, wo dann so viel Zwischenraum bleibt, daß es hineinpaßt, und dann die andere Z darin herum, und dann die dritte Z, so wird es ein ordentliches + vorstellen, wie die oben angeführte Figur zeigt. Wenn man ein solches Kreuz dann wieder auseinanderstößt, so wird es derjenige, der den Vortheil nicht weiß, nicht wieder zusammensetzen können, wenn er gleich bei der Zusammensetzung zugesehen. Es hat selbst Schwierigkeiten für denjenigen, der es ein paarmal schon zusammengesetzt hat, es wieder zusammenzusetzen.

Das Nonnen- oder Solitairspiel, Stockspiel, siehe oben, S. 63.

Das Chinesische Puzzlespiel, ein sehr sinnreich erfundenes Spiel, welches aus 7 Täfelchen von Holz und 400 Figuren auf 34 Tafeln besteht. Fig. 8836 zeigt die 7 Täfelchen von Holz. Die Figuren sind von verschiedener Gestalt, Arabische Zahlen, Buchstaben, Gefäße, Schnirkel von verschiedenen Windungen und Zickzacken, mathematische Figuren ꝛc. ꝛc.; alle diese verschiedenen Figuren werden bloß mit den 7 Holztäfelchen zusammengesetzt, das heißt, jede Figur einzeln, und sie können einen ganzen Abend eine Person sehr angenehm unterhalten. Zu bemerken ist hierbei noch, daß die Zusammensetzung jeder Figur immer mit den 7 Täfelchen geschehen muß. Nach diesem Spiele sind mehrere Spiele gebildet worden, z. B. die belustigende Baukunst, siehe oben, unter Spiel (mathematisches) und andere mehr.

Das Stecken- oder Zweckleinspiel, siehe Spiel (Stecken- uvd Zwecklein-).

Das Zacken- oder Hakenspiel, welches aus 4 Zacken und eben so vielen Haken von braunem Holze besteht, die in einem flachen Schubkästchen liegen. Wenn die einzelnen Stücke herausgenommen werden, so hat man oft Stunden lang Mühe, um Alles wieder in die gehörige Ordnung zu legen, man müßte sich denn Raths aus der dabei liegenden Kupfertafel erholen, welche zu diesem labyrinthischen Gewinde die Auflösung giebt. Dieses Spiel eignet sich vorzugsweise dazu, das Nachdenken junger Leute zu schärfen.

Spiel (Sitz-), Sitzspiele, Spiele, welche im Sitzen gespielt werden, wie die Karten-, Brett-, viele Pfänder-, Tafel- oder Tisch- und andere Gesellschaftsspiele; die sinnreichen Spiele ꝛc.

— (Soldaten-), s. unter Spiel (Militair-).

— (Solitair-), s. Spiel (Nonnen-), und oben, unter Spiel (Quadrille-), S. 90.

— (Solo-), ein Kartenspiel, welches besondors in Deutschland stark gespielt wird; ob es aber ein Deutsches Spiel ist, wie einige Schriftsteller daraus schließen wollen, weil es in Deutschland besonders von Personen des Mittelstandes häufig gespielt wird, ist zu bezweifeln, indem es nur eine Nachahmung des Quadrillespiels oder l'Hombre en quatre ist; wenn es also als eine Abänderung des genannten Spiels angesehen werden kann, und diese Variation eine Deutsche Erfindung ist, so bleibt nichts desto weniger die Basis Französisch, daß es aber in so fern als ein Deutsches Spiel angesehen werden kann, weil man es nur in Deutschland spielt, wäre doch wohl zu beachten. — Es weicht von dem Französischen Quadrillespiel darin ab, daß es nur mit 32 Blättern der Deutschen Karte gespielt wird. Die Folge der Deutschen Karten in allen vier Farben ist von oben herab: Daus, Kö-

nig, Ober, Unter, Zehne, Neune, Achte, Sieben. Die Farben sind Eicheln oder Eckern (Treff), Grün (Pique), Herzen (Coeur), Schellen (Carreau). Nimmt man statt der Deutschen eine Französische Karte, so wird sie mit der Deutschen übereinstimmend gemacht, indem die übrigen Blätter von der Sechse bis Zwei einschließlich herausgeworfen werden. Man spielt das Solo unter vier Personen, so daß entweder Einer allein das Spiel macht, und die drei Andern die Gegenspieler sind, oder auch zwei gemeinschaftlich das angesagte Spiel spielen, wo dann die beiden Andern das Gegenspiel führen. Die Plätze der Spieler werden durch vier Blätter bestimmt, die aus dem Spiele von ungleicher Farbe, einem Jeden eine, auf den Tisch gelegt wird; dann werden wieder vier Blätter von den vier Farben genommen, gemischt, und jedem Spieler eins ziehen gelassen, und nun nimmt jeder Spieler seinen Platz da, wo die Farbe, die er gezogen hat, liegt. Wer Eckern gezogen hat, giebt an. Nachdem die Karten gemischt worden, so wird dem Kartengeber zur linken Hand abgenommen, und rechts herumgegeben, Jedem erst drei, dann zwei, und dann wieder drei Blätter. Wenn zwei Spiele Karten zum Spielen benutzt werden, so wird das eine Spiel von dem Gegenübersitzenden gemischt, und eine Karte davon aufgeschlagen, welche Couleur ist, und die andere Farbe, worin ein Spiel angesagt worden, überbietet. In jedem Spiele, welches gemacht wird, ist die angesagte Farbe Trumpf, die Spielfarbe, welche jede andere Farbe sticht. Zwei Blätter sind in diesem Spiele beständig Trumpf, Eckern Ober (Treffdame), welcher Spadille oder Pamper heißt, und Grün Ober (Piquedame), welcher Baste heißt. Beide zusammen werden auch die beiden Alten genannt. Hier ist nun noch der Trumpf-Eckern, die Sieben zu bemerken, welche Manille oder Spitze heißt. Diese drei höchsten Trumpfe, Spa-

dille, Manille, Baste, sind, wie im l'Hombre, die drei höchsten Trümpfe, und heißen Matadors, man muß sie alle drei haben, um Matadors anzusagen. Die übrigen Trümpfe folgen in der natürlichen Ordnung der Karten, Daus, König ꝛc. bis zur Achte. In Eckern und Grün sind 9, in Herzen und Schellen 10 Trümpfe. Man zählt 4, 5, 6 Matadors, wenn die Folge der Trümpfe, von den drei ersten ab, weiter geht. In den übrigen Farben haben die Karten ihren Werth nach der natürlichen Folge. Da jeder Spieler 8 Kartenblätter in der Hand hat, so giebt dies, nach ausgespieltem Spiele, 8 Stiche. Die höhere Karte sticht die niedere, und die Trümpfe die übrigen. Um zu gewinnen muß man fünf Stiche machen, bei vieren ist das Spiel verloren, bei dreien Codille verloren. — Man hat im Solo folgende Spielarten: Frage, Großcasco oder forcé partout, Solo, und Kleincasco oder forcé simple. Die Frage wird vom Großcasco, und dieses vom Solo überboten; Kleincasco ist ein gezwungenes Spiel, welches, wenn Keiner ein Spiel anmeldet, derjenige spielen muß, der die Spadille hat. Wenn in Couleur gespielt wird, so überbietet dieses jedesmal das Spiel außer Couleur, eine Frage in Couleur überbietet die andere ꝛc. Eine Abwechselung macht auch noch der Mediateur, welcher aus dem Quadrillespiele genommen worden. Wenn die Karten ausgegeben worden, so erklärt sich zuerst derjenige, welcher die Vorhand hat oder dem Kartengeber zur Rechten sitzt, ob er ein Spiel unternehmen will, uud dann die übrigen, wie beim l'Hombre, Th. 157, S. 770. Ein jeder muß bei der Anmeldung des Spiels abwarten, bis ihn die Reihe trifft. Wer gepaßt hat, kann sein Wort nicht wieder zurücknehmen. Wer Solo spielen will, muß dieses Spiel gleich nennen; denn wenn er sagt: ich frage, so darf er nicht mehr Solo spielen, es sey denn, daß seine Frage überboten würde, in welchem

Falle er das höhere Spiel selbst anmelden kann. — Wer fragen will, muß aus seiner Karte drei Stiche sicher und den vierten mit Wahrscheinlichkeit machen können. Hierzu gehören: eine Spadille, Manille, ein König, und noch ein kleiner in Trumpf, oder statt des Letztern ein As oder ein besetzter König in einer andern Farbe; oder Manille, Baste, Daus, und ein Trumpf, nebst Daus oder König in einer andern Farbe ꝛc. Es spielt hier nämlich der Spieler nicht allein, sondern ruft sich einen Gehülfen. Hat er die Farbe angesagt, und die Andern passen, so nennt er die Farbe, worin er spielen will, als Trumpf, und ruft ein Daus von den übrigen Farben, welches ihm helfen soll. Wer nun mehrere Däuser und selbst keine recht gute Frage hat, der thut wohl zu passen, in der Hoffnung, zum Gehülfen gerufen zu werden. Der Spieler, welcher das aufgerufene As hat, darf sich nicht entdecken und nicht eher bekannt werden, als bis es sich in Folge der Stiche zeigt. Er muß aber vom Anfange an dem Spieler zum Vortheil spielen, und ihm nach seinen Kräften Stiche zu machen helfen, thut er dieses nicht, und wird vielmehr durch seine Schuld das Spiel verloren, so muß er es allein bezahlen, und seinen Gehülfen noch für den entzogenen Gewinn entschädigen. Sonst bezahlen, wenn das Spiel verloren wird, beide Spieler, jeder an einen der beiden Gegenspieler, so wie bei gewonnenem Spiele jeder der Gegenspieler an jeden der Gewinner Zahlung leistet. Es ist nicht gleichviel, welches As der Fragespieler zur Hülfe ruft; er muß dieses vielmehr nach der Beschaffenheit seiner Karten wohl überlegen. So darf man nicht das Daus von einer Farbe aufrufen, von der man Renonce hat; auch darf der Spieler von der Farbe des gerufenen Asses nicht mehr als ein oder höchstens zwei Blätter haben, weil sonst dieses Daus in Gefahr kommen kann, abgestochen zu werden. Wer alle vier Däuser hat, kann nicht fragen, muß

passen, er müßte denn Solo spielen können; frägt er aber aus Versehen, und weil er zu spät bemerkt, daß er kein Daus rufen kann, so ist er gezwungen, Solo zu spielen. Ruft er aus Versehen ein Daus, welches er selbst in der Hand hat, so darf nicht gespielt werden, und er muß Bete setzen; auch darf beim Fragespiele kein einmal umgelegter Stich bei Strafe des Besetzens besehen werden. Ist der Fragende in der Vorhand und hat das Ausspielen, so ist es eine allgemeine Regel, mit Trumpffordern anzufangen, und das Hülfsdaus erst dann anzuspielen, wenn es mit Sicherheit geschehen kann; ein Gleiches thut auch der Gehülfe, wenn er am Ausspielen ist, wodurch er sich zugleich dem Freunde zu erkennen giebt. Dieses Zeichen ist aber nicht immer sicher; denn wenn der, der die Vorhand hat, Einer der Gegner ist, so kann er zuweilen das Trumpfspielen zu seinem Vortheile benutzen, und den Spieler verführen. Hätte er z. B. die Manille und Baste blank, so kann er es wagen sie auszuspielen; kann der Gehülfe des Fragenden sie überstechen, so ist der Vortheil für den Gegner verloren; der fragende Spieler wird sie vermuthlich durchgehen lassen, wenn er auch stechen könnte, in der Voraussetzung, daß der Ausspieler der Gehülfe ist, und somit einen mächtigen Stich verlieren. In der Regel aber muß ein Gegner beim Ausspielen weder Trumpf, noch die Farbe des gerufenen Dauses ziehen. Es hängt also das Gelingen der ersten oder der beiden ersten Stiche, bei dem Spieler sowohl, als bei dem Gegenspieler, von der Richtigkeit der Vermuthungen ab. Indessen hat das Gegenspiel noch mehr Mannigfaltigkeit und erfordert mehr Kunst, als das Hauptspiel. So lange der Gehülfe nicht bekannt ist, muß ein jeder Spieler die Stiche, die er macht, zu sich nehmen, nachher ist es gleichgültig, ob beide in Gemeinschaft spielende Spieler ihre Stiche zusammenwerfen. Mit 5 Stichen ist von Seiten der

Spieler das Spiel gewonnen, wofür sie den Pot ziehen und unter sich theilen. Die Honneurs werden von jedem der Gegenspieler bezahlt. Zu den Honneurs gehören die Matadors, so weit sie gezählt werden, ferner die ersten fünf Stiche, wenn sie von den Spielenden gemacht worden sind, und dann der Tout, das heißt, wenn die Spieler alle Stiche gemacht haben. Wird das Spiel verloren, so setzt der fragende Spieler allein die Bete, das heißt, so viel, als in dem Pot steht, die Honneurs bezahlen aber beide Spieler an beide Gegenspieler. Ist das Spiel Codille verloren worden, so ziehen diese den Pot und theilen ihn. Was den Tout betrifft, so ist mit dem Ausspielen des sechsten Blattes derselbe erklärt, und darf nicht zurückgenommen werden, oder wenn man ihn nicht weiter spielt, so muß er den Gegnern bezahlt werden. Sollte der Anfragende durch Zufall erst beim fünften Stiche ans Spiel kommen, ohne zu wissen, ob derjenige, welcher die ersten vier Stiche gemacht hat, sein Gehülfe ist, so kann er darnach fragen, darf aber dann nicht auf den Tout spielen. Geht der Tout verloren, so werden immer die fünf ersten Stiche von den Gegnern bezahlt, oder es werden die andern Honneurs überhaupt gegen den Tout abgerechnet. Wird der Tout gewonnen, so werden die ersten nicht bezahlt, weil sie in dem Tout enthalten sind. Hat der fragende Spieler oder der Gehülfe seine Forcen hinlänglich gezeigt, und spielt seinem Freunde den fünften Stich in die Hand, so ist dieses eine Aufforderung für denselben, auf den Tout fortzugehen. Auf eine andere Art darf er aber dem Freunde, der am Ausspielen ist, seine Absicht auf den Tout nicht zu erkennen geben, sondern muß sich ruhig verhalten, und wenn der Freund nicht fortspielt, es sich gefallen lassen; eben so wenig darf man den Freund warnen, nicht auf den Tout zu spielen.

Das Groß Casco oder Forcé partout, auch

Respect genannt, findet Statt, wenn Einer von den Spielern beide Alten in der Hand hat; er überbietet dann irgend eine Frage, und ist sogar genöthiget, Respect anzusagen, und darf bei Strafe des Betesetzens nicht passen; nur der Solo überbietet. Bei dem Groß-Casco wird, wie im Frageſpiele, ein Daus gerufen, nur besteht der Unterschied des Spiels darin, daß der Ansager nicht selbst Trumpf macht, sondern solches dem gerufenen Dause überläßt. Der Gehülfe muß schnell die Trumpffarbe nennen, um nicht das Spiel zu verrathen. Gewöhnlich nennt er die Farbe, in welcher er Manille hat, um wenigstens alle Matadors zusammen zu bringen; hat er aber die Manille blank, so muß er eine andere Farbe wählen, worin er stärker ist. Wenn es irgend möglich ist, wird die Farbe zu Truupf gemacht, weil das Spiel in Couleur doppelt bezahlt wird, als in gewöhnlicher Farbe mit drei Matadors; deshalb ruft der Ansager nicht gern das Couleur Daus zu Hülfe. Am liebsten ruft man übrigens in der Farbe, worin man nur ein Blatt oder einen besetzten König hat. Beim Rufen des Dauses ist jede Anmerkung, z. B. daß man die Farbe desſelben Renonce hat ꝛc., unerlaubt. Wer ein Daus ruft, welches er selbst hat, muß ohne weitere Strafe Solo spielen. Wer vier Däuser hat, kann groß Solo spielen, und wird es thun, da er nicht rufen kann. Das Groß-Cascoſpiel erfordert im Allgemeinen nicht so viel Kunst und Vorsicht, als das Frageſpiel; es ist auch diejenige Spielart, in welcher am häufigsten ein großes Spiel gewagt wird; denn nicht selten kommen dabei 4, 5 Matadors und der Tout vor. — Das Klein-Casco, oder Klein-Forcee, s. oben, S. 113, wird mit einem zu Hülfe gerufenen Daus gespielt, von der Farbe, in welcher man Renonce hat; kann dieses nicht geschehen, so wähle man die Farbe, worin man nur ein geringes Blatt hat. Bei diesem Spiele gelten diesel-

ben Regeln und Gesetze, als beim Groß-Casco. Bei den genannten Spielarten spielen immer zwei in Gemeinschaft, und es ist eine allgemeine Regel, daß ein Jeder seinem Freunde so viel, als möglich, zum Vortheile spiele und dessen Farbe benutze, seinen Feinden hingegen so viel Abbruch thue, als möglich. — Das Solospiel ist die vorzüglichste Spielart, und hat daher dem ganzen Spiele den Namen gegeben. Wer Solo spielen will, muß suchen fünf Stiche machen zu können. Wenn Einer Solo ansagt, und die Andern passen, so muß er sogleich die Trumpffarbe nennen, wenn er in der Vorhand ist, oder indem er die Manille anspielt, Trumpf sagen. Spielt er aus, ohne die Trumpffarbe zu nennen, so macht sein Nachbar zur linken Hand eine ihm beliebige Farbe zu Trumpf, welche der Solospieler annehmen muß. Das Solo couleur kann sogleich angemeldet werden, ohne die Erklärung der Andern abzuwarten, weil es das höchste Spiel ist. Bei dem Solospielen in diesem Spiele, findet dasselbe in Hinsicht der Aufmerksamkeit, der Spielregeln ꝛc. Statt, was bei dem l'Hombrespiele beim Solo gesagt worden; s. Th. 157, S. 776.

Was das Bezahlen in diesem Spiele anbetrifft, so bekommt jeder Spieler gleich Anfangs eine Anzahl Marken oder Rechenpfennige, deren Werth bestimmt wird. Man setzt mitten auf den Tisch einen Teller, worein der Einsatz gelegt wird, welches der Pot ist. Der Einsatz besteht in 4 Marken, welche der Kartengeber auf den Teller legt, und dieser erste Einsatz ist der Stamm. Bei einem gewonnenen Spiele ziehen die Spieler den Stamm, bei einem verlornen setzen sie als Strafe soviel hinzu, als sie beim Gewinne würden gezogen haben. Diese Strafe heißt eine Bete. Wird auf den einfachen Stamm eine Bete gemacht, so beträgt diese 4 Marken, der hinzukommende Einsatz ebenfalls 4, so daß beim folgende Spiele der Pot

12 Marken enthält. Geht das Spiel wieder verloren, so beträgt die Bete 12 Marken, die aber vorläufig unter den Teller gelegt werden; zu den im Teller stehenden 12 Marken kommt der neue Satz mit 4 Marken. Diese 16 Marken sind die höchsten Bete, welche man im Teller stehen läßt. Die folgenden Bete, so lange 16 im Teller stehen, werden nebst dem neuen Einsatze unter den Teller geschoben. Wird eine Bete gezogen, so werden 12 Marken unter dem Teller hervorgenommen und eingesetzt, so daß mit dem neuen Satze immer 16 im Pot stehen, so lange bis die Bete zu Ende sind. Man spielt dieses Spiel auch mit dem Block, oder Stammbete von 16 Marken. Ein jeder der vier Spieler setzt nämlich an den Teller ein Geldstück, oder eine Schaumünze ꝛc., welcher Block 16 Marken gilt, welche bei einem gewonnenen Spiele von Jedem, wie ihn die Reihe trifft, bezahlt werden, wogegen er den Block einzieht. So lange keine Bete gesetzt werden, bleibt der Teller umgekehrt auf dem Tische stehen. Man bezahlt eine Frage in Couleur mit 1 Marke, klein Forcee 1 Marke, in Couleur 2; groß Casco 2, in Couleur 4 Marken, und eben so wird auch der Solo bezahlt. Die Bezahlung der Honneurs oder Matadors geschieht wie folgt: 3 Matadors gelten 1 Marke, 4 Matadors 2; 5 M. 5 ꝛc.; die Ersten 1 Marke; der Tout 4, der angesagte Tout 8 Marken; in Couleur Alles doppelt. Die Dauer des Spiels hängt von den Spielern selbst ab, wie man sie bestimmt, entweder auf eine gewisse Zeit, oder auf eine Anzahl Spiele. — Man hat bei dem Solospielen noch einige Variationen, z. B. mit dem Mediateur zu spielen, welches Spiel eine Art Solo ist, das man mit Hülfe eines eingetauschten Dauses spielt. Es steht in der Reihe der oben beschriebenen Spiele im Solo zwischen Gros-Casco und Solo, geht daher über das erstere Spiel, und es kann derjenige, welcher die beiden

Alten hat, auch Mediateur spielen, wenn er nicht Solo spielen kann. Der einfache Mediateur wird vom Mediateur in Couleur überboten. Man sagt dieses Spiel an, wenn zum Solo noch ein Stich fehlt, den man mit einem Dause zu machen hofft, welches man nicht hat. Man fordert dieses Daus, und giebt dagegen ein entbehrliches Blatt fort. Derjenige, der das Daus giebt, zahlt für das gewonnene Spiel nichts, und das verlorene erhält er doppelt bezahlt; wer dieses Daus sticht, hat denselben Vortheil. Für den Mediateur wird eine Marke bezahlt, in Couleur doppelt. Die Honneurs wie bei den übrigen Spielen.

Spiel (Sprichwörter=), s. unter Gesellschafts=spiel, oder Spiel (Gesellschafts=), Th. 157, S. 735. Bei einem Sprichwörterspiele theilt sich die Gesellschaft in zwei Partheien. Die eine Parthei übernimmt das Spiel, und die andere sieht demselben zu. Die spielende Parthei trifft ihre Vorbereitungen in einem andern Zimmer, und verabredet das Sprichwort und die Darstellung desselben. Es übernimmt Jeder der Spielenden eine Rolle im Mienenspiele oder Gespräche, die ihm kurz angegeben wird. Man muß sich die Verkleidung so leicht, als möglich, machen, und wenn man wenig geübt ist, vorläufig das Spiel probiren. Hat man die Aufgabe ungefähr aufgefaßt, so kehrt man zur Gesellschaft zurück und beginnt das Spiel. Die Sache der Zuschauer ist es, nach dem Schlusse das Spiel zu errathen, und dann kommt die Gegenparthei ans Spiel. Sprichwörter, welche sich vorzüglich für dieses Unterhaltungsspiel eignen, sind: Ein verschlossener Mund fängt keine Fliegen. Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Allzu scharf und niemals gut, verdirbt der Jugend frohen Muth. Bescheidenheit geht über Gelehrsamkeit. Ein Quentchen Mutterwitz ist so gut als ein Centner Schulwitz. Leere Worte füllen den Sack nicht.

Wer Einen zum Narren machen will, ist selbst der größte Narr. Großer Zorn ohne einige Macht, wird nur verspottet und ausgelacht. Ein guter Wundarzt muß ein Adlerauge, eine Frauenhand, und ein Löwenherz haben. Die Armen haben die Kinder, und die Reichen die Rinder. Wenn der Fuchs prediget, so nimm die Gänse in Acht. Auf einen trüben Morgen folgt ein heiterer Abend. Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Eigner Herd ist Goldes werth. Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Hauptkissen. Wer mit Gold und Silber ficht, fehlt des Sieges nicht. Ehrliche Leute heirathen bald, und kluge gar nicht. Es braucht lange Zeit, ehe der Bauer ein Junker wird. Wenn jeder Narr eine Kappe tragen sollte, würde der Zeug sehr theuer werden. Nach dem Tode kömmt die Liebe zu spät. Vor dem Schleicher hüte dich, denn der Rauscher beißt dich nicht. Wer Gott zum Freunde hat, fürchtet seine Feinde nicht ꝛc. ꝛc. Wenn man nun Eins dieser Sprichwörter zu dem Drama gewählt hat, so muß man es sowohl durch Geberden, als durch die Handlung selbst auszumalen suchen, daß es die Zuschauer errathen können. Es wird aber besser seyn, da viele Sprichwörter nicht Jedem bekannt sind, ein kleines Verzeichniß davon aufzusetzen, und es vorher der Gesellschaft zur Durchsicht vorzulegen, damit sie solche leichter errathen kann.

Spiel (Stech=), ein Lanzenspiel, oder ein Spiel, bei welchem mit Lanzen gestochen wird, ein Ritterspiel, Turnierspiel, s. diese Spiele im Register.

— (Stecken= oder Zwecklein=), ein Spiel, welches mit kleinen Stecken oder Stäben von Elfenbein, Knochen, hartem Holze ꝛc. auf einem dazu bestimmten, mit Löchern versehenen Brette gespielt wird, worin die

Stäbchen stecken und abgespielt werden müssen; s. unter Stecken.

Spiel (Stein-), siehe unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 768.

— (Stichel-), s. unter Sticheln.

— (Swayka-), ein Russisches Spiel, s. Swayka.

— (Tafel-), Tafelspiele, Tischspiele, Spiele, welche an einer Tafel, einem Tische vorgenommen werden; sie unterscheiden sich noch von den Spielen, welche auf dem Tische, der Tafel gespielt werden, wie alle Karten-, Brett- und Würfelspiele, und viele Gesellschaftsspiele, bei welchen Karten, Spielpläne, Würfel ꝛc. gebraucht werden; sie bestehen daher in spaßhaften Aufgaben von Räthseln, Charaden ꝛc.; in drolligen Redensarten, welche schnell von Mund zu Munde gehen ꝛc. ꝛc., s. unter Spiel (Gesellschafts-), Theil 157. — Eigentlich versteht man nur unter Tafelspiel, Tafelkunst, die Taschenspieler-Künste, magischen Spiele oder Kunststücke; s. den Art. Taschenspieler und Taschenspielerkunst, in T.; auch den Art. Magie, Th. 82, S. 280 u. f. In noch weiterer Bedeutung des Wortes versteht man unter Tafelspiel, auch diejenigen Spiele, welche auf Tafeln von Holz, auch nur mit kleinen Täfelchen von Holz, Knochen oder Elfenbein ꝛc. ausgeführt werden. Hierher gehören: das Schach-, Damen-, Roulett-, Schäfer-, Schaf- und Wolf-, Toccategli-, Mühlen-, Stecken-, Domino- ꝛc. Spiel, s. diese Spiele im Register, und unter Tafelspiel, in T.

— (Täfelchen-), Dominospiel, ein Spiel, welches mit kleinen Täfelchen von Elfenbein, Alabaster, Holz ꝛc., die 1 Zoll 1 Linie lang, und etwas über $\frac{1}{2}$ Zoll breit sind, gespielt wird. Die Zeit der Erfindung dieses Spieles, so wie der Erfinder, oder das Volk,

unter dem es erfunden worden, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen; denn daß es von den Anachoreten Lybiens erfunden worden, wie es unter diesem Spiele, in dem neuesten allgemeinen Spielbuche, Wien, 1829, S. 36 des 2ten Abschnittes, ist angemerkt worden, bezieht sich wohl nur auf das Brettspiel im Allgemeinen, aber nicht auf das Dominospiel insbesondere; denn nach seinem Namen zu urtheilen, ist es wohl eine Erfindung der Italiener. — Man spielt dieses Spiel mit 36 und auch mit 45 Täfelchen oder Dominosteinen, unter zwei, drei, vier, fünf bis sechs Personen. Bei 36 Täfelchen folgen solche aufeinander:

$$\frac{8}{8}\ \frac{8}{7}\ \frac{8}{6}\ \frac{8}{5}\ \frac{8}{4}\ \frac{8}{3}\ \frac{8}{2}\ \frac{8}{1};\ \frac{7}{7}\ \frac{7}{6}\ \frac{7}{5}\ \frac{7}{4}\ \frac{7}{3}\ \frac{7}{2}\ \frac{7}{1};$$
$$\frac{6}{6}\ \frac{6}{5}\ \frac{6}{4}\ \frac{6}{3}\ \frac{6}{2}\ \frac{6}{1};\ \frac{5}{5}\ \frac{5}{4}\ \frac{5}{3}\ \frac{5}{2}\ \frac{5}{1};$$
$$\frac{4}{4}\ \frac{4}{3}\ \frac{4}{2}\ \frac{4}{1};\ \frac{3}{3}\ \frac{3}{2}\ \frac{3}{1}\ \frac{2}{2}\ \frac{2}{1}\ \frac{1}{1}.$$

Bei 45 Täfelchen oder Steinen kommt noch bei jeder Abtheilung eine Null zu, und eine Null macht den Schluß. Man breitet die Täfelchen verdeckt auf dem Spieltische aus, und schiebt sie mehrere Male untereinander, gleichsam, um sie zu mischen; dann nimmt sich jeder Theilnehmer am Spiele die ihm zukommende Anzahl Täfelchen, welche er zu seiner Einsicht so vor sich aufstellt, daß die Mitspieler nicht sehen können, was für Augen ihm zu Theil geworden, und in welcher Zahl seine Force besteht. Unter zwei Theilnehmern ist die Zahl der auszugebenden Steine 45, für jeden 15, unter drei, 12, unter vier, jedem 8, unter fünf und sechs, jedem 6. Die übrigen Täfelchen bleiben verdeckt auf dem Tische liegen, und bilden eine Art Talon, von welchem derjenige, welcher, wenn die Reihe an ihm ist, einen der beiden offenstehenden Zählplätze nicht besetzen kann, so lange Stück vor Stück kauft, bis er in den Stand gesetzt ist, weiter zu spielen. Der erste Aussatz beim Beginn des Spiels wird nach Uebereinkunft, entweder von den höchsten oder niedrigsten

Zählungen des für diesen Zweck vor dem Ausgeben gezogenen Steines, oder auch ohne besondere Loosung von dem Besitzer des $\frac{8}{8}$, und sollte dieses Täfelchen im Talon liegen, von $\frac{7}{7}$ oder $\frac{6}{6}$ bestimmt. Beim Spiele selbst folgt jeder im Setzen dem Nachbar zur Rechten, und so auch nach Ende einer Parthie im neuen Ansatze; der Nachbar zur Rechten desselben, welcher das vergangene Spiel zuerst angesetzt hatte, ohne weitere Berücksichtigung der letzten Züge in der vorhergehenden Tour. Nach gemachtem Domino setzt allemal derjenige zuerst aus, welcher nach der Reihe durch das richtige Ansetzen seines letzten Täfelchen Domino gemacht hat. — Bei dem Aussetzen ist es größtentheils gebräuchlich, mit einer gleichen Doppelzahl anzufangen, aber nicht ausgemachte Spielregel; denn man kann auch, nachdem man es in seinem Spiele für gut findet, mit einem Steine mit verschiedenen Doppelaugen, als $\frac{6}{5}$, $\frac{6}{3}$ ꝛc. ꝛc. sich aussetzen. Man macht Domino, wenn man nämlich an der Reihe im Spielen ist, indem man entweder in ordentlicher Folge, oder durch das Passen des Nachbars zur Linken, seinen letzten Stein mit Richtigkeit an eine der beiden zu besezzenden Nummern anbringt. Ein solches Spiel wird besonders honorirt, indem derjenige, welcher es macht, nicht nur die den andern Mitspielern übrig gebliebenen Points zu seinem Vortheile aufschreiben, und sich nach dem bedungenen Preise, sobald sie hundert erreicht haben, bezahlen läßt, sondern auch das gelungene Domino, von jedem Theilnehmer insbesondere, gleich baar berichtiget erhält, wie jederzeit vor dem Beginn des Spiels mit allerseitigem Einverständniß festgesetzt werden muß. Nicht jedes Spiel wird Domino gemacht; weit öfter, als dieses der Fall ist, wird es bloß gesperrt, das heißt, daß keiner der Theilnehmer, nachdem der Talon bereits ganz aufgekauft ist, aus Mangel erforderlicher Nummern weiter setzen kann.

Für ein gesperrtes Spiel zahlt man insbesondere nichts, man schreibt bloß von Jedem die ihm übrig gebliebenen Points auf, die immer nach sechs Touren gegenseitig ausgeglichen, und nach Verhältniß des Mehr an den weniger Habenden bezahlt werden. Die Steine mit gleichen Doppelaugen werden allemal, sowohl im Anfange, als auch im Gange des Spiels, die Quere gesetzt. Es befindet sich von jeder Zahl ein sogenannter Doppler darin, nämlich $\frac{8}{8}$, $\frac{7}{7}$, $\frac{6}{6}$, $\frac{5}{5}$, $\frac{4}{4}$, $\frac{3}{3}$, $\frac{2}{2}$, $\frac{1}{1}$, $\frac{0}{0}$, mithin neun; eben so viele Steine sind in der Zusammensetzung von einem jeden Doppler bis auf acht zurück oder blanche vor. Dieses Verhältniß, welches die Gesammtsumme von 45 Täfelchen giebt, muß stets vor Augen behalten werden, um die schon herausgekommenen oder noch im Spiele befindlichen Zahlen mit aller Gewißheit, so wie diejenigen, in deren Besitz dieser oder jener der Theilnehmer seyn dürfte, wenigstens der Wahrscheinlichkeit nach berechnen zu können. Hat man beim Ansetzen unter mehreren Steinen die Wahl, so ist es Regel, jene mit den höchsten Zahlaugen wegzubringen, wenn man nämlich versichert ist, in dieser Nummer stark genug zu seyn, um nicht späterhin mit um so größern Nachtheil kaufen zu müssen. Jeder Theilnehmer an einer Dominoparthie muß sogleich beim Gange des Spiels nach seinen in der Hand habenden Steinen oder Täfelchen sowohl seine Force, als seine Schwäche kennen, und nach diesen muß er operiren, die Schwäche seines Gegners zu seinem Vortheile benutzen, und seine eigene so viel, als möglich, zu verbergen suchen. Folgende Regeln geben einen ungefähren Maaßstab in diesem Spiele.

1) Wenn unter zwei Spielern im Domino, wo Jeder 18 Täfelchen erhält, Einer davon 5 hat, die in einem Felde gleiche Augenzahl haben, so ist er berechtiget, solche für seine Force zu halten, weil aller Wahrscheinlichkeit nach die andern 3 im Talon liegen, und der Gegner einen hat. — 2) Die freie Anwendung dieser Force wird aber sogleich durch die abweichende Au

genzahl des andern Feldes beschränkt. Z. B. A setzt aus $\frac{8}{8}$, B hat $\frac{7}{8}$ $\frac{5}{8}$ $\frac{3}{8}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{0}{8}$, dann $\frac{6}{6}$ $\frac{5}{6}$ $\frac{2}{6}$ $\frac{4}{5}$ $\frac{3}{5}$ $\frac{2}{4}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{2}{3}$ $\frac{1}{3}$ $\frac{0}{0}$; so sind hier augenscheinlich die Achten seine Force, und Sieben und blanche sind seine Schwächen, die er schonen muß; er muß daher nach Raison $\frac{5}{8}$ und $\frac{3}{8}$ ansetzen. — 3) Wenn unter drei Spielern Jeder 12, unter vieren Jeder 8 Täfelchen erhält, so werden bei erstern 5 derselben mit gleichen Augenzahlen seine Force bilden, weil sich annehmen läßt, daß, so lange noch nicht gekauft worden, jeder Gegner einen dieser Gattung habe, und zwei derselben im Talon liegen werden. Unter vier Spielern zu 8 Täfelchen tritt dasselbe Verhältniß mit 5 Steinen von gleichen Augenzahlen ein. — 4) Beim Aussetzen ist es hinlänglich einen Stein zu wählen, dessen verschiedene Augenzahlen man nur zweimal hat, um den Gegnern das Spiel zu lachiren und sie zu zwingen, durch den weitern Verfolg ihre Force selbst zu geben, worauf sich die Schwäche leicht finden läßt. — 5) Gewahrt man beim ersten Kaufen, daß man nicht selbst werde Domino machen können, so muß man wenigstens alle Geschicklichkeit aufbieten, diesen von einem Andern zu befürchtenden Fall zu hintertreiben, und bloß auf das Sperren zu spielen, ohne sich um einige bleibende Points mehr oder weniger ängstlich zu kümmern; denn Domino verhält sich dagegen immtr wie 25 zu 1. — 6) Läßt sich unter drei oder mehreren Spielern vermuthen, daß C, D oder E. in dieser Parthie Domino machen werde, so haben sich Alle gegen ihn zu vereinigen und gemeinschaftlich gegen seine schon entdeckte Schwäche zu wirken, ohne ängstliche Rücksicht auf die beim Sperren bleibenden Points. — 7) Beim Beginnen des Spiels ist es erlaubt sich zu renonciren, wenn nämlich das Setzen an uns kommt, aus dem Talon zu kaufen, wenn man gleich setzen könnte. Dieses geschieht dann aus politischen Gründen, um entweder unsere Force zu befestigen oder uns auf der schwachen Seite zu recrutiren, auch wohl um das Spiel besser zu maskiren. Wenn aber der Talon aufgekauft ist, wird das Passen ohne Noth, um dadurch das befürchtete Domino eines Andern zu hintertreiben, ungültig. Man darf dasselbe bloß durch eine geschickte Auswahl solcher Steine, welche Jenes Schwäche bilden, zu verhindern

suchen. — 8) Wer auf diese Weise widerrechtlich am Domino machen gehindert wird, ist beim Sperren, wenn die Täfelchen mit ihren Points aufgedeckt werden, und er die Verläugnung wahrnimmt, befugt, den begangenen Fehler sogleich zu repariren, Domino zu machen, und die gesammten Points, die er fälschlich renoncirte, dreifach zu machen.

Spiel (Taroc=), Tarokspiel, ein Kartenspiel, welches nach Einigen eine Erfindung der Portugiesen, nach Andern der Italiener seyn soll; es soll von dem Trappolierspiele herstammen; s. den Art. Tarok, in T.

— (Taschen=), eine Gaukelei, in welcher man vermittelst der Spieltasche durch Gewandheit und Geschicklichkeit den Leuten Blendwerke vormacht; s. Taschenspiel und Taschenspielerkunst.

— (Tassen=), ein Spiel der Marokkaner, siehe unter Tasse, in T.

— (Tattel=), s. unter Tatteln, in T.

— (Theater=), s. Spiel (Unterhaltungs=).

— (Tisch=), Tischspiele, s. Spiel (Tafel=).

— (Tivoli=), s. unter Spiel (Gesellschafts=), Th. 157, S. 722, u. oben, unter Spiel (Jugend=).

— (Toccategli=), eine Art Brettspiel, s. dieses Spiel, unter T.

— (Tod= und Leben=), s. oben, unter Spiel (Karten=).

— (Todtenkopf= u. Kanonen=), s. unter Spiel (Gesellschafts=), Th. 157, S. 714.

— (Ton=), s. unter Spiel (Unterhaltungs=), und die Artikel Ton und Tonkunst, in T.

— (Tontine=), s. unter Lotterie, Th. 81.

— (Trappolier=), s. unter Spiel (Taroc=).

— (Trauer=), s. unter Schauspiel, Th. 140, S. 1.

— (Tresett=), ein Kartenspiel, welches von den Neapolitanern erfunden seyn soll, und den Namen Tré Sette oder drei Sieben hat; s. Tresettspiel.

— (Trictrac=) s. diesen Artikel, unter T.

Spiel (Triumph-), ein Kartenspiel d. Italiener, welches besonders in Venedig sehr stark in den untersten Klassen des Volkes gespielt wird; s. unter Triumph, in T.

— (Troja-), Trojanisches Spiel, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 527.

— (Trojanisches), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Turn-), Turnspiele, Spiele, welche nach den Turn-Uebungen, s. den Art. Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 849 u. f., und Turnen, sowohl auf dem Turnplatze, als auch außer demselben auf dem besondern Spielplatze vorgenommen werden. Zu diesen Spielen gehören: der schwarze Mann, das Barlaufen, das Ritter- und Bürgerspiel, das Jagdspiel, das Stürmen oder der Sturmlauf, das Soldatenspiel, und das Ballspiel; s. diese Spiele zum Theil hier im Register, und unter Turnen.

— (Turnier-), s. den Art. Turnier, unter T., und Ritterspiel oder Spiel (Ritter-), oben, S. 100.

— (Universalrechenstäbe-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 739.

— (Unterhaltungs-), Spiele, welche zur Unterhaltung einer Gesellschaft, sowohl im Freien, als im Zimmer gespielt werden, und wozu nicht nur die Kartenspiele, sondern auch die Gesellschaftsspiele gehören, von denen die meisten unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, und oben, unter Spiel (Jugend-) vorgekommen. — In ausgedehnterer Bedeutnng versteht man unter Unterhaltungsspiele, oder unterhaltende Spiele alle öffentliche und Privatspiele, welche zur Unterhaltung und Belustigung Anderer veranstaltet werden. Hierher gehören: alle Theater- oder Bühnenspiele, wie das Lust-, Schau-, Trauer-, Singe-, Schäfer- ꝛc. Spiel; s. diese Spiele

oben, im Register; ferner das Lese- und mimisch-plastische Spiel, s. weiter unten, in diesem Artikel; die Marionetten- und Puppenspiele, s. d. Spiele i. Reg.; die equilibrischen, gymnastischen, magischen ꝛc. Spiele, s. diese Spiele, im Register; die musikalischen Spiele, s. oben, im Register, und mehrere andere Spiele; s. den Artikel Spiel (Volks-). — Das Lesespiel, die Deklamation, die unterhaltende Vorlesung, ist besonders in der neuesten Zeit sehr beliebt geworden, vorzüglich die dramatischen und lyrischen Vorlesungen. Der Hauptzweck des Lesespiels ist: durch den Ton, die Stimme auf das Herz der Zuhörer zu wirken, und sie dadurch für die Gegenstände des Vortrags höchst empfänglich zu machen, ja sie bis zur Leidenschaft zu belustigen, oder zu rühren, je nachdem der Gegenstand komisch oder tragisch ist. Die Eigenschaften des Lesespielers, Vorlesers, müssen daher in einem vorzüglichen Grade hervorstechen, vorwalten, wenn der Vortrag jene Wirkungen hervorbringen soll; er muß ein wohlklingendes Sprachorgan, welches alle Modulationen der Stimme fähig ist, besitzen; dann eine ergreifende Geberdensprache, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, um die gezeichneten Charaktere so herauszuheben, daß sie ihre Wirkungen auf die Zuhörer nicht verfehlen, und eine genugsame Dreistigkeit ohne Anmaßung. Wer sich daher in der unterhaltenden Vorlesung auszeichnen und Ruhm erwerben will, der muß sich von Jugend auf gewöhnen, mit Empfindung zu lesen, und dazu solche Scenen aus Dramen, solche Gedichte, solche Romane und Novellen ꝛc. wählen, die sich nicht nur durch einen schönen, correcten Styl, sondern auch durch hinreißende Charaktere, üppige Naturscenen ꝛc. auszeichnen. Man lese erst den gewählten Gegenstand mit Aufmerksamkeit und Nach-

denken ruhig für sich durch, und dann laut, wobei man die Geberdensprache anwendet, jedoch Letztere nur in so weit, als es zur größeren Erregbarkeit der Zuhörer für die Empfindungen der Charaktere beiträgt. Obgleich das Lesen Hauptsache ist, um eine reine, biegsame Stimme zu erhalten, so lesen doch sehr wenige Personen gut, welches daher kommt, daß man sich von Jugend auf zu wenig um die Grundsätze des Lesens bekümmert; diese auch in Schulen nur zu oft hintenangesetzt werden. Man ist in den Elementarschulen, Elementarklassen froh, wenn man die Kinder bis zum Lesen gebracht hat; allerdings von den Buchstaben an bis zum Lesen eine sauere Mühe, eine Geduldprüfung für den Lehrer, besonders bei den ungleichen Fähigkeiten und den oft widerstrebenden Sprachorganen der Kinder; indessen sollte doch auf fleißiges accentuirtes Lesen der Kinder gesehen werden, wodurch die Stimme Biegsamkeit erhält, mehr kann man freilich in Elementarschulen nicht verlangen. Die höhere Ausbildung des Sprachorganes bleibt den Gymnasien oder gelehrten und höheren Bürger-Schulen, — vorzüglich aber der Selbstbildung überlassen. Es ist Hauptsache, stets Herr von seiner Stimme zu seyn, so, daß man sie erheben und sinken lassen, stärker oder schwächer machen, überhaupt alle Empfindungen der Seele damit ausdrücken kann. Man hat bei Vorlesungen zwei Abwege zu vermeiden, der eine ist die Monotonie, und der andere die affectirte Modulation, jene lullt den Zuhörer in einen sanften Schlaf, und diese erregt oder erweckt Widerwillen, unangenehme Empfindungen. — Eckhof, dieser in den Annalen der Schauspielkunst unvergeßliche Künstler, hat zuerst im Vaterlande, in Deutschland, diesen Zweig der dramatischen Redekunst in Anregung gebracht. Er war es, der durch seine Deklamation im Spiele Alles bezauberte und hinriß, der Männer durch seinen Vortrag ihn zu bewundern hin-

riß, die damals ein großes Gewicht in der Literatur und auf dem kritischen Dreifuße hatten, wie Engel, Nicolai ꝛc. Fr. Nicolai, als er in Weimar war, um Wieland und Musäus persönlich kennen zu lernen, sagt von dem Vortrage Eckhofs Folgendes*):

Da ich mich nur einige Tage in Weimar aufhalten und weiter keine Rolle von Eckhof auf dem Theater sehen konnte, indem nicht alle Tage gespielt ward, so ersuchte ich ihn, mir auf seinem Zimmer einige Scenen zu sagen. Er war dazu gleich willig, und überließ mir, welche Scenen ich wählen wollte. Ich sagte im Allgemeinen: Ich wünschte eine Scene aus einem sentenzenreichen Trauerspiele à la française, eine affektvolle Scene und eine lustige Scene zu hören, und überließ ihm wieder auszusuchen, was er lesen wollte. Der folgende Vormittag war dazu angesetzt. Wir fanden den guten Eckhof in Schlafrock und Nachtmütze, unter welcher seine nicht ganz kurz abgeschnittenen Haare, so wie er sie unter der Perrücke trug, etwas struppig herabhingen; sein hageres kummervolles Gesicht machte den Kontrast noch auffallender, wenn man sich hier den großen berühmten Schauspieler vorstellen sollte, nach Lessing den einzigen Mann in seiner Art. Zu der Scene voll Sentenzen hatte er aus Cronegks Trauerspiele Codrus den Monolog Medons, im 7ten Auftritte des 4ten Aktes, gewählt, dessen Anfang ist:

Grausame Pflichten! hört nur einmal auf zu kämpfen;
Mein Herz ist allzuschwach, den innern Streit zu dämpfen.

ꝛc. Er setzte seine Brille auf, und in dieser äußerlich so ungünstigen Lage las er die Scene mit einer so naturvollen Würde und mit einem so edlen Ausdrucke vor, ohne alle Deklamation, daß man den edlen jungen Fürsten zu hören glaubte, und Brille, Nachtmütze und Schlafrock nicht sah. Zu der affektvollen Scene hatte er aus Voltairs Zaire die berühmte Scene Lusignans mit seinen beiden Kindern gewählt, im dritten Auftritte des zweiten Aufzuges. Hier war ihm

*) Iffland's Theater-Almanach vom Jahre 1807, S. 39.

das Aeußerliche noch weit ungünstiger. Er las von dem Verse an:

Vous — Seigneur — ce serail eleva vôtre enfance
Hélas! de mes enfans auriez vous connoissance?

bis ganz zu Ende des Auftrittes. Er hatte eine Uebersetzung in Deutschen sehr hölzernen Versen sitzend zu lesen. Der Abdruck mochte sehr klein oder schwach seyn, oder er mochte dieses Stück lange nicht angesehen haben, daher er beim Lesen zuweilen anstieß, und hin und wieder ein Wort zweimal oder verändert sagen mußte. Anstatt der beiden Kinder waren ein paar alte Stühle gesetzt, zu denen er sich neigen mußte, und die er auch zu umarmen hatte. Gleichwohl waren Musäus, mein Reisegefährte August Mylius aus Berlin, und ich so gerührt, daß uns während seines affektvollen Lesens die hellen Thränen über die Wangen liefen. Sobald die Scene geendiget war, sprang Eckhof vom Stuhle auf, wie ein junger Bursche, schnalzte mit den Fingern beider Hände, warf seinen Schlafrock auf die Erde, und sagte augenblicklich aus dem plattdeutschen Nachspiele: „der Bauer mit der Erbschaft" eine Scene auswendig her, so originell drollig, daß wir Alle einmal übers andere laut auflachen mußten ꝛc.

Eckhof war daher der große Künstler, welcher nicht nur den damals in Deutschland noch auf einer niedrigen Stufe stehenden dramatischen Spielen zuerst Anerkenntniß und Würde durch sein gehaltvolles, tief durchdachtes Spiel gab, sondern auch den Grund zu den Lesespielen legte, die sich bald zu einer ansehnlichen Stufe erhoben, und eine große, lange gefühlte Lücke in der Unterhaltung ausfüllten. Nach ihm, nach seinem tiefergreifenden, geistvollen Vortrage auf der Bühne, bildeten sich bald mehrere geistvolle Männer in dem Lesespiele aus, und als einer der ersten und vorzüglichsten Deklamatoren Deutschlands zeichnete sich unter diesen der Ober-Staatssekretair Boje in Hannover aus, welcher gemeinschaftlich mit Gotter im Jahre 1770 den ersten Deutschen Musenalmanach herausgab.

Jetzt folgten bald mehrere ausgezeichnete Deklamatoren und Lesespieler oder Vorleser, worunter auch Elisa Bürger, Gattin des berühmten Balladen- und Romanzendichters Bürger. In dem gegenwärtigen Jahrhunderte haben die Lesespiele eine besondere Auszeichnug erhalten; nicht nur werden sie öffentlich vor dem Publikum, sondern auch in Privatzirkeln gehalten. Als vorzügliche Deklamatoren haben sich in dem gegenwärtigen Jahrhunderte Henriette Hendel-Schütz, u. ihr Gatte, der Professor J. Schütz, und C. F. Solbrig ausgezeichnet; Letzterer hat auch zu Leipzig, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung, eine Sammlung in drei Bänden von Gedichten zum Behuf der Deklamation unter dem Titel: Museum der Deklamation, herausgegeben, worin man eine Auswahl von den beliebtesten Gedichten, Dialogen, Monologen und poetischen Erzählungen, ernsten und launigen Inhalts, älterer und neuerer Dichter, findet, nebst Erläuterungen über den Vortrag derselben. In den dramatischen Vorlesungen zeichnet sich Herr C. v. Holtei aus, der seit einigen Jahren in den Wintermonaten öffentliche dramatische Vorlesungen in Berlin hält, die vom Publikum mit Beifall besucht werden. — Wie schon oben erwähnt worden, sprechen die Lesespiele jetzt sehr an, und man kann nicht in Abrede stellen, daß sie eine Lücke in der Unterhaltung einer Gesellschaft ausfüllen, besonders bei der Tafel, dem Tische, wo oftmals die Unterhaltung zu stokken beginnt, und durch ein kleines Zwischenspiel wieder neu belebt wird; aber nur als ein kurzes Zwischenspiel sind die Lesespiele hier zu empfehlen, und besonders wenn der Lesespieler die Eigenschaften besitzt, auf ein Viertelstündchen die Gesellschaft mit einem gehaltvollen Gedichte, oder einer belustigenden Anekdote ꝛc. in einem schönen, dem Gegenstande angemessenen, Vortrage zu überraschen; er wird dann nicht nur die Auf-

merksamkeit der Zuhörer fesseln, sondern sich auch Beifall erwerben. Der Lesespieler muß den Beruf in sich zu dieser Unterhaltung verspüren; er muß mit allen Kenntnissen dazu ausgerüstet, und ein Mann von Gefühl seyn, der das, was er vorträgt, auch ganz fühlt, ganz empfindet, wozu ihm noch ein wohltönendes, von der Natur geschenktes Sprachorgan zu Hülfe kommen muß; denn es ist eine schwierige Aufgabe, ein Gedicht, einen Monolog, eine Erzählung ꝛc. gut vorzutragen, und man kann hier in Wahrheit sagen: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Man hält die Deklamation, die Vorlesung für so leicht, und glaubt, wenn man nur richtig und mit gesenkter und gehobener Stimme, also mit gewissen Modulationen der Stimme lesen kann, so entspreche man allen Anforderungen, wenigstens sagt uns dies die Eigenliebe; allein man irrt sich nur zu oft, indem man das für einen guten Vortrag hält, was bloß Spiel der Stimme ist. Der gute Vortrag muß bei einer biegsam-volltönenden Stimme aus dem Innern hervorgehen, er muß, so zu sagen, gefühlt, empfunden werden, wenn er wieder Gefühl und Empfindung im Zuhörer hervorbringen soll; man muß selbst gerührt seyn, um wieder zu rühren; man muß selbst vergnügt und heiter seyn, um wieder zu erheitern; man muß begeistert seyn, um wieder zu begeistern. Dies Alles sind Bedingungen, die der gute Vortrag erheischt. Wer nicht vom Dünkel aufgeblähet, nicht stolz auf sein vermeintes Talent im Lesespiele ist, der muß selbst fühlen, ob er diese Bedingungen zu erfüllen im Stande ist, ob er durch seinen Vortrag die beabsichtigeten Wirkungen bei den Zuhörern hervorbringt; findet er das Gegentheil, so lasse er ab, die Unterhaltung durch sein Lesespiel zu würzen, oder würzen zu wollen. Ueberhaupt ist es eine Regel, die selbst der ausgezeichneteste Lesespieler nicht außer Acht lassen darf, sich nicht zu wie-

derholen, nicht ein und dasselbe Stück zu oft zu deklamiren, zu oft vorzulesen, besonders hintereinander, weil es dadurch den Reiz verliert, nicht mehr piquant bleibt; auch wähle man Gegenstände zur Deklamation und Vorlesung, die ein allgemeines Interesse erwecken, allgemein rühren, oder allgemein belustigen, und die nicht zu lang sind, und spare den Haupteffect im Vortrage für den Schluß auf. Dieselben hier angegebenen Regeln sind auch bei öffentlichen Vorlesungen zu beachten, und hier muß um so mehr auf Abwechselung in den Gegenständen gesehen werden, weil oft ein zahlreiches Publikum ein Paar Stunden lang durch Lesespiele unterhalten werden soll. Man fange hier mit rührenden Scenen an, und schließe mit drolligen und belustigenden, damit der Zuhörer ein heiteres Bild aus den Vorlesungen mitnehme, und eben so heiter wieder in dieselben zurückkehre. — Ein Mehreres über die Deklamation, s. unter Deklamation, im Supplement; dann die Artikel Vorlesung, in V., Wohlredenheit und Wohlredner in W., und Rede, Redekunst und Redner, Th. 121.

Man hat nun auch noch die musikalische Deklamation, wo zwischen dem Vortrage Instrumente einfallen, oder auch ein Paar Instrumente den Vortrag begleiten. Daß eine solche Deklamation nicht ohne Wirkung auf den Zuhörer bleibt, ist leicht begreiflich, weil die Macht der Musik auch den Stumpfsinnigsten ergreift; hier muß auch die Instrumental-Begleitung ganz nach dem Gegenstande der Deklamation eingerichtet werden, sanft und rauschend, klagend und ermunternd, fröhlich, jedoch immer so, daß die Deklamation überragt, daß sie hervortritt, und die Musik nur der Nachhall ihres Inhalts ist. Auch der Genuß dieser Unterhaltung darf nicht zu oft dargeboten werden, nur dann und wann, als ein köstliches Dessert, so verfehlt sie gewiß nicht ihre Wirkung.

Das plastische Spiel, die mimisch-plastischen Darstellungen, die lebenden Bilder, sind auch in neuester Zeit eine beliebte Unterhaltung, sowohl in Privat-, oder geschlossenen Zirkeln, als auch in öffentlichen und auf der Bühne geworden. Ihre Erfindung verdanken diese Darstellungen der berühmten Deutschen mimischen Künstlerin Henriette Hendel-Schütz, Gattin des Professors der Aesthik Karl Julius Schütz, die durch ihre bezaubernden Darstellungen auf ihren Kunstreisen mit ihrem Gatten durch Deutschland, Rußland, Dänemark und Schweden überall einen ausgezeichneten Beifall einerndtete. Ueberall fanden diese Darstellungen Verehrer und auch Nachahmer, so daß sie auch als eine Art von Zwischenspielen auf die Bühne gekommen sind, und auch hier mit Beifall aufgenommen wurden. Diese Darstellungen erfordern Kenntnisse der Geschichte, vorzüglich der Religionsgeschichte und Mythologie, und dann auch viel Geschmack, außer der Mimik, welche hier vorzüglich mit auf die Beschauer wirkt; und da die Gegenstände größtentheils nach Gemälden von großen Künstlern, von Raphael, Guido Reni, Corregio, Caracci, Titian, Rubens, van Dyk, Rembrand, Tenier, Breugel, Brown, Dürer ꝛc. ꝛc., gebildet werden, so erfordert es auch Studium, oder doch wenigstens Bekanntschaft mit der Kunst, um die aus den Gemälden entnommenen Gegenstände gehörig zu gruppiren, und in allen ihren Nüancen darzustellen. — In Privatzirkeln theilt sich die Gesellschaft, um plastische Spiele zu geben, in zwei Partheien, die eine Parthei arrangirt und stellt die Tableaux dar, und die andere macht die Zuschauer. In großen und vornehmen Zirkeln, wo man sich auf dergleichen Spiele schon vorbereitet hat, um die Gesellschaft zu vergnügen, werden historische Scenen oft mit der größten Treue, sowohl in den

Charakteren, als auch im Kostüme, der Dekorirung, ja auch im Hausgeräthe, dargestellt, so, daß die höchste Ueberraschung dem Zuschauer wird. In kleinern Zirkeln, wo man weder ein reiches Kostüm, noch schöne Dekorationen haben kann, stelle man kleine komische Tableaux von Tenier, Brown ꝛc. dar, Trunkenbolde, Trinkgelage, Bauernfeste, Erntefeier, Kegelbahnen ꝛc. vor. Ueberhaupt sind folgende Tableaux zur mimisch-plastischen Darstellung sehr geeignet: Hagar und Ismael in der Wüste; die Geburt Christi; Christus im Tempel; Maria, und Christus und Johannes vor ihr an der Erde spielend; Madonnendarstellungen; Salomons Urtheil; die Auferstehung; Apollo unter den Hirten; Galathea und Pygmalion; die Gruppe der Niobe; Orpheus und Eurydice; Herkules am Scheidewege; Priamus und Andromache; das Urtheil des Paris; den Leichnam des Hector vom Achill erbittend; Herkules bei Omphale am Spinnrocken; Medea's Kindermord; Telemach und Calypso; Penelope und ihre Freier; Cephalus und Procris ꝛc. ꝛc. — Komische Scenen giebt es in großer Anzahl, wie schon oben erwähnt worden; man kann sie nach Tableaux von Niederländern, auch nach Hogarth, Calot ꝛc. darstellen. Ferner giebt es viele allegorische Darstellungen der Leidenschaften, Tugenden und Laster ꝛc., z. B. Haß, Rache, Verzweiflung, Liebe, Eifersucht, Furcht, Hoffnung, Traurigkeit, Freude, Geiz, Großmuth, Stolz, Demuth, Geduld, Frömmigkeit, Religion ꝛc.; dann die Jahreszeiten; die schönen Künste, wie Bildhauerei, Malerei, Musik ꝛc. ꝛc. Die letzteren Gegenstände lassen sich besonders in kleinen Gesell-

schaften sehr gut darstellen, weil sie nur ein einfaches Kostüm erfordern.

Die Phantasiespiele werden in das Zeichnen, Dichten und Musiciren getheilt. Sie können gleichfalls ein Stündchen sehr angenehm eine Gesellschaft unterhalten; allein sie erfordern Genialität, und können daher nur von einzelnen Mitgliedern einer Gesellschaft, die dergleichen Talente besitzen, ausgeführt werden. Das Zeichnen besteht hier in Entwerfung belustigender Scenen, Caricaturen, im Silhouettiren der Mitglieder aus der Gesellschaft, im Ausschneiden verschiedener künstlicher Gegenstände aus Papier ꝛc., welche Gegenstände sämmtlich unter die Gesellschaft vertheilt werden. Aus der Dichtkunst wird hier besonders her gehören: die Verfertigung oder das Dichten der Sonnette nach aufgegebenen Endreimen; so wie die Verfertigung jedes andern Gedichtes nach einer Aufgabe; die Knittelverse, die Räthsel und Charaden in Reimen; das Extemporiren dramatischer Scenen ꝛc. — In der Musik das Phantasieren auf dem Fortepiano, dem Klaviere, der Flöte ꝛc. Alle diese Phantasiespiele, diese Spiele der Genialität fruchtbarer Köpfe, sind gewiß geeignet, eine Gesellschaft angenehm zu unterhalten, besonders wenn sich damit noch die Kunst schön zu sprechen, die Wohlredenheit verbindet, und den geschaffenen Werken durch Erklärungen, Erläuterungen ꝛc. Leben giebt. Wie reich ist daher nicht das Feld der eigentlichen Unterhaltungsspiele, die man von den Gesellschafts- und Jugendspielen noch trennen muß, weil bei diesen die ganze Gesellschaft an einem Spiele Theil nimmt oder Theil nehmen kann, also die ganze Gesellschaft spielt, bei jenen aber nur einzelne Mitglieder die Rolle übernehmen, die Gesellschaft durch ihr Talent, ihre Genialität zu unterhalten; sie bleibt also hier Zuschauer, wird unterhalten, statt sich bei den oben erwähnten Gesell-

schaftsspielen Einer mit dem Andern unterhält. — Man kann zu den Unterhaltungsspielen auch noch die Zauberspiele, die Gaukeltasche rechnen, das heißt, die Kunststücke mit Karten, mit Zahlen, mit der Schrift ꝛc., wozu man sich vorher vorbereitet. Auch diese Spiele sind sehr unterhaltend, wenn man sie mit der gehörigen Fingerfertigkeit ausführt, so daß die Zuschauer wirklich getäuscht werden. Ein Mehreres über diese Spiele, s. unter Taschenspieler und Taschenspielerkunst, in T. — Man hat nun noch Spiele der Phantasie, die nicht zur Unterhaltung gehören, sondern durch eine eigene Disposition des Körpers hervorgebracht werden sollen, indem man sowohl lebende, wie verstorbene Personen vor sich erblickt, sowohl in seiner Wohnung, seinem Zimmer, als auch im Freien und in der Wohnung Anderer; s. unter Phantasm, Th. 112, S. 497 u. f.

Zu den Unterhaltungsspielen kann man auch noch die Tonspiele, Koncerte rechnen, welche Dilettanten zur Unterhaltung und Belebung einer Gesellschaft, eines Familien-Vereins, eines Zirkels von Freunden und Bekannten aufführen. Die Quartetts, Quintetts, das Fortepiano- oder Klavierspiel mit Gesang, oder in Begleitung einer Flöte, das Harfen- und Guitarrenspiel mit Gesang, das bloße Vokalspiel ꝛc. Diese Unterhaltung fehlte auch unsern Vorfahren nicht, auch sie waren heiter und vergnügt beim Tonspiele, bei Gesang und Tanz in ihren Zirkeln, in ihren Vereinen; auch sie huldigten den schönen Künsten und besonders der Ton- und der Tanzkunst. Was bei uns Fortepiano und Guitarre sind, das war bei ihnen Flügel, Klavier, Harfe, Laute und Cither. Flöte und Geige oder Violine sind sich, nur mit wenigen Abänderungen, gleich geblieben; das Horn hört man aber jetzt seltener im Freien erschallen, obgleich das Vergnügen der Jagd und die ländlichen gesellschaftlichen Vergnügungen, die

ländlichen Feste und Freuden, bei denen es oft erschallte, nicht ganz in den Schatten getreten sind. Wenn sonst das Mädchen, die Jungfrau, in die Saiten der Harfe, Laute und Cither griff, wenn sie in seliger Ahnung künftiger Freuden der Häuslichkeit am eigenen Herde, im eigenen Familienkreise, ein Adagio, mit dem Silberklange ihrer Stimme begleitet, hören ließ. Welcher Zauber verbreitete sich dadurch nicht in der Gesellschaft! Wie war nicht Alles Ohr; denn die Aelteren fühlten wieder, was sie in ihren Jugendjahren empfunden, und die Jüngern empfanden mit, theilen die Gefühle der Sängerin. Es war nicht Sentimentalität; es war nicht Ziererei; es war kein Vordrängen im stolzen Gefühle der Virtuosität; kein Haschen nach Beifall, sondern Kraft im Gefühle zu wirken, beizutragen zu den geistigen auf das Herz wirkenden Genüssen des Lebens; zu Allem, was das Leben im Zauber der Geselligkeit, was es uns in der Kraft fühlen und empfinden zu können bietet. Es war kein kaltes, frostiges, kein eisiges Convenienzleben; keine Auffrischung der Gefühle im erschlafften, erstarrten Kreise; sondern froher, herzlicher Erguß kräftiger Naturen, die keine Verzärtelung, keine Ueberbildung, keine Ueberfeinerung drückte; die sich in dem Kreise der Geselligkeit bewegten, wie die Sterne am Firmamente. — Auch in der neuesten Zeit ist das Tonspiel noch ein Aufheiterungsmittel der Gesellschaften geblieben; auch jetzt noch bringt das Fortepiano, die Guitarre, die Flöte, der Gesang Leben in alle Glieder einer Gesellschaft, eines Vereins; ob es aber überall mit dem herzlichen Gefühle, um Heiterkeit, Frohsinn und Freude dadurch zu verbreiten, geschieht, wie bei unsern Vorfahren, ob nicht auch der Egoismus, die Sucht, dadurch zu gefallen, Andern vorgezogen zu werden ꝛc., gleichen Antheil hat, entscheide derjenige, welcher Gelegenheit hat viele Gesellschaften zu besuchen, zu vielen Familienkreisen ꝛc. Zu-

tritt zu haben. Immer aber bleibt das Tonspiel ein vorzügliches Mittel zur Aufheiterung, ja mit das einzige, wenn nichts mehr die Langeweile zu verhindern vermag. Zu Anfange dieses Jahrhunderts fingen auch die Serenaden an bei uns Liebhaber zu finden. Man zog an schönen Sommerabenden, wenn die Gesellschaft sich irgend wo im Freien mit Gesellschaftsspielen, Gesang und Spiel belustiget hatte, bei der Rückkehr in die Stadt vor das Haus eines Freundes, einer Freundin, und ließ ein Liedchen in Begleitung der Guitarre und einer Flûte d'Amour ertönen. Allein diese Sitte der Italiener Freundinnen und Geliebten zu huldigen, hat sich bei uns bald wieder verloren. Der Norden von Deutschland scheint diesem südlichen Tonspiele im Freien nicht zuzusagen. Es durchlebte nur einige Sommer, so wie überhaupt die Guitarre, zwar immer noch von Jungfrauen und Frauen gespielt wird, von den jungen Männern aber schon größtentheils aufgegeben worden ist. Wie viele junge Männer sah man noch vor dem Jahre 1806 bei uns in Berlin an den Fenstern mit der Guitarre, an einem blau, grün oder roth seidenem Bande, ein Liedchen spielen. Jetzt ist diese Sitte der Südeuropäer, die Guitarre am Fenster zu spielen, eben so bei uns vorübergezogen, wie sich die Joujous de Normandie im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts verloren. — Die kleinen Concerte, Quartetts, Quintetts ꝛc. in Familienkreisen haben auch noch ihre Liebhaber, werden noch ausgeführt, sie erfordern aber schon Fertigkeit im Spiele, schon eine vorhergegangene sorgfältige Uebung, und daher kommen sie auch nur in engern Kreisen von Musikliebhabern vor, — sind daher nicht für jede Gesellschaft, wie die Guitarre, Flöte und das Fortepiano oder Klavier, welche letztere Instrumente man gegenwärtig fast in allen Familien von einiger Bildung findet, also auch nicht verlegen seyn darf, wenn man eine Gesell=

schaft durch die Tonkunst erheitern will, Spieler zu finden. Diejenigen Instrumente, welche sich, außer den schon oben genannten, noch zur Ausübung des Tonspiels in einer Gesellschaft eignen, sind: die Leyer, die Aeolsharfe, die Doppelharfe, das Flagiolet, die Flüte d'Amour ꝛc. Auch ist das Tonspiel in einem Zirkel von jungen Leuten schon daher sehr empfehlenswerth, weil man leicht dabei ein doppeltes Vergnügen genießt, Spiel und Tanz. Man kann mit einem Fortepiano, mit einer Harfe, einer Flöte ꝛc. leicht Tanzmusik machen, und also die Fröhlichkeit des Zirkels noch durch Tanz erhöhen.

Spiel (Verbindungs-), Connectionenspiel, ein Kartenspiel, welches ehemals am Hofe von Groß-Britannien sehr beliebt und eine Erfindung der Prinzessin Elisabeth, Herzogin von York, gewesen seyn soll. Man spielt dasselbe unter drei, auch vier Personen mit einer vollständigen Französischen Karte von 52 Blättern. Bei drei Personen erhält jede 10, bei vieren nur 8 Blätter, so daß jedesmal 22 oder 24 Blätter den Talon bilden. Man spielt dieses Spiel auf dieselbe Art, wie das Whistspiel, nur mit dem Unterschiede, daß Carreau hier beständig Trumpf ist. Jeder Spieler setzt ein Gewisses, 12 oder 16 Gr. in den Pot. Die erste Connection bilden das Piqueas und das Treffas; die zweite: das Piqueas und der König; die dritte: das Treffas und der Piquebube. Die erste Connection gewinnt bei 16 Gr. 8 Gr. aus dem Pot, 4 für jedes As; die zweite 4 Gr., 2 für jedes As, und 2 für den König; die dritte 1 Gr. für jede Karte; der Spieler, welcher bei jedem Herumgeben die mehrsten Stiche macht, nimmt 1 Gr. aus der Kasse, sind die Stiche gleich, so gewinnt Niemand. Sollte im Herumspielen, in welchem sich eine Connection befindet, ein Trumpf gespielt werden, so gewinnt dieser den Stich, sonst gehört er allemal demjenigen Spieler,

welcher die erste Karte der Connection ausgespielt hat. Befindet sich eine Connection auf dem Tische, so hat entweder der nächste oder der letzte Spieler das Recht, sie zu trumpfen, was immer für eine Farbe auch zuerst ausgespielt wurde, ohne sich deshalb der Strafe des Nichtbekennens schuldig zu machen; in jedem andern Falle muß die Farbe bedient werden. Welche Farbe auch gespielt wird, so hat doch der Besitzer einer Connectionskarte das Recht, diese ohne Strafe auszuspielen; allein der nächste Spieler muß die zuerst ausgeworfene Karte bekennen; es sey denn, daß er die Connectionskarte beantworten könne.

Neuestes allgemeines Spielbuch. Wien, 1829. S. 136 u. f.

Spiel (Vereinigungs-), Réunion, ein Kartenspiel, welches besonders in dem westlichen Deutschland, in den Rhein-, Main-, Lahn- und Neckargegenden besonders stark gespielt wird, und wahrscheinlich eine Französische Erfindung ist, welches der Name Réunion anzeigt. Man spielt es unter drei Personen mit einer Französischen Piquet-, oder der Deutschen Karte mit 32 Blättern. Um die Plätze wird wie bei Whist ꝛc. gezogen, das erste Geben abgehoben, welches an den kommt, welcher das niedrigste Blatt hat. Das Geben ist ein Vortheil beim Spiele, wie man aus der Folge des Spiels gewahren wird. Nachdem die Karte gehörig gemischt, und von dem Spieler linker Hand ist abgehoben worden, so schlägt der Geber die unterste Karte des Talons als Trumpf auf, und vertheilt darauf an den Nachbar zur Rechten, dann an den zur Linken, und zuletzt an sich selbst in drei Malen herum die Karten, indem er Jedem erst drei, dann vier, und zuletzt wieder drei giebt, so, daß jeder Spieler 10 Blätter erhält, der Geber ausgenommen, der außer dem aufgeschlagenen Trumpfe noch eine zweite mehr hat, und aus seinem aufgenommenen Spiele zwei Blätter

ecartirt, deren Points ihm jedoch zählen. Die Hauptkarten sind zwei Buben, von denen der der aufgeschlagenen Trumpffarbe der höchste ist, und der Rechte heißt, der andere von der aufgewählten rothen oder schwarzen Farbe, heißt der Linke, und ist der zweite à tout. Wird Pique à tout, so ist Treffbube der Linke, bei Coeur der von Carreau ꝛc. Die Rangordnung der Karten ist folgende in Trumpf: rechter Bube, linker Bube, As, Zehne, König, Dame, Neune, Achte, Sieben; in den Farben aber, die nicht Trumpf sind, folgt der Bube, wie gewöhnlich, nach der Dame, die Zehne hat jedoch immer den Rang vor dem Könige, und nach dem Asse. Reunion ist kein Stich-, sondern ein Pointsspiel; die beiden Trumpfbuben zählen jeder zwölf, das As, ohne Unterschied, ist eilf, die Zehne zehn, der König vier, die Dame drei, die beiden andern Buben, die nicht Trumpf sind, jeder zwei, und der letzte Stich zehn Points, welche zusammen 150 Points ausmachen, nämlich

2 Trumpfbuben	24	Points
4 As	44	=
4 Zehner	40	=
4 Könige	16	=
4 Damen	12	=
2 Buben der andern Farbe	4	=
Letzter Stich	10	=
	150	Points.

Zu jeder Parthie werden drei einzelne Spiele erfordert, damit jeder Theilnehmer einmal den Vortheil des Kartengebens und Ecartirens genossen habe. Nach der Raison sollen zwar die beiden andern Spieler gemeinschaftlich gegen den begünstigten Geber handeln; allein Jeder macht seine Stiche selbst, und zählt die drei erhaltenen Points zum eigenen Vortheile. Von Einem der Theilnehmer werden nach jedem Spiele die

Points eines Jeden auf die Tafel unter seinen Namen geschrieben, womit immer die Summe von 150 herauskommen muß, z. B. A gilt 96, B 44, folglich muß C 10 haben. Wer in einem Spiele gar keinen Stich macht, erhält einen Querstrich, den man eine Stange nennt, und zahlt für jede derselben nach geendigter Parthie, das heißt, nach drei Spielen, 1 Marke, deren Preis im Voraus zu bestimmen ist, an Jeden. Wer mit dem rechten Buben den linken zu stechen bekommt, gewinnt nicht nur diesen Stich durch 12 Points, sondern erhält auch sogleich, unabhängig vom weitern Spiele, vom Verlierer des linken Buben, eine Marke als Fanggebühr. Jede angespielte Farbe muß bei Strafe auf das genaueste bedient werden; es steht jedoch dem Spieler frei, nach Gutdünken zu überstechen, oder zu lachiren. Im Fall, daß man die Farbe gar nicht, oder nicht mehr hat, muß man sie trumpfen, aber dabei stets auf der Hut seyn, den linken Buben nicht einzubüßen. Hat man weder die Farbe, noch Trumpf, so werfe man die niedrigsten Blätter zu; mit As und Zehne muß man, ihres hohen Zählwerthes wegen, sehr vorsichtig seyn. Der Geber darf keinen von den beiden Trumpfbuben, und überhaupt kein As ecartiren, wohl aber einzelne Figuren oder Zehnen, um sich entweder in einer oder zwei Farben zu renonciren, oder die Points, die er nicht nach Hause zu bringen hoffen darf, dadurch zu retten. Wenn der Geber keinen Stich erhält, so zahlt er zwar die auf jede Stange festgesetzte Strafe; allein dessen ungeachtet kommen ihm die ecartirten Points zu gut; hätte er dennoch zwei Zehnen gelegt, und erhielte keinen Stich, so würde man 20 schreiben, womit beides markirt ist. Macht Einer der Spieler nur einen Stich, der keine Points zählt, so wird dies auf der Tafel durch eine Null markirt. Die Strafe gilt nur für die Stange.

Wer die Parthie gewinnt, das heißt, in den dazu erforderlichen drei Spielen die größte Anzahl von Points hat, erhält von jedem der beiden Theilnehmer eine Marke, als einfachen Gewinn. Wer von den Mitspielern nicht 100 Points zählt, befindet sich im Matsch und zahlt doppelt, also zwei Marken, wer nicht funfzig hat, drei, und wer Quadruple-Matsch ist, das heißt, in drei Spielen Stangen gehabt hat, zahlt außer der darauf festgesetzten Strafe, 4 Marken an den Gewinner. Wer über 150 Points in drei Spielen gemacht hat, zahlt an den Gewinner der Parthie nichts, weil sich der Dritte auf diese Art nothwendig im Matsch befinden muß. Wie in allen Spielen, so auch hier, erwecken die bereits gefallenen, und noch in den Karten befindlichen à Touts eine vorzügliche Aufmerksamkeit, besonders im Fordern, wenn man vielleicht die Absicht hat, sich eine große Forcefarbe, oder viele zählende Blätter frei zu spielen. Nur darf man dabei nicht den dreifachen Unterschied in der Blätterzahl der Farbe in Anschlag zu bringen vergessen, weil neun Trümpfe vorhanden sind, die andern mit Trumpffarbe übereinstimmenden, rothe oder schwarze, nur sieben, und zwei andere acht Blätter zählen. Der aufgewählte Trumpf muß bis nach dem zweiten Stiche auf dem Tische offen liegen bleiben; dann kann er von dem Kartengeber genommen werden. Die Vorhand hat weiter keinen Vortheil, als den des ersten Ausspielens; dabei hat sie ihr Hauptaugenmerk daranf zu richten, den Spieler, welches der Kartengeber ist, durch geschicktes Anspielen seiner wahrscheinlichen Renoncefarbe, zu schwächen. Ist dessen Spiel aber zu stark, so suche man wenigstens vom Dritten so viel Vortheil durch Matsch, eine Stange, oder Abstechen des linken Buben zu ziehen, weil in diesem Spiele wirklich drei Partheien sind, die als wirkliche Gegner, nur immer den eigenen Vortheil im Auge haben, einander

so viel, als nur immer möglich, Abbruch zu thun suchen.

Neuestes allgemeines Spielbuch. Wien, 1829, Seite 186 u. f.

Spiel (Vermummungs=), Maskenspiel, Redoute, s. Maskerade, Th. 85, S. 253 u. f.

— (Verständniß=), geheimes Verständnißspiel, Kabalespiel, ein Spiel, welches in Frankreich erfunden worden, in Deutschland aber wenig bekannt ist. Man zählt von zwei Whistspielen 12 Karten verdeckt ab, und legt die 13te besonders hin. Man deckt nun die 14te Karte auf, und fängt mit dieser an zu zählen; ist es zum Beispiel ein Bube, so folgt die Dame, dann der König, das As, die Zwei, Drei ꝛc., wobei auf die Farbe keine Rücksicht genommen wird. Hierauf legt man vier Reihen in die Länge herunter, und so oft ein Bube kommt, legt man ihn ab, und sucht ihn bis auf den Zehner zu belegen. Die Hauptsache bei diesem Spiele ist, daß sowohl die 12 Karten, als auch das aufgedeckte besonders liegende 13te Blatt abgelegt und weggeschafft werden, sonst, wenn eine Karte davon nicht abgelegt werden kann, ist das Spiel verloren. Man hat von diesem Spiele noch mehrere Abänderungen, von denen die beiden vorzüglichsten heißen: Cabale à la tue, und Cabale à la Pyramide. Alle diese Abänderungen sollen in Deutschland nirgends gespielt werden, und auch nur auf angenommene Willkührlichkeiten beruhen, die aber schwer zu erörtern sind. — S. das oben angeführte Spielbuch, S. 165.

Ein ähnliches Spiel ist das Patiencespiel, von welchem man zwei Spiele hat, das kleine und das große Patience. Das erste Spiel, Klein=Patience, wird auf folgende Weise gespielt. Man legt aus zwei gut gemischten Whistspielen 52 Blätter nach der rechten und umgekehrten Ordnung, und nach Maß=

gabe der abzunehmenden Karten auf acht Haufen in folgender Weise. Man zieht nämlich, nachdem die Karten abgehoben worden, ein Blatt nach dem andern ab, das man einzeln, oder zu zweien auf einander legt, bis ein As oder ein König kommt. Die Asse werden dann über, und die Könige unter die abgenommenen Blätter gelegt. So wie nun die Zweier abgenommen werden, legt man sie auf die Asse, die Damen auf die Könige ꝛc., immer auf einen von den acht Haufen, wo sie hingehören, so, daß wenn das Spiel geendiget und gewonnen ist, oben sowohl, als unten, ein vollständiges Spiel liegt, nur mit dem Unterschiede, daß in dem obersten Haufen die Asse unten und die Könige oben, in dem untersten Haufen aber das entgegengesetzte Verhältniß eintritt. Dem Spieler werden 20 Blätter, die man in zwei Reihen unter einander legt, und davon jedes einmal belegt werden darf, hinzulegen gestattet; hat er aber 20 Blätter auf diese Art belegt, und kann die 41ste Karte nicht auf einen der acht Haufen anbringen, so ist das Spiel eben so verloren, als wenn man eine belegte Karte nicht ablegen kann. — Groß=Patience. Dieses Spiel kommt mit dem vorhergehenden ganz überein, nur daß hier die 20 Blätter erst alle belegt seyn müssen, ehe eine Karte abgelegt werden darf; daher ist es auch weit schwerer zu gewinnen; man kann drei verlorene Spiele gegen ein gewonnenes rechnen. Man spielt es übrigens selten. Auch dieses Spiel ist unfehlbar eine Erfindung der Franzosen, welches auch der Name anzeigt.

Spiel (Versteck=), s. unter Versteck, in V.

— (Verwandlungs=), s. unter Spiel (Gesellschafts=), Th. 157, S. 737.

— (Vocabular=), s. unt. Spiel (Gesellschafts=), Th. 157, S. 738.

Spiel (Vogel-Lotterie-), s. Vogellotterie, unter V.

— (Volks-), Volksspiele, Spiele, welche bei einem Volke Eingang gefunden, von demselben gespielt werden. Man könnte in dem allgemeinen Sinne dieses Wortes alle Spiele hierher rechnen, welche von allen Klassen eines Volkes, wenn auch in verschiedenen Modifikationen, gespielt werden, also auch die Karten-, Brett-, Kugel- und viele andere Gesellschaftsspiele; allein insbesondere versteht man unter Volksspielen nur diejenigen Spiele, welche dem Volke öffentlich gegeben werden, und wobei es bloß Zuschauer ist, oder auch selbst Theil daran nimmt. Zu diesen Spielen gehörten und gehören: die olympischen Spiele, überhaupt die gymnastischen Spiele der Alten, Griechen und Römer, die Kampfspiele, die Lust-, Schau- und Trauerspiele, die Singespiele, Schäferspiele, Ritterspiele, Turnspiele, Marionetten- oder Puppenspiele, Lotteriespiele, Taschenspiele, Kuhreihen, Kreisspiele, und mehrere Nationalspiele bei einzelnen Völkern ꝛc. ꝛc.; s. den Art. Volksspiel, unter V.

— (Vor-), s. unter Schauspiel, Th. 140.

— (Waffen-), s. Spiel (Soldaten-), auch den Art. Fechtkunst, im Supplement, und Kampfspiel, Th. 34.

— (Wage-), s. Spiel (Hazard-), Th. 157. Auch eine Art Börsenspiel, s. unter Staatspapiere.

— (Wahrsager-), Zigeunerspiel, s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 733, 734, u. unter Wahrsager u. Wahrsagerkunst.

— (Wasser-), s. diesen Artikel, in W.

— (Wechsel-) Ablegungsspiel, Abwerfungsspiel, Ecarté, ein Kartenspiel, welches seinen Namen von dem Wechseln oder Ablegen der Karten erhal-

ten hat. Dieses Spiel ist eine Erfindung der Franzosen, und wird gegenwärtig in allen Zirkeln, hohen und niedrigen, der Pariser Welt gespielt. Ueberall, wo man in Gesellschaft sich einfindet, wird der Ecartétisch aufgestellt. Man hat in Paris eigene Ecartétische, deren Fußgestell sich durchkreuzt, und in eleganten Gesellschaften hat man förmliche Ecartékästchen, die über 4 Zoll lang, 6 bis 7 Zoll breit, und 2 Zoll hoch sind, von Citronen-, Cedern-, Zuckerkisten- ꝛc. Holz, auf deren Deckel man oben in der Mitte das Wort „Ecarté" von kleinen brillantirten Stahlstiftchen sieht. Das Innere des Kästchens besteht aus drei gleich tiefen Abtheilungen der Breite nach, deren Mitte, abermals der Quere nach getheilt, die Marken enthält, nämlich vier in jedem Fache, in dem einen die rothen, in dem andern die blauen, die einen wie die andern sind gewöhnlich weiß gerändert. Beim Beginnen des Spiels wählt man eine der beiden Farben von diesen Marken. Die zwei Seitenabtheilungen des Kästchens sind jede zur Aufbewahrung eines Spieles Karten bestimmt, die man mit Hülfe eines seidenen Bandes aus dem genau passenden Raume hebt. Das Spiel wird mit einer Piquetkarte von 32 Blättern unter zwei Personen gespielt. — Nachdem man über den Spielsatz übereingekommen, zieht man zuerst um die Vorhand, welche derjenige erhält, der am höchsten abgehoben hat. Der Geber giebt seinem Mitspieler und sich, Jedem fünf Blätter zu drei und zwei, oder zu zwei und drei nach eigener Willkühr, jedoch darf die einmal angenommene Art des Gebens während derselben Parthie nicht geändert werden. Die eilfte Karte wird als Trumpf aufgeworfen, und der Rest des Talons zu des Gebers Rechten gelegt. Die Rangordnung der Karten ist: König, Dame, Bube, As, Zehne, Neune, Achte und Sieben. Die Parthie wird gewöhnlich auf 5 oder 7 Points gespielt, welches von den Spielern abhängt.

Eine verabredete Parthie besteht gewöhnlich aus zwei oder drei Spielen, und um sie zu gewinnen, muß man zwei Spiele von dreien gewonnen haben. Ist die aufgewählte oder aufgeworfene Trumpfkarte ein König, so markirt der Geber einen Point, eben so der Gegner, der den König der aufgewählten Farbe in der Hand hat. Man sagt den König, ehe man ihn spielt, mit den Worten: „Ich habe den König," an, welches man auch noch thun kann, wenn man ihn schon aus der Hand geworfen hat, in diesem Falle aber muß man ihn ausgespielt haben, nur darf er nicht von der Karte des Gegners bedeckt seyn, sonst kann man keinen Point markiren. Dieses bezieht sich jedoch nur auf den, der am Ausspielen ist, der Andere kann immer den König, ehe er ihn spielt, ansagen; er wird es aber seines eigenen Vortheils wegen nicht eher thun, als bis der Gegner zum ersten Male ausgespielt hat. Ist der Ausspieler mit seinen Karten nicht zufrieden, kann er sagen: „wenn es erlaubt ist" oder: „ich markire," hat der Andere auch keine sonderlichen Blätter, so genehmiget er den Vorschlag, giebt dem Gegner so viele Karten, als er verlangt, und nimmt sich so viele, als er braucht, es versteht sich bis auf die Zahl von fünf. Sobald man einmal Karten verlangt hat, darf man nicht mehr sich weigern sie anzunehmen. Ist bei dieser zweiten Vertheilung der Ausspieler mit seinen Karten noch nicht zufrieden, so kann er auch zum dritten und folgenden Male, so weit der Talon reicht, andere verlangen, es steht aber dem Gegner jeder Zeit frei, es zu genehmigen oder zu verweigern. Beide Spieler werfen jedes Mal, ehe sie neue kaufen, die Blätter, welche sie ecartiren wollen, zusammen auf einen Haufen, der aber etwas entfernt von dem Kauftalon seyn muß, um eine Vermischung mit demselben zu verhindern. Sobald ecartirt worden, kann man weder mehr, noch weniger Karten kaufen, als man an-

fangs verlangte, und die ecartirten Blätter nicht mehr berühren; wer sie besieht, ist verpflichtet sein Spiel offen zu spielen. Man darf in diesem Spiele weder eine angespielte Farbe verläugnen oder nicht bedienen, wenn man sie hat, noch lachiren, das heißt, zwar bekennen, aber eine geringe, als ausgespielt worden, während man stechen kann. Wenn ein Spieler das Eine oder das Andere thut, so muß er augenblicklich, sobald man es gewahr wird, seine fünf Karten wieder aufnehmen, und man spielt aufs Neue; allein derjenige, welcher verläugnete oder lachirte, gewinnt, wenn er die Vole macht, nur einen Point, und markirt für drei Stiche gar nicht. Spielregeln sind folgende:

1) Wenn nach dem ersten Ausgeben der Karten der Ausspieler ecartiren will, der Gegner es aber verweigert, so muß Letzterer zwei Marken bezahlen, wenn er nicht drei Stiche macht; eben so verliert auch der Ausspieler, wenn er anspielt, ohne das Ecartiren verlangt zu haben, und die erforderlichen drei Stiche nicht macht. — 2) Wenn der Geber nach bereits geschehener Ecartirung wieder geben will und mit der Karte zurückzieht, als sey er zu geschwind gewesen, so darf er ein zweites Ecarté nicht abschlagen, wenn der Gegner es verlangt. — 3) Den König ungerechnet, kann man nicht mehr, als auf einmal 2 Points machen, erlangt man diese ohne König, so hat man die Vole gemacht, welche darin besteht, daß man alle Stiche machen muß; und ist von beiden Seiten ein oder mehrere Male ecartirt worden, so zählt derjenige, welcher drei Stiche macht, 1 Point. — 4) Das Kartenvergeben wird hier in so fern nicht für einen Fehler gerechnet, wenn man denselben noch vorher, ehe die Karten aufgenommen worden, verbessert. Sind aber die Karten von beiden Spielern besehen worden, und der Geber hatte eine oder zwei Karten zu wenig, so hängt es von der Willkühr des Gegners ab, ihv eine oder zwei der obersten Blätter des Talons nachnehmen oder neue geben zu lassen. Hat der Geber eine Karte zu viel, so kann der Gegner nach Belieben aus dem

Spiele des Andern was immer für ein Blatt herauszuziehen oder frische geben lassen. Hat der Ausspieler eine oder zwei Karten zu wenig, so kann er nach Willkühr die obersten oder zwei ersten des Talons nehmen oder frisch geben lassen, und hätte er ein oder zwei Blätter zu viel, diese nach eigner Auswahl wegwerfen oder neu geben lassen. Rührt der Fehler aber vom Ausspieler her, daß er beim Ecartiren sich versehen und zu viel oder zu wenig Blätter genommen hätte, so verliert er 1 Point, und darf den König nicht zählen. Eben so verliert der, welcher nach dem Kaufe mit mehr als fünf Karten spielt, 1 Point und das Recht den König zu markiren. — 5) Spielt Jemand außer der Reihe, so braucht er seine Karte nur dann zurück zu nehmen, wenn er dann noch nicht mehr als eine ausgespielt hat; sind aber schon mehrere Stiche vorbei gegangen, so kann das Spiel nicht mehr gehindert werden; denn in beiden Fällen hat der Spieler wie der Andere Unrecht; der Erste, weil er außer der Reihe gespielt hat, und der Zweite, weil er ihn spielen ließ, mithin ist keiner strafbar. — 6) Wer unter was immer für einen Vorwand die Stiche des Gegners besieht, ist verpflichtet die Taille mit offenen Karten auszuspielen. — 7) Wirft ein Spieler aus Verdruß seine Karten weg, daß sie unter die des Talons oder des Ecartés gerathen, so markirt der Gegner 2 Points. — 8) Sind die Karten unrichtig, so ist die Taille, in der man sich davon überzeugt, nichtig, die früher gemachte aber gültig. In den Spielsälen von Paris finden noch folgende Bemerkungen Statt. a) Wer mit einem der beiden Spieler wettet, darf dann rathen, für welchen er wettet. b) Wenn auf eine zu gebende Revanche gewettet wird, ist diese nur der Gewinner anzunehmen verbunden, keineswegs aber der Verlierer, wenn er nicht selbst Lust dazu hat. c) Haben die Spieler vor den Zuschauern ein Vorzugsrecht, die eingegangenen Wetten selbst zu halten. d) Die Wetten sind nicht weiter gültig, als für die laufende Parthie, in jeder neuen Parthie müssen auch die Wetten erneuert werden ꝛc.

Neuestes allgemeines Spielbuch. Wien, 1829, S. 180 u. f.

Spiel (Wechselball-), s. unter Spiel (Ball-), Th. 157, S. 649.

— (Weltkarten-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 721.

— (Whist-), ein jetzt wieder in allen Gesellschaften der gebildeten Klassen des Volkes in Deutschland und auch in andern Ländern sehr beliebtes Kartenspiel, welches zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, und nicht, wie in dem neuesten Spielalmanache des Herrn v. Abenstein, in der Einleitung, S. XXIV, aus Versehen bemerkt worden: zu Anfange dieses Jahrhunderts von dem Engländer Edmund Hoyle ist erfunden worden, der eine eigene Abhandlung darüber geschrieben und herausgegeben, nach welcher aber dieses Spiel in der neuesten Zeit viele Abänderungen erlitten; s. den Art. Whist, in W.

— (Wider-), s. diesen Artikel in W.

— (Witz-), Witzspiele, Wortspiele, Calembourgs, s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 733, 735, und unter Wortspiel, in W.

— (Wort-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Würfel-), ein Spiel, welches mit einem cubischgeschnittenen Stücke Elfenbein, Knochen, Alabaster, Marmor, hartem Holze ꝛc., welches auf seinen Flächen mit Punkten oder Augen versehen ist, gespielt wird, indem man diesen Würfel wirft, und dann die oben auf liegenden Augen zählt. Wer nun in seinem Wurfe die mehrsten Augen zählt, hat gewonnen. Man hat verschiedene Würfelspiele, z. B. Würfel-Gesellschaftsspiele, mit Spielkarten und Spielplänen, und Würfel-Hazard-, Glücks- oder Wagespiele, s. unter Würfel und Würfelspiel, in W. Hierher gehören noch die Würfel-Dame, oder das Damenspiel mit Würfeln, das Würfellotto, das Würfelschach oder Schachspiel

mit Würfeln, lauter Gesellschaftsspiele; und das Briefstellerspiel mit Würfeln ꝛc., s. unter Würfel, in W.

Spiel (Würfel-Damen-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Würfel-Lotto-), s. daselbst.

— (Würfel-Schach-), s. das.

— (Zacken- und Haken-), s. unter Spiel (sinnreiches-).

— (Zahlenlotterie-), s. unter Lotterie, Th. 81, S. 62.

— (Zauber-), Zauberspiele, magische Spiele, Spiele, welche nicht allein durch eine große Körpergewandtheit und Fingerfertigkeit, sondern auch vermittelst der Chemie, Mechanik und Optik gespielt werden. Hierher gehören alle Kartenkunststücke oder Belustigungen, die Becherkünste, die Kunststücke mit geheimer Schrift, die Belustigungen der Gaukeltasche; dann auch das Schattenspiel, die Zaubermaschine, die Phantasmagorie, so wie überhaupt alle optische Spiele, die vermöge der Spiegel, Vergrößerungsgläser ꝛc. durch dahinter gestellte Bilder ꝛc. hervorgebracht werden; die Chinesischen Feuerwerke, die magnetischen, elektrischen, hydraulischen und hydrostatischen Belustigungen; die mathematischen und arithmetischen Aufgaben, die Zauberbrieftasche ꝛc. ꝛc.; s. unter Taschenspiel, Taschenspieler und Taschenspielerkunst, in T., und unter Zauber und Zauberei, in Z.

— (Zauberbrieftaschen-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Zeitkürzungs-), Zeitkürzungsspiele, Spiele, welche in Erholungsstunden zur Kürzung der Zeit gespielt werden, wohin alle Brett-, Kugel-, Karten-, Würfel- und Gesellschaftsspiele gehören; s. die Artikel Spiel (Gesellschafts-),

Th. 157; Spiel (Jugend=), oben, S. 1; Spiel (Karten=), daselbst, S. 11; Spiel (Kugel=), das., S. 47; Spiel (sinnreiches), das., S. 107; Spiel (Tafel=), das., S. 122; Spiel (Würfel=), das., S. 154; dann die einzelnen Spiele in diesem Register.

Spiel (Zigeuner=), s. Spiel (Wahrsager=).

— (Zwecklein=), s. unter Spiel (sinreiches).

— (Zweiball=), s. unter Spiel (Ball=), Th. 157, S. 654.

Spielalmanach, Spielbuch, ein Almanach oder Buch, worin die verschiedenen Karten=, Brett=, Kugel=, Würfel= ꝛc. Spiele nach ihrer Entstehung oder Erfindung, ihrer Ausführung oder Spielart, ihren Spielregeln, Spielgesetzen ꝛc. abgehandelt worden. Dergleichen Spielalmanache sind in der gegenwärtigen Zeit, wo die Spiele sowohl in der eleganten, als gewöhnlichen Welt ganz heimisch geworden, und es sowohl zum guten Tone, als auch zur Weltklugheit gehört, sein Spielchen in Karten, auf dem Billarde, auf dem Brette ꝛc. machen zu können, ein nothwendiges Toilettengeschenk geworden, um die Regeln dieses oder jenes Spieles bei der Toilette zu studieren. Zu den Deutschen Werken dieser Art, die im ersten und zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts erschienen, gaben die Französischen Werke über die Spiele, besonders das Werk unter dem Titel: l'Académie des Jeux, und dann viele einzelne Abhandlungen über beliebte Spiele Veranlassung. Besonders zeichneten sich in Aufnehmung und Verbreitung der Spiele durch Schriften, die südlichen und westlichen Staaten Deutschlands aus, vorzüglich wurden in Wien alle Spiele, die in Italien und Frankreich erfunden worden, und die man in diesen Staaten erfand, bald aufgenommen und gespielt, so auch in den Staaten am Rheine, Maine ꝛc. Das nördliche Deutschland

nahm sie erst später an, wenigstens wurden sie in den Staaten dieses Theiles von Deutschland nur unter den höheren Ständen gespielt. Ueberhaupt kam hier Alles mehr auf den höheren oder geringeren Glanz dieses oder jenes Hofes an; so fanden z. B. unter dem Könige Friedrich dem Ersten von Preußen, und dem Churfürsten Friedrich August dem Ersten von Sachsen, alle Kartenspiele bei dem Glanze dieser Höfe leicht Eingang, dagegen verminderten sich die Spiele wieder unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten von Preußen, weil dieser Monarch allem Glanze, allem Gepränge und Aufwande abhold war, und nur auf die Industrie der Staatsbewohner, auf einen guten Staatshaushalt sah, und diesen zum Wohle seiner Unterthanen ersprießlicher fand, als einen großen Aufwand ꝛc. In den Oesterreichischen Staaten, besonders aber in Wien, war auch ein größerer Zufluß von Fremden, nicht nur aus allen Gegenden des weitläuftigen Kaiserreiches, sondern auch aus Frankreich, Italien, und den andern Staaten Deutschlands; eben so war dieses in mehreren Freireichsstädten der Fall, wie in Frankfurt a. M., in Nürnberg, Augsburg ꝛc., und dann auch in den vielen Badeörtern in den Rhein- und Maingegenden, besonders aber zu Neuwied, in welcher Stadt damals ein besonderes Leben und Weben von Gelehrten, Künstlern, Spielern, Chevaliers d'Industrie ꝛc. war, und daher wurden auch besonders die Spiele in diesen Staaten und Orten stark betrieben, und machten es nothwendig, auch in Deutschland Schriften darüber erscheinen zu lassen. Ein ausführliches Werk über die damals in der Kaiserlichen Residenzstadt Wien üblichen Spiele, erschien im Jahre 1769 zu Nürnberg, unter dem Titel: Die Kunst, die Welt erlaubt mitzunehmen in den verschiedenen Arten der Spiele, so in den Gesellschaften höhe-

ren Standes, besonders in der Kaiserlichen Königlichen Residenzstadt Wien üblich sind. Nebst einem Anhange von dem neuen Spiele Lotto di Genoua; in zwei Theilen, in 8., welches Werk die bekanntesten Brett-, Kugel- und Kartenspiele enthält, als: das Schach-, Damen-, Billard-, Ball-, Mail-, Kegel-, Kugel-, l'Hombre-, Whist-, Quadrille-, Quintille-, Taroc-, Tresett-, Kaiser-, Ambigu-, Guinguette-, Mariage-, Guimbarde-, Triumph-, Baziga-, Reversis-, Mouche-, Komet-, Piquet- ꝛc. Spiel. Dann enthält das Werk auch noch mehrere der beliebtesten Kartenkunststücke, Spieledicte ꝛc. Sämmtliche Spiele sind größtentheils ausführlich mit den Spielregeln und Gesetzen darin beschrieben worden. Es erschienen auch viele Abhandlungen über einzelne beliebte Spiele. Besonders reich ist aber das Feld der Spielliteratur in dem gegenwärtigen Jahrhunderte angebauet worden. — Unter den Spielbüchern, welche sich gegenwärtig auszeichnen, gehören: der in Berlin bei Hayn erschienene Spielalmanach für Karten-, Schach-, Brett-, Billard-, Kugel- und Ballspieler, zum Selbstunterricht, nach den gründlichsten Regeln und Gesetzen, von G. W. v. Abenstein; von dem die dritte verbesserte, und mit neuen Spielen vermehrte Ausgabe 1830 erschien; und das neueste allgemeine Spielbuch, welches in der Haas'schen Buchhandlung zu Wien 1829 erschienen ist; enthaltend: Der vollkommene Kartenspieler in allen bekannten, beliebten, erlaubten, auch mehreren, noch nirgends beschriebenen Kartenspielen; nebst warnenden Winken über die Mischungen listiger und unredlicher Spieler: Der allezeit fertige Brettspieler, oder Anweisung zur schnellsten praktischen Erlernung sowohl, als auch der Regeln vom Schach-, Domino-,

Dame-, Kegel-, Billard-, Ball-, Trictrac- und Toccateglispiel ꝛc.: Der willkommene Gesellschafter ꝛc. In dem zuerst angeführten Werke findet man abgehandelt: das l'Hombre-, Whist-, Cayenne-, Taroc-, Boston-, Kasino-, Imperial-, Piquet-, Tresett-, Mariage-, Elfern-, Commerze-, Alliance-, Bassadewitz-, Solo-, Pharao-, Schach-, Dame-, Toccateg-li-, Billard-, Kegel- und Ballspiel; in dem zuletzt erwähnten Spielbuche: das l'Hombre-, Whist-, Piquet-, Taroc-, Boston-, Kasino-, Rabouge-, Tresett-, Solo-, Brandel-, Alliance-, Connectionen-, Imperial-, Preference-, Figuren-, Commerce-, Reversis-, Bassadewitz-, Tattel-, Patience-, Cabale-, Hundert-, Ecarté-, Reunionspiel u. die oben angeführten Brett- und Kugelspiele. Einzelne Werke und Abhandlungen über bekannte und beliebte Spiele giebt es in Deutscher Sprache eine große Anzahl; so zum Beispiel über Schachspiel: von Koch, Allgaier, Ebeling, Enderlein, Netto ꝛc.; über Billardspiel: von Gruner, v. Abenstein u. A.; über l'Hombre, von mehreren Verfassern, so auch über Whist, Boston, Piquet ꝛc. ꝛc. In den beiden oben genannten Werken sind die meisten bekannten Spiele so abgehandelt worden, daß sich derjenige, der einigermaßen den Gang einiger Spiele kennt, das heißt, sie hat spielen sehen, oder darin ist praktisch unterrichtet worden, sie leicht, auch ohne weitere praktische Anweisung, wird erlernen können; denn nicht nur ist die Schreibart deutlich, ja elegant, sondern auch die Regeln sind faßlich, so wie überhaupt ein jedes Spiel so zergliedert worden ist, daß man aus den einzelnen Theilen auch leicht das Ganze begreifen wird.

Spielart, die Art und Weise, wie man spielt, daher die

Spielart eines Virtuosen. Auch beim Karten-, Brett- und Kugelspiele, die Art, wie man spielen will, wie man solches unter sich ausgemacht hat, z. B. das l'Hombre mit Grandissimo und Nullissimo, oder ohne dieselben; das Whist mit oder ohne Cayenne ꝛc. — In der Naturgeschichte ist Spielart die zufällige Abweichung eines natürlichen Körpers von den übrigen Körpern seiner Gattung, z. B. in der Farbe der Blume, in ihrer gefüllten Beschaffenheit ꝛc., weil die Natur in ihrer Hervorbringung gleichsam spielt; siehe auch Pfanzenabäderungen, Abarten, Spielarten, Th. 111, S. 571. Auch beim Obste findet man Spielarten, s. unter Obst, Th. 103. — Ueberhaupt sind Spielarten, wenn die Abänderung bei allen Verpflanzungen und Versetzungen in ander Erdstriche wohl das Unterscheidende ihrer Abartung beständig beibehält, und also nachartet, aber in der Vermischung mit andern Abarten nicht nothwendig halbschlächtig zeugt, welches z. B. der Fall mit blonden und brünetten Menschen ist. Blonde und Brünette sind Spielarten der weißen Menschenrace; zeugen sie nur unter sich, so behalten sie das Unterscheidende ihrer Abartung, nämlich die Farbe der Haut, der Haare und Augen beständig und unter allen Himmelsstrichen bei; wenn aber Blonde und Brünette sich mit einander vermischen und Kinder zeugen, so sind diese nicht nothwendig halbschlächtig; denn oft sind sie alle brünett, bisweilen, jedoch seltener, sind alle blond. Es entsteht also kein Mittelschlag zwischen Blond und Brünett. — Auch eine Phaläne, Phalaena lusoria, führt diesen Namen.

Spielbahn, eine Bahn, ein ebengemachter Platz, um darauf ein Spiel vorzunehmen, zu begehen, wie z. B. die Kegelbahn, Stoßbahn, ein dazu eingerichteter, von beiden Seiten begränzter Platz der Länge nach, die Kugeln bis zu den Kegeln herunter zu werfen, so,

daß sie diesen Platz herab zu den am Ende aufgestellten Kegeln laufen, und sie treffen, oder auch wohl, ohne sie zu berühren, durchgehen. Auch jede glatte, zu einem Spiele eingerichtete Ebene, sey es auch auf einem Brette ꝛc., führt den Namen einer Bahn, daher die Stoßbahn, eine Art Kegelbahn auf einer dazu eingerichteten großen hölzernen Platte, ꝛc.

Spielball, ein Ball, womit man spielt, ein Spiel ausführt, wozu nicht nur die Bälle von Leder, Wolle ꝛc. gehören, sondern auch uneigentlich die Kugeln, die Bälle von Elfenbein, welche auf dem Billarde gebraucht werden; siehe unter Spiel (Ball-) und Spiel (Billard-), Th. 157, S. 632, und S. 660.

Spielbank, wird in Hazardspielen das Geld genannt, welches vom Banquier beim Pharaotische zum Pointiren ausgesetzt wird, welches von den Pointeurs gewonnen werden kann; s. unter Spiel (Hazard-), Th. 157, S. 751.

Spielbogen, s. Spielplan.

Spielbrett, ein Brett, auf welchem man gewisse Spiele, z. B. Schach, Dame, Toccategli, Mühle, Würfel ꝛc. ausführt oder spielt; s. unter Spiel, Th. 157, S. 588.

Spielbuch, s. Spielalmanach.

Spielcasse, s. Spielkasse.

Spieldocke, s. Spielpuppe.

Spieldose, eine Schnupftabacksdose von Silber, in welcher sich ein Spielwerk befindet, welches, nachdem die Walze eingerichtet worden, mehrere Stücke, beliebte Arien, Walzer, Ecossaisen, Märsche ꝛc. spielt; die Einrichtung dergleichen Spielwerke, s. unter Uhr, Spieluhr.

Spieldublett, Venus Chione, eine Conchylie.

Spiele, ein für Spille übliches Wort, ein zugespitzter Körper, besonders einen zugespitzten Körper zu bezeichnen, daher die Spielen in einem Bienen-

stocke. Bei den Jägern werden die Lappreiser, oder die kleinen dünnen, mit Haken versehenen Stangen, womit die Lappen gestellt werden, gleichfalls Spielen genannt. Die zarten Kiele der Federn an dem Geflügel, so lange sie noch in der Haut sitzen, heißen im nördlichen Deutschland die Spiele. Dann das Spiel oder die Spiele beim Büchsenmacher, wovon schon unter Spiel, Th. 157, S. 511, gesprochen worden.

Spieledict, s. Spielverordnung.

Spielen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, auch ein Zeitwort der Mittelgattung. Es wird 1) als ein unmittelbarer Ausdruck eines gewissen Lautes gebraucht, wo es mit lallen, nach Adelung, verwand seyn soll. (1) In der menschlichen Stimme für reden, sprechen, eine jetzt veraltete Bedeutung. (2) Von dem harmonischen Laute, sowohl der menschlichen Stimme, als auch musikalischer Instrumente. Von der menschlichen Stimme ist es gleichfalls veraltet, von den Instrumenten wird es aber noch gebraucht; es bedeutet hier harmonische Klänge durch Berührung der Saiten mit den Fingern, oder auch mit einem andern Instrumente hervorbringen; daher sagt man: das Klavier, Fortepiano, den Flügel, die Orgel, Harfe, Guitarre, Violine ꝛc. spielen; so gebraucht man es auch von einigen Blaseinstrumenten, z. B. auf der Flöte, Klarinette ꝛc. spielen, jedoch in diesem Falle, so wie in dem vorhergehenden, wird es nur von der Hervorbringung sanfter harmonischer Töne gebraucht, nicht von rauschenden, oder stark tönenden, klingenden, wie z. B. von Trompeten, Waldhörnern, Posaunen, Pauken, Trommeln ꝛc.; hieraus, sagt Adelung, scheint zu erhellen, daß spielen in dieser Bedeutung zunächst nicht sowohl den Klang, als vielmehr die leichte schnelle Bewegung der Finger oder Hände ausdrückt, also gleichsam ein Spielen, ein

Spiel, in welcher Bedeutung es zu dem Folgenden gehören würde. Wenn das musikalische Instrument in der vierten Endung mit diesem Zeitworte verbunden wird, als die Laute, die Violine, die Flöte, das Klavier ꝛc. spielen, so bedeutet solches nicht allein harmonische Laute auf diesen Instrumenten hervorbringen, sondern auch überhaupt Fertigkeit besitzen, auf diesen Instrumenten harmonische Klänge hervorzubringen; daher die Ausdrück: gut, schlecht, vortrefflich spielen; ein Lied, eine Menuett ꝛc. spielen. Eine Spieluhr, eine Spieldose spielen lassen. — (3) Lärm, ein Getöse machen, eine veraltete Bedeutung, von welcher in einigen gemeinen Mundarten noch das Zeitwort spalken übrig ist, welches lärmen, toben, in Preußen scherzen bedeutet.

2. Als eine Nachahmung des mit gewissen Bewegungen verbundenen Lautes, da es denn diese Bewegung selbst bezeichnet. (1) Von gewissen heftigen Bewegungen, da es mit fallen, wälzen ꝛc. verwandt ist; in dieser Bedeutung ist es nur noch in einigen Fällen üblich. So sagt man eine Mine spielen lassen, für springen. Mit Mörsern auf eine Festung spielen, für schießen. Ein Gang, unter welchem die Sturmböcke gegen die Mauer spielten. — (2) Von gewissen leichten, auch freien Bewegungen, deren eigentlicher Ausdruck dieses Zeitwort zu seyn scheint. (a) Eigentlich. Das Pferd spielt mit der Zunge, mit dem Gebisse, wenn es dieselben häufig und frei bewegt. Die Fahne spielen lassen, fliegen. Der Henker spielt ein gutes Rad, wenn er es leicht und geschickt zu führen weiß. In der Mechanik wird dieses Zeitwort sehr häufig von der freien, ungehinderten Bewegung eines Körpers in einem bestimmten Raume gebraucht. Die Zapfen des Rades oder der Welle spielen in ihrer Pfanne, wenn sie sich

frei in derselben herumdrehen. Das Riedblatt spielt in der Lade des Webers, ist beweglich darin, weil es sonst zerbrechen würde. Hierher gehören auch die figürlichen Ausdrücke: Jemanden etwas in die Hand, aus der Hand spielen, es ihm auf eine behende, unmerkliche Art in die Hand, aus der Hand bringen. Eine Sache ins Weite spielen, sie zu verlängern suchen. Er sucht es dahin zu spielen, daß ꝛc., sucht es dahin zu bringen. Einen feinen Betrug, Jemanden eine List, einen Possen, einen bösen Streich spielen, Bankerott spielen, machen. Wo es in einigen Fällen auch eine Figur der folgenden Bedeutung seyn kann. (b) In enger Bedeutung ist spielen eine Bewegung, und im weitern Verstande eine Beschäftigung zum Zeitvertreibe oder zur Ergötzung vornehmen. α) Ueberhaupt, wo es, wie Spiel, nur von den Beschäftigungen dieser Art üblich ist, welche keinen eignen und besondern Namen haben. Mit den Fingern, mit einem Papiere, mit einem Stäbchen, mit einem Messer, mit der Scheere spielen. Mit einem jungen Hunde oder mit einer jungen Katze ꝛc. spielen. Die Thiere spielen. Das Kind spielt mit der Puppe. Aus der Tasche spielen, eine Gaukelei, welche durch Fingerfertigkeit hervorgebracht wird; s. Taschenspiel. Mit jemanden unter dem Hute, unter dem Mäntelchen spielen, in einer bösen Sache mit ihm einverstanden seyn, eine, von einer ehemaligen Art betrüglicher Taschenspiele hergenommene Figur, vermöge welcher Spielerei den Leuten Taschentücher, Dosen, Uhren ꝛc. entwendet wurden. Im gemeinen Leben wird es noch häufig für scherzen gebraucht, daher sagt man auch figürlich: mit der Religion, mit einem Eide, mit der Tugend spielen, sie als bloß zur Belustigung erfundene Dinge behandeln. —

Nach einer andern Figur, wo der Begriff der Belustigung verschwindet, und dagegen der Begriff der Mannigfaltigkeit merklich hervortritt, sagt man, die Natur spielt, wenn sie zufällige Veränderungen unter den Geschöpfen hervorbringt; s. Spielart, oben, S. 159, u. Naturspiel, Th. 101, S. 647. Das Glück spielt oft wunderlich, wenn es mannigfaltige Veränderungen hervorbringt. Die Weisheit Gottes spielt auf dem Erdboden, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Werke und Veranstaltungen. — β) Besonders von einigen einzelnen Arten solcher bloß auf die Zeitverkürzung oder die Ergötzung abzielender Handlungen. — 1. Gewisse durch Regeln bestimmte Handlungen dieser Art vornehmen, um vor einer andern einen gewissen Vorzug oder Genuß zu erlangen. Der Name des Spieles steht allemal in der vierten Endung. Ein leichtes Spiel spielen, l'Hombre, Whist, Piquet, Schach, Billard, Kegel ꝛc. spielen. Versteck spielen, blinde Kuh spielen ꝛc. Das Werkzeug oder Hülfsmittel des Spielers erhält oft das Vorwort in. In der Karte, im Brette spielen; selten das Vorwort mit, mit Würfeln spielen, wofür man lieber würfeln sagt. Indessen scheint es wohl nicht ganz unrichtig zu seyn, wenn man sagt, mit Steinen mit Kugeln ꝛc. spielen, wenn man wirklich mit diesen Gegenständen spielt, und sie nicht bloß um ein Spiel auszuführen dienen, wo sie aber ein Spiel auszuführen dienen, da möchte es Zweideutigkeiten geben. Zuweilen steht es auch in der vierten Endung. Kegel spielen, Ball spielen, Billard spielen. Um Geld, um Pfänder spielen. Sehr hoch spielen, um vieles Geld, um einen starken Spielsatz. Falsch spielen, ehrlich spielen. Sich arm, sich reich spielen. In engerer Bedeutung ist in manchen, besonders einigen Kartenspielen, spielen,

dem passen entgegengesetzt. Ich spiele nicht, sondern ich passe. Ueber das Spielen im Allgemeinen, wie ins Besondere, s. den Art. Spiel Th. 157, und das Register daselbst, und oben. — 2. Menschliche Handlungen nach gewissen Regeln zur Belustigung Anderer nachahmen. (1) Eine Komödie, eine Tragödie, eine Oper spielen. Heute wird nicht gespielt. Der Acteur oder Schauspieler kann heute nicht spielen oder mitspielen. Seine Rolle gut oder schlecht spielen. Die Actrice, Schauspielerin, hat heute ihre Rolle gut gespielt; auch figürlich von der Art und Weise des Betragens in einem übernommenen Geschäfte. In engerer Bedeutung ist jemanden spielen im gemeinen Leben, ihn in einem Schauspiele lächerlich machen. (2) Figürlich, wo es für vorstellen, seyn wollen und zuweilen für wirklich seyn gebraucht wird. Den Herrn spielen, einen Herrn vorstellen, sich in seinem äußern Betragen wie ein Herr gebehrden; daher: Stolz die Dame spielen; den Freigeist spielen; eine ungewisse Person spielen; einen Buhler spielen; eine Nonne, einen Affen, einen Elegant oder Zierling, einen Stutzer, einen Betrogenen, einen Haushalter, einen Demagogen ꝛc. spielen. Alle diese Eigenschaften beziehen sich aber nicht auf die Wirklichkeit, es in der Wirklichkeit seyn, sondern es bloß zu seyn scheinen, sich diesen Anstrich geben, die Mode mitmachen, also im eigentlichen Sinne spielen, eine Rolle zu spielen übernehmen. Es sind also erheuchelte Eigenschaften, die dem, der sie zur Schau trägt, nicht beiwohnen. Dergleichen Rollenspieler giebt es jetzt genug, und hat es zu allen Zeiten in großer Anzahl gegeben, die bloß mit dem Anstriche zufrieden sind; aber auch sehr oft wegen dieses bloßen Anstrichs gewaltig in die Klemme gerathen, wenn man

ihn wegwischt und das eigentliche Original erblickt. — (3) Figürlich wird spielen auch häufig von glänzenden Körpern gebraucht, wenn sie die Lichtstrahlen auf eine dem Ansehen nach bewegliche Art zurückwerfen. Geschieht dieses Zurückwerfen in einem hohen Grade, so daß zugleich das Bild der umstehenden Gegenstände mit vorgestellt wird, so wird solches durch spiegeln ausgedrückt. Der Diamant spielt schön; ein spielender Glanz, eine spielende Oberfläche, besonders wenn die zurückgeworfenen Lichtstrahlen mehrere Farben zeigen. Man gebraucht es in diesem Verstande auch von Körpern, welche keine glänzende Oberfläche haben; so sagt man: die Farbe spielt ein wenig in das Gelbliche, in das Grünliche, in das Röthliche ꝛc. Von dem Worte kostspielig, kostbar, viele Kosten verursachend, gehört die letzte Hälfte dieses Wortes nicht hierher, sondern zu spielen, jetzt spillen, verschwenden.

Spieler, eine Person, welche spielt, oder eine spielende Person, in allen Bedeutungen des vorher angeführten und zergliederten Zeitwortes, außer in der letzten des Glanzes. Die auf musikalischen Instrumenten spielenden Personen heißen Spieler, im gemeinen Leben nennt man aber geringere Personen, welche diese Kunst ausüben, Spielleute, Musikanten. — Von andern Spielen heißen diejenigen Personen, welche sie ausüben: Schauspieler, Kugelspieler, Brettspieler, Ballspieler, Kartenspieler, Taschenspieler ꝛc. In einem Kartenspiele wird der Spieler in engerer Bedeutung demjenigen entgegengesetzt, welcher paßt. Nach einer andern Einschränkung dieses Wortes, ist der Spieler derjenige, welcher aus dem Spielen um Geld sein vornehmstes Geschäft macht, bei welchem das Spielen zur Leidenschaft geworden ist, der Glücks-, der Hazardspieler, und von diesem Spieler, der Profes-

sion vom Spiele macht, dem es sein Gewerbe ist um Geld zu spielen, kann hier nur die Rede seyn. „Man kann die ganze Klasse der Spieler in zwei Abtheilungen bringen, sagt ein Ungenannter im Hannöverschen Magazine, Jahrg. 6, St. 70, S. 1114, ein Jeder, der Karten- oder Würfelspiel, oder Wetten zu seinem täglichen Geschäfte macht, ist entweder ein Betrogener oder ein Betrieger, zwei Charaktere, die gleichviel Neid und Bewunderung zu erwecken pflegen. Der Betrogene ist gemeiniglich ein Mann von großem Vermögen und schwachem Verstande, der sich, wie Shakespeare sagt, so geduldig wie ein Esel bei der Nase herumführen läßt. Er spielt nicht deswegen, weil er ein Vergnügen an den Karten und Würfeln findet, sondern weil es Mode ist; und wenn l'Hombre, Whist, oder ein Hazardspiel in Vorschlag gebracht wird, so wird er es eben so wenig ausschlagen, mit von der Parthie zu seyn, als er es unter einem Gelage starker Trinker deswegen ausschlagen würde, sein Glas in der Reihe mit zu leeren, weil ihn nicht dürstet. Es giebt auch Beispiele von Leuten, die eben so viel Verstand, als Ansehen und Vermögen besitzen, und im Spiele angeführt und betrogen wurden. Sie haben einen so außerordentlichen Anfall von der Spielsucht, daß sie derselben Alles aufopfern. Nichts ist trauriger und beklagenswerther, als wenn ein vernünftiger Mann auf diese Art bethört und verblendet ist. Er macht sich und seine Familie zur Beute von einer Anzahl Plünderer, und vielleicht, wenn sein völliger Ruin da ist, so entschließt er sich, mit denselben, die ihn ins Unglück brachten, gemeinschaftliche Sache zu machen, und von der Beraubung Anderer zu leben, die er zu eben den Thorheiten verleiten kann, die für ihn so traurige Folgen hatten." — Diese kurze Skizze der beiden Abtheilungen der Klasse von Spielern ist so unrichtig nicht, das heißt, von Hazardspielern,

bei andern leidenschaftlichen Spielern, z. B. im l'Hombre, Whist, Boston, Kasino, Billard ꝛc., möchten freilich die Umrisse wohl zu scharf seyn, weil bei einiger Kenntniß dieser Spiele, sich so leicht nicht Jemand ins Unglück stürzen wird, weil es von ihm, den Spielsatz zu machen, mit abhängt; auch müßte er schon ein entschiedenes Unglück haben, wenn er bei einer Parthie l'Hombre, Whist ꝛc., die er alle Abende machte, immer verlieren sollte, da es hauptsächlich von ihm abhängt, vorsichtig zu spielen, besonders beim l'Hombre; auch wird er leicht seine Mitspieler kennen lernen, wenn er sie außer dem Spieltische noch nicht gekannt hätte, sobald er mit Aufmerksamkeit und Feinheit spielt, und seine Gegner im Spiele, so wie seinen Spielgehülfen, nicht aus den Augen läßt; denn dieses sind Bedingungen, die man an jeden Spieler machen muß, der mit Fremden sich in ein Spiel einläßt. Ganz anders ist es aber bei Hazardspielen. Hier kann man bei der größten Feinheit, die man in andern Spielen besitzt, doch überlistet werden, wie solches unter Hazardspiel, oder Spiel (Hazard-), Theil 157, S. 758 u. f., ist gezeigt worden; denn unter mit Feinheit spielen, und betrieglich spielen, ist noch ein großer Unterschied, eine tiefe Kluft, die derjenige Spieler ermessen wird, der die Nüancen der Nicht-Hazard- und der Hazardspiele kennt. — Das Portrait eines vollkommenen Spielers, Hazardspielers, ist ungefähr folgendes: Da er in der großen Welt auftreten und eine anständige Figur spielen muß, so muß er auch mancherlei liebenswürdige Eigenschaften besitzen, welche vermögend sind, Spieler anzulocken und festzuhalten. Daß körperliche Vorzüge gerade nicht durchaus nothwendig sind, aber dennoch viel zur Erhöhung des äußern Werthes eines Spielers beitragen, wird hier bloß nebenbei angemerkt; hauptsächlich bestehen aber seine Vorzüge in den geistigen Eigenschaften. Um die ge-

wöhnlichen Pflichten seines Amtes zu erfüllen, muß er ein Mann von munterer und lebhafter Natur seyn, mit einer großen stoischen Gemüthsruhe, mit einem Gleichmuthe, der ihn beim Spieltische nie verläßt, immer sein Begleiter ist, und einer beständigen Gegenwart des Geistes. Er muß bei dem Verluste von Tausenden eben so gleichgültig seyn, als bei dem Gewinne derselben. Dreht ihm das Glück den Rücken, schlägt es ihm Schnippchen, er bleibt sich gleich, verändert keine Miene; kein Zug des Gesichts sagt sein Unglück oder sein Glück. Da er unter und mit den Großen der Welt zu leben hat, so muß es ihm nicht an Artigkeit, überhaupt an Lebensart, feinen Ton fehlen; er muß demüthig und unterwürfig, aber nicht sklavisch und kriechend seyn, und eine anscheinende Offenherzigkeit in seinem Umgange besitzen. Dieses ist die glänzende Außenseite, die besticht, und die Kunden zum Spieltische, zur Bank wirbt. Jetzt auch einen Blick in das Innere unsers Helden. Wir sehen gleich anfangs die Habsucht, als die vornehmste Triebfeder, welche die ganze Maschine in Bewegung setzt, und alle ihre Kräfte gleich einer Stahlfeder spannt. Jeder wahre Spieler, jeder Spieler von Profession ist mißtrauisch, und wird vom Geize verzehrt, oder doch wenigstens von der Begierde zu gewinnen, wenn man gleich äußerlich, wie schon oben bemerkt worden, die größte anscheinende Ruhe und Gleichgültigkeit bemerkt, und wenn diese Eigenschaft ihre größte Höhe erreicht, sagt ein Schriftsteller, so ist ihre Gewalt stärker, als die Macht irgend einer andern Leidenschaft; sie bezwingt sogar sinnliche Begierden oder Lüste, und bezwingt sie stärker, als das Alter, welches sie nur durch seinen Mangel an Kräften bezwingt. Wir werden im 60sten Jahre noch ein hübsches Mädchen mit Wohlgefallen betrachten, wenn aber Karten und Würfel unsere Aufmerksamkeit gefesselt haben, so verachtet man

ein Frauenzimmer und alle ihre Reize schon im 25sten Jahre. Ein Spieler von Profession muß Meister in der Verstellung, oder so abgehärtet durch das ihn abwechselnd betroffene Glück oder Unglück seyn, daß er alle die oben angeführten Tugenden, welche, wenn er sie wirklich besäße, zum Wohle der Menschheit führen könnten, nur zum Verderben seiner Mitmenschen anwenden kann und anwendet; denn sein Herz ist dem Mitleiden, überhaupt jeder edlen Handlung verschlossen, es ist, so zu sagen, versteinert; denn mit kaltem Blute nimmt er seinem weniger erfahrenen Mitspieler das Geld ab, und sieht ihn händeringend bald darauf zum Selbstmörder werden; es rührt ihn nicht; allenfalls belächelt er den Thoren, daß er diesen letzten Schritt begehen, und noch Gefühl für Ehre und Schande zeigen konnte. — Seine erkünstelte Lebhaftigkeit und Beweglichkeit dienen nur dazu, die Karten zu seinem Vortheile zu mischen, und die Würfel so zu paaren, daß sie nur ihm den Gewinn bringen. Seine Standhaftigkeit, sein Gleichmuth bei dem Verluste von Tausenden, dienen nur, ihn in den Augen seiner Mitspieler als schuldlos und rein darzustellen; sie sind bloß der Deckmantel gegen die Vorwürfe seines Gewissens; und sein gefälliges Wesen, seine angenommene Offenherzigkeit ist bloß ein scheinbarer Schleier, womit er seine Habsucht empfiehlt und verbirgt. — Werfen wir nun einen Blick auf eine andere Seite seines Herzens, da wir schon diejenige betrachtet haben, die seine Untugenden verbirgt, so gewahrt man hier wieder mancherlei andere Eigenschaften. Wenn der feige Mann, der nicht Muth und Kraft genug hat, sein Vermögen durch Karten oder Würfel, durch Wetten zu vermehren, seine Tausende durch heimliche Kunstgriffe zu häufen, oder durch Mittel, welche nicht so ungewiß sind, in beständigem Argwohn und Schrecken lebt, so lebt der Spieler in beständiger und größerer

Furcht und Unruhe, indem er stets eine Maske tragen muß, die seinen wahren Charakter verbirgt; und wehe ihm, sagt ein Schriftsteller, wenn diese Maske einmal abfällt, wenn er von einem Andern, der seine Feinheiten durchschaut, sie enthüllt, entlarvt wird. Und gesetzt, daß seine Maske nie abgezogen wird, in welchem Gemüthszustande muß sich nicht ein Mensch befinden, dessen Glück von der Falschheit seiner Handlungen abhängt, von der Verfälschung seiner Karten und Würfel? Welche Empfindungen muß er nicht unterdrükken, wenn bei einem bösen Spiele, wo er von andern ihm ähnlichen Spielern überlistet, und ihm kund gegeben oder gethan wird, daß man sein Spiel versteht. Er muß hier lächeln, und den Stoiker spielen, wo er im Innern vor Aerger und Verdruß platzen, bersten möchte; wo er bei der äußersten Verzweiflung eine heitere Miene annehmen muß, ohne daß ihm das Mitgefühl irgend eines der Mitspielenden wird, die sich an seiner dennoch durchblickenden Verlegenheit, die ächten Spielern, die zugleich gute Physiognomen sind, nicht entgeht, ergötzen. Wie unglücklich muß er selbst in derjenigen Lage seyn, von welcher er den meisten Vortheil erwartet, nämlich zwischen Großen, zwischen Sternen und Ordensbändern, im Gedränge und Gewühle der Leute von Welt, von gutem Tone, von Vermögen, welchen er die Spiellaune absehen muß, weil sie nicht immer zu spielen aufgelegt sind; denn bald sind sie fröhlich, bald haben sie böse, üble Launen, sind nicht zum Scherzen, zum Lachen aufgelegt. Er muß daher die glückliche Stunde erwarten, muß dann mitlachen, und ihren Späßen Beifall geben, ja sich in jeden wunderlichen Einfall solcher Leute schicken, und dabei denken: sie müssen dir ja ihre Launen und Späße, die du mitmachen mußt, bezahlen. Sehr oft ist es auch der Fall, daß der betriegerische Spieler gleich die Kunstfertigkeit seiner Mitspieler bemerkt, er kann also seine

falschen Würfel, seine beschnittenen Karten nicht anbringen; er ist also dem Ungefähr im Spiele wie jeder Andere ausgesetzt, und muß bei dem Mißgeschicke, daß ihm die Glücksgöttin nicht lächelt, oft seine letzten Louisd'or, oder seine Dukaten, eben so kaltblütig weggeben, als er einem Armen einen Schilling leihen würde. Das Ende dergleichen Spieler von Profession ist in der Regel sehr tragisch; denn so wie sie kaltblütig oft diejenigen als Selbstmörder enden sehen, die sie geplündert haben, derselbe Tod ist auch ihr Loos, wenn der Hebel zerbricht, der sie im Gleichgewichte mit der Spielgesellschaft erhält; denn selten findet ein solcher Spieler, wenn er im Unglücke ist, Freunde; er wird selbst von seinen ehemaligen Genossen, die sich auf der Leiter der Fortuna noch erhalten haben, verspottet, daß er es nicht klüger angefangen, und von denjenigen, die klug genug waren, sich mit einem Theile des Erworbenen zeitig aus den Spielsälen, Spielhäusern zurückzuziehen und in Ruhe zu setzen, daß er seinen Rückzug nicht auch unter günstigeren Verhältnissen angetreten, und die Nichtspieler verachten ihn als einen Auswurf der Menschheit, der kein Mitleiden verdient; freilich mit Unrecht, weil das Unglück, in welchem Verhältnisse und unter welcher abgezogenen Larve es sich zeigt, immer noch Mitleiden und Unterstützung verdient. — Ludwig Schubart entwirft in seinen Charakteren, oder Gemälden nach dem Leben, Berlin, 1810, ein Gemälde eines Banke haltenden Spielers, aus dem ich folgende Züge hier mittheile. Um seine Rolle als Banquier zu spielen, und die Augen der Neulinge und Pointeurs zu blenden, geht er stattlich gekleidet, mit einem reich galonnirten Rocke, gestickter Weste, großer zierlicher Hemdkrause, schwarzen seidenen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen, und Schuhen mit goldenen Schnallen, und beim Spiele selbst blitzen an seinen Fingern ein Paar Brillantringe,

deren Feuer nicht wenig die Gewinnsucht der Pointeurs reizt. Unter dem Arme trägt er in einem weißen Tuche eine Art Scheerbeutel, welcher sein Geld enthält. Er führt oft mehr als tausend Dukaten in Kompagnie, und seine sämmtlichen Taschen stecken außerdem voll Geld. Da er als ein Mann von Welt, auch die Menschen hat kennen lernen, und sie ihm sehr übel bei seinen Spielzügen mitgespielt haben, so ist auch das Mißtrauen ein Hauptzug seines Charakters; er läßt daher sein Geld nicht aus den Augen, geht nie unbewaffnet, macht sich überall den Rücken frei, und nimmt beim Spiele, oder in Gesellschaft, nie einen andern Platz ein, als den an der Wand, wo Flanke und Rückseite gedeckt sind. Beim großen Spiele, wo er Bank hält, wo die Wachskerzen brennen, wo Gold und Silber blinkt, und der grüne Tisch mit schweren Börsen garnirt ist, da ist auch sein Element, da leuchtet sein Gesicht, da sprüht sein Auge Feuer, da runzelt oder glättet sich seine Stirne, da lächelt sein Mund, oder zieht sich zusammen; nichts entgeht seinem Falkenauge, was sich auf Karten und Geld bezieht; selbst wenn dreißig und mehrere spielen, so sieht sein Auge mehr, als diejenigen seiner beiden Gehülfen. Steht Einer noch so entfernt von ihm, und seine Karte verliert oder sagt zu, er erblickt ihn, und expedirt ihn so schnell, als hätte er es nur mit ihm allein zu thun. Seine Finger besitzen eine außerordentliche Beweglichkeit; Daumen und Zeigefinger werden vor großen Hauptactionen gewöhnlich mit dem Scheermesser vorbreitet, das heißt, gehäutet, um sie für die Farbe der Karten fühlbarer zu machen. Bei der Bank nimmt er nur ein Glas frisches Wasser zu sich, um sich hier den Geist frei von irgend einem andern geistigen Einflusse zu erhalten, und daher sieht man ihm auch eben so wenig eine besondere Gemüthsbewegung an, wenn er stark verliert, als wenn er stark gewinnt; das einzige nach starken Verlusten

sind große Promenaden, welche er vor Tagesanbruch antritt, auf welchen er mit sich selbst laute Monologen hält. Des Nachts geht er um zwei, drei Uhr nach Hause, aber nie ohne einen Dolch und ein geladenes Pistol bei sich zu führen, um sich jeden Anfall auf sein Geld abzuwehren. Die Thür seines Zimmers im Gasthause wird verschlossen, verriegelt und verrammelt, ein Nachtlicht angezündet, und Dolch und Pistolen auf seinem Tische bei seinem Bette zurecht gelegt. Wenn Alles in Ordnung ist, geht er ins Bett. Er lieset weder eine Zeitung, noch sonst etwas Gedrucktes, weil er alle interessante Nachrichten über die Weltangelegenheiten ꝛc. in seinen Spielgesellschaften, auf den Kaffeehäusern und an der Wirthstafel, die er, um Kunden zu werben, besucht, erfährt. Er schöpft daher sein Wissen, seine Abgeschliffenheit, Tournüre, nur aus dem Umgange mit Menschen, auf praktischem Wege. Stundenlang bringt er des Morgens im Bette, oder auf seinem Zimmer damit zu, seine Karten, deren er stets mehrere Spiele bei sich führt, vorzunehmen, und mit sich selbst zu spielen, gleichsam seine Manövres in den Karten an sich selbst zu versuchen. Er übt sich hier in allen erlaubten und unerlaubten Feinheiten, die er mit gutem Erfolge dann am Spieltische ausübt. Sowohl sein Essen, als seine tägliche Miethe, bezahlt er sogleich; denn er, der selbst Niemanden traut, verlangt auch kein Zutrauen. — Bei den großen Tables d'hôtes findet er sich gewöhnlich erst beim Nachtische ein, und seine Erscheinung verbreitet sogleich allgemeinen Frohsinn, allgemeine Lach- und Spiellust. Man räumt ihm einen Ehrenplatz ein, zieht ihn mit seinen Abentheuern, seinen Spaziergängen und Fußreisen, seinen Großthaten in den Bädern, seinen liegenden Kapitalien, seinem Testamente, seinen muthmaßlichen Erben ꝛc. auf; Alles dieses erträgt der schlaue Fuchs mit Lammsgeduld, weil dadurch allgemeine

Mnnterkelt, und die Laune mit ihm zu spielen, hervorgebracht wird; ist diese Losung gegeben, so packt er seinen Scheerbeutel aus, legt Geld und Karten zurecht, und sein Wild rennt dann unfehlbar in das aufgestellte und lockende Netz. Er schlägt dann ein Schnippchen, und lacht der Thorheiten derer, welche ihn noch vor einer halben Stunde aufzogen; denn er nimmt ihr Geld mit in seinem Scheerbeutel, und ist, wenn er in seinem Gasthofe ankommt, froh, solche Necker gefunden zu haben." — So weit Schubart.

Nach diesem Originale eines Bankhalters kann man zwar die übrigen nicht alle beurtheilen, aber mehr oder minder gleicht ihnen dieses Gemälde, wenigstens in Allem, was sich auf das Spiel bezieht. Alle Eigenschaften, welche die Spielsucht erzeugt: Habsucht, Geiz, Mißtrauen, Hinterlist, Heuchelei, Encrustirung des Herzens ꝛc., wohnen auch dem Spieler von Profession bei, sind seine Gefährten. Sie sind keine Fehler des Blutes, keine Fehler der früheren Erziehung, sondern sie erzeugen sich durch das Spiel selbst. Der beste Mensch, mit den vortrefflichsten Grundsätzen, mit einem Herzen, dem Mitleide geöffnet, und rein wie Gold, kann, wenn er sich dem Spiele, besonders dem Hazardspiele, ganz hingiebt, diese Untugenden annehmen, in diese Fehler fallen; sie werden ihm zuletzt so zur Gewohnheit, als wenn sie angeboren, als wenn sie Fehler der Erziehung wären. Es geht ihm, wie dem Feldherrn, wie dem Soldaten. Das Kriegshandwerk, besonders das praktische, ein paar Feldzüge härten ihn ab, machen die ehemalige Weichheit und Biegsamkeit seines Charakters, die Gefühle und Empfindungen seines Herzens zu Stahl; er zieht über den Wahlplatz, Kampfplatz dahin, u. achtet auf das Gestöhne, Gewimmere seiner verwundeten Kameraden, achtet der Sterbenden und Gefallenen im Gewühle nicht; und dennoch wohnt in ihm nicht Mordlust, nicht Stumpf-

sinnigkeit für das Elend Anderer, sondern nur abgehärtetes Gefühl, Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit, und dann die bittere Nothwendigkeit, das „du mußt deines Vaterlandes Feinde bekämpfen, wie es die blessirten und gefallenen Brüder gethan; daher beseelt ihn nur der Gedanke der zu erringenden Thaten, und daher achtet er auf nichts um sich her in der Schlacht, zieht er kaltblütig an Verwundeten und an Leichen vorüber. Bei dem Spieler von Profession tritt eine gleiche Abhärtung aller Gefühle ein; sein Gewerbe bedingt keine Weichheit des Gemüths. Der tägliche Umgang mit Menschen seines Faches, mit Spielern, erzeugt oder erweckt in ihm die Begierde, es ihnen in den Thaten des Spielerlebens, der Spielerabentheuer gleich zu thun; denn die Erzählungen von dem Rupfen solcher Personen, die Geld im Ueberflusse haben, und es nicht gescheut an den Mann zu bringen wissen, malen sich in der jungen Seele des angehenden Spielers als eine gerechte Handlung, um das Geld durch dieses Abnehmen gescheuter unter die Leute zu bringen; denn, wie bekannt, führt der Spieler von Profession ein etwas lockeres, leichtes Leben; weil er nur dadurch in alle Gesellschaften kommen, sich also Zutritt zu denselben verschaffen, und Beute machen kann. Man darf daher nicht gleich das Verdammungsurtheil über jeden Spieler aussprechen, ihm nicht gleich lieblos im Unglücke begegnen; sondern man muß immer die Quelle berücksichtigen, aus der sein Unglück floß; den jugendlichen Leichtsinn, den eigenen Verlust, die dadurch erzeugte Begierde, wieder zu gewinnen, und die Gewohnheit nachher, es als Gewerbe mit allen Feinheiten zu treiben. — Wie weit oft die Feinheiten in Hazardspielen, besonders im Pharao gehen, beweiset folgender Fall. Eine Bank hatte einige unglückliche Taillen gemacht. Einer von den Theilhabern, der bisher nicht abgezogen hatte, und vom Spiele nicht viel zu ver-

stehen schien, erbot sich ein Paar Taillen abzuziehen, ob vielleicht das Glück ihm günstiger seyn werde, als den geübten Bankiers. Man räumte ihm sogleich den Platz ein. Nach einigen Abzügen that er, als ob er sich mit der einen Hand des Schnupftuches bedienen und bei abgewendetem Gesichte mit der andern Hand allein abziehen wollte. Wie von ungefähr zeigte sich ein verkehrt liegender König unter der obern Karte, der folglich als zweite Karte des Abzuges gewinnen mußte. Die ganze Gallerie setzte nun Haufen Gold auf dieses Blatt. Die andern Bankiers schalten ihn aus und bemerkten, daß wenn er die Karten nicht einmal ordentlich zu legen wisse, er sich auch nicht zum Tailliren hätte anbieten müssen. Mit anscheinendem Schrecken schien Jener jetzt seinen Fehler zu bemerken, und bat, man möchte ihn als Anfänger nicht so hart durch einen so großen Verlust für seine Ungeschicklichkeit strafen, um so mehr, da ihm die Bank nicht allein gehöre. Dieses fruchtete nichts, man erhöhete nur noch den Einsatz, und rief von allen Seiten: er solle abziehen. Mit einer verzweiflungsvollen Miene ergab er sich in sein Schicksal, undzog ab: König und König plié. Vom ganzen Tische strömte nun Gold in die Bank. Die Pointeurs fluchten, und die Bankiers erkannten ihren Meister. — Ein Spieler, der beinahe Alles verloren hatte, und noch den letzten Rest wagen wollte, rief seinem Bedienten zu: hole mir den großen Sack. Die Bankiers, die schon das Spiel aufheben wollten, da sie sahen, daß er kein Geld mehr hatte, wurden dadurch von Neuem gereizt, weil sie einen großen Geldsack vermutheten. Sie spielten fort und ließen ihn jetzt absichtlich gewinnen. Der Bediente kam endlich an, und brachte — nicht einen Geldsack, sondern einen — Fußsack, den sein Herr verlangt hatte, weil ihn fror. Durch diese List gewann er einen Theil seines Geldes wieder. Voltaire, dieser Heros

seiner Zeit, war einer der leidenschaftlichsten Spieler; er verlor in einer Nacht 1500 Pistolen; indessen gewann er es eine Zeit lang über sich, nicht zu spielen, und schrieb deshalb an einen Freund: „Ich habe so gut wie Aristoteles eingesehen, daß das Spiel keinen Segen bringt, und in der That spiele ich schon seit sieben Monaten nicht mehr; allein dieser Entschluß war nicht von Dauer, denn er konnte sich so wenig beherrschen, daß er bald nach der verflossenen Zeit, die er ohne zu spielen ausgehalten, wieder in die gefährlichsten Rückfälle verfiel. Descartes, dieser berühmte Mathematiker und Philosoph, und auch Montaigne, waren beide Spieler, konnten dem Reize des Spiels in der Jugend nicht widerstehen, zuletzt überwanden sie ihn, und bewiesen dadurch, daß diese Leidenschaft nicht unbesiegbar ist. Dasselbe erzählt auch Cardan, der unter andern durch eine Regel für cubische Gleichungen die Algebra bereicherte, in seiner Lebensbeschreibung. Paschasius Justus, ein Mann von dem besten Charakter, war ein so leidenschaftlicher Spieler, daß er vierzig Jahre mit sich selbst im Kampfe lag, um diese Leidenschaft, deren Schädlichkeit er einsah, zu bezwingen. Er setzte mehrere Gebete schriftlich auf, worin er Gott bat, ihn von dieser Leidenschaft zu heilen; er schrieb selbst ein Buch über die Leidenschaft des Spiels, und konnte sich dennoch nicht davon befreien, und starb unglücklich und ungebessert. Guido Reni, dieser liebenswürdige und selbst gelehrte Maler aus der Lombardischen Schule, Schüler der Caraccis, war ein leidenschaftlicher Spieler in den letzten Jahren seines Lebens, so, daß er darin bedeutende Summen verlor, und nicht von dieser Leidenschaft geheilt werden konnte. Die in dieser unglücklichen Zeit verfertigten Gemälde tragen auch die Spuren dieser Verirrung; denn durch die Schnelligkeit, mit der sie gemalt wurden, um nur Geld zum Spiele zu erhalten, fehlte sei-

nen Köpfen; sonst die höchste Zierde seiner Figuren, in der letzten Zeit die Anmuth und hinreißende Lieblichkeit, wodurch viele seiner Gemälde nur als mittelmäßig beurtheilt werden, die bloß als Folge der Uebereilung seinem Pinsel entschlüpften, und ihm gewiß nie entschlüpft wären, wenn nicht die Spielsucht ihn fortgerissen. Rotrou, der Verfasser des Trauerspiels Wenzeslaus, und vieler anderer Theaterstücke, ein Mann von vielumfassendem Geiste, den Peter Corneille seinen Vater und Lehrer nennt, war ein leidenschaftlicher Spieler. Er hatte einst 300 Stück Louisd'or erhalten, die er, um sie nicht zu verspielen, an einem sichern Orte unter Reisigbündel zerstreuete; er verspielte sie aber schon in der folgenden Nacht, und mußte ein Bund nach dem andern ausschütteln, um seine Goldstücke dem Glücke zu opfern. Wie groß die Spielsucht unter Heinrich dem Vierten war, kann man aus den Memoiren von Bassompierre gewahren. Es entstanden eine große Anzahl Spielhäuser, die man mit dem Namen Académies de jeu belegte. Bassompierre gewann in einem Abende 100,000 Thaler, und starb in so schlechten Umständen, daß kaum der zwanzigste Theil seiner Schulden bezahlt werden konnte. Unter Ludwig dem Vierzehnten war die Spielsucht fast noch höher gestiegen, und noch allgemeiner verbreitet. Nach der Frau von Sévigné lagen Tausende von Louisd'or auf dem Teppiche, die Sätze waren von fünf, sechs, siebenhundert Louisd'or. Das Hora war in Paris bei Lebensstrafe verboten, und dennoch spielte man es bei dem Könige. 5000 Pistolen vor Tische gewonnen oder verloren zu haben, war eine Kleinigkeit. Man giebt den Kardinal Mazarin, der auch das Hocspiel bei Hofe einführte, vorzüglich als Urheber der starken Spielsucht in Paris an; s. auch den Artikel Spielsucht. Ein zu seiner Zeit berühmter und gefürchteter Spieler war Gour-

ville. In seinen Memoiren führt er seine Art zu spielen an, woraus hervorgeht, daß der vorsichtige Spieler nicht im Nachtheile ist. Er sagt: „Ich hatte mir zum Gesetze gemacht, nie hoch zu spielen, wenn Andere die Bank hatten; denn es war bei mir Grundsatz geworden, mich im Verluste zurück zu ziehen, und ich erinnere mich, nur ein einziges Mal im Spiele hitzig geworden zu seyn.“ An einer andern Stelle in seinem Werke erzählt er die Geschichte eines Abends am Spieltische, woraus man gewahrt, wie hoch damals gespielt wurde. Er sagt: „Fouquet setzte einmal so hoch gegen mich, daß er mir 60,000 Livres schuldig war, und gewann diese in einem einzigen Coup wieder. Die Umstehenden zogen mich auf, daß ich mich nicht zurückgezogen hätte. Ich antwortete, daß dieses kein Mann von Ehre thäte. Als wir fortgehen wollten, nahm Herr von Herval die Karten, und forderte mich auf, gegen ihn zu setzen. Ich setzte 500 Pistolen, und gewann, nachdem ich die Karten übernommen hatte, in kurzer Zeit 5000.“ Wie sehr das Spiel den sich ihm Ergebenden fesselt, bewies ein gewisser Pennichon, der in der Conciergerie in Paris als Gefangener saß. Er konnte sich auch hier des Spiels nicht enthalten, und verwünschte bei jedem unglücklichen Coup seinen Leib und seine Seele. Einer aus der Gesellschaft ermahnte ihn, die göttliche Gerechtigkeit zu fürchten; allein er kehrte sich nicht nur nicht daran, sondern machte es noch ärger. Eines Tages fand man ihn mit beiden Armen auf den Tisch gestützt, gleichsam als wollte er die in seinem Hute vor sich liegenden Karten besehen, in unbeweglicher Stellung sitzen; man glaubte, er sey eingeschlafen, und stieß ihn an, aber er war todt. Auch in Deutschland, besonders in den Bädern, oder Badeörtern, so wie in allen andern Reichen Europa's, außer Frankreich, in welchem Lande das Spiel, wie aus dem Vorhergehen-

den zu ersehen, besonders stark getrieben wurde, und auch noch wird, gab und giebt es noch viele ausgezeichnete Spieler, sowohl von Profession, als auch solche, welche sich die Fesseln des Spiels nicht abstreifen können, in allen Ständen der gebildeteren Klassen des Volkes. Auch hier fanden Viele ihren Untergang, Viele zogen sich aber auch glücklich zur rechten Zeit aus dem Spiele zurück, und überwanden ihre Leidenschaft. Wie weit die Verzweiflung mancher Spieler beim Verlieren im Unglücke geht, beweisen folgende Fälle. Ein unglücklicher Spieler verschlang in der Verzweiflung ein Stück Wachslicht, ein anderer in Neapel biß in der Wuth so in den Tisch, daß die Zähne tief eingedrungen waren, und in dieser Stellung blieb er liegen. Zwei unglückliche Pointeurs saßen neben einander am Pharaotische. Der Eine in stummer Verzweiflung, der Andere Verwünschungen gegen die Glücksgöttin ausstoßend. „Wie können Sie so kaltblütig verlieren," fuhr er endlich seinen Unglücksgefährten an. „Kaltblütig!" entgegnete dieser, „sehen Sie her!" Er zog die Hand von der Brust, und zeigte, daß sie blutig gekratzt war. Im Jahre 1783 erschoß sich zu Aachen ein Greis, Namens Ramier de la Raudier, nachdem er sein letztes Geld verloren hatte, auf seinem Zimmer. Er war Secretair bei einem Minister, und hatte in der Histoire de l'Académie des Sciences gelesen, daß es Sauveur gelungen sey, die Bassette zu berechnen. Wahrscheinlich hatte er es so verstanden, als ob Sauveur berechnet habe, welche Karten gewinnen müßten. Dieses brachte ihn auf die unglückliche Idee, eine solche Berechnung auch für das Pharaospiel zu unternehmen, und dieses war ihm seiner Meinung nach geglückt; er traumte von den Reichthümern, die er gewinnen wollte, ja zu gewinnen gewiß war nach seiner Berechnung. Alle seine Versuche, die er am Pharaotische mit seiner

Triangulaire u. Perpendiculaire, die Kunstwörter seines Systems, machte, mißlangen, ohne ihn von seinem Wahne zu heilen, dennoch den Schlüssel zu seiner Berechnung zu finden; denn er schob die Schuld des Mißlingens seiner Versuche immer auf den Mangel an Aufmerksamkeit. Er reisete in alle Bäder, um Freunde für sein neues System zu finden; allein vergebens; denn man bekämpfte alle Gründe für sein System mit seiner eigenen funfzigjährigen Erfahrung, welches auch die beste Widerlegung desselben war; indessen überzeugte ihn Niemand von der Unhaltbarkeit desselben; bei jedem Anfalle darauf lachte er nur, und zuckte die Achseln mitleidsvoll über die Einfalt derer, die seinen Prinzipien nicht trauen wollten. Er meinte, sein beständiges Unglück komme bloß daher, daß er nicht Fond genug daran wenden könne. Er war schon längst von Allem entblößt, und spielte nur noch von dem Gelde, was Andere aus Mitleid oder aus Leichtgläubigkeit ihm gaben; da aber endlich auch diese Spenden aufhörten, brachte ihn Verzweiflung zu dem oben angeführten tragischen Ende*). Wie diesem unglücklichen, verblendeten Greise, ist es auch vielen jungen Männern ergangen, die in der Verzweiflung, nicht nur Alles verspielt, sondern sich auch in Schulden gesetzt zu haben, sich selbst entleibten. — Die feinsten Spieler sind die Grecs, welche alle Künsteleien beim Pharao, auch beim Piquet und Whist üben. Sie sind den angehenden Spielern, den Anfängern in der Karte gefährlich, und daher müssen sich diese vor ihnen hüten; denn da sie in der Regel Spieler von Profession sind, so üben sie sich auch täglich und in der Zeit, die ihnen von ihrem Gewerbe, dem Spiele, zur Erholung übrig bleibt, in allen Künsten der Mischung der Kar-

*) Chronique scandaleuse etc. à Paris, dans un coin d'ou l'on voit tout, 1791, Tom. II, p. 121.

ten, und in allen Fingerfertigkeiten dabei. Sie selbst suchen sich einander an fremden Pharaotischen zu überlisten, und der ruhige, mit manchen ihrer Künste vertraute Zuschauer, hat, oder genießt manchmal einige angenehme Stunden bei diesem Ueberbieten in der Feinheit zu spielen, und die beschnittenen Karten ꝛc. spielen zu lassen. Ein ausgezeichneter Spieler in der schwarzen Spielerkunst, wußte oft schöne Bijouterien, wie Ringe, Busennadeln ꝛc. mit Brillanten, und auch andere Sachen von Werthe auf eine wohlfeile Art an sich zu bringen, indem er immer einige Louisd'or mehr, als sie kosteten, bot, mit der Bedingung, sie zusammen zu spielen. Hierauf zog er auf eine eben so geschickte, als schnelle Weise, mit dem Schnupftuche eine Karte aus seiner Tasche, die er mit der auf dem Tische liegenden unvermerkt vertauschte, indem er scheinbar absichtslos das Schnupftuch vor sich hinlegte. Diese Karte war gewählt, und es wurde dann eine Mischung à la grecque oder à la parisienne vorgenommen; s. Spiel (Hazard-), Th. 157, S. 759. So viel von den Hazard- oder Glücksspielern, die vom Spiele Profession machen, sey es nun bloß in Karten, oder auch in Würfeln ꝛc.

Was die übrigen Spieler in den verschiedenen Spielen in Karten-, Würfeln-, Kugeln-, im Brette-, in Gesellschaftsspielen, Jugendspielen, Unterhaltungs- und Volksspielen ꝛc. anbetrifft, so sehe man über ihre Stellung zum Spiele unter sich, so wie über die nöthigen Eigenschaften eines jeden einzelnen Spielers, und des Spiels insbesondere, das Register von Spiel, Th. 157, und auch oben, nach, so wie das folgende Register von Spieler. Hier noch einige Regeln, die den Spieler im Allgemeinen angehen.

1) Ein jeder Neuling im Spiele, oder ein jeder angehender Spieler in Karten, muß sich erst mit den Blättern gehörig vertraut machen; muß sie erst gehö-

rig mischen, abheben und austheilen lernen. Beim Billardspielen muß er sich erst üben, mit dem Queue gehörig den Ball von allen Seiten zu nehmen, zu schneiden ꝛc.; beim Kegelspiele gehörig auf das Vordereck zu zielen, und die Kugel so zu werfen, daß sie immer die ihr einmal gegebene Richtung im Wurfe behält, wozu nicht nur ein fester Stand, sondern auch ein kräftiger Arm gehört. Beim Würfelspiele muß er sich üben, die Würfel so in der Hand zu legen und zu drehen, daß sie beim Auswerfen die möglichst höchsten Augen geben. — 2) Wird man an öffentlichen Orten zu einer Spielparthie eingeladen, oder will man sich in eine Spielparthie einlassen, in welchem Spiele es auch sey, so muß man sich erst sorgfältig von den besonderen Regeln und angenommenen Gebräuchen der Gesellschaft, zu der man treten will, dem Spielsatze, warum gespielt wird ꝛc., unterrichten, damit man seine Kasse überschlagen kann, ob diese auch dabei ausreicht, und man keine Schulden zu machen nöthig habe; denn vor diesen muß man sich hüten. Beim Pharaospiele ist daher das Markenspiel eines der verderblichsten. — 3) Muß sich der Spieler beim Kartenspiele ganz ruhig verhalten, und nur dasjenige sprechen, was sich auf das Spiel bezieht. Durch Mienen und Geberden dem Mitspieler die Stärke oder Schwäche der Karten zu verrathen, ist nicht erlaubt; eben so wenig muß er durch ein ungeschicktes Halten seiner Karten es dem Nachbar möglich machen, den Zustand seines Spiels kennen zu lernen. — 4) Die höchste Aufmerksamkeit ist bei jedem Spiele, so unbedeutend es auch seyn mag, nöthig, hauptsächlich aber bei dem Schachspiele und den Kartenspielen, bei welchen man nicht zerstreut seyn darf, weil die Fehler, besonders bei Letzteren, auch den Mitspielern unangenehm sind. Auch muß man ohne Erinnerung wissen, an wem das Kartengeben, Ausspielen ꝛc. ist. — 5) Derjenige Spieler, welcher besonnen und schnell ist, im Augenblicke seine Blätter überzählt und übersieht, ist in jeder Spielgesellschaft angenehm. Der geübte Spieler kommt auch dem Gedächtnisse durch das schnelle Ordnen seiner Karten zu Hülfe, so daß ihm das Anziehen der Karten beim Ausspielen nicht

schwer wird, welches sonst dem Mitspieler beim langen Besinnen oft so unangenehm ist. — 6) Muß sich der Spieler vor dem Vergeben der Karten hüten, das heißt, Einem seiner Mitspieler weder zu viel, noch zu wenig Karten geben, weil er nicht nur dadurch bestraft, sondern auch das Spiel aufgehalten wird. — 7) Müssen auch geübtere Spieler an öffentlichen Orten jedes Spiel mit ganz unbekannten Personen vermeiden, wie auch schon unter Spiel, Th. 157, ist erinnert worden; und da sie es oft nicht vermeiden können, eine Spielparthie anzunehmen, so müssen sie mit der höchsten Aufmerksamkeit spielen, und sich durch einen kleinen Gewinn im Anfange des Spiels nicht einschläfern lassen, und auch genau auf die fremden Zuschauer achten, die oft Mitgehülfen am Spiele sind, und durch Zeichen ꝛc. die Karten, die man hat, verrathen. Ja, es giebt eine ordentliche Spielertelegraphie, welche Telegraphie durch verschiedene Zeichen mit einem Stöckchen, einem Schnupf- oder Taschentuche, den Fingern ꝛc. geschieht, die alle Bedeutungen auf das Spiel, auf die Karten des fremden Mitspielers haben. Es giebt eine Spieler-Dechiffrirkunst, die einen geweckten Kopf erfordert, und in Dechiffrirung der Rückseite der Kartenblätter, in dem Geaderten, Geflammten ꝛc. besteht. Spieler von Profession bringen auf dieses Studium oft Tage lang zu. — 8) Der Spieler suche, so viel, als möglich, jede Gemüthsbewegung zu bekämpfen; sey beim Gewinne nicht übermüthig, und beim Verluste nicht verdrießlich, mißgelaunt; denn Beides stört das Spiel und die Spieler. Ueberhaupt muß man in feinen Spielzirkeln nie die Achtung aus den Augen lassen, die man der Gesellschaft schuldig ist. — 9) Man muß nie die Finger mit Speichel benetzen, um dadurch die Blätter vom Talon abzuheben und aufzunehmen, weil solches nicht nur die Karten beschmutzt, ihnen den Glanz, die Glätte wegnimmt, sondern auch auf jeden gebildeten Mitspieler einen üblen Eindruck macht. Auch ist dieses Fingerbefeuchten, um die Karten aufzunehmen, gar nicht nöthig, da man in Privatzirkeln ebensowohl, als an öffentlichen Orten, an welchen man dem Wirthe ein Spielgeld entrichtet, neue Karten er-

hält. — 10) Die Angewohnheit mancher Spieler, die unterste Karte zu besehen, das heißt, wenn sie Geber oder Abheber sind, ist nicht zu gestatten, selbst in den Spielen nicht vor der Zeit, wo die unterste Karte als Trumpf aufgewählt wird. —

Ein angehender Spieler im Kartenspiele begeht gewöhnlich den Fehler, daß er sich zur Uebung und Vervollkommnung im Spiele immer seines Gleichen sucht, das heißt, Spieler, die eben so wenig Fertigkeit im Spiele besitzen, als er selbst, indem er eine Scheu vor jedem Meister im Spiele hat. Hierdurch lernt er aber nicht die Feinheiten eines Spielers kennen, und bleibt immer ein Stümper, der es nie wagen darf, sich mit geübteren Spielern in ein Spiel einzulassen, wenigstens wird er sich immer mit Mißtrauen an den Spieltisch setzen, und schon in dieser Hinsicht im Nachtheile seyn, ohne das doppelte, ja dreifache Lehrgeld, welches ihn die Parthie kostet. Es ist daher weit besser, wenn der Anfänger gleich mit geübten, mit allen Feinheiten bekannten Spielern spielt; denn ohne Lehrgeld wird er schwerlich recht geübt in einem Spiele werden. Man bestimme daher lieber ein Gewisses, welches man verspielen will, um das Spiel zu erlernen, und wende sich an Meister im Spiele, so wird man weit sicherer zu seinem Zwecke gelangen. Man darf das Geld immer nicht als ganz verloren betrachten, indem man durch ein aufmerksames Spiel noch Manches von dem Ausgesetzten wird retten können. Auch wird der geübte Spieler, wenn man ihn um Belehrung bittet, oder vielleicht um Rath frägt, wo man fehlet, indem man seine Schwäche offenherzig bekennt, nicht anstehen, Einem den nöthigen Unterricht zu geben, indem ihm seine anerkannte Ueberlegenheit im Spiele schmeicheln wird. Was den Anfänger im Spiele am meisten zu schaffen macht, ist das Mischen, Abheben, Geben und Zusammenstecken der Karten. Beim Mischen halte

man den ganzen Kartentalon oder das ganze Kartenspiel der Länge nach in der linken Hand, und nehme mit der rechten ungefähr die untere Hälfte davon hinweg, welche man dann durch ein schnelles Abschieben mit dem rechten Daumen, einzeln oder paarweise in die verschiedenen Querzwischenräume der locker gehaltenen Oberhälfte wieder in die linke Hand spedirt, und mit dieser zuvor eingeübten Manipulation zwei, höchstens dreimal fortfährt, worauf die Karten sehr gut untereinandergemischt seyn werden. Hat man eine Fertigkeit im Zusammenwerfen der Karten in der Hand, das heißt, im schnellen Ueberschieben der Karten, so wird man dadurch eben so gut die Karten untereinander bringen. Nachdem nun die Karten gemischt worden, lege man das ganze Spiel, so gerade, als möglich, auf den Tisch, damit der Nachbar zur Rechten oder zur Linken, wie es die Regel des Spiels erfordert, abheben, oder auch, wie es zuweilen geschieht, die Karten gleich von oben herab verlangen kann. Ist abgehoben worden, so setzt der Mischer oder Geber den auf dem Tische liegen gebliebenen Rest des Spieles auf den abgehobenen Theil, und giebt dann die Karten nach der in jedem Spiele bestimmten Regel. Beim Geben selbst sey man schnell, nehme sich aber in Acht die Blätter zu vergeben, das heißt, dem einen Spieler zu viel, und einem andern zu wenig zu geben, welches jedoch Alles auf eine große Uebung ankommt; denn ohne Uebung wird gewiß niemals Jemand ein großer Spieler, sowohl in Karten, als in Kugeln, im Brette ꝛc. werden; denn nur die Uebung macht den fertigen, den feinen Spieler. — Was übrigens die verschiedenen Spieler in Karten, im Brette, in Kugeln ꝛc. anbetrifft, so sehe man auch das unten folgende Register.

Was die Spieler im Schauspiele, in der Oper, in der Musik, als die Flöten-, Geigen-, Klavier-, Guitarren-, Lauten-, Harfen- ꝛc.

Spieler; dann die Spieler in der Lotterie, in Staatspapieren, in der Magie oder in der Gaukeltasche ꝛc., anbetrifft, so sehe man das folgende Register nach.

Spieler (Ball-), siehe unter Spiel (Ball-), Th. 157, S. 627 u. f.

— (Billard-), s. unter Spiel (Billard-), daselbst, S. 658 u. f.

— (Brett-), s. die Spiele Schach, Dame, Pochbrett, Toccategli ꝛc. ꝛc. in dem Register der Spiele, Th. 157, und oben.

— (Börsen-), s. unter Staatspapiere.

— (Damen-), s. Spieler (Brett-).

— (Fahnen-), wird bei einigen Gewerken, z. B. bei den Bäckern, Böttchern ꝛc. derjenige in dem feierlichen Aufzuge eines solchen Gewerkes genannt, der die Fahne desselben führt, und damit allerlei Schwenkungen ꝛc. macht; s. unt. Spiel (Fahnen-), Th. 157, S. 710.

— (Flöten-), eigentlich Flötenbläser, weil man die Töne heraushaucht, herausbläset, und nicht allein durch das Fingerspiel hervorbringt, welches nur die verschiedenen Töne und Halbtöne ꝛc. angiebt, erzeugt, die Modulationen des Hauches, des Einblasens. Daß das Flötenspiel, s. oben, unter Spiel (musikalisches), sehr alt seyn muß, beweiset uns die Mythologie der Griechen und Römer, nach welcher bald Apoll, bald Merkur, bald Minerva, bald Pan der Erfinder des Instrumentes, Flöte genannt, seyn soll. Die ersten einfachen Flöten waren wohl aus dem Rohre geschnitzt worden, und daher deren Erfindung dem Apoll oder Pan wohl nicht mit Unrecht beigelegt werden, da sie auch Hirten waren. Nach Alexander dem Polyhistor soll Hyagnis der älteste Flötenspieler gewesen seyn, ihm sey dann Marsyas, und diesem Olympus gefolgt, der die Griechen auch mit dem Saitenspiele bekannt gemacht habe.

Nach dem Athenäus war es ein gewisser Numidier, Namens Seirites, der die aus einem Stücke bestehende Flöte erfunden, und Marsyas soll zuerst die Flöte aus Rohr erfunden haben. Nach einigen Schriftstellern wird die Erfindung der Flöte verschiedenen Völkern beigelegt; so z. B. sollen nach dem Abbe Goulley *) die Sicilianer die Erfinder der Flöte und der erste Sicilische Schäfer, der sie erfunden und geblasen, soll, nach dem Jisidor von Sevilien, Idis von Agrigent gewesen seyn. Nach alten Schriftstellern sollen bald die Phrygier, bald die Arcadier, bald die Lybier, bald die Aegyptier die Erfinder der Flöte gewesen seyn. Nach dem Plinius hat Pan die Schalmey, Midas die krumme oder gewundene Flöte, und Marsyas die doppelte erfunden, und nach dem Apulejus hat Hyagnis dieses Instrument zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Hier ist nun nicht der Ort, die verschiedenen Arten der Flöte und deren Erfindung weiter nachzuspüren, weil dieses unter Flöte gehört, s. diesen Artikel, im Supplement, da unter Flöte, Th. 14, S. 336, dieses Instrument nur kurz berührt worden, und unter: musikalische Instrumente, Th. 98, S. 629 u. f., wohl die verschiedenen Arten der Flöte, aber bloß deren Namen, ohne alle weitere Beschreibung von deren Erfindung und Gestalt, vorgekommen ist. In den Römischen Komödien, die auf der ordentlichen Schaubühne aufgeführt wurden, bliesen die Flötenspieler jederzeit zwei Flöten zugleich. Diejenige, welche sie in der rechten Hand hielten, hieß tibia dextra, und die andere in der linken Hand, tibia sinistra. Erstere hatte nur wenige Löcher und gab einen tiefen Ton, die andere hatte deren mehrere und gab höhere

*) Abhandlung von den Sicilianischen Hirtendichtern, vom Jahre 1718.

Töne. Spielten nun die Flötenbläser, Flötenspieler, auf diesen beiden unterschiedenen Flöten, so hieß es: das Stück werde aufgeführt tibiis imparibus, das ist tibiis dextris et sinistris; bedienten sie sich aber nur einer Art von Flöten, z. B. zweier rechten, oder zweier linken, so hieß es tibiis paribus, und zwar im ersten Falle tibiis paribus dextris, im andern tibiis paribus sinistris. Ein und dasselbe Stück wurde auch nicht immer mit einerlei Flöten unterstützt und aufgeführt. Flöten und andere Instrumente wechselten bei den Aufführungen ab, und es scheint auch, daß man bei einem und demselben Stücke mit den Flöten abgewechselt habe. Nach dem Donat richtete sich die Art der Flöten, die man bei den Komödien gebrauchte, nach der Beschaffenheit des Stückes. War nämlich dessen Inhalt ernsthaft, so bediente man sich der tibiarum parium dextrarum, die auch lydiae hießen; war der Stoff der Komödie lustig, so brauchte man tibias pares sinistras, welche auch tyriae oder sarranae hießen. Sarranae ist aber mit tyriae gleichbedeutend. War das Stück gemischt, und wechselten darin lustige Rollen mit ernsthaften, so nahm man tibias impares, welche auch phrygiae genannt wurden. Die Flötenspieler auf der Bühne bedienten sich einer gewissen Bandage um den Mund, die hinten an dem Kopfe befestiget war, welche theils die durch das Blasen der Flöte verursachte Unannehmlichkeit der Mienen verbargen, theils die Stelle eines Flötenansatzes vertreten mußten. — Man fand die Flötenspieler bei den Alten nicht bloß auf dem Theater, sondern man bediente sich derselben auch bei vielen andern Gelegenheiten, z. B. bei den öffentlichen Feierlichkeiten, bei Hochzeiten, bei Leichen, bei Opfern, und im Kriege. Bei den Griechen gehörte es sogar mit zur feinen Erziehung, die Flöte spielen zu können, wie wir solches in der Vorrede des Cornelius Nepos sehen, daß

Epaminondas trefflich auf der Flöte geblasen hat, und überhaupt in der Musik ist unterrichtet worden; es war daher auch eine Eigenschaft eines Feldherrn, die Musik zu verstehen. So wurden die Cretenser durch die Flöte zur Schlacht aufgefordert; und die Spartaner gingen unter dem Blasen der Flöte in die Schlacht. Als man einst den Spartanischen König Agesilaus nach der Ursache dieser Gewohnheit fragte, gab er zur Antwort: daß es deswegen geschehe, daß die Zaghaften um so besser unterschieden werden könnten, indem solche aus Angst nicht im Stande wären, nach dem Takte der Musik in die Schlacht zu marschiren, welches die Lacedemonier zu thun gewohnt waren. Bei den Opfern der Griechen und Römer waren die Flötenspieler unentbehrlich; denn unter allen musikalischen Instrumenten scheint die Flöte am meisten dabei gebraucht worden zu seyn. Diese Flötenspieler wurden gut gehalten, indem sie einen Theil von dem Opfer, bei dem sie dienten, bekamen. Bei den Römern waren den Flötenspielern bei den Opferungen gewisse Vorrechte bewilliget, unter andern dieses, daß sie an den Tagen gewisser feierlicher Opfer in dem Tempel des Jupiters essen durften. Dieses Vorrecht wurde ihnen im Jahre der Stadt 442 von den Censoren benommen; aus Mißvergnügen über diese Einbuße verließen sie Rom, und begaben sich sämmtlich nach Tibur. Man war über diesen Vorfall nicht wenig bestürzt in Rom, und besonders, als man den Gottesdienst verrichten wollte, und sie hierbei fehlten. Der Senat schickte sogleich nach Tibur, um diese in der Republik so wichtigen Leute zur Rückkehr zu bewegen, und die Tiburtiner zu bitten, daß sie dieselben durch ihr Zureden dazu bewegen möchten. Da man sie, aller Versprechungen ungeachtet, nicht dazu bewegen konnte, und auch nicht gern Gewalt brauchen wollte, so fielen die Tiburtiner auf folgende List. Man bat sie in die

vornehmsten Landhäuser, die um die Stadt herum waren, zu Gaste, und da die Musici, wie die Dichter, den Wein liebten, wie sie ihn noch jetzt lieben, so kostete es wenig Mühe, sie zu berauschen; man setzte oder brachte sie hierauf auf Wägen, u. unter dem Vorwande, sie nach Tibur zurück zu schicken, fuhr man sie nach Rom zurück, wo sie nicht wenig am andern Morgen, beim Erwachen aus ihrer Berauschung, erstaunten, sich mitten auf dem Römischen Markte zu befinden, von einer Menge Volks umringt, das ihnen seine Freude über ihre Rückkehr bezeugte. Man bewog sie jetzt zu bleiben, indem man ihnen nicht nur ihre geraubten Rechte wiedergab, sondern für sie sogar ein jährliches Fest stiftete, welches drei Tage dauerte, während welcher sie verkleidet in der Stadt herumliefen. — Auch bei den Römischen Rednern war die Flöte im Gebrauche; s. unter Declamation, im Supplement. Die Flötenspieler standen bei den Alten schon daher in großem Ansehen, weil die der Flöte entlockten Töne eine große Wirksamkeit auf das Herz der Menschen äußern. Pythagoras sah einstens, nach dem Zeugnisse des Boethius, einen jungen Menschen, der, durch die Phrygische Musik, welche ein geschickter Tonkünstler auf der Flöte ausführte, erhitzt, das Haus seiner Gebieterin anzuzünden im Begriffe stand, weil sie ihm einen Nebenbuhler vorgezogen hatte. Der Weltweise befahl dem Flötenspieler, eine andere Melodie mit verändertem langsamen, spondäenförmigen Takte zu spielen, und stellte dadurch Ruhe und Besonnenheit bei dem wüthenden Liebhaber wieder her. Nach dem Galen sollen einige betrunkene Jünglinge, durch den Phrygischen Nomos, eine Art rauschender Melodie, von einer Flötenspielerin bis zur Wuth erhitzt, vom Tonkünstler Damon aber durch den Dorischen Nomos auf der Flöte plötzlich zu den entgegengesetzten sanftesten Empfindungen gebracht

worden seyn. Nach dem H. Chrysostomus soll der Flötenspieler Timotheus, nach dem Plutarch aber der Virtuose Antigenides es gewesen seyn, welcher durch den Nomos orthios Alexandern bei einem Feste bis zur Wuth erhitzt habe. Von dem Thrazischen Könige Seuthes wird eine ähnliche Geschichte vom Xenophon erzählt, und nach dem Philologen Saxo, soll ein geschickter Harfenspieler den Dänischen König Erich durch sein Saitenspiel zu einer ähnlichen Wuth erhitzt haben. Dergleichen Wirkungen der Musik sind zwar jetzt sehr selten, und müssen es auch seyn, wenn man bedenkt, daß alle die genannten Virtuosen oder Tonkünstler ihre Kunst bei oder an Personen erwiesen, die bereits vom Weine erhitzt waren, also mußte hier eine doppelte Wirkung hervorgebracht werden, die des Weins, und die der Musik, und hieraus läßt sich auch nur diese Wuth erklären, sonst bei der bloßen Musik, ohne berauschende Getränke, war sie nicht möglich; denn die Musik kann wohl zur Fröhlichkeit und Traurigkeit, Trübsinn stimmen, aber nicht zu solchen Exaltationen des Gemüths. S. auch unter Spiel (Unterhaltungs-), oben, S. 139 u. f.

Auch bei den übrigen alten und neueren Völkern standen die Flötenspieler im Ansehen. So hatten auch die Juden ihre Flötenspieler, welche sich der sogenannten Aegyptischen Flöte bedienten, die den Osiris zum Erfinder gehabt haben soll. Die Perser hatten eine besondere Art von Flöte, die sie Sanai nannten, mit 15 Löchern, 10 Löcher oben, 2 kleine auf beiden Seiten, und 1 Loch unten. Die Länge der Flöte betrug 14 bis 15 Zoll. — Sie war von Metall, wenigstens das untere Stück, weil nach den Lehrsätzen der Perser der Athem Alles verunreiniget. Die Chinesen oder Sinesen haben Flöten, gleich den Papagenopfeifen, aus 12 bis 14 einzelnen

Pfeifen bestehend. Auch die Türken haben ihre Flötenbläser; und die Bewohner der Südseeinseln haben Flöten aus Bambusrohr. Alle Europäische Nationen der neueren Zeit hatten und haben ihre Flötenspieler, welche sich, außer der gewöhnlichen Flöte, auch anderer Arten bedienen. Man hatte und hat Flötenspieler nicht nur in den Musikbanden, Musikchören, Kapellen der Kriegsheere, des Militairs, sondern auch im Orchester der Theater, Bühnen, in Konzerten, und bei allen feierlichen und festlichen Gelegenheiten; und ausgezeichnete Flötenbläser oder Flötenspieler genießen ein besonderes Ansehen im Publikum. Es gab auch eine Zeit in Deutschland, die Schäferzeit, die sentimentale, wo die Flöte in besonderem Ansehen stand, und es keinen Jüngling gab, der einigermaßen auf Bildung und Lebensart Anspruch machte, der nicht auch die Flöte spielen lernte, um der Geliebten seines Herzens im Freien seine Gefühle, seine Empfindungen darauf vorzutragen. In schattigen Gehölzen, auf Wiesen ꝛc. hörte man nur der Flöte Töne, hörte man die sanften Klagen, die zarten Vorwürfe der Liebe aus diesem beredeten Instrumente. Ueberall gab es nur Flötenspieler, und was in neuester Zeit die Guitarre den kultivirten Völkern Europas, also auch den Deutschen, geworden, das war damals die Flöte, die Harfe und die Laute. Das Mädchen griff in die Saiten der Harfe, schlug die Laute, und machte dadurch dem gepreßten, liebenden Herzen Luft, und der Jüngling durch die Töne der Flöte, die oft durch die Stille der Nacht mit ihrem Wiederhalle, gleich Nachtigallengesang, den Lauscher entzückten. Auch in neuester Zeit ist die Flöte immer noch in ihrem Werthe geblieben, und wird es bleiben, so lange man noch Empfindungen für die Tonkunst hat. Sie behauptet zwar nicht mehr den ausschließlichen Rang, das Instrument der Liebe zu seyn, und so häufig von

Dilettanten erlernt und geblasen zu werden, wie ehemals; allein sie findet immer noch ihre großen Verehrer, welche sie zu ihrem Vergnügen erlernen, und zählt auch jetzt noch viele ausgezeichnete Flötenspieler von Profession, wenn gleich nicht in der großen Anzahl, wie vormals, wo sich Alles auf dieses Instrument legte, und sich dadurch auch außerordentliche Talente ausbildeten, und besonders geschah dieses in unserm Vaterlande, Preußen, als Friedrich der Große dieses Instrument unter Quanz Leitung in seinen Erholungsstunden zu seinem Lieblingsinstrumente erwählt hatte, welches er mit Leidenschaft spielte oder blies. Hier eine Anzahl Flötenspieler von Profession anzuführen, die auf diesem Instrumente glänzten, würde diesen Artikel zu sehr ausdehnen, solches wird am besten für den Artikel Tonkunst und Tonspiel, in T., aufgespart bleiben.

Spieler (Flügel-), s. unter Tonkunst, in T.

— (Fortepiano-), s. daselbst.

— (Geigen-), s. daselbst, und Violine und Violinspieler, in V.

— (Glocken-), Glockenist, s. unter Tonkunst, in T., und unter Glockenspiel, Th. 19, S. 185.

— (Glücks-), ein Spieler, welcher auf das Glück spielt, oder welcher Spiele spielt, die einzig und allein nur das Glück entscheidet, die also, nach dem einmal angenommenen Satze, vom bloßen Zufalle abhängen, vom Ungefähr. Hierher gehören sowohl alle Hazardspiele, als auch die Lotterie- oder Lottospiele. Welche Eigenschaften der Glücksspieler haben muß, um in seinem Spiele den Takt zu behalten, das heißt, im Glücke nicht übermüthig, und im Unglücke nicht kleinmüthig, verzagt zu erscheinen, ist freilich etwas schwer zu bestimmen, indessen sind wohl die Haupteigenschaften bei jedem Spieler Gleichmuth, Seelenruhe, und daher auch bei dem Glücksspieler; denn wer bloß spielt um

zu gewinnen, muß sich auch bei dem Verluste, den er im Spiele erleidet, gleich bleiben; denn nur dadurch wird er mit einigem Vortheile jedes Spiel unternehmen können. Er wird sein Spiel nicht überbieten, nicht bei jedem Verluste gleich in den Harnisch gerathen, oder hitzig werden, den Satz verdoppeln, ja verdreifachen, um dadurch seinen Verlust wieder gut zu machen, sondern er wird mit Ruhe den sich bestimmten Satz fortspielen, wohl die Hoffnung auf das Glück setzen, wohl ein Verlangen darnach tragen, weil dieses das Glücksspiel bedingt, aber mit diesem Verlangen nicht auch die Absolutheit des Gewinnens verbinden, sondern auch auf den Verlust gefaßt seyn. Ueber das Glücksspiel und den Glücksspieler, siehe auch den Art. Spiel, Th. 157, und oben, unt. Spieler.

Spieler (Guitarren=), s. unt. Tonspiel, Tonkunst, in T., und dann auch oben, unter Spiel (Unterhaltungs=).

— (Harfen=), s. unter Harfe, Th. 22, S. 25 u. f.

— (Hazard=), s. unter Spiel (Hazard=), Th. 157, und oben, den Art. Spieler.

— (Joujou=), s. unter Leibes=Uebungen, Th. 72, S. 695 u. f.

— (Karten=), ein Spieler, welcher in oder mit Karten spielt, daher ein l'Hombre=, Whist=, Boston=, Piquet=, Solo=, Taroc=, Kasino= ꝛc. Spieler; s. den Artikel Spiel, Th. 157, und die verschiedenen Kartenspiele, im Register von Spiel, Th. 157, und oben.

— (Kegel=), s. unter Kegelspiel.

— (Klavier=), s. unter Tonspiel und Tonkunst.

— (Komödien=), s. Schauspieler, oder Spieler (Schau=).

— (Kugel=), ein Spieler, welcher mit Kugeln spielt, sowohl der Billard=, als auch der Kegelspieler, so wie überhaupt ein jeder Spieler, welcher mit Ku=

geln spielt; im eigentlichen Verstande der Jongleur, derjenige, der Kunststücke mit Kugeln macht.

Spieler (Kunst=), der Marionettenspieler, und auch der Kunstreiter, Equilibrist, Jongleur ꝛc.; auch der Kunstpfeifer.

— (Lauten=), s. unter Tonspiel und Tonkunst; auch oben, Spiel (Unterhaltungs=).

— (Lese=), s. oben, unter Spiel (Unterhaltungs=).

— (Lotterie=), Lottospieler, s. Th. 81, unter Lotterie.

— (Lotto=), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Marionetten=), s. Th. 84, S. 446 u. f.

— (Marken=), s. unter Hazardspiel oder Spiel (Hazard=), Th. 157.

— (Orgel=), s. unter Orgel, Th. 105.

— (Possen=), eigentlich derjenige, welcher in einer Posse, einer Art einaktigen Lustspiels, auftritt, eine Rolle darin spielt; uneigentlich auch eine Person, welche gern Andere aufzieht, ihnen einen Schabernack anthut, Kurzweil mit ihnen treibt ꝛc.

— (Puppen=), s. Th. 118, S. 738.

— (Schach=), s. unter Schachspiel, Th. 138.

— (Schatten=), s. unter Schattenbild, Th. 140.

— (Schau=), Komödienspieler, Tragödienspieler, s. Th. 141, S. 138 u. f.

— (Taschen=), s. diesen Artikel, unter T.

— (Tragödien=), s. Spieler (Schau=).

— (Violin=), Geigenspieler, s. diesen Artikel, unter V.

— (Würfel=) s. unter Würfel und Würfelspiel, in W.

Andere Zusammensetzungen mit Spieler müssen hier übergangen werden, weil sie selten vorkommen.

Spielerei, in dem ersten Falle der zweiten Bedeutung des Zeitwortes spielen, eine bloß zur Belustigung oder zum Zeitvertreibe vorgenommene Handlung; auch

ein bloß aus dieser Ursache hervorgebrachtes Werk, ein Spielwerk, s. diesen Artikel.

Spielgehülfe, derjenige, welcher uns im Spiele beisteht, hilft, welcher mit uns in einer Farbe spielt, uns unterstützt, wenn wir ein Spiel angesagt haben, ein Spiel machen wollen, wie im Whiste ꝛc. derjenige, der mit uns Gewinn und Verlust trägt, theilt ꝛc.; s. oben den Art. Spieler.

Spielgeld, dasjenige Geld, um welches man spielt, welches als Gewinn in einem Spiele ausgesetzt worden; auch das Geld, welches man zum Spiele, oder zum Verspielen bestimmt hat, es sey nun an dem Tage, da man spielt, oder überhaupt, welches man zum Spielen monatlich von seinem Einkommen zurücklegt; s. unter Spiel, Th. 157, S. 565. In einigen Gegenden versteht man darunter auch dasjenige Geld, welches den Töchtern bei ihrer Ausstattung, außer dem Heirathsgute und der Ausstattung, mitgegeben wird, um es zum Spiele und zu andern kleinen Bedürfnissen anzuwenden.

Spielgenosse, s. Spielgesell.

Spielgesell, Spielgenosse, ein nur selten in der Umgangssprache vorkommendes Wort, denjenigen von gleichem Alter zu bezeichnen, mit dem man spielt, mit dem man seine Jugendjahre, eigentlich Kinderjahre, in jugendlichen Spielen verlebt, der Gespiele; in weiterer Bedeutung bezeichnet dieses Wort auch einen jeden Kamerad.

Spielgesellschaft, eine Gesellschaft, ein Verein von Personen, sowohl einerlei, als beiderlei Geschlechts, welche zu ihrer Unterhaltung das, oder ein Spiel erwählt haben, sey es nun in Karten, im Brette, oder mit Kugeln und Würfeln. Dergleichen Gesellschaften giebt es sowohl in großen Städten, Residenzen, als auch in kleineren Provinzialstädten. So hat man Vereine oder Gesellschaften, in denen von Kartenspielen bloß l'Hombre, oder Whist, oder Boston, oder Piquet,

oder Solo ꝛc., von Brettspielen: Schach, oder Dame, oder Toccategli ꝛc., von Kugelspielen: Kegel ꝛc. ꝛc. gespielt wird. Man hat in diesen Vereinen ordentliche Gesetze entworfen und ausgehängt, nach welchen gespielt wird, damit weder der Spielsatz, noch die einmal festgesetzten Regeln beim Spiele überschritten werden, um dadurch Ordnung in dem Vereine zu erhalten, damit das gewählte Spiel auch wirklich zur Unterhaltung, zum Vergnügen jedes einzelnen Mitgliedes, so wie der ganzen Gesellschaft gereicht. Daß dergleichen Spielzirkel, in denen man hauptsächlich nur die Unterhaltung, das Vergnügen, nicht den Gewinn im Auge hat, sehr vortheilhaft auf die Geselligkeit wirken müssen, wird Jedem einleuchten, und daher sind sie denjenigen jungen Leuten zu empfehlen, welche dieses oder jenes Spiel praktisch erlernen, oder sich darin vervollkommnen wollen; sie müssen suchen, in solche, zum Theil Familien-, Zirkel zu kommen, weil sie hier nicht der Gefahr ausgesetzt sind, wie so häufig an öffentlichen Orten, in die Hände unredlicher Spieler zu gerathen, und wenn dieses auch nicht ist, doch in diejenigen sehr feiner und geübter Spieler, die ihre Fehler zu ihrem Vortheile benutzen, und wo sowohl das Erlernen eines Spieles, als auch die Vervollkommnung darin manche volle Börse kostet. Siehe auch unter Spiel, Th. 157, S. 583, und S. 586. — Spielgesellschaften nennt man auch bei Hazardspielen den Banquier mit seinen Gehülfen, und den Pointeurs, so wie überhaupt diejenigen, die sich zu einem Hazardspiele vereinigen, und, die Badeörter ꝛc. ausgenommen, ihr Spiel heimlich treiben müssen, bei verschlossenen Thüren, verriegelten Fensterladen ꝛc. Ueberhaupt in Winkeln, wo sie den Augen der Polizei-Offizianten entgehen. — Spielgesellschaften nennt man auch, jedoch außergewöhnlich, die musikalischen Vereine, musikalischen Zirkel, in welchen man sich, um kleine Konzerte ꝛc. mit Spiel-

oder Blase-Instrumenten auszuführen, vereinigt hat. Siehe unter Tonspiel, in T.

Spielgesetz, Spielgesetze, nicht nur diejenigen Gesetze, welche von den Landesregierungen zur Steuerung der Spielsucht, der Spielwuth, besonders in Hazardspielen, gegeben werden, sondern auch diejenigen, welche von Spielern, Spielverständigen bei den Karten-, Brett- und Kugelspielen zur Verhütung der Streitigkeiten beim Spiele entworfen worden sind, und nach denen sich die Spieler im Spiele richten müssen. Was die Letzteren betrifft, so sehe man solche unter den verschiedenen Spielen im Register, Th. 157, und oben nach, wo sie zum Theil mit den Spielregeln verschmolzen worden, und die Ersteren unter Spielordnung. Der Verfasser des Grabes der Chikane sagt im ersten Bande dieses Werkes, S. 294:

Die unglückliche Leidenschaft des Spiels pflegt gemeiniglich der Jugend anzukleben, und ein junger Mensch, der sich derselben ohne Mäßigung ergiebt, ist so gut als verloren. Indessen endiget sich die Spielsucht nicht immer mit den jugendlichen Jahren, sondern verfolgt ihre Anhänger öfters auch in das männliche und späteste Alter. Die Vernunft, wie die Erfahrung lehrt, ist nicht hinlänglich, diese Leidenschaft, wenn sie einmal überhand genommen hat, zu bändigen, vielweniger auszurotten. Es sind daher öffentliche Gesetze nöthig, um diesem verderblichen Uebel, wodurch so mancher ins Unglück gestürzt und um sein ganzes Vermögen gebracht wird, Einhalt zu thun. Man trifft zwar fast in allen wohlgeordneten Staaten die schärfsten Verbote, besonders wider die Hazardspiele, an, welche fast jährlich erneuert werden; allein es ist bekannt genug, wie wenig diese heilsame Verordnungen beobachtet werden. Die Spieler wissen, wenn sie es gleich nicht öffentlich thun dürfen, ihre unordentliche Leidenschaft in diesen Stücken schon im Verborgenen zu vergnügen, und dergleichen geheime Spielgesellschaften pflegen gemeiniglich die gefährlichsten zu seyn. Ginge der Verlust im Spiele bloß auf das baare

Geld, welches ein Jeder bei sich führt, so würde selten ein gänzliches Ausleeren daraus zu befürchten seyn. Das Spiel auf Credit ist aber der eigentliche Weg, auf welchen diese Leidenschaft Manchen zum gänzlichen Verderben führt. In vielen Staaten, besonders in den Königlich Preußischen, hat man dieses eingesehen, und es ist daselbst schon längst verordnet worden, daß keine Spielschulden bezahlt werden dürfen. Dieses Gesetz ist aber viel zu schwach, die unglücklichen Spieler von ihrem Verderben zu retten; nur bloß dann, wenn der Spieler nichts mehr zu bezahlen hat, und der Concurs bereits vor der Thür ist, ist dasselbe von einiger Wirkung. Die eingeführte Cavalier-Parol ist kräftiger, und so lange, als ein Spieler in den Spielgesellschaften noch für einen ehrlichen Mann gehalten werden will, muß er auch das auf Credit Verlorene bezahlen, und kann daher an die ihm von diesem Gesetze an die Hand gegebene Einwendung nicht gedenken. Wie sehr das in der Welt eingeführte Point d'honneur allen Gesetzen trotzt, ist schon aus andern Fällen des gemeinen Lebens zur Genüge bekannt, und in diesem Falle hat dasselbe eine gleiche Macht. Soll ein dergleichen Gesetz, welches die Spielschulden für ungültig erklärt, eine Wirkung thun, so muß das oben erwähnte falsche Point d'honneur, welches sich diesem heilsamen Gesetze entgegensetzt, und solches zu vereiteln sucht, gänzlich untergraben und aus dem Wege geräumt werden. Mit einem Worte, es muß sowohl das Bezahlen der Spielschulden, als auch das Annehmen einer solchen Bezahlung zu einer öffentlichen Entehrung gemacht werden. Auf diese Weise wird das Spielen auf Credit von selbst aufhören, und Niemand so leicht um Nichts spielen, zumal wenn beide Spieler dabei ihre Ehre in Gefahr setzen. Wider die Duelle wäre dieses ebenfalls, wie schon ein großer Schriftsteller bemerkt hat, das kräftigstt Mittel. Es wird aber dazu die Einwilligung der sämmtlichen Europäischen Mächte erfordert. In Ansehung der Spieler hat es hier wieder eine ganz andere Bewandniß, indem diese Angelegenheit in der Macht eines jeden Landesherrn steht.

Ob man, um irgend eine schädliche Sitte in einem Staate abzuschaffen, dazu erst der Einwilligung sämmtlicher Europäischer Mächte bedarf, hat uns die neueste Zeit in kultivirten Staaten gelehrt. Es dürfte hier nur an die Humanität der Bewohner durch eine einzige Aufforderung und Hinweisung auf die Schädlichkeit einer solchen Sitte oder Gewohnheit appellirt werden, um sie nach und nach ganz abzuschaffen.

Spielgewinn, der Gewinn, den man im Spiele macht, sey es nun im Lotterie-, Hazard-, oder im Karten-, Brett-, oder Kugelspiele.

Spielglück, das Glück, welches man im Spiele macht, oder durch das Spiel hat, zum Unterschiede von jedem andern Glücke, welches man durch eine Erbschaft, eine Heirath, im Handel, oder auf sonst eine Weise macht. Es giebt Leute, welche ein eigenes Glück in jeder Art von Spielen haben; dagegen andere wieder in allen Spielen, welche sie unternehmen, oder in welche sie sich einlassen, verlieren, entschiedenes Unglück haben. Wer Glück im Spiele hat, wird wohl thun, sein Glück mäßig zu verfolgen, das heißt, es nicht zu forciren, nicht zu überbieten, weil ihm sonst leicht das eigensinnige Glück den Rücken kehren könnte, wovon man gleichfalls Beispiele genug hat. Wer z. B. Glück in der Lotterie, das heißt, mehrere Male darin gewonnen hat, der fahre fort zu setzen, ohne jedoch nach jedem Gewinne seinen Satz zu erhöhen, zu steigern. Man spiele daher nicht gleich, wenn man $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{1}$ Loos gehabt hat, dann $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{1}$ und 2 Loose, oder nehme gleich mehrere Viertel- oder halbe Loose, in dem Wahne, auch mehr zu gewinnen, schneller zum Reichthume zu gelangen. Man ist schon im Verluste, wenn man nicht mehr fest in seinem Grundsatze, Herr seiner Leidenschaft bleibt; wenn man von der Begierde zu gewinnen, wie von einem Sturmwinde getrieben wird. Man verliert dabei die jedem Spieler so höchst nö-

thige Ruhe, den Gleichmuth, und giebt in der Hitze dasjenige wieder hin, was man gewonnen hatte. Daher ist jedem Spieler, der im Glücke ist, oder der Glück hat, Vorsicht und Ruhe zu empfehlen; man kann, nach Verhältniß der gewonnenen Summe, den Satz, Einsatz wohl steigern, jedoch immer nur so, daß man frei spielt, nur den Gewinn dazu anwendet, nicht aber wieder den eigenen Beutel. Denn das ist der Vortheil des Spielers, der sich im Glücke befindet, daß er mit fremdem Gelde das Vergnügen des Spiels genießt. Trifft er nun seine Einrichtungen so weise, daß er bei seinem Glücke mäßig spielt, den dazwischen fallenden Verlust mit Gleichmuth erträgt, und ihn nicht gleich wieder durch höhere Spielsätze, oder durch Forcirung des Spiels zurück haben will, so wird er selten sein gehabtes Glück zu beklagen haben; denn er wird immer wieder das gehabte Unglück mit dem sich wieder einstellenden Glücke balanciren können, ja Letzteres ihn nicht verlassen. —

Spielgraf, Erbspielgraf, in Oesterreich, ein Erbbeamter dieses Reiches, welcher ehemals alle Spielleute (Schauspieler und Musikanten) des Kaiserthums unter seiner Aufsicht hatte; daher das Erbspielgrafenamt. Es bestand als ein allein stehendes Amt nur bis zu Anfange des 17ten Jahrhunderts. Von der Zeit an wurde dasselbe mit dem Erbkämmerer-Amte verbunden, bei dem es auch geblieben ist.

Spielhahn, ein Name des Birk- oder Laubhahns, dessen Weibchen das Spielhuhn genannt wird; s. Birkhahn, Th. 5, S. 382 u. f. Nach Adelung soll diese Benennung entweder von seiner Stimme, oder von der Beweglichkeit seines Schwanzes, oder auch von seinen spielenden schwarzen Federn herrühren.

Spielhaus, ein Haus, in welchem gespielt wird, sowohl ein Haus, in welchem dramatische Vorstellungen ge-

geben werden, das Schauspielhaus, s. dieses, Th. 141, S. 230, als auch ein zu Gesellschaftsspielen: Karten, Schach, Dame, Toccategli, Roulette ꝛc., bestimmtes Haus; dergleichen Häuser giebt es in Italien, besonders in Venedig und Florenz ꝛc., welche Kasino genannt werden; s. unter Spiel (Kasino-), oben, S. 24. Auch diejenigen Gast-, oder Gesellschafts-, Conversations-Häuser in den Bädern ꝛc., in welchen man Bank hält, werden Spielhäuser genannt; so auch diejenigen Häuser, in welchen die Lotterie gezogen wird, das Lottocomptoir ist. Man pflegt auch uneigentlich die Wohnungen derjenigen Caffetiers und Restaurateurs, in welchen stark in Karten gespielt wird, Spielhäuser zu nennen, wenn gleich sie nur einzelne Spielzimmer halten, in denen erlaubte Spiele gespielt werden; eben so auch die Schach-, l'Hombre-, Whist-, Boston- ꝛc. Klubs in Privathäusern. Die Zimmer in den eigentlichen Spielhäusern müssen so getheilt seyn, daß der eine dazu bestimmte Theil für die am Tage Spielenden, besonders im Sommer, nach dem Hofe hinaus liegt, und der andere Theil, für die Spieler am Abende, in der Nacht, nach der Straße, weil man hier die Fensterladen ꝛc. schließen kann. Diese Wahl, oder dieser Unterschied in den Zimmern, ist darum nöthig, damit die Spieler nicht im Spiele durch das Geräusch auf der Straße gestört werden; denn jedes Spiel, hauptsächlich aber in Karten, erfordert Aufmerksamkeit, und diese könnte doch durch manche zufällige Ereignisse, an die man nicht so gewöhnt ist, wie an das bloße tägliche Geräusch auf der Straße, gestört werden. Dann ist noch am Tage ein gutes Licht erforderlich, und überhaupt Geräumigkeit, damit mehrere Spieltische gestellt werden können, ohne daß sich die Spieler gegenseitig hindern. Das Dekoriren der Zimmer, so einfach als möglich, hängt von dem Eigenthümer des Spielhauses,

oder auch von der Gesellschaft ab, sobald Letztere es ausschließlich nur für sich gemiethet hat.

Spieljacht, in den Seestädten, eine zu Spazierfahrten bestimmte Jacht.

Spielkabinet, das Kabinet oder Stockwerk auf einem Thurme, der ein Glockenspiel hat, worin die Walzen angebracht werden, welche das Glockenspiel in Harmonie setzen, und durch ihre Hebarme die Tangenten jeder Glocke anschlagen; s. unter Glockenspiel, Th. 19, S. 189.

Spielkarte, Charta lusoria; Fr. Carte à jouer; Engl. Card; Ital. Carta; eine Karte, oder Karten, Blätter zum Spielen, mit denen man ein Spiel zur Unterhaltung, Zeitkürzung, um einen bestimmten Spielsatz ꝛc. ausführt. Die Gestalt der Karten, dieser jetzt überall verbreiteten und gekannten Blätter, ist länglichviereckig; sie sind steif, glatt, auf der einen Seite mit Figuren, auf der andern aber mit rothem oder blauem Geäder, Geflamme ꝛc. bedruckt. Diese Gleichheit der Zeichnung auf der Rückseite hat oder gewährt den Vortheil, daß Niemand eine Karte von der andern unterscheiden kann, und dieserhalb sind sie auch gleich groß und breit, und egal beschnitten. Man hat auch Spielkarten, die auf der Rück- oder Hinterseite weiß sind; allein sie werden nicht so allgemein zum Spiele gebraucht, wie die auf der Rückseite geflammten, geaderten ꝛc. Daß die Zeichnung der Rückseiten der Karten bloß darum geschehen, daß man den Schmutz nicht so leicht gewahren soll, der durch die häufige Betastung derselben auf dieser Seite mit den Fingern entsteht, wie man es in manchen Schriften über die Spielkarten angeführt findet, ist wohl unrichtig; denn wenn man bloß dieses im Auge gehabt hätte, so hätte man der Rückseite wohl eine andere Farbe oder Zeichnung, eine ganz graue, oder dunkelbraune, eine graue Marmorfarbe geben können; allein die Absicht scheint

wohl nur durch die jetzt darauf befindlichen bekannten Zeichnungen gewesen zu seyn, die Karten auch von dieser Seite zu dekoriren, ihnen auch von dieser Seite eine Zeichnung zu geben, und dann auch wohl, durch diese gleiche Zeichnung die Figuren, oder die vordere Seite, unkenntlich zu machen; obgleich Spieler von Profession auch durch tägliches aufmerksames Studium in dem Geflammten, Geäderten ꝛc. es dahin gebracht haben, die Figuren der Blätter daran zu erkennen.

Geschichte der Erfindung der Spielkarten. Zu welcher Zeit die Spielkarten eigentlich erfunden worden, und in welchem Welttheile, von welchem Volke dieses geschehen, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, da die Nachrichten darüber, die man in alten Werken zerstreut findet, sich widersprechen. Die ältesten Spuren der Karten, oder die ältesten Notizen über die Spielkarten weisen auf Asien und Afrika hin, und wahrscheinlich haben die Wahrsagerkünste und Gaukeleien der Zigeuner, die sich dazu gewisser Blätter oder Täfelchen von Holz, Rinde, Baumblättern, Knochen, Fellen ꝛc. zur Ausübung ihrer Künste bedient haben mögen, wie auch schon oben, unter Spiel (Karten-) ist angeführt worden, zur Erfindung der Spielkarten Veranlassung gegeben; denn auch noch jetzt findet man überall in den Ländern Europa's, wo sich die Zigeuner hauptsächlich aufhalten, wie in Ungarn, Siebenbürgen ꝛc., daß sie sich mit der Wahrsagerei abgeben, besonders die Weiber dieser Nation. Nach Griselini*) verkaufen sie auch im Temeswarer Banat gewisse kleine Steine, meist schlackenartig, von denen sie rühmen, daß wer sie trage, glücklich in der Liebe, im Spiele, und in andern Dingen sey; auch

*) Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temeswarer Banats. 1r Thl., S. 207, 208.

verkaufen sie kleine, mit seltsamen Charakteren beschriebene Zettelchen, Amuletten ꝛc., zu ähnlichen Zwekken. Dieses Alles deutet bei diesem Volke darauf hin, daß sie die Erfinder und Verbreiter der Spielblätter und der damit vorgenommenen ersten Spiele, Arten von Hazardspielen, in den Morgenländern, in Asien ꝛc. gewesen sind, wovon auch die Ursache in ihrer herumziehenden, ungebundenen, und auf Wahrsagerkünste, Dieberei und Betrug sich gründenden Lebensart liegt, wie Grellmann sie in seinem Werke: Historischer Versuch über die Zigeuner, Göttingen, 1787, treffend genug schildert. Das Pharaospiel deutet auch auf die Zigeuner hin; denn nicht vom Könige Pharao führt dieses Spiel den Namen, sondern von den Zigeunern, welche in Frankreich Aegyptier oder Pharaonen genannt wurden. Dieses Spiel kann daher eben so gut Zigeunerspiel heißen, weil der Name Pharao mit Zigeuner gleichbedeutend ist. Auch aus der unter Spiel, Th. 157, S. 545, angeführten Stelle des Cyprianus, Bischofs zu Karthago, aus dem dritten Jahrhunderte, geht hervor, daß man damals schon gemalte Karten gehabt haben müsse. Alle diese einzelnen Notizen, die man hin und wieder in Werken zerstreut findet, geben über die Erfindung und Art, wie die Karten zuerst angefertiget worden und ausgesehen haben, weiter kein Licht, und so bleibt Alles, was man von den Karten und Kartenspielen vor dem dreizehnten Jahrhunderte hin und wieder in Schriften angeführt findet, nur ein Beitrag zu der Vermuthung, daß die Spiele mit einer Art von Blättern, Karten genannt, schon sehr alt sind, und aus dem Morgenlande, wahrscheinlich aus Indien, herstammen, und dann durch die Zigeuner, den Handel, die Araber und Mauren, Kreuzfahrer ꝛc. weiter durch die alte Welt verbreitet worden sind. So viel scheint übrigens gewiß zu seyn, daß die Spielkarten bei den Morgenlän-

dischen Völkern zur Zeit ihrer Erfindung und Ausbreitung ganz anders gewesen seyn müssen, als diejenigen der neuern Europäischen Völker. Die Erfindung der eigentlichen Spielkarten, wie man sie noch jetzt zum Theil zu dem Spiele gebraucht, gehört daher einem neuern christlichen Volke an, wem es aber so eigentlich angehört, ist etwas schwer zu entscheiden, weil sich mehrere Völker dieser Erfindung streitig machen. Der Jesuit Menestrier in seiner Bibliotheque curieuse et instructive, giebt, nachdem er zum Lobe des Spieles bis zur Schöpfung der Welt zurückgeht, Frankreich als das Land dieser Erfindung an, und setzt die Zeit zwischen 1380 — 1392, in einem von den genannten Jahren sey diese Kunst also daselbst entdeckt worden; man habe sie besonders angewendet, um dem in Wahnsinn gefallenen Könige, Karln dem Sechsten, die Zeit zu kürzen. Er erklärt ferner die gewöhnlichen sogenannten vier Farben, Coeur, Pique, Trefle und Carreau, für die vier Stände, nämlich für den Geistlichen-, Soldaten-, Bauer- und Bürgerstand; die vier Könige, David, Alexander, Cäsar und Karl der Große, für die vier Monarchien, die Jüdische, Griechische, Römische und Deutsche; die vier Damen, Rahel, Judith, Pallas und Argina oder Regina, für die verschiedenen Arten über einander zu herrschen, nämlich durch Schönheit, Frömmigkeit, Klugheit und das Recht der Geburt, und was dergleichen Erklärungen mehr sind. Auch die Verfasser der Französischen Encyklopädie halten die Karten Französischen Ursprungs, weil die Lilien auf den Kleidern aller Kartenbilder sichtbar seyen, und vermuthen, daß der unter dem Herzbuben stehende Name La Hire der Name des Erfinders sey, Hector und Ogier le Danois aber, welche Namen unter dem Carreau- und Piquebuben stehen, die Namen seiner Gehülfen gewesen seyn könnten; daß aber der Trefle-

bube ohne Namen geblieben, sey darum geschehen, um auch dem Kartenmacher einen Platz zu seiner Verewigung übrig zu lassen. Der Abbe Rivet *) entreißt aber seiner Nation den Ruhm die Karten erfunden zu haben. Nach ihm sind sie schon im Jahre 1330 bekannt gewesen, von den Spaniern erfunden, und von ihnen zu den Italienern und Franzosen gebracht worden. Diese Art von Spiel sey aber bald in eine gewisse Verachtung gekommen, und es schon im Jahre 1332 in Spanien verschiedenen Ritterorden durch ihre Statuten untersagt worden. Auch in Frankreich sey es Anfangs nicht besonders begünstiget worden, indem es vom Könige Karl dem Fünften ausdrücklich hieße: daß dieser Monarch dem kleinen Johann le Saintré bloß darum so sehr gewogen gewesen sey, weil dieser weder das Würfel-, noch Kartenspiel geliebt habe. Man habe dieses Spiel auch in einigen Provinzen dieses Reiches sehr verabscheut, welches aus den bösen Namen, die man hier und dort den Kartenbildern gegeben, hervorgehe. So z. B. nannte man in der Provence im Jahre 1361 die Buben Tuchim nach einer grausamen Räuberbande, welche damals sowohl diese Provinz, als auch die Grafschaft Venissin aufs schrecklichste verheerte. Uebrigens soll das Kartenspiel nach Rivet erst seit Erfindung des Piquets unter König Karl dem Siebenten in Frankreich in gute Gesellschaften eingeführt worden seyn. Nach dem Herrn Bibliothekar Tiraboschi zu Modena, in seinem Werke von der Literatur Italiens, sollen die Spielkarten schon in einer Italienischen Handschrift vom Jahre 1299 erwähnt werden **). Hiernach wären die

*) In den Eclaircissements historiques et critiques sur l'Invention des Cartes à jouer.

**) Fin dal secolo XIII, cioè assai prima che in Francia, e in Allemagna, si usavano in Italia le carte da giaoco. Ho Fatta altrove menzione del Trattato del Governo della Famiglia, scritto nel 1299 da Sandro di Pipozzo, di cui conservava un Codice a penna Francesco Redi.

Spielkarten eine Erfindung der Italiener. Auch Volatteranus, ein gelehrter Florentiner, welcher zu Ende des funfzehnten, und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gelebt hat, beschreibt die Spielkarten als eine noch damals neue Erfindung, und eignet sie auch seinen Landsleuten, den Italienern, zu, indem er sagt: daß sie aus Italien nach Frankreich und Deutschland gekommen. Wenn die Italiener schon am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts Spielkarten gehabt haben, so können dies wohl nur gemalte Karten gewesen seyn, so wie überhaupt die Briefmaler der damaligen Zeit sich mit allen dergleichen kleinen Malereien beschäftigeten. Auch waren die gemalten Karten schon in Frankreich im Jahre 1364 Mode *), wie sie auch noch im achtzehnten Jahrhunderte vor der Revolution in diesem Lande bei Hofe Mode waren. Herr von Murr **) sagt: Es sey von Papillon ein Irrthum, wenn er schon im Jahre 1254 Spielkarten in Frankreich angiebt; denn in einem pergamenen Gesetzbuche in Nürnberg, aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, lieset man im Jahre 1286 oder 1290 noch nichts von Karten, wohl aber von andern Spielarten, dagegen kommen die Karten zwischen 1380 und 1384 vor. Nach dem berühmten Französischen Formschneider Papillon sollen auch die ersten Holzschnitte von einem Grafen und einer Gräfin Cunio in Ravenna um das Jahr 1285 verfertiget, und dem Pabste Honorius dem Vierten überreicht worden seyn. — Hiernach zu urtheilen, könnten die Italiener wohl die

---

Storia della Letteratura Italiana. Tomo VI, Part. II, p. 402. Modena, 1776.

*) Bullet, Recherches historiques sur les cartes à jouer. Lyon, 1757.

**) Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in der H. R. Reichs freien Stadt Nürnberg ꝛc. Nürnberg, 1778, S. 668. — Journal zur Kunstgeschichte von C. G. v. Murr, erster Theil, S. 93.

Karten mit Druck, die bedruckten Spielkareen erfunden haben; allein nach den Bemühungen, die sich dieserhalb der Herr von Murr, um diese Erfindung der Deutschen zu retten, gegeben hat, ist von einem Grafen Cunio nichts zu ermitteln, also auch diese Erfindung der Italiener in Zweifel zu ziehen, und sie gebührt wohl den Deutschen. Daß aber die gemalten Karten, oder überhaupt diejenigen Spielblätter, womit man früher gespielt hat, und die aus dem Morgenlande herstammen, welche Gestalt und Figuren sie auch gehabt haben mögen, uns aus Italien zugebracht seyn müssen, daran ist wohl nicht zu zweifeln. — Daß auch unsere Voreltern leidenschaftliche Spieler gewesen seyn sollen, geht schon aus dem Tacitus hervor; und daß auch die Karten früh bei ihnen Eingang gefunden, beweiset das Landsknechtsspiel, nach einigen Schriftstellern auch Lanzknechtsspiel, weil die Soldaten in der frühern Zeit mit Lanzen bewaffnet gewesen, und daher Lanzenknechte hießen, welchen Namen des Spiels die Franzosen in Lans quenet verwandelt haben, s. auch unter Spiel, Th. 157, S. 547, und S. 765. So viel ist aber gewiß, daß man zu den Zeiten der Minnesänger, und auch noch später, noch nichts vom Kartenspiele wußte; denn außer dem Schach- oder Zarelspiele, kannte man damals weiter nichts, als Würfelspiel, über dessen Erfinder, als ein Bevölkerer der Hölle, Reimar von Zweter das Wehe ausruft. Indessen sollen doch schon, wenn nicht im dreizehnten, doch gewiß im vierzehnten Jahrhunderte Kartenmacher in Deutschland gewesen seyn; auch hat man schon im funfzehnten Jahrhunderte wider das Kartenspiel zu predigen für nöthig gefunden. Es läßt sich daher aus der Geschichte, aus allen Notizen, die man über die Karten und Kartenspiele in alten Werken zerstreut findet, nicht ermitteln, wer eigentlich der Erfinder der Spielkarten in der Gestalt, wie wir sie noch aus älteren Zeiten vorfinden, das heißt, aus Kar-

tenpapier und in länglich viereckiger Gestalt, gewesen. Da die Klöster die Bewahrer der Künste und Wissenschaften in den Zeiten der Barbarey, der Roheit gewesen; da manches Heiligthum in den Wissenschaften und Künsten durch sie wieder an das Tageslicht gekommen, so wollte man ihnen auch die Erfindung der Spielkarten zuschreiben. Es hatte sich nämlich eine alte Sage bei den Kartenmachern fortgepflanzt, nach welcher die Mönche in einem Kloster sie erfunden, und auch damit zur Erholung gespielt haben sollen; das Spiel hätte sich nun weiter in andere Klöster verpflanzt, und ein Fleischer, der in einem Kloster wegen seines Gewerbes zu thun gehabt, hätte es erlernt, und sowohl die Verfertigung der Blätter, als auch den Gebrauch derselben bekannt gemacht. Auch sei deswegen noch das Fleischerbeil auf dem sogenannten Eckerdause der Deutschen Karten beibehalten worden. Zincke macht dabei in seinem Deutschen Real-Manufaktur- u. Handwerks-Lexicon, Th. 1, S. 406, die Bemerkung: Wenn gleich Erasmus zu seiner Zeit die Klöster so beschreibt, daß man solches vermuthen könne, so sey es doch eine ungewisse Sage, und auch nicht viel daran gelegen, daß wir mit Aufsuchung des Erfinders dieser herrlichen Sache Zeit und Mühe verlieren. — Wenn nun auch der Erfinder der Spielkarten, wie man sie die Zeit her gebraucht hat, nicht zu ermitteln ist, so bleibt uns Deutschen doch die Ehre: Erfinder des Kartendruckes zu seyn; denn wenn die oben angeführten Holzschnitte des Alberico und der Isabella Cunio ihre Richtigkeit hätten, so können sie unserer Erfindung doch nichts schaden; denn sie blieben so geheim, als ob sie gar nicht da gewesen wären; da selbst der oben erwähnte Bibliothekar Tiraboschi zu Modena nichts darüber hat ermitteln können; denn dieser Gelehrte, ein Freund des Herrn von Murr, schreibt an diesen am 19. Juli des Jahres 1778, daß er nirgends von

der Erfindung des Grafen Cunio in Holz zu schneiden etwas gefunden habe, daß sich kein Denkmal davon in Italien aus dem dreizehnten Jahrhunderte vorfinde; und auch nur Papillon der Einzige sey, der dieses aufstelle. Es haben auch Einige den Niederländer Jansen Koster für den Erfinder des Kartendruckes angegeben, allein mit eben so wenig haltbaren Gründen; Herr von Murr hält die ganze Erfindung dieses Kosters, sowohl in Holz geschnitten zu haben, als auch seine Druckerei, für ein Mährchen; da vor dem Jahre 1575 nirgends die geringste Meldung von diesem Manne geschehe. Daß er gelebt, Kartenmacher oder Briefmaler gewesen, und 1440 gestorben seyn kann, könnte man annehmen, sagt Herr von Murr, allein auch dieses sey nicht einmal erwiesen. Nach der Académie des Sciences et des Arts ꝛc., Amsterdam, 1682, Tom II, wird seiner, des Kosters, schon um das Jahr 1568 gedacht, in welchem Jahre Adrian Junius Bruchstücke aus seinem Leben und über seine Erfindung liefert.*) Uebrigens hatte Nürnberg schon im Jahre 1433 Kartenmacher, und 1438 Kartenmaler, welche 1473 Briefmaler, u. 1486 Illumineur genannt wurden, wie aus den Stadtbüchern daselbst zu ersehen. Nach Allem, was sich über die Erfindung der Karten ermitteln läßt, geht hervor, daß sowohl diese Blätter, als auch die Spiele und Spieler selbst in sehr schlechtem Ansehen im Allgemeinen bei dem Volke gestanden haben müssen, da man so wenig aus den frühesten Zeiten bei den Schriftstellern aller kultivirten Völker davon angeführt findet. Man hat die Kartenspiele immer zu den geheimen Künsten, zu den Künsten des Teufels gerechnet, und das Spielen mit gaunern, und die Spieler mit Gauner gleichbedeutend gehalten, welches auch mit daher gekommen, daß man gegen das Karten- und Würfelspiel oftmals nicht nur

*) In dem angeführten Werke findet sich auch sein Portrait, von Campen gezeichnet u. von de Larmessin gestochen.

sehr geschärfte Edicte erlassen, sondern auch dagegen von der Kanzel herabgedonnert hatte, wodurch es in den Augen des Volkes völlig herabgesetzt, und der Straßenräuberei gleich geachtet wurde. Dieses ist auch der Grund, daß die Schriftsteller in den früheren Jahrhunderten der Christenheit das Spiel nur selten erwähnen, und wo es geschieht, nur immer von der Schattenseite desselben reden, also sich auf weitere Untersuchungen über dessen Erfindung ꝛc. nie eingelassen haben, und daher hat der oben erwähnte Ober-Consistorialrath Zincke wohl recht, wenn er es für eine nutzlose Mühe ansieht, in einem so wenig erhellten Felde Forschungen anzustellen, um so mehr, da auch die Angaben der Schriftsteller, wegen der muthmaßlichen Erfindung der Karten und des Kartenspiels, bei diesem oder jenem Volke, sich so entgegen sind. Die ältesten Nachrichten von Karten und dem Kartenspiele in Deutschland findet man in einem Buche, welches den Titel führt: Das Guldin Spiel, gedruckt bei Günther Zeiner, in Folio, 1472, worin gesagt wird, daß das Kartenspiel im Jahre 1300 nach Deutschland gekommen, welches nach Breitkopfs Meinung wohl durch den Zug Kaiser Heinrichs des Siebenten nach Italien geschehen wäre. Wie die Karten zu dem Spiele aber ausgesehen, wird nicht angeführt, wahrscheinlich waren es gemalte Karten, wie schon oben gesagt worden. Man vergleiche mit dieser Geschichte der Karten auch den Artikel Spiel, Th. 157, und die Spiele im Register desselben.

Gestalt, Farbe und Bedeutung der Spielkarten. Daß auch die Spielkarten so gut, wie alle andere Gebrauchsgegenstände des Lebens, der Mode unterworfen worden, braucht hier wohl kaum angeführt zu werden; indessen bezieht sich diese Mode nicht auf die Veränderung ihrer Gestalt, sondern auf das Gewand, den Druck, die Malerei. Die Gestalt der Spielkarten ist, wie schon oben, S. 206, angeführt wor-

den, ein längliches Viereck, welches länger bei den alten, bei den neuen kürzer ist. Daß sie von einem dazu eigends bereiteten Papiere gemacht werden, wird weiter unten vorkommen. Die Grundfarbe der Karten ist weiß, und die Augen und Figuren auf der rechten Seite unterscheiden sich jetzt in schwarz und roth, die linke, oder Kehrseite, ist entweder blau-, oder rothgeädert, oder geflammt, oder getäfelt, oder gesternt ꝛc. Der Hauptunterschied liegt aber in den schwarzen oder rothen Figuren ꝛc., die zum Spielen dienen, oder wonach ein jedes Kartenspiel gespielt wird. Die ältesten Karten sind die Italienischen sogenannten Trappolierkarten, hierauf folgen die Deutschen, und dann die Französischen, als die neuesten Karten. Andere von den genannten, in den Figuren abweichenden Spielkarten, die hin und wieder in manchen Ländern gebraucht worden sind, können zu diesen angeführten drei Hauptarten der Spielkarten so eigentlich nicht gerechnet werden; sie machen nach ihrer bald kurzen, bald längeren Dauer, und nach der Beschränkung auf gewisse Länder und gewisse Zirkel, auch besondere Arten aus. Einige davon werden unten erwähnt werden. — Die Trappolierkarten, als die angeführten ältesten Karten, haben vier verschiedene Figuren, nämlich: Spadi, Schwerdter; Bastoni, Stäbe; Denati, Pfennige u. Coppe, Becher; dann vier Bilder, als König, Königin, Kaval oder Reiter, und Bube, und das Spiel besteht aus 52 Blättern. — Die vier verschiedenen Figuren der Deutschen Karte sind: Herzen, braunroth; Laub, grün; Eicheln oder Eckern, grün und gelb; Schellen, mennigroth. Die Bilder sind: König, Ober und Unter, oder Bube. Das ganze Spiel besteht nur aus 32 Blättern. — Die Figuren der Französischen Karte, als der jetzt allgemein verbreiteten, bestehen in roth aus: Coeur oder Herzen, und

Carreau oder Rauten, auch Schellen und Eckstein genannt; in schwarz aus: Pique, oder Spaden, auch Schippen genannt, und aus: Treffle, Kreuz, oder Klee. Die Bilder sind: König, Dame und Bube, oder Valet, und das Spiel besteht aus 52 Blättern; bei vielen Spielen auch nur aus 32, es fallen dann die Blätter von 2 bis zur 6 eingeschlossen heraus. Die Tarokkarten bestehen aus 78 Blättern, und die Bilder sind: König, Dame, der Reiter oder Kaval, und der Bube. Bei 52 Blättern gehen diese von Eins, als das As, bis zur Zehne in jeder Farbe; dann folgen die Bilder von dem Buben aufwärts bis zum Könige, in jeder Farbe also 13 Karten, z. B. Coeur oder Herzen 13, Carreau oder Schellen 13 u. s. w. Auch die verschiedenen Figuren der Kartenblätter haben ihre Ausleger und Deuter gefunden, wie auch schon oben, S. 209, Einiges darüber angeführt worden; denn wie hätten sie auch ohne Bedeutung zum Spiele dienen können; der Zauber des Wahrsagens, den sie verbreiteten, mußte doch auch in ihre Figuren eine Deutung legen, mußte diese doch auch reinigen von den Schlacken der Unbedeutsamkeit. So sind in den Trappolierkarten die vier höchsten Tugenden vorgebildet: durch die Schwerdter, die Tapferkeit; durch die Stäbe, die Klugheit; durch die Pfennige, die Gerechtigkeit; und durch die Becher, die Mäßigkeit. Bei den Deutschen Karten sind die vier Farben, als die vier Jahreszeiten angenommen, nämlich: das Laub ist der Frühling; das Herz, wegen der Wärme, die es verbreitet, der Sommer; die Eichel, eine Anzeige der Fruchtbarkeit und der Früchte, der Herbst; und die Schellen, das Schellengeläute der Schlitten, der Winter. Oder man stellte durch die vier Figuren die vier Elemente dar; z. B. durch das Herz, als der Ursprung

aller Wärme und der Circulation des Bluts, das Feuer; durch Schellen die Luft, weil sie den Schall giebt; durch das Laub das Wasser, welches zum Theil diese Farbe hat, auch die vornehmste Ursache der Vegetation ist; und durch die Eicheln die Erde, weil sie daraus erzeugt werden. Bei den Französischen Karten hat der Herr von Saint-Foix in den Essais historiques sur Paris, 2de Partie à Londres, 1755, über die Figuren folgende Erklärung gegeben: As ist ein Lateinisches Wort, welches eine Sorte Geldes, und daher auch Reichthum und Vermögen bedeutet. Um also anzuzeigen, daß das Geld die Seele des Krieges, und die Macht eines Fürsten ohne dasselbe nur sehr schwach sey, ist den Assen, oder Däusern die erste Stelle, und selbst der Rang über die Könige in den meisten Kartenspielen gelassen worden. Trefle, Kleeblatt, ein auf den Wiesen ganz gewöhnliches Kraut, giebt einem Generale die Lehre, sein Lager niemals an solchen Orten aufzuschlagen, wo es ihm an Unterhalt für sein Truppenkorps fehlen kann. Die Piques und die Carreaux bedeuten die Zeughäuser, die beständig gut versehen seyn müssen. Auch waren Carreaux eine Art starker und schwerer Pfeile, die mit dem Palester geschossen wurden, und die man wegen der viereckigen Gestalt ihres Eisens so benennt. Die Coeurs oder Herzen stellen den Muth der Soldaten und Befehlshaber vor. David, Alexander, Cäsar, Karl der Große stehen an der Spitze der vier Quadrillen oder Farben, und geben den Beweis, wie nöthig es sey, daß die Heere durch kluge, erfahrene und tapfere Generale angeführt werden. Unter den Bildnissen der vier Buben lieset man (ehemals) die Namen Ogier u. Lanzelot, zwei tapfere Krieger zur Zeit Karls des Großen; la Hire und Hector, zwei angesehene Befehlshaber unter Karl dem Siebenten. Auch haben die größ-

ten Herren, ehe sie Ritter geworden, den Namen Valets, oder Buben geführt. Die vier Buben stellen daher den Adel, und die Neune und Zehne die Soldaten vor. Trefledame war die Königin Maria von Anjou, Gemahlin Karls des Siebenten; die Dame in Coeur, die schöne Agnes Sorel; Piquedame, das Mädchen von Orleans, und Coeur-Dame, die Fürstin Isabelle von Baiern. Unter den Königen war nur der Piquekönig als Karl der Siebente dargestellt mit seinen Schicksalen. Die übrigen Könige hat Herr v. Saint-Foix zu erklären übergangen. Am Schlusse seines Aufsatzes sagt derselbe: daß ein Spiel Karten, mit der Hülfe eines Commentars, von eben der Wichtigkeit seyn kann, als viele Griechische und Römische Schriftsteller. So unrecht hatte hier Herr von Saint-Foix nicht; denn ein solcher Commentar wird gewiß, besonders in der damaligen Zeit, hundertmal mehr Leser gefunden haben, als die Ausleger des Homers und Virgils. — Uebrigens deuten die Bildnisse, so wie überhaupt die Figuren der Karten, das Kriegeshandwerk, die Kriegskunst an, und hiernach kann man urtheilen, daß die Kartenspiele vorzüglich von den Soldaten, den Kriegern in Feldlägern, und nachdem die stehenden Heere eingeführt worden, in den Garnisonen, auch auf den Wachen u. s. w. sind gespielt worden, wie sich solches bei den Soldaten auch noch bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt hat, weil der Soldat, besonders auf den Wachen, um sich des Nachts munter zu erhalten, keine andere Zeitkürzung gut vornehmen kann; denn hier nehmen gleich Mehrere an einem Spiele Theil, kürzen sich so die Zeit, und bleiben munter, besonders im Winter, bei den langen Abenden. In der Trappolierkarte deutet das Schwerdt den Becher, die Pfennige und Stäbe den Krieger an. Das Schwerdt zum Fechten, der Becher

zum Trinken, welches in Feldlägern die Würze beim Spiele ist, die Pfennige der Sold, welcher den Spielsatz ausmacht, und mit den Pfennigen daher verglichen wird, weil er beim gemeinen Soldaten nur geringe ist, und die Stäbe zum Rechnen oder Berechnen der Augen im Spiele. Bei den Deutschen Karten ist die Auslegung der Figuren auf den Krieger freilich nicht so einleuchtend, indessen kann man auch hier eine Auslegung nach dem Charakter des Vaterlandes wagen. Das Herz deutet theils auf die Tapferkeit des Deutschen, der Herz hat, und beherzt ist, theils auch auf die Liebe, die der Krieger auch auf seinen Heereszügen pflegt. Das Grün, oder Laub, die Farbe der Hoffnung, die ihm überall auf seinen Zügen, da sonst die Kriege nur in der schönen Jahreszeit, im Sommer geführt wurden, von den Feldern, Wiesen ꝛc. entgegen lächelte; auch wohl weil die Krieger sich mit belaubten Zweigen den Hut schmückten; dann auch, da die Jagd ein Hauptvergnügen des Deutschen ist, und der Jäger, der Schütze sich grün kleidet. — Die Eichel, das Sinnbild des Deutschen, die Frucht der Eiche von Deutschlands Wäldern, durch die er zog, und in denen er oft lagerte; und Schellen, das klingende Spiel, mit dem voran er in das Feld zog. Bei den Französischen Karten finden gleiche Deutungen auf den Krieger in den Figuren Statt. Das Coeur, oder Herz deutet auf die Liebe, der der Französische Krieger besonders huldiget, und da überhaupt die Kartenspiele auch in die Zeiten der Turniere, späterhin Carousselle, Roßballetts, überhaupt der Ritterspiele fallen, wobei die Damen den Preis austheilten, so mußten die Figuren der Karten auch wohl dieses Gepräge tragen, besonders da die Kartenspiele von den Großen und Vornehmen gespielt wurden, und da der Franzose in jenen Zeiten besonders galant war, in welchem Grade er es jetzt nicht mehr ist, so

mußte auch die Liebe bei ihm, außer der Tapferkeit, mit oben anstehen, und daher kann das Coeur auf den Französischen Karten erklärt werden. Das Trefle oder Kreuz ist das Bild eines frommen Ritters, eines Kreuzritters, deutet also gleichfalls auf den Krieger. Das Pique, oder Spade, Schippen, ist das Bild einer Waffe, und das Carreau, oder die Raute, Schellen, eine bekannte Figur in der Heraldik. Betrachtet man nun die Bildnisse der Karten, die Könige, Damen, die Kavals oder Reiter, und die Buben oder Knechte, Valets; so wird man hier wieder die Erklärungen der oben ausgelegten Figuren finden, wieder die Deutungen auf den Krieger, die Tapferkeit und die Liebe; König oder Fürst, Ritter, Dame und Knecht, Alles aus den Ritterspielen, denen alle erste Stände der Europäischen kultivirten Nationen huldigten, Spanier, Portugiesen, Italiener, Franzosen, Deutsche und Engländer ꝛc. Alle Embleme, Figuren, Zeichen ꝛc. der Karten sind daher dem Mars und der Venus, der Tapferkeit und der Liebe gewidmet; und da der sogenannte dritte Stand zu der Zeit noch kein so bedeutendes Gewicht in der Ständeleiter hatte, wie in der neuern und neuesten Zeit, wo die Wissenschaften und Künste, die besonders von diesem Stande gepflegt wurden, eine vorzügliche Höhe erreichten, so daß dadurch die Stände sich näher rückten, und ihre besondern Befähigungen in den verschiedenen Zweigen des öffentlichen, des Geschäftslebens gegenseitig mehr auszutauschen anfingen, so konnten auch die Figuren der Karten keine Beziehung auf diesen Stand haben, und auf die Tugenden, die ihm beiwohnten; daher sind diejenigen Auslegungen, die sich auf andere Eigenschaften bürgerlicher Verhältnisse beziehen, außer dem Kriege oder der Kriegskunst ꝛc., hier nicht an ihrem Orte. — Wie schon oben erwähnt worden, sind auch die Bildnisse der Karten der Mode un-

terworfen worden, und daher hat man Türkenkarten, Soldatenkarten, Hexenkarten ꝛc. mit allen nur möglichen sinnbildlichen Nebendeutungen, die sich theils auf Personen, theils auf die Thorheiten der Zeit bezogen, gehabt, und daß diese Bilder sowohl in Italien und Frankreich, als auch in Deutschland mit bittern, satyrischen Ausfällen verziert gewesen seyn müssen, geht daraus hervor, daß der Brief- und Kartenmaler in einigen Polizeiordnungen Erwähnung geschieht, und sie der Censur unterworfen werden. Man hat aber auch, um die grotesken Figuren der gewöhnlichen Spielkarten zu verbannen, Bildnisse in einigen Kartenmanufakturen schneiden lassen, die doch wenigstens einigen Kunstgeschmack verrathen; allein sie scheinen nicht recht Fortgang gehabt zu haben, wenigstens gewahrt man in dem Preußischen Staate immer noch die gewöhnlichen Bildnisse auf den ordinairen Karten, jedoch mit einigen Abänderungen gegen die ganz alten. In Hamburg hatte man z. B. auf den Geismarschen Karten Personen aus dem Shakespeare angebracht, die nach gut ausgeführten Kupferstichen geschnitten waren. Die Stellen der Könige nahmen Heinrich der Fünfte, Hamlet, Macbeth, und König Lear ein, diejenigen der Damen vertraten Ophelia, Cordelia, Lady Macbeth und Frau Quickly, und die Stellen der Buben: Fallstaff, Polonius, Mörder und Narr. Der Einfall dieser Vertauschung der Figuren soll Beifall gefunden haben, aber wie es scheint, nicht lange; denn man erblickt jetzt dergleichen Karten nicht. Hierbei macht Einer den Vorschlag, daß es nicht schwer fallen könnte, die Bildnisse zu vervielfältigen, da uns das Theater dazu Stoff genug, sowohl im Komischen, wie im Tragischen liefere. Man hat nun zwar dergleicheu gegebene Winke in den Kartenfabriken nicht benutzt, wohl aber sind die feinen Karten mit bessern Figuren

in Kupferstich decorirt worden, die, wenn gleich nicht Scenen aus beliebten Theaterstücken, doch als hübsche andere, gut ausgeführte Bildnisse sehr ansprechen. Bei den gewöhnlichen Karten, die in die Hände eines nicht so kunstsinnigen Publikums kommen, thun die alten Bildnisse immer noch ihre Dienste; s. auch den Art. Spielkartenhandel.

Verfertigung od. Fabrikation der Spielkarten. Die Materialien, die zur Verfertigung der Spielkarten nöthig sind, bestehen in einigen Sorten geleimten u. ungeleimten Papiers, in einem guten Kleister, und in den zu den Augen und Bildnissen nöthigen Farben. Da jede Karte gewöhnlich aus drei Blättern besteht, nämlich aus dem Vorder-, Mittel- und Hinterblatte, so wird dazu auch verschiedenes Papier gebraucht. Das Vorder- oder Figurenblatt der feinen Deutschen und Französischen Karten erhält Holländisches, das Hauptblatt Herren-, und das Mittelblatt Conceptpapier; auch nimmt man zu ganz feinen Karten, besonders den Französischen, sowohl zum Vorder- als zum Hinterblatte, Holländisches Papier. Zu den gewöhnlichen Deutschen Karten nimmt man zu dem Mittelblatte nur weißes Makulaturpapier, und zu dem Vorder- und Hinterblatte gewöhnliches Druckpapier. Das zu den feinen Karten bestimmte Papier muß übrigens weiß, gut geleimt, und ohne Musterzeichen seyn, damit nichts dem Spieler einige Merkmale verrathe. Zu den gewöhnlichen Karten, Bauerkarten, gehört das oben angeführte Druckpapier ohne Leim. Man kann zu den feinen Karten auch Bischofs-, pro Patria, und andere feine Sorten Papier nehmen, welche den gehörigen Leim und eine schöne Weiße haben. — Den Kleister kocht man aus klarem Mehle und guter Stärke, das Verhältniß ist zu zwei Theilen Weizenmehl ein Theil weißer Stärke, so man vorher in

laulichem Wasser zerklopft hat. Man schüttet das Ganze in den mit dem nöthigen Wasser gefüllten kupfernen Kessel zu der Zeit, wenn das Wasser fast kocht, rührt es beständig mit einer schmalen Kelle um, und läßt es unter Umrühren so lange kochen, bis er die gehörige Consistenz erhalten hat. Man thut den Kleister dann in ein Gefäß, oder besser in eine Halbtonne, und rührt ihn des Tages über von Stunde zu Stunde mit einer Kelle um. Dieser Kleister hält sich im Winter drei Wochen, im Sommer kaum acht Tage. Indessen soll er sich weit länger halten, wenn man demselben im Kochen etwas gepülverten Alaun zusetzt. Wenn der Kleister gekocht worden, wird er den folgenden Tag darauf durch ein Sieb mit einem Haarbesen gerührt. Farben, die man zu den Karten gebraucht, sind: zur gelben: der Curcumey in Milch gekocht, oder die Avignonsbeeren, Kreutzbeeren, mit $\frac{1}{2}$ Pfd. fein gestoßenen Alaun und 6 Maaß oder 8 Quart Wasser vermischt; zur rothen: der gemahlene Zinnober, das Florentinerlack, Wienerlack, in Wasser zerrieben und mit etwas Kleister vermischt; zur blauen: das Berlinerblau oder der Indigo, zerrieben und mit Kleister vermischt; zur grünen: der Grünspan in Weinessig zerrieben; zur schwarzen: der Ruß mit Wasser und Kleister, und dieses zusammen faulen lassen; auch das Frankfurter Schwarz, mit Wasser zerrieben und Kleister hinzugesetzt. Man kann auch noch andere Farben, als die genannten nehmen, z. B. zur rothen auch die Scharlachbeeren, welche in Wasser gekocht werden ꝛc. — An Geräthschaften gebraucht man in den Kartenmanufakturen: einen kupfernen Kessel zum Kleisterkochen, kupferne, messingene oder hölzerne Formen oder Platten, zum Abdrucke der Augen und Bildnisse, mehrere Stockscheeren, als die Durchschlag-, Riem- und Blättelscheere; mehrere Messer, worunter ein hölzernes Schnei-

demesser, Pressen, Tische, als der Schneide- und der Glättisch ꝛc., ein Glättstein, ein Wärmofen, Patronen von Pappe, Rührkelle oder Rührspatel, Borsten- und Haarpinsel, messigne Nadeln, Siebe, Pfriemen, Töpfe, Farbenäpfe, Farbestein und Reiber ꝛc. ꝛc.

Eine jede gut eingerichtete Kartenmanufaktur muß einen geräumigen Arbeits- und auch einen guten Trockensaal haben; letzterer muß viele Fenster besitzen, die geöffnet und vor deren Oeffnungen Gazevorsätze gestellt werden, damit die Zugluft gehörig durchstreichen, aber kein Schmutz hindurch kommen kann. Auch müssen die Fenster von außen mit Läden versehen seyn, um diese bei neblichter, regnichter und windiger Witterung zu schließen. Ferner muß der Saal an der Decke gut gegypset und der Fußboden mit Quadersteinen gepflastert seyn, damit weder Sand, noch Staub auf die geleimten Blätter falle. Ersterer, der Arbeitssaal, muß geräumig, hell und mit allen nöthigen Geräthschaften zur Arbeit versehen seyn. — Das erste Geschäft, oder die erste Arbeit, die in einem besondern Zimmer oder einer Kammer vorgenommen wird, ist das Sortiren des Papiers. Bogen, die Runzeln, Eisenmähler und Knoten haben, werden ausgestoßen; kleine Knötchen mit einem Messer abgenommen, kleine Eisenmähler läßt man noch zur Figurenseite mitunterlaufen; das Papier zur Rückenseite muß aber ganz tadellos seyn, weil sich die Spieler sonst dergleichen Fleckchen ꝛc. merken, und so die Blätter erkennen könnten. Besonders nöthig ist aber diese Reinigung bei dem Mittelbogen, weil sich die Knötchen dieses Bogens beim Leimen und Pressen nicht nur auf dem Vorder- und Hinterbogen ausdrucken, sondern solche Knötchen ziehen auch den Schaden nach sich, daß beim Glätten der Karten ein Stück aus dem Hinter- oder Vorderbogen ausreißt. Das sortirte Papier wird nun nach seinem

Gebrauche in drei Haufen gelegt, der eine nämlich zum Vorder-, der andere zum Mittel- und der dritte zum Hinterblatte, so, daß man nur beim Zusammenkleben oder Kleistern der Blätter zur Karte nur zugreifen darf; denn da jede Karte nicht einzeln verfertiget wird, sondern so viele Karten zugleich, als auf einem Bogen Papier Raum haben, so heißen in diesem Falle alle Vorderblätter, die auf einem Bogen sind, Vorderbogen, alle Hinterblätter dieser Art Hinterbogen, und alle Mittelblätter Mittelbogen, und daher ist dieses Sortiren und Legen um so vortheilhafter für den Arbeiter. Das ausgeschossene gute Papier wird nun, wie es bei dem Buchdrucker mit dem zum Drucke bestimmten Papiere geschieht, angefeuchtet oder naß gemacht, welches aber nur mit dem Vorder- und Hinterbogen geschieht, weil diese Bogen in der Presse dem Mittelbogen ihre Nässe mittheilen. Es werden aber einige Musirfarben (Benennung der Farben, welche zu dem Geäderten, Geflammten auf der Rückseite der Karten gebraucht werden) auch auf einem unangefeuchteten Hinterbogen abgedruckt, und geschieht dieses, so muß auch der Mittelbogen gefeuchtet werden. Die Anfeuchtung des Papieres geschieht deshalb, damit es beim Drucken der Musirung auf dem Hinterbogen die Farben desto besser annehme. Bei starken Karten, wie bei den Tarok- und Deutschen Karten, auch bei den Bauerkarten, werden die Mittelblätter doppelt genommen, besonders bei nicht gut geleimtem u. beim Maculaturpapiere. Dieses geschieht auf folgende Weise. Der Kleisterer bedient sich einer langen Borstenbürste, womit er den Kleister aufträgt. Der eine Bogen wird nämlich mit dem Kleister auf der einen Seite bestrichen, und dann der andere Bogen darauf gelegt und angedrückt. 250 solcher gekleisterter Blätter oder Pappen bringt man nun unter die Presse, die man anfangs nur schwach anzieht,

dann stärker, damit der Kleister überall durchziehen, und der überflüssige abfließen kann. Wenn der gepreßte Haufen von allem Kleister ꝛc. gereiniget worden, so sticht man zehn oder zwölf Blätter mit einem Pfriemen durch, und steckt in dieses Loch eine messingene Nadel, an deren Ende ein Pflöckchen von Pappe oder Pergament statt des Nadelknopfes fest ist, und hängt sie an dieser Nadel auf. Dieses Aufhängen geschieht in dem oben beschriebenen Trockensaale. An die obersten Balken desselben sind immer 18 Zoll von einander Stricke angemacht, an welche der Aufhänger die gekleisterten Blätter mit der Nadel von Messingdraht, welche durch sie gezogen ist, anheftet. Das Trocknen nimmt im Winter 24 Stunden Zeit weg; auch schaden Frost und Hitze dabei. Wenn die Blätter recht trocken geworden, welche Bedingung beim Trocknen vorangeht, weil sonst die Karten weich und trübe werden, so nimmt man sie von den Leinen ab. Man faßt nämlich die Blätter mit der rechten Hand, und macht den Draht oder die Nadeln los, und wirft diese in eine Schachtel, und den Haufen Papier mit der Linken auf die andere Seite um. Weil nun die zugleich geklebten und ausgebreiteten Blätter an ihren Rändern aneinander geklebt sind, so ist es nöthig, sie zu scheiden. Um diese Arbeit zu verrichten, nimmt ein am Tische sitzender Arbeiter einen Stoß nach dem andern, öffnet eine Ecke, und fährt mit einem hölzernen Messer, welches man Scheidemesser nennt, zwischen durch, und so scheiden sie sich schnell und leicht, weil sie bloß durch den äußeren Rand aneinander kleben. Der Scheidearbeiter muß auch dahin sehen, daß die Seite, durch welche die Nadel gezogen ist, vor ihm liege; denn wenn er von dieser Seite scheiden wollte, würde er die Blätter zerreißen. Sollte etwa Sand, oder ein anderer harter Körper, welcher die Blätter beim Glätten zerreißen würde, wie auch schon oben bei den Knöt-

chen angeführt worden, so muß man sie auch dieserhalb untersuchen, und davon säubern. Sie werden daher den dazu bestimmten Mädchen und Weibern übergeben, welche mit einem spitzigen Messer alles Unreine und Fremde von beiden Seiten sorgfältig ablesen. Durch diese Säuberung werden die Blätter geschickt gemacht, auf der einen Seite mit dem Vorder- und auf der andern mit dem Rückblatte bedeckt zu werden. Ehe nun dieses geschieht, werden erst diese beiden Blätter mit ihren Figuren und der Musirung bedruckt, das heißt, auf dem Vorderbogen wird der Umriß und die Bilder der Deutschen Gesteine, so wie auch die schwarzen Französischen Augen mit schwarzer Farbe abgedruckt, die rothen Französischen Augen werden dagegen mit einer Patrone gefärbt und nicht gedruckt. Auf dem Hinterbogen werden, wie schon oben erwähnt, allerhand Schnörkeleien, als: Sterne, kleine Würfel, Flammen ꝛc. ꝛc., Musirung genannt, abgedruckt. In den in Holz geschnittenen Figurenformen sind, wie bekannt, die Bilder erhaben geschnitten. Die in Kupfer oder Messing geätzten, oder radirten, gegrabenen Figuren, sind dagegen vertieft, liegen in dem Metalle, statt sie bei jenen im Holze herausstehen. Man hat Rückenformen und Vorformen in Holz, so auch Platten von Kupfer. Die Rückenform enthält die Musirung, und die Vorform die Figuren oder Bilder, Gesteine ꝛc., eben so ist es auch bei den Kupfer- oder Messingplatten, jetzt auch Stahlplatten. Sobald nun das Papier, sowohl zum Vor-, als auch zum Rückenblatte, ist genetzt, gefeuchtet worden, so wird zuerst der Rückenbogen mit der Musirung bedruckt, welches auf folgende Weise geschieht: Man bepinselt die Form, welche die Musirung zu zwölf Karten, oder die musirten Rückseiten von zwölf Karten enthält, mit der flüssigen Farbe, die man dem Geäder, Geflammten, den Sternen ꝛc. geben will, gewöhnlich roth oder

blau, und die vorher in einem Napfe mit Wasser eingerührt, nnd mit etwas Kleister versetzt worden, legt dann einen angefeuchteten Bogen, das heißt, die Halbseite desselben darauf, und reibt den Bogen auf der Rückseite mit einem Tuchballen. Man kann die Farbe auch auf die Form mit einer dazu eingerichteten Bürste auftragen. Man zieht nun den Bogen von der Form ab, und legt ihn so auf den Tisch, daß die Musirung oben kommt, und so bedruckt man auch auf gleiche Weise die übrigen Bogen von dem dazu bestimmten ganzen Rieße Papier ab, und legt die Bogen immer so zusammen, daß sich zwei Bogen mit ihren Musirungen berühren, und so bleiben auch zwei und zwei Kartenbogen, wenn sie auf den Mittelbogen geklebt werden, bis zum Glätten vereiniget liegen, hierdurch wird die Musirung beider Bogen bedeckt, und kann nicht anschmutzen. Man läßt jetzt die abgehobenen Rückenbogen trocknen. Hierauf nimmt man die Vorform, welche ebenfalls zwölf Kartenfiguren enthält, jedoch nur die Umrisse der Bilder, die man nachher in den Bogen nach dem Striche von einander schneidet. Die zwölf Umrisse auf der Form sind vier Könige, vier Damen, und vier Buben. Die Farbe zu den Umrissen der Figuren besteht aus geriebener Buchdruckerschwärze, gutem Kienruß, welcher mit gekochtem Leinöle gerieben worden. Man trägt nun diese Farbe mit kleinen Ballen, gleich den Buchdruckerballen, auf die Form. Nach einer andern Methode trägt man eine in Kartenkleister mit Rindsgalle zerlassene und gegohrene Schwärze, wie oben, S. 224, angeführt worden, mit einer Bürste, oder mit einem großen Borstenpinsel auf die Form, legt dann die zu bedruckende Seite des angefeuchteten Vorderbogens darauf, und reibt ihn mit einem Haarreiber an; s. auch den Art. Form, Th. 14, S. 478. Bei der ersten Art legt man den genetzten Bogen auf die Form, und reibt oder drückt

ihn mit einem bloßen Tuchballen an. Das Benetzen oder Befeuchten, Anfeuchten des Papiers vor dem Drucke, Abdrucke der Form darauf, unter der Presse, wie schon oben, S. 226, angeführt worden, geschieht am besten so, daß man immer sechs trockne und sechs nasse Bogen auf einander schichtet, so daß das ganze zum Abdrucken bestimmte Papier nur so viel Feuchtigkeit erhält, als zur bessern Annahme des Drucks nöthig ist. Man druckt nun gleichfalls ein Rieß Papier auf die angeführte Art, jeden Vorderbogen auf eine Seite ab, und bei jedem Abziehen, Abnehmen des Bogens von der Form, hat man die schwarzen Umrisse der zwölf Figuren. Es versteht sich hier, daß jedesmal die Form beim Auflegen eines neuen Bogens, auch wieder mit der Farbe bestrichen werden muß. Die Formen, die zum Abdrucke der Musirung auf dem Hinterbogen gebraucht werden, heißen Musir-Formen, diejenigen aber, welche die Umrisse der Bilder, die schwarzen Augen der Französischen Karten, und das Gestein der Deutschen ꝛc. geschnitten enthalten, und auf den Vorderbogen abgedruckt werden, Vorformen; dann folgen die Paßformen oder Patronen, womit die Farben der Bilder, die rothen Augen der Französischen Karten ꝛc. aufgetragen werden; s. weiter unten. — Sobald die bestimmte Anzahl Bogen alle bedruckt worden, so läßt man sie trocknen, legt sie dann Packweise unter die Presse, damit sie eben, gleich und glatt werden. Dann werden sowohl die bedruckten Hinterbogen, als auch die Vorderbogen vor dem Kleben mit den Mittelbogen gemischt, das heißt, jeder Theil besonders, damit sie gleich geklebt werden können. Sowohl der Vorder-, als auch der Hinterbogen, werden auf dieselbe Weise auf den Mittelbogen gekleistert, wie es oben, S. 226, angeführt worden. Nach dem Kleistern legt man die Bogen so zusammen, daß sich zwei Bogen mit ihrer Musirung berüh-

ren, wie auch schon oben, S. 229, angeführt worden, und so bleiben auch zwei und zwei Kartenbogen, bis zu ihrer Glättung vereiniget liegen. Man legt die zusammengekleisterten Bogen jedesmal wieder unter die Presse, damit der überflüssige Kleister herausquillt, und sie fein, eben und glatt werden. Man zieht dann die in der Presse gestandenen Bogen mit der Hand, da wo sie zusammengeklebt sind, auseinander, jedoch so, daß immer zwei Musirungen zweier Bogen, wie oben angemerkt worden, zusammenbleiben. Zwei solcher verknüpfter Bogen werden mit einem Spatel dann an drei Seiten von einander getrennt, jedoch so, daß sie am Rande der vierten Seite noch zusammenhängen, und so werden sie auf Stangen oder Stricken getrocknet. Das Aufhängen geschieht, wie es oben, S. 227, angeführt worden, nämlich, man sticht mit einem Pfriemen ein Loch in dem vereinigten Rande beider Bogen durch, zieht ein Stück Messingdraht, wie ein Haken gestaltet, durch das Loch, und hängt so zwei Bogen vereiniget auf die Stangen. Nach dem Trocknen werden sie wieder gepreßt, um sie hierdurch vorläufig zu glätten. Der Vorderbogen der rothen Französischen Augen darf nicht vor dem Zusammenkleistern mit dem Mittelbogen gedruckt werden. Es wird nur die Musirung auf dem Hinterbogen gedruckt, und ein weißer Bogen auf den Mittelbogen aufgekleistert oder geklebt. Das Auftragen dieser Augen geschieht mittelst einer Patrone, s. Patronenmalerei, Th. 108, S. 165, und auf eben diese Art werden auch die Bilder, Bildnisse, Figuren ausgemalt. Die Patrone zu den Karten, der Kartenmalerei, besteht aus Pappe, die nach einer Zeichnung, Vorzeichnung, so ausgeschnitten ist, daß die Augen der rothen Farbe, oder die rothen Augen der Französischen Karten sich nach ihrer Zahl und Stellung darin befinden, wie sie auf den Spielkarten stehen. Man legt

nun die Patrone, welche mit einer Oelfarbe auf der obern Seite braunroth, und unten weiß, wo sie auf das Papier zu liegen kommt, bestrichen und trocken ist, auf den weißen Vorderbogen, und streicht mit einem Pinsel die oben angeführte Zinnoberfarbe durch die in Pappe geschnittenen Augen, so erhält man die Kartenaugen in Coeur und Carreau. Bei den Figuren-Patronen sind diejenigen Theile der Figur, welche eine Farbe erhalten sollen, offen, die andern sind aber bedeckt, das heißt, man hat zu jeder Farbe eine ausgeschnittene Pappe voller figurirter Löcher, die an den Stellen, wo die Farbe durchdringen und färben soll, offen sind. Die Einschnitte einer jeden Stelle in der Figur werden, nachdem die Patrone auf das Vorderblatt gelegt worden, mit einem Pinsel mit der erforderlichen Farbe bestrichen, alle andere bildende Stellen einer andern Farbe sind von dieser Patrone bedeckt, und sobald man eine andere Farbe auftragen will, und die dazu gehörige Patronen aufgelegt worden ist, so bedeckt diese sowohl die schon angestrichenen, als auch die andern leeren Stellen, und man verfährt dann weiter, wie zuvor. Auf diese Weise geschieht die ganze Malerei der Figuren sehr schnell, und eben so schnell werden auch die rothen Augen dargestellt. Es versteht sich hier, daß die Patrone sehr genau nach der Größe der Karten, und dann nach der Stellung, bei den Augen, und nach den einzelnen Theilen der Figuren ausgeschnitten seyn muß, damit beim Durchstreichen der Farbe, wenn sie genau nach den Linien und Zeichen gelegt worden, keine Fehler entstehen, besonders bei sehr feinen Karten, damit es keiner besondern Nachhülfe nach der Abnahme derselben in der Malerei ꝛc. bedarf. Man gebraucht dazu die oben angeführten Farben. Zu den Französischen Karten gebraucht man zur Ausmalung der Bilder mit der Patrone, erst die gelbe, dann die hellblaue, die rothe, die dunkelblaue, u. zuletzt die schwarze

Patrone. Man nimmt die Patrone von dem gemalten Kartenbogen ab, und trocknet diesen am warmen Ofen oder in einer Alme, welches ein kleiner Herd in einem Schranke ist, über welchem ein Gerüste steht, darin Stäbe senkrecht und Reihenweise stecken. Auf dem Herde macht man Feuer an, oder setzt ein Kohlenbecken darauf, und auf das Gerüste, zwischen die Stäbe, stellt man die gefärbten oder gemalten Kartenbogen; auf welche Weise sie in kaum einer Viertelstunde trocken werden. — Wie schon oben, S. 228, bemerkt worden, hat man auch Spielkarten in Kupfer gestochen oder geätzt, und besonders sind die feinen Spielkarten in Kupfer gestochen, das heißt, die Umrisse der Bildnisse, und die schwarzen Augen; die Bildnisse sind in einigen Fabriken auch sauber ausgeführt, mit Schatten und Licht, kurz in allen Theilen der Figur. Diese gestochenen oder radirten, geätzten Karten in Kupfer, werden auf dieselbe Weise abgedruckt, wie die Kupferstiche, das heißt, die Platte wird mit zubereiteter Kupferdrucker-Schwärze, vermittelst eines Druckerballens eingerieben, dann mit einem Wischlappen die Platte wieder rein abgewischt, so, daß nur die Radirung, das Geätzte mit Farbe angefüllt ist; dann der Vorderbogen darauf gelegt, und unter einer Kupferdruckerpresse abgedruckt; s. den Artikel Kupferdruckerei, Theil 56, S. 227 u. f. Bei ganz feinen Karten werden die Bilder auch besonders ausgemalt, illuminirt, sonst geschieht es hier auch mit der Patrone, wie schon oben, Seite 231, angeführt worden, jedoch nur mit dem Unterschiede, daß die Patronen zu den feinen Karten mit vieler Sorgfalt geschnitten sind, und eben so werden auch die Farben durchgestrichen. In Frankreich hat man auch Formen aus Messing zu den feinen Karten, wo die Umrisse der Figuren, wie in Holz, erhaben geschnitten sind, wo der Abdruck dann wie bei den Holzformen geschieht. Man kann auch die Lithographie

zum Kartendruck anwenden; auch kann man die Musirung in Kupfer stechen, besonders bei feinen Karten. Man findet aber bei den neuesten in Kupfer gestochenen Karten, daß nur das Vorderblatt Kupferstich ist, das Rückenblatt aber mit d. Musirform in Holz mit Messingstiften ist gedruckt worden. In einigen Spielkarten-Fabriken Sachsens wird die Mussirung nicht gedruckt, sondern nach Art eines Buchschnittes gesprengt.

Sobald die Kartenbogen trocken geworden, so werden sie geglättet, welches eine ihrer vorzüglichsten Eigenschaften ist, weil sie dadurch Glanz bekommen, mithin ein gutes empfehlendes Ansehen. Da nun die Spielkartenbogen, wenn sie geglättet werden sollen, nicht allein ganz trocken seyn müssen, damit die Farben sich nicht verbreiten, sondern auch warm, heiß, so geschieht das Erhitzen auf folgende Weise. Der Wärmofen ist ein viereckiger Kasten von Eisenblech auf Füßen, und hat Aehnlichkeit mit der oben beschriebenen Alme, wenn es vielleicht nicht ein und derselbe Ofen ist, welcher nur in einzelnen Stücken abweicht. Auf den Boden dieses Kastens schüttet man Asche, auf welcher die Kohlen angezündet werden. Auf den Rand dieses Kastens kommt ein Gitter von vier breiten, eisernen Bändern, deren Enden Haken machen, zu liegen. Zwischen diesen Haken legt man in das Gitter vier dünne Platten, welche eine Art von Kasten ohne Boden ausmachen, welche dienen, die größte Hitze der Kohlen aufzuhalten. Zwischen diesen Platten und dem Gitter legt man in die vier Haken, vier Karten, mit der gemalten Seite gegen das Feuer, welche in weniger Zeit so viel Hitze aufnehmen, daß man die Hand nicht darauf leiden kann; man nimmt sie weg, und legt sie flach oben auf das Gitter, und eine andere Karte an den Ort, wo man die erste weggenommen, und fährt dann solchergestalt fort, bis der Haufen erhitzter Kartenbogen zu einer gewissen Dicke gelangt ist, da sie

dann in die Hand des Seifers kommen. Dieser sitzt an einem festen Tische, nimmt den Reibeballen, der von Stücken eines alten Filzhutes zusammengesetzt worden, fährt mit diesem Ballen über das Stück Venetianische Seife, die er zu diesem Behufe bei sich in einem Napfe liegen hat, und reibt damit die gemalte Seite der Karten, läßt auch dabei einen kleinen Druck von der Seife zurück, welches hinlänglich ist, den Glättstein leicht darüber hin zu führen. Der Glätttisch ist ein schwarzer polirter Marmorstein, der Glättstein ein schwarzer Feuerstein, unten ganz gerade geschliffen; mit seinem dickern Ende steckt er in einem viereckigen Holze, und hat zwei Handgriffe, um ihn mit beiden Händen zu regieren; s. Glättstein, Th. 18, S. 572. Die Glättung giebt dem Kartenbogen gemeiniglich eine Biegung, welche man herausmachen muß. Sind die Kartenbogen auf der gemalten Seite geglättet worden, so legt man sie an den Wärmofen, um nun die unbemalte Seite zu erhitzen, welche dann ebenfalls geseift, und auch auf dieselbe Art geglättet wird. Sobald die Bogen auf beiden Seiten geglättet sind, werden sie in Spielkarten zerschnitten, das heißt, die auf dem Bogen befindliche zwölf Karten werden nun, jede einzeln, auseinander geschnitten. Dieses Zerschneiden geschieht nach den Einfassungslinien der Karten. Es haben nämlich alle Deutsche und alle Bilder der Französischen Karten einen schmalen Rand, der durch den Vorderdruck bloß durch Striche angedeutet ist, und dieser Rand ist das Zeichen, wie man die Kartenbogen in einzelne Karten zerschneiden muß. Dieser Rand fehlt aber dagegen bei den Französischen Augen. Das Zerschneiden geschieht mit großen und kleinen Scheeren, Stockscheeren genannt, wie auch schon oben, S. 224, angeführt worden; jede der drei Scheeren, die man hat, führt einen besondern Namen, als die Durchschlagscheere, die Riemscheere, und die

Blättelscheere. Die Deutschen Karten werden mit allen drei Scheeren geschnitten, erst mit der Durchschlagscheere, dann mit der Riemscheere zu Riemen, und zuletzt mit der Blättelscheere einzeln in Blätter. Die Französischen Karten hingegen nur mit den beiden Letztern oder Erstern zu Riemen und einzelne Blätter zerschnitten. Auf den Schneidetisch ist ein vierkantiges Brett senkrecht aufgerichtet und mit zwei Zapfen im Tische befestiget. Oben stecken an einer Schraube eine oder zwei Scheeren so weit vom Brette ab, als die Karten lang und breit sind. Eine große, die Durchschlagscheere, die den Bogen mitten durch, der Länge nach, durchschneidet; dann die kleinere oder Riemscheere, welche diese vier Schnitte wieder in fünf Theile, also in zwanzig Karten zerlegt, hier enthält also der Bogen Spielkarten oder der Spielkarten-Bogen zwanzig einzelne Karten, darnach wird denn auch die Form eingerichtet, geschnitten, nach der Größe und der Anzahl der Karten, die auf den Bogen gehen. Man hat auch Formen mit zwölf und mit sechzehn geschnittenen Karten, welches die gewöhnlichsten sind. Ueberhaupt hängt dieses von der einmal eingeführten Einrichtung einer jeden Karten-Manufaktur ab, wie der Besitzer derselben es für gut findet, größere Kartenbogen oder kleinere bedrucken zu lassen. Bei den in Kupfer gestochenen Karten findet man auf der Platte zwölf Karten. Die Scheerenblätter stehen mit den Seiten des Brettes parallel, und beider Untergriff ist am Tische fest. Zuletzt werden die Karte noch in eine Presse eingesetzt, und der Schnitt derselben mit einem Schnittmesser glatt und eben gemacht. In einigen Sächsischen Spielkarten-Manufakturen beschneidet man die Karten beinahe wie der Buchbinder ein Buch, und besprengt auch den Schnitt, wie es von dem genannten Handwerker bei den Büchern geschieht. — Bei den Bauerkarten wendet man die Bockpresse an,

worein Spiel an Spiel eingesetzt, und mit dem Schnitzmesser gerade geschnitten wird. Bei den feinen Karten muß besonders darauf gesehen werden, daß der Schnitt recht eben und glatt ausfällt, so daß das ganze Spiel auch ein geschlossenes Ganzes bildet, das heißt, daß keine Karte auch nur um eine Linie, sowohl der Länge, als Breite hervorstehe. Bis zum Zerschneiden mit der Scheere wird immer noch der ganze Kartenbogen behandelt; er geht alle Stationen des Klebens, Bedruckens, Ausmalens, Trocknens, Pressens, Seifens, u. Glättens durch, bis zum Zerschneiden; von da ab treten erst die eigentlichen Spielkarten ein, wie sie nachher in den Handel und in die Hände des Publikums kommen. — Wenn die Karten zerschnitten und beschnitten worden, so hat man in den Werkstätten der Kartenmacher einen großen Tisch, auf welchen man die zerschnittenen Karten legt, um sie auszusondern, zu reinigen, durchzusehen, und sie nach Spielen oder halben Dutzenden in Papier zu wickeln. Diese Papiere werin einer Form von Holz oder Kupfer abgedruckt, so daß sie ein Etiquett, überhaupt mancherlei gefällige Verzierungen enthalten, die Bezug auf das Spiel ꝛc. haben. Die Farbe dieser Verzierungen richtet sich nach der Musirung des Spiels, und ist roth oder blau. Die ganzen Namen der Spiele, z. B. Whist, l'Hombre, Piquet, Mediateur ꝛc., werden in vielen Manufakturen auf längliche, lose Stücke gegraben, welche man auf eben die Art auf die Platte bringt, auf welche man den Namen des Kartenmachers derselben hinzufügt. Dieses Letztere, nämlich das Einschlagen der Spiele ꝛc., sind Willkührlichkeiten, die von jedem Besitzer der Manufaktur abhängen, so wie die Wappen, die man auf manchen Einschlägen außer dem Stempel findet. — Die Eigenschaft, oder die Vollkommenheit der Karten besteht darin, daß sie überaus weiß und rein auf der Vorderseite, und besonders auf dem Rücken ohne alle

Flecken sind, daß die Farben nicht zerfließen, und überhaupt die Karten hart, hell, leicht, und glatt sind. Hauptsächlich muß aber die Musirung auf der Rückseite, in welchem Geäder, Geflamme ꝛc. sie auch bestehen mag, sehr egal in ihren Zügen seyn, damit sich der Spieler kein Merkmal aus irgend einer kleinen Veränderung oder Abweichung machen kann; denn der Kartenmacher muß mehr auf die vollkommene Gleichheit der Rückenseite sehen, als auf die Vorderseite; dann müssen auch die Seiten sehr gut beschnitten, selbst scharf seyn, und die Karten eine rechte spiegelnde Glätte haben, damit sie beim Mischen gut herabrutschen, eben so beim Einstecken und Ausspielen.

Was die Verbesserungen in neuester Zeit mit den Karten in den Karten-Manufakturen anbetrifft, so beziehen sich diese auf die Augen und Figuren oder Bildnisse, sowohl in den Holzschnitten, Kupferstichen, als auch in der Malerei, der Färbung derselben, da man sich jetzt auch vieler anderer Farben bedient. Auch die Musirung ist jetzt viel geschmackvoller, als früher, und läßt dem Spieler von Profession ein weites Feld zum Studium derselben, um daraus Points und Figuren zu entziffern; denn die Verschlingungen und Schlängelungen der Verzierung in Punkten mancherlei Art, erfordern gewiß ein kräftiges Gedächtniß, um etwas darin Aufgefundenes, ein kleines Merkmal zur Kenntniß des Vorderblattes einer Karte zu behalten. Bei den Bildnissen haben jetzt die ganzen Figuren den doppelten halben, den doppelten Brustbildern Platz machen müssen, so wie auch der Kupferstich immer mehr an die Stelle des Holzschnittes tritt, nur bei den gewöhnlichen Karten ist Letzterer geblieben. Bei dem jetzt wieder bedeutenden Fortschreiten der Kunst in Holz zu schneiden, indem man darin Arbeiten liefert, welche den Kupferstichen an Kraft und Weichheit in den Zügen ꝛc. wenig nachgeben, so sollte man auch bei den

feinern Karten die Holzschnitte nicht ganz aufgeben, um so mehr, da sie weit mehr Bequemlichkeit im Abdrucken darbieten, als die Kupferstiche. Daß auch die Lithographie wohl zu dem Kartendrucke angewendet werden könnte, ist oben, S. 233, schon erwähnt worden. In den ganzen Bildnissen oder Karten-Figuren hatte man zu Anfange dieses Jahrhunderts noch verschiedene Abänderungen in den Figuren; so waren z. B. in Kupferstich den zwölf Bildnissen oder Figuren die zwölf Himmels-Zeichen auf Schilden beigesellt. So z. B. hat auf dem mir vorliegenden Exemplare der Herzenkönig den Wassermann, und auch einen Adler, der zur Sonne fliegt, der Carreaukönig die Fische, der Treff- oder Treflkönig den Widder, und der Piquekönig den Stier; Coeurdame die Zwillinge, Carreaudame den Krebs, Trefldame den Löwen, und Piquedame die Jungfrau; Coeurbube die Waage und eine Sonnenblume, Carreaubube den Skorpion, Treflebube den Schützen, und Piquebube den Steinbock u. ein. Windhund zur Seite; u. so hatte man mehrere Sinnbilder den Kartenbildern beigefügt, ohne die eigenthümlichen, ganz von den gewöhnlichen Bildern abweichenden Gestalten der Figuren, wie auch schon oben, S. 222, angeführt worden. So hatte man Tarokkarten à la Figaro; Zauberkarten, Republikanische Karten, zur Zeit der Französischen Republik ꝛc. ꝛc. Auch bei den Italienern hatte man Karten mit besondern Figuren, z. B. bei dem Minchiatespiele, s. oben, S. 57, welches mit 97 Karten gespielt wurde. — Was die Farben anbetrifft, die man jetzt, außer den schon oben angeführten, noch anwendet, so sind solche aus dem Krapp gezogenes Roth, dann Französische Mennige, bei den Deutschen Karten; ferner das Mineralblau zur hellblauen Farbe; zur grünen Farbe die gemischte Farbe

aus Blau und Gelb, so auch einige andere chemische Grüne ꝛc. Ueberhaupt ist die Anzahl der Farben, die man zum Kartenmalen gebrauchen kann, in der neuesten Zeit sehr gestiegen. — Man hat früher die Spielkarten auch zur Beförderung der Wissenschaften angewendet, indem man die Grundsätze derselben auf Karten gesetzt, und damit Spiele angegeben, durch welche sie der Jugend auf eine leichte und faßliche Weise beigebracht werden können; daher hatte man chronologische, geographische, heraldische und historische Spielkarten, worin die vier Farben die vier berufenen Monarchien sind, und nach welchen man jetzt wieder Kinderspiele in Karten hervorgezaubert hat, durch welche man den Kindern gleichsam spielend die Buchstaben, das Buchstabiren, Lesen ꝛc., und so auch andere wissenschaftliche Gegenstände auf eine leicht faßliche Weise beizubringen sucht, und auch wohl, bei richtiger Anwendung und Erklärung, nicht ohne Erfolg, wie auch schon unter Spiel (Schul-), oben, S. 106, ist bemerkt worden. Man gewahrt aber hieraus, daß nichts Neues unter dem Monde sich producirt, was nicht vielleicht schon in einer veränderten Gestalt da gewesen wäre, die Mechanik, Maschinenbaukunst ꝛc. ausgenommen, man müßte denn die Menschen als wirkende Maschinen nicht übergehen. — Chemie, Botanik ꝛc. gehören nicht hierher. Zu den oben, S. 217, angeführten Auslegungen der Karten kann ich hier nicht unbemerkt lassen, daß auch die Kehrseiten des Kartenspiels in den Karten ihre Ausleger gefunden haben; hier eine Auslegung der Deutschen Karten. Die Eichel zeigt an, daß diejenigen viehisch sind, die sich dem Spiele zu sehr ergeben; das Laub, daß die um Gewinn Spielenden leichtsinnig und unbesonnen handeln; das Herz, daß diejenigen, die sich in das verführerische und gewinnsüchtige Spiel verlieben, ein verstocktes und unverständiges

Herz haben, und das Schellen, daß derjenige thöricht ist, der auf Gewinn im Spiele hofft, und dergleichen mehr.

Erklärung der Abbildungen, der oben hin und wieder angeführten, zur Spielkartenfabrikation nöthigen Geräthschaften.

Fig. 8837 zeigt eine Form zum Abdrucke der Bildnisse oder Figuren der Spielkarten.

Fig. 8838 ist der Reibeballen von Tuchecken, oder überhaupt von Tuch, das Papier auf der Form anzudrücken. Man fährt, wie schon oben, S. 229, bemerkt worden, mit diesem Ballen über das auf die mit Farbe bestrichene Form gelegte Papier sanft hin, und drückt dadurch das angefeuchtete Papier in dem Grade an, daß sich die Umrisse der Figuren oder die Points gehörig auf das Papier von der Form abdrucken.

Fig. 8839, eine Bürste, die Druckerschwärze auf die Form zu tragen, s. oben, S. 229.

Fig. 8840, ein Pinsel oder eine runde Bürste von Borsten, die verschiedenen Farben durch die Patrone aufzutragen, s. oben, S. 232.

Fig. 8841, ein Pfriem, die geleimten Blätter durchzustechen, wenn man sie aufziehen will, s. oben, S. 227, 231.

Fig. 8842, messigne Nadeln, die gekleisterten Blätter auf die Bindfaden oder Stricke zu heften.

Fig. 8843 zeigt einen Farbentopf, wie er am bequemsten zum Aufnehmen der Farben gebraucht werden kann.

Fig. 8844, ein großer Topf zur Druckerschwärze, sowohl zu den Formen, als auch zum Malen der Karten.

Fig. 8845, ein Stein, worauf man die mit gekochtem Leinöl geriebene Druckerfarbe, Druckerschwärze thut, um sie mit dem Druckerballen aufzunehmen, und auf die Form zu tragen. Sie muß auf

dem Steine mit dem Ballen gehörig durchgearbeitet werden; s. auch oben, S. 229.

Fig. 8846 zeigt einen Druckerballen zum Auftragen der Druckerschwärze auf die Kupferplatte, auch auf die Holzform.

Fig. 8847 ist das hölzerne Messer, die gekleisterten Blätter von einander zu sondern, s. oben, S. 227.

Fig. 8848, ein Reibeballen von den Stücken eines alten Filzhutes.

Fig. 8849, die Marmortafel, auf welcher die Karten geglättet werden, und welcher Glätttisch auch Th. 18, Fig. 966, ganz so, wie er in den Kartenfabriken zum Glätten mit dem Feuersteine gebraucht wird, abgebildet worden, s. auch oben, S. 235.

Fig. 8850, das Schraubebrett des Beschneiders; a die Spitzen, auf welchen man den Rand der Karten ruhen läßt, nach den bezeichneten und punktirten Linien b, b; c, c Zapfen, die durch den Tisch gehen; d, d Keile, die in die Schneidelöcher b, b gehen; e großer eiserner Nagel, welcher in das Loch f des Schraubenblattes geht, welcher Nagel durch eine Schraube fest gemacht worden; f ist seine Schraubenmutter, welche ihn fest an das Brett macht; g h sind die runden Bleche, durch welche eine Schneide der Scheere geht; x das gebogene Stück, welches nahe am Schraubenloche die zwei Schneiden der Scheere umfaßt, y, y die Schraube dazu; x das Schraubenloch, welches durch den Tisch geht, und worin die Schraube y geht. Hier muß jedoch angemerkt werden, daß nicht in allen Kartenmanufakturen oder Fabriken diese Zurichtungen gleich sind, sondern oft merklich abweichen. Diese hier beschriebene Zurichtung gebrauchte man ehemals in den Französischen Spielkartenfabriken, auch hier können sie in neuester Zeit wohl einige Ab-

änderungen erlitten haben, obgleich diese Einrichtung bequem für den Schneider ist.

Fig. 8851, die Schneiden der Schraube besonders vorgestellt, V die Schneide fest gemacht, wenn der Theil 2, der den Tisch quer überkreuzt, und bisweilen angeschraubt, und durch einen Nagel gehalten wird, und ein andermal wieder durch eine Klammer 1; u die bewegliche Schraube; z, z das Loch, worin der Schraubennagel y geht, welcher die Schneiden der Scheere zusammen fügt.

Fig. 8852, der Wärmofen. A das Gitter, worin man das Feuer thut, a, a; b, b die eisernen Bänder, welche sich in Haken endigen, c, c, in welche man die Karten legt, damit sie sich erhitzen; s. auch oben, S. 234. Auch diese Wärmöfen sind nicht in allen Fabriken gleich zusammengestellt oder gebauet, wie auch schon aus der oben angeführten Beschreibung erhellt.

Fig. 8853, die Presse; a, a die zwei gleichen Balken; b der Hebebaum; c das bewegliche Brett, welches auf das Papier kommt; d die festgemachte Platte; e die Schraube; f der Baum, womit man die Presse dreht; g das Seil; h der Baum, wo herum sich das Seil windet.

Fig. 8854, eine Art Schachtel, worin man die Spiele in Ordnung bringt oder legt.

Alle übrigen Geräthschaften, wie die verschiedenen Tische, der Kessel und die Gefäße zum Kochen der Farben, die aus Beeren, Hölzern ꝛc. gezogen werden, bedürfen keiner Abbildung, weil sie von denjenigen in andern Fabriken, z. B. Kattunfabriken, Tapetenfabriken ꝛc. ꝛc. nicht abweichen. — Hier muß nun noch angemerkt werden, daß die große Scheere, Durchschlagscheere, welche die Karten in vier Striche schneidet, welches man Schnitte nennt, von dem Nagel bis zu dem Aeußersten der Schneide etwa 20 Zoll in der Länge hat. Bei der darauf folgenden Riem-

scheere hat die Klinge aber nur 10 bis 11 Zoll in der Länge. Die Blättelscheere, die nicht in allen Fabriken gebraucht wird, indem man sich nur der vorher benannten beiden Scheeren bedient, ist noch kleiner; s. auch oben, S. 235.

Was nun den Handel mit Spielkarten anbetrifft, so kann man annehmen, daß derselbe bei dem großen und allgemeinen Beifall, den die Kartenspiele in allen kultivirten Ländern der Welt, und fast in allen Klassen des Volkes, in allen Ständen, in der neueren und neuesten Zeit gefunden haben, sehr bedeutend ist, nur ist er in den meisten Staaten passiv, beschränkt er sich nur auf den Debit der eigenen Fabriken oder Manufakturen im Lande, da die Einfuhr fremder Spielkarten verboten ist. So ist z. B. der Spielkarten-Debit in den Preußischen Staaten ein Regal der Krone, und der Handel damit nur den Distributeurs erlaubt. Alle fremde ungestempelte Spielkarten werden confiscirt, und wer sie einbringt, vertheilt, oder besitzt, zahlt 10 Rthlr. Strafe für jedes Spiel. Der Spielkartenhandel ist daher als ein Separathandel zu betrachten, den die Krone mit ihren Unterthanen führt. Indessen wird doch auch mit Spielkarten aus mehreren Fabriken Deutschlands, oder Deutscher und auch auswärtiger Staaten auf Messen ꝛc. ein Activhandel getrieben. Die Karten, welche im Handel am meisten vorkommen, sind: Deutsche, Französische, Polnische und Tarokkarten. In Deutschland liefern Berlin, München, Hamburg, Lübeck, Nürnberg, Breslau, Brünn ꝛc. ꝛc. die meisten Karten in den Handel; jedoch sollen die Karten der Deutschen Fabriken, denjenigen der Holländischen, Französischen, Englischen und Brüßler Kartenmanufakturen nachstehen, wegen der Glätte, Weiße, Leichtigkeit und Kernhaftigkeit; indessen werden jetzt auch in Deutschland aus mehreren Fabriken sehr gute Karten geliefert, die den eben genann-

ten nicht viel nachgeben werden. Man theilt diese Waare im Handel in Kupfer- und Holzschnittkarten; in extrafeine, feinfeine, feine, mittel und ordinaire Sorten, in Militair-, Kampagne-, Mignon-, Mode-, Anker-, Schwerdt-, planirte und unplanirte Bauerkarten, groß, mittel und klein Format ꝛc., und handelt sie bei Groß, Dutzend, oder, wenn es extra feine Sorte i. Futterale ist, Stückweise. Hierher gehören noch Kinderkarten, Sirenenkarten, Karniffelkarten ꝛc. Eine der größten Spielkarten-Manufakturen, welche zugleich ein vollständig assortirtes Lager von allen nur möglichen Spielkarten hält, ist die Traßlersche in Brünn, welche zugleich eine Niederlage ihrer Fabrikate in Wien unterhält. Diese Manufaktur versieht einen großen Theil der Kaiserlich-Oesterreichischen Erbstaaten mit Karten. Sie liefert z. B. a) an Bauerkarten, in Holzstich, ordinaire und bessere Sorte, Nr. 30; Rumpfskarten, Nr. 32, und mittelfeine mit Musirung, Nr. 29. — b) An Deutschen Karten, mit Holzstisch; Polnische, ganz figurirt und musirt, Nr. 27; dergleichen gemarmelte; feine Deutsche, musirt und gemarmelt, Nr. 28; kleine Deutsche, eben so, Nr. 36. — c) Deutsche Kupferstichkarten; Polnische, musirte und gemarmelte, Nr. 26; die Fechtschule, dergleichen, Nr. 25; moderne Sorte, Nr. 24. — d) Französische Piquetkarten, mit Holzstich; Polnische, mit ganzen Figuren, musirt und gemarmelt, Nr. 1; Nikolsberger, gemarmelt, Nr. 2; dergleichen beste Gattung, vierfach; Kinderkarten, ohne Stempel, Nr. 3; Gesellschafts-Piquetkarten, blau und roth musirt, Nr. 5; dergleichen feinere Art, ganz weiße und kleine Sorte, Nr. 3; Tyroler, musirte und marmorirte, Nr. 9; Hamburger, mit Kattunmusirung, Nr. 10. — e) Französische Piquetkarten, mit Kupfer-

stich; Polnische, mit ganzen Figuren, musirt und gemarmelt, Nr. 4; Schäferpiquet, in ganzen Figuren; dergleichen Nr. 6; Türkische, in Oval, Nr. 12; Maroccaner, musirt oder gemarmelt, Nr. 17, wie auch vergoldet und im Futteral; Carricaturforte, musirt oder gemarmelt, Nr. 18, wie auch vergoldet und im Futterale; Modepiquet, musirt und gemarmelt, wie auch vergoldet und im Futteral, Nr. 21; Altdeutsche, eben so, Nr. 22; broncirte, in Englischer Manier, musirt oder gemarmelt, wie auch vergoldet und im Futterale, Nr. 33; musikalische l'Hombrekarten, Durchschnitt-Figuren, musirt oder gemarmelt, auch vergoldet und im Futterale; Englische Trisettkarten, eben so, Nr. 35; Gesellschafts-Piquetkarten, mit Einfassung, musirt und gemarmelt, Nr. 38, wie auch ganz weiß, vergoldet und im Futterale. — f) Tarokkarten, mit Holzschnitt; Französische, musirt oder gemarmelt, Nr. 30; Italienische, Nr. 19. — g) Französische Tarokkarten, mit Kupferstich, worauf Gegenstände aus der Mythologie, musirt oder gemarmelt, Nr. 7, wie auch vergoldet und im Futterale. Ferner Chinesische, dergleichen Nr. 23. — h) Trappolierkarten, ordinaire, kleine, musirte, Nr. 16; fein musirte und gemarmelte, Nr. 14, große feine, Nr. 14, wie auch vierfache, Nr. 13. Dann i) Lottokarten, in 24 Blatt, vierfach marmorirt, Nr. 11. Nach diesen hier angeführten verschiedenen Spielkarten der Brünner Fabrik oder Manufaktur, findet man sie auch in vielen andern Fabriken, sowohl Deutschlands, als auch Frankreichs, Hollands, Belgiens, Englands, Rußlands, Italiens, Spaniens ꝛc. ꝛc. — Außer den Brünner Spielkarten werden in neuester Zeit auch die Spielkarten der Linzer Manufaktur sehr empfohlen; sie hat nicht nur eine Niederlage in Wien, sondern versorgt auch die übri-

gen Oesterreichischen Erbstaaten, wie die Brünner, mit ihren Fabrikaten, und dann gingen auch in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts viele Karten dieser Fabrik nach Polen. Ihr Lager ist auch sehr assortirt mit dieser Waare. — In den Preußischen Staaten haben die vorzüglichsten Spielkarten-Manufakturen Berlin und Breslau. In den Berliner-Manufakturen werden eine Menge Karten verfertiget, aber nicht aus den Fabriken selbst debitirt, sondern alle Karten werden zur Haupt-Stempelkammer geliefert, woselbst jedes Spiel mit einem Stempel versehen wird, und diesen Stempel erhält das Coeur- oder Herzenas, oder das Daus dieser Augen für das ganze Spiel. Das Hauptstempel-Magazin hat den Hauptdebit; den einzelnen Debit haben mehrere Distributeurs, in Berlin sechzehn. Die Stempelung der Spielkarten führte König Friedrich der Erste im Jahre 1700 ein, anfangs zum Besten der Armen; späterhin ist der Spielkartenhandel aber ein förmliches Monopol der Krone geworden. Die Preise der verschiedenen Spielkarten aus den Berliner Fabriken sind nach der Feinheit und Gattung der Karten auch verschieden; so hat man Tarokkarten, das einzelne Spiel zu $1\frac{1}{2}$, $1\frac{1}{3}$, 1, $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{2}$ Rthlr. Cour; Deutsche Karten zu 12, 10, 8, 6 und 4 Gr. Cour.; Französische Karten, das Sptel zu 12, 8 und 4 Gr. Cour. Die Spielkarten-Manufaktur in Breslau lieferte noch zu Anfange dieses Jahrhunderts eine so große Menge Spielkarten, daß sie damit einen nicht unbeträchtlichen Handel nach Polen trieb. — Baiern hat Spielkarten-Manufakturen in München, Nürnberg ꝛc., die viele Karten nach dem Auslande absetzen; indessen hatten im Jahre 1825 von den vier Spielkarten-Mannfakturen in München, zwei zu arbeiten aufgehört. — Sachsens Spielkarten-Manufakturen liefern auch sehr gute Fabrikate, besonders diejenigen zu Leipzig, und so sin-

det man auch noch Karten-Manufakturen in den andern Staaten und Freireichsstädten Deutschlands, z. B. zu Kassel, im Königreiche Würtemberg und Hannover ꝛc.; dann in Hamburg, Frankfurt am Main ꝛc. — Frankreich hat seine vorzüglichsten Spielkarten-Manufakturen zu Paris und Straßburg, und der Kartenhandel ist daselbst, bei der so sehr eingerissenen Spielsucht in allen Ständen, besonders in Paris, sehr ansehnlich. Die Pariser Karten zeichnen sich durch ihre Güte und Eleganz im Drucke besonders aus, sie sind weiß, dabei leicht, sehr glatt, und die Figuren und Augen darauf sind sehr gut im Stiche ausgeführt, auch eben so gut gemalt, und daher finden sie überall hin Absatz. — Daß diese Eigenschaft, welche die Karten ganz vorzüglich empfiehlt, nicht so in den Fabrikaten anderer Manufakturen angetroffen wird, hat seinen Grund darin, daß man die Karten oft an Orten aufbewahrt, welche feucht sind, welche Feuchtigkeit sich oft in Zimmern und Gemächern in den obersten Stockwerken findet, wo man es am allerwenigsten erwarten sollte; daher muß man die Spielkarten in den Manufakturen in ganz trocknen Zimmern aufbewahren, die auch keine Spur von Feuchtigkeit geben; und dann muß man sie nicht in offene Repositorien legen, sondern in große Holzschränke oder Spinden, auch Kommoden, oder sonst große Koffer und Kasten, die innerhalb mit Druckmakulatur beklebt und gut ausgetrocknet worden. Auf diese Weise erhalten sich die Karten sehr gut; es versteht sich jedoch hier, daß diese Spinden und Kasten ꝛc. an trockenen Orten stehen müssen, sonst würde die Feuchtigkeit auch in das Holz dringen, und dann auch den Karten nachtheilig werden. Die Französischen Kartenmacher berücksichtigen dieses ganz besonders, und daher liefern sie auch eine so ausgezeichnet gute Waare. Ehe man eine Auflage auf die Karten vor der Revolution in Frankreich legte,

beschnitt man die gebrauchten Karten, um daraus diejenigen zu machen, welche man unter dem Namen verbesserte Karten verkaufte, und die auf den gewöhnlichen Kaffeehäusern, und in den Tabagien von Paris, und dann in der Provinz ꝛc. immer noch Abgang fanden, als man aber eine Auflage auf die Karten machte, wurde das Beschneiden aller Karten verboten. Zur Zeit der Revolution, und bei dem öftern Wechsel der Regierung, bis zur ausgebildeten Republik mit einem obersten Konsul, und dann bis zur Regierung Napoleons, als Kaiser der Franzosen!, wurde auf diese Spielkarten-Verbesserung, nämlich aus alten, neue zu machen, wenig geachtet; nur unter Napoleons Regierung wurde auch darauf wieder gesehen, besonders bei der starken Spielsucht der Franzosen. — Die Fabriken aus Frankreich bringen alle nur mögliche Sorten Spielkarten in den Handel: Trappolier-, Tarok-, und die unter dem Namen ihres Landes so bekannten Französischen Karten, zu allen bekannten Spielen in 78, 52, 40, 36, 32 ꝛc. Blättern, als: zum Tarok-, l'Hombre-, Whist-, Boston-, Ecarté-, Tresett-, Patience-, Preference-, Piquet- ꝛc. Spiel, und da man den Franzosen zuerkennen muß, daß sie Geschmack in Allem besitzen, was sich auf Kunst und Mode bezieht, so beweisen sie dieses auch in der Fabrikation, und dem Einpacken und Verzieren ihrer Spielkarten. Man verkauft die Karten nach Spielen, in halben Dutzenden, und auch nach dem Gewichte, die Letzteren sind die schlechtesten, und nur als Ausschuß zu betrachten. Die Karten aus den Straßburger Manufakturen werden gleichfalls sehr gesucht, besonders von den Rheinländern. — Die Englischen Karten kommen weniger auf dem Festlande vor, weil die Deutschen, Holländischen und Französischen Karten-Manufakturen ihre Fabrikate überall hin in Europa abzusetzen suchen. Die Karten aus den

Holländischen Manufakturen, so auch aus den Belgischen, besonders von Antwerpen und Gent, finden auch einen nicht geringen Absatz, vorzüglich in den angrenzenden Ländern ꝛc. Wie schon oben bemerkt worden, ist der Spielkarten-Handel nur als passiv zu betrachten, da dem freien Verkehre damit, die Monopole entgegen stehen. Indessen ist dieser scheinbare Druck, der in manchen Staaten existirt, wohl mehr mit zum Vortheile der inländischen Fabriken oder Manufakturen, als er nachtheilig auf den Handel wirkt. Man kann die Spielkarten nur als einen Lurusartikel betrachten, der, wenn er gleich nicht mehr entbehrt werden kann, doch kein nothwendiges Bedürfniß des Lebens ist, und in so fern kann eine Beschränkung des Handels damit auch kein Uebel genannt werden, und da die Karten nach dem Verhältnisse des Spieles in den verschiedenen Ausgaben wohl nicht zu theuer sind, so wird diese Beschränkung auch nicht einmal gefühlt, besonders in den Landen, wo dieses Regal schon lange existirt, und man daran gewöhnt ist; und wie könnte man auch ein solches Regal, in Beziehung auf den oft großen Gewinn oder Verlust im Kartenspiele, beachten, da es dagegen erscheint, wie ein Tropfen im Oceane; und diejenigen, die bloß zu ihrem Vergnügen um einen kleinen Spielsatz spielen, wechseln ja so oft nicht mit den Karten, um diese Ausgabe zu fühlen. Uebrigens scheint die Spielsucht sich in manchen Staaten schon bedeutend gelegt zu haben, welches man an dem Aufhören so mancher Kartenmanufaktur bemerkt. So hatte Berlin vor dem Jahre 1806 noch vier dergleichen Manufakturen, und gegenwärtig nur noch drei; München hatte vier, und, wie schon oben bemerkt worden, arbeiten nur noch zwei ꝛc. Mehrere Staaten haben gar keine Fabriken, so hatte Karlsruhe, als die Hauptstadt von Baden, im Jahre 1815 noch keine Spielkarten-Manufaktur. Dieses will nun nicht sa-

gen, daß in diesen Ländern darum nicht gespielt wird; denn es werden daselbst fremde, besonders Französische Karten eingeführt; allein es beweiset doch, daß der Debit an Spielkarten nicht so bedeutend seyn muß, daß Jemand es unternimmt, eine solche Manufaktur auf seine Kosten anzulegen; auch möchte es in einem Lande nicht einmal gerathen seyn, eine solche Manufaktur anzulegen, wo ein freier Handel mit Spielkarten gestattet ist; denn die fremden Spielkarten, wenn nicht eine besondere Auflage ꝛc. darauf gesetzt ist, würden nicht allein wegen ihrer Wohlfeilheit, sondern auch wegen des Vorurtheils ihrer vorzüglicheren Güte, und auch wohl wegen ihres wirklich höheren Werthes einen größeren Absatz finden, besonders in den Rheingegenden von Deutschland, wo die Niederländischen, Französischen ꝛc. Karten einen sehr leichten Eingang finden. Wenn gleich der Spielkartenhandel nicht ein allgemeiner in Deutschland ist, so werden doch bedeutende Geschäfte mit diesem Artikel auf verschiedenen Messen Deutschlands gemacht, und viele Deutsche Spielkarten gehen auch in das Ausland, besonders macht Wien bedeutende Geschäfte in Spielkarten. Auch auf der Leipziger Messe werden viele Spielkarten abgesetzt, selbst von den eigenen Fabrikaten, da die Sächsischen Spielkarten den Französischen in der Güte und in dem Striche nicht viel nachgeben; sie sind daher eine gesuchte Waare. Italienische Spielkarten kommen in Deutschland selten vor. Der Handel damit beschränkt sich mehr auf das eigene Land, die Staaten Italiens, und auf die angrenzenden Länder, wie z. B. die Schweiz. Auch Rußland hat einen nicht unwichtigen Spielkartenhandel, welcher besonders durch die Spielsucht, die den nördlichen und östlichen Völkern, besonders in den höheren und gebildetern Ständen derselben, so eigen ist, Nahrung erhält; denn in allen großen Städten Rußlands, besonders aber in Moskwa

und Petersburg, ist das Kartenspiel die allgemeinste Unterhaltung an Winterabenden für beide Geschlechter; in einigen Häusern, besonders bei Hausfesten, die nicht selten vorkommen, beschäftiget es die Gäste schon vor dem Mittagstische. — Schon unter der Kaiserin Katharina der Zweiten befanden sich in Petersburg acht Deutsche Spielkarten-Manufakturen, von welchen eine dem Findelhause gehört, und trotz der erlaubten Einfuhr der Französischen Spielkarten, die damals, nach Georgi*), sehr ansehnlich war, bestanden sie doch recht gut. Auch die Kartenmanufakturen Moskwas waren sehr ansehnlich, und geben jetzt den Petersburger Manufakturen dieser Art nichts nach; sie machen, so wie diese, bedeutende Geschäfte mit ihren Fabrikaten nach dem Innern des Reiches, und nach dem Königreiche Polen, in welchem letztern Reiche, auch unter Rußlands Scepter, die Spielsucht immer noch sehr stark ist, besonders unter den Großen und den andern Ständen, sowohl in der Hauptstadt Warschau, als auch in den Provinzen. Wie stark das Kartenspiel in diesem Lande Wurzel geschlagen hat, geht aus dem bedeutenden Handel mit Spielkarten dahin hervor, welcher sowohl aus dem Oesterreichischen, als aus dem Preußischen und Sächsischen noch zu Anfange dieses Jahrhunderts nach Polen getrieben ward, ohne die Französischen Spielkarten zu rechnen, welche einen gleichfalls bedeutenden Absatz fanden. Was die andern nordischen Reiche, wie Schweden, Dänemark, anbetrifft, so läßt sich über ihren Handel mit Spielkarten hier sehr wenig sagen, da er nur im Allgemeinen aller Waaren mit eingeschlossen ist, und so wichtig er auch jedem einzelnen Staate gewiß ist, so findet man sowohl der Spielkarten-Manufakturen oder Fa-

*) Versuch einer Beschreibung der Kaiserl. Russisch. Residenzstadt St. Petersburg ꝛc. St. Petersburg, 1790, S. 182.

briken, als auch des Handels mit den Fabrikaten derselben so selten in statistischen Werken Erwähnung, und nur so nebenbei findet man hin und wieder einzelne Notizen darüber, gleichsam verloren, eingestreut, ein Beweis, nicht von dem geringen Fortschreiten des Spiels im Allgemeinen, sondern von der Beschränkung des Handels; denn sonst müßte man darüber mehr aufgezeichnet finden.

(In diesem Artikel lese man oben, S. 210, Jehan le Saintré, u. S. 219, die Dame in Carreau, die schöne Agnes Sorel.)

Spielkartenfabrik, siehe Spielkarten-Manufaktur.

Spielkartenfabrikation, Spielkarten-Verfertigung, s. oben, unter Spielkarte, S. 223, u. f.

Spielkartenfarben, Farben, welche zur Ausmalung der Spielkarten gebraucht werden; s. oben, unter Spielkarte, S. 227, und S. 239.

Spielkartenform, s. oben, unter Spielkarte, S. 228, und S. 229.

Spielkartengefäß, ein auf einer Seite offener viereckiger Kasten, von ungefähr 4 Zoll Breite, in welchen die Karten beim Sortiren gelegt werden. Zu einem jeden Blatte ist auch ein besonderes Gefäß, so daß man nach dem Sortiren die Spiele sehr leicht zusammensetzen kann, weil man aus jedem Kasten ein Blatt zu einem Spiele nimmt.

Spielkartenhandel, s. oben, unter Spielkarte, S. 244 u. f.

Spielkartenkleister, Kartenkleister, s. daselbst, S. 223.

Spielkartenmacher, Spielkarten-Verfertiger, Kartenmacher, Kartenfabrikant; Fr. Cartier, ein Arbeiter, Handwerker, welcher die Kunst ver-

steht, die Spielkarten zu kleben, zu drucken und zu malen. In denjenigen Ländern, wo die Karten gestempelt werden, also der Debit der Karten ein Regal ist, findet man die Kartenmacher nur in den Hauptstädten des Reiches. So z. B. in den Preußischen Staaten nur in Berlin, Breslau ꝛc. Mit den Karten, welche in Berlin gemacht werden, wurde vor 1806 das ganze Land, außer Schlesien und den Ländern jenseits der Weser, versorgt. Mit den Karten, welche die Breslauer Karten-Manufaktur lieferte, wurde Schlesien und das angrenzende Polen (damals Süd-Preußen) versorgt ꝛc.; und so geschieht es auch in andern Staaten, daß der Hauptdebit der Karten immer von der Residenz und den Hauptstädten des Landes ausgeht. Die Kartenmacher erlernen ihr Gewerbe, ihre Kunst in vier Jahren; sie können aber in denjenigen Ländern, von denen so eben die Rede gewesen ist, das heißt, wo die Spielkarten ein Regal sind, niemals Meister werden; es sey denn, daß sie ein Privilegium erhalten, oder die Wittwe eines Kartenmachers heirathen ꝛc. In denjenigen Staaten, wo dieses Gewerbe frei ist, wie in den großen Reichs- und Seestädten, da kann derjenige eine Kartenmanufaktur anlegen, der die Mittel dazu besitzt, und seine Karten, wie es ihm beliebt, in den Handel bringen; auch ist er daselbst nicht gebunden, nur gewisse Karten zu verfertigen, sondern er kann eine jede Sorte machen, die er versteht, und die des Orts gewöhnlich ist. In den oben angeführten Staaten aber, wo der Spielkartenhandel ein Regal ist, da beschäftigen sich auch die Kartenmacher ein Jeder mit einer andern Art. So z. B. macht Einer bloß Deutsche Karten, ein Anderer Tarokkarten, ein Dritter Französische Karten ꝛc.; indessen hat sich dieses in neuester Zeit doch in etwas geändert, so daß die einmal privilegirten Kartenmacher, die ihre Fabrikate zur Staats-Stempelkammer

liefern, auch wohl mehrere Sorten machen können; nur da dergleichen Fabriken in der Regel auf eine bestimmte Art von Spielkarten eingerichtet sind, so bleiben sie auch dabei, und mögen nicht gern darum ihr Gewerbe mehr ausdehnen. Uebrigens ist die Spielkartenfabrikation ein freies Gewerbe, kein zunftmäßiges, nach der ehemaligen Art der Zünfte. Wer es daher erlernen will, der kann mit seinem Lehrherrn auch einen Kontrakt auf drei Jahre, und wohl auf noch wenigere Zeit machen, wenn er bloß die Spielkarten zu machen erlernen und keinen Wochenlohn nehmen will, wie in den Kattun- und Tapetenfabriken, wer aber diesen nimmt oder nehmen muß, muß sich auch auf längere Zeit zu lernen verbindlich machen, jedoch ist die höchste Zeit nur auf vier Jahre; dann bekommt er aber gleich in der Woche etwas Bestimmtes, wie in den oben angeführten Fabriken. Wird er endlich Gesell, so ist er entweder ein Drucker, der alle die andern Fabrikarbeiten auch verstehen muß, und ehemals wöchentlich, nebst Essen und Trinken und Schlafstätte, 16 Gr. erhielt, oder ein Glätter, mit dem man einen andern Kontrakt machte. Gegenwärtig erhalten sie weder Wohnung, noch Beköstigung von ihrem Herrn, also auch einen weit höhern Lohn. Diejenigen Kartenmacher, welche ihr Gewerbe oder ihre Kunst nur in solchen Fabriken erlernt haben, die dem Staate ihre Fabrikate abliefern oder einliefern müssen, und also nur eine Art Karten gewöhnlich machen, müssen wandern oder reisen, um sich auch in den andern Arten von Karten zu vervollkommnen, welche sie zu machen nicht erlernt haben. Die vorzüglichsten Oerter, welche sie besuchen müssen, um sich in ihrer Kunst weiter auszubilden, sind in Deutschland: Augsburg, Berlin, Bremen, Breslau, Brünn, Braunschweig, Cassel, Dresden, Goslar, Hamburg, Hanau, Hannover, Haf, Lübeck, Lüneburg, Leipzig, Linz, Memmingen,

München, Neu-Brandenburg, Nürnberg, Prag, Ulm, Wien, Wismar. — In den Niederlanden Amsterdam und Brüssel, in Frankreich: Paris und Strasburg. — Die vorzüglichste Geschicklichkeit der Kartenmacher in ihrer Kunst, besteht im guten Pappen oder Zusammenkleben, Kleistern oder Leimen der Papiere zur Karte, in Austheilung der Quadrate auf dem Bogen, im Patronenschneiden, Mischen der Farben, im Abdrucken, im Glätten und Beschneiden der Karten. Ehemals bestand in den Kartenmanufakturen zu Paris das Gesetz, daß die Arbeiter nicht eher als vier Uhr des Morgens anfangen, und bis um acht Uhr des Abends arbeiten sollten. Im Winter von fünf Uhr des Morgens, bis neun Uhr des Abends. Ferner ward ihnen zugestanden, drei Stunden zu ihrer Mahlzeit; die wirkliche Arbeit war also des Tages dreizehn Stunden durchs ganze Jahr. Hier in Berlin, so wie auch in andern Städten Deutschlands, fangen sie die Arbeit des Morgens um sechs Uhr an, bis Mittags zwölf Uhr; dann von zwei Uhr an bis Abends acht Uhr, im Sommer und Winter. Wie alt dieses Gewerbe ist, oder zu welcher Zeit es wohl begonnen hat, und von wem es erfunden worden, siehe oben, unter Spielkarte; dann den Art. Spiel, Th. 157, und die verschiedenen Spiele, im Register. Worin die Kunst der Spielkarten-Verfertigung besteht, oder wie sie ausgeübt wird, sagt der Artikel Spielkarte, oben, S. 223 u. f. — Der Kartenmacher sucht Alles, was durch seine Fabrikation hervorgebracht wird, zu benutzen, so auch den Ausschuß und Abgang der Karten, und des Papiers. So z. B. wird der Ausschuß, die ausgemusterten Karten, wieder um ein Billiges verkauft, das heißt, nicht als Spielkarten, oder Karten zum Spielen, sondern zu andern Zwecken, da der Ausschuß immer so gemischt ist, daß man sich kein ganzes Spiel herausuchen kann; denn

es fehlen nicht nur einzelne Figuren, sondern auch das Coeuras, welches gewöhnlich den Stempel trägt, wenn man auch alle übrigen Asse darunter findet. Zum Auswurfe gehören alle fleckigen und beleimten Karten, alle Karten, die in der Malerei verdorben worden, deren Farben in einander gelaufen oder verwischt worden sind. Alle diese Karten werden entweder Hundertweise oder nach Pfunden erhandelt. Man kann rechnen, daß auf eine Schicht von 40 halben Dutzenden, 2 bis 3 halbe Dutzend fehlerhaft sind, die der Kartenmacher als Ausschuß verkaufen muß; s. auch unter Spielkarten-Manufaktur. Auch das ausgeschossene Papier, der Abgang an Kartenpappe, oder von den Kartenblättern, wird, Ersteres an Kaufleute, und Letzterer an die Papiermühlen verkauft, in welchen er gestampft und von Neuem zum Papiere gebraucht wird. — Der Preis in den Papiermühlen für diesen Abgang ist freilich nur geringe, indessen muß doch der Kartenmacher Alles zu Gelde zu machen suchen, selbst seine Fehler.

Spielkartenmaler, uneigentlich derjenige, welcher sowohl die rothen Augen, als auch die Umrisse der Figuren durch die Patrone färbt. Es ist daher kein förmliches Ausmalen der Gegenstände, sondern nur ein Durchstreichen der Farben auf diejenigen Stellen, wo sie hinkommen sollen, wie bei der Schablone in der Zimmermalerei; daher kann man diese Verrichtung auch nicht malen, sondern nur färben nennen. S. auch oben, unter Spielkarte, S. 231.

Spielkartenmalerei, s. oben, unter Spielkarte, S. 231 u. f.

Spielkarten-Manufaktur, Spielkartenfabrik, eine Manufaktur, das heißt, ein Ort, eine Werkstatt, in welcher Spielkarten fabricirt werden. Daß eine solche Werkstatt geräumig seyn muß, ist schon oben, unter Spielkarte, S. 225, erwähnt worden. Vor

allen Dingen kommt aber Alles auf eine gute Einrichtung, gehörige Stellung der Geräthschaften, der Tische, sowohl zum Sortiren, als Kleben des Papiers, zum Drucken oder Abdrucken der Formen, zum Ausmalen der Karten, zum Glätten, u. zum Beschneiden derselben, Stellung der Presse zum Pressen ꝛc. an, damit in der Fabrikation keine Hinderung von Seiten der Arbeiter geschehe, und Jeder das ihm nöthige Geräth in seiner Nähe habe. So muß auch im Trockensaale Alles an seinem Orte, und die Leinen und Stangen, worauf die Kartenbogen getrocknet werden, nicht nur in hinlänglicher Anzahl vorhanden, sondern auch so angebracht seyn, daß sich die Bogen im Hängen nicht einander berühren können; auch daß man beim Aufhängen nicht daran stoße, uud sie herabwerfe, oder beschmutze, siehe auch oben, S. 227 und 231. In einer gut eingerichteten Manufaktur kann der Herr oder Meister mit einem Kleber, zwei Druckern, einem Glätter, einem Ausmaler, und ein Paar Lehrburschen, außer den Frauensleuten, welche das Papier reinigen, und andere auf das Kleben der Karten sich beziehende Handarbeiten thun müssen, in einer Woche viele Dutzend, ja Groß Karten verfertigen; denn Alles kommt hier nur auf eine gute und zweckmäßige Einrichtung an, so daß sich die Arbeiter einander in die Hände arbeiten, und kein Aufenthalt entsteht. Wo aber in einer solchen Manufaktur Unordnung herrscht, nichts an seinem gehörigen Orte ist oder steht, sondern immer erst hervorgesucht werden muß, da wird auch die Arbeit aufgehalten, und es kann bei weitem nicht so viel gefertiget werden, als in den Manufaktnren, wo Alles, so zu sagen, nach der Schnur geht. Es darf in einer gut eingerichteten Manufaktur an nichts fehlen; Alles muß in Vorrath eingekauft seyn, sowohl das Papier, wie die zum Kleistern nöthige Stärke und das Mehl, die Farben, Pinsel und Bürsten; dann müssen die Formen in gehörigem Stande

seyn; auch immer neu geschnittene in Holz, oder radirte, geätzte in Kupfer, vorräthig dastehen, daß wenn irgend im Drucke etwas bei den Holzformen zerbricht, oder sowohl diese, als auch die in Kupfer gestochenen nicht mehr ihre Dienste thun, der Abdruck schlecht ist, nicht mehr mit Ausdruck geschieht, man eine andere nehmen kann, und also im Abdrucke der Musirung, der Figuren und der Points kein Aufenthalt entstehe; eben so sorge man auch für eine hinlängliche Anzahl von Patronen zum Ausmalen der Karten; so, daß wo etwas den Dienst versagt, man nicht verlegen seyn darf, um den Druck ꝛc. fortzusetzen. Auch müssen die übrigen Geräthschaften, der Kessel, die Farbentöpfe, die Kleistertine, die Tische, die Pressen, kurz Alles, was bei der Fabrikation gebraucht wird, zum öftern nachgesehen werden, damit auch hier, bei irgend einem Mangel, einigen Fehlern, gleich das Nöthige besorgt werden kann. Ferner müssen die Gemächer, Zimmer, Säle, worin die Fabrikation geschieht, immer gehörig gereiniget werden, besonders aber der Trocknensaal, damit nicht Staub sich auf die Kartenbogen anlege, und solche verunreinige; denn hierauf muß besonders gesehen werden, weil von der Reinlichkeit und Sauberkeit der Kartenbogen sehr viel abhängt, besonders bei den feinen Karten, daher muß man hier mit großer Vorsicht zu Werke gehen. Dieselbe Vorsicht muß auch bei der Fabrikation beobachtet werden, daß man die Bogen mit reinen Händen anfaßt, die Formen gehörig abwischt, die Patrone, welche man auf die Bogen legt, eben so rein erhält, überhaupt Alles, was auf die Fabrikation Bezug hat, mit großer Reinlichkeit vollbringt. Nur auf diese Weise ist es auch möglich, weniger Ausschuß zu erhalten; denn der meiste Ausschuß entsteht durch ein zu schnelles unbedachtsames Arbeiten, besonders beim Ausmalen, und durch Unreinlichkeit, welches man in denjenigen Fabriken findet, wo es an ei-

ner gehörigen Aufsicht und guten Ordnung fehlt. — Die Verrichtungen, Arbeiten, in den Spielkarten-Manufakturen, das Sortiren des Papiers, das Kleben oder Pappen der Kartenbogen, das Trocknen, Pressen, Drucken, Ausmalen, Glätten, Beschneiden, Sortiren, Einschlagen und Zeichnen der Karten, ist schon oben, unter Spielkarte, S. 225 u. f., beschrieben worden. Hier noch Einiges über das Absondern, Reinigen und Durchsehen der fertigen Karten in den Manufakturen. Das Ab- und Aussondern der Karten besteht darin, jede Gattung Karten besonders zu legen, z. B. alle Könige, alle Damen, alle Buben, alle Asse, Zehnen ꝛc. Man nimmt ein Muster, welches nach den verschiedenen Fabriken aus der Arbeit von fünf oder sechs Büchern besteht; sechs Bücher enthalten 300 Blätter Karten durcheinander, das heißt, von allen Augen und Figuren. Sind es nun Figuren, so fängt man bei der Pique- oder Schippendame an, die man auf den zum Sortiren bestimmten Tisch legt, ihr zur Seite kömmt der König und der Bube von Pique; dann in derselben Reihe König und Dame von Coeur oder Herzen, König und Dame von Carreau oder Schellen; dann Bube, König und Dame von Trefle oder Kreuz, welche zehn Blätter einer Reihe, oder einen halben Bogen machen. Die andern zehn Blätter legt man auf dieselbe Weise etwas über die andern. Wenn nicht durch die Scheere etwas beim Schneiden versehen worden, so müssen alle Karten jeder Gattung sich an ihrem Orte befinden. Auf gleiche Weise legt man die rothen und schwarzen Augen, Points, Zahlkarten, so, daß die Augen so vertheilt werden, daß man die Spiele schichten, oder Spiele daraus machen kann. Jetzt fängt man an die Karten zu mustern und zu reinigen. Das Reinigen geschieht mit einem spitzen Messer, Federmesser, indem man

damit alle Unreinigkeiten von beiden Seiten abnimmt. Das Mustern oder Auswerfen besteht im Ausstoßen derjenigen Karten, die solche Fehler haben, daß sie davon nicht befreit werden können; man wirft sie in einen zur Seite stehenden Kasten. Der Musterer nimmt nun eine Gattung Karten, es seyen Könige, Damen, oder Buben, läßt sie aus der rechten in die linke Hand laufen, um zu sehen, ob sie auch nicht durch den Leim aneinander kleben, oder beschmutzte darunter sind; finden sich Letztere, so legt er sie besonders; er läßt sie nun von der weißen Seite noch einmal durchlaufen, und wenn er etwas Unreines darauf findet, radirt er es mit einer scharfen Spitze weg. Dann scheidet man auch die ganz weißen Karten von den dunklern. Es entstehen daher durch das Mustern drei Gattungen Karten. Die erste Sorte, der Kern genannt, sind die allerweißesten und reinsten, die zweite Sorte ist nicht so rein, und dann folgt die dritte Sorte, als die dunkelsten in der Farbe. Man findet auch in einigen Fabriken noch eine andere Sorte, indessen ist dieses eine Willkühr eines jeden Karten-Manufaktur-Inhabers, sie in so viele Sorten zu bringen, als er glaubt nach der Farbe und Reinheit machen zu können. Der eigentliche Auswurf soll ungefähr sechs oder sieben aufs Hundert machen. In einigen Fabriken werden die ausgesuchten Karten wohl noch einmal vorgenommen und durchgesehen, ob man nicht eine falsche beim Sortiren habe unter eine bessere Sorte unterwerfen lassen, und sie auch von gleicher Weiße ꝛc. sind. Findet man nun die gemusterten Karten ohne Tadel, so werden sie zu Spiele geordnet und eingeschlagen, nach dem der Brauch in dieser oder jener Fabrik ist. Wie die Französischen Karten sortirt werden, eben so geschieht es auch mit den Deutschen und Tarokkarten.

Was die verschiedenen Spielkarten-Manufakturen, sowohl in Deutschland, als in andern Staaten betrifft,

so läßt sich hierüber wenig mittheilen, weil es an hinlänglichen Nachrichten fehlt, indem die statistischen Werke, wie auch schon oben, S. 253, bemerkt worden, sie nur nebenbei erwähnen. Die bedeutendsten Manufakturen in diesem Zweige hat Frankreich, England, Deutschland und Rußland. Von Deutschen, Französischen und Russischen Fabriken ist Manches schon oben, unter Spielkarte, und unter Spielkartenmacher vorgekommen. — In den Spielkarten-Manufakturen Deutschlands werden jetzt die Deutschen Karten, außer ihren gewöhnlichen Figuren und Augen, auch noch mit andern Sinnbildern geschmückt, die sich theils auf bürgerliche Gewerbe, theils auf Belustigungen, Spiele, theils auf andere Verhältnisse des Lebens und auf das Kriegshandwerk beziehen. In den Gewerben beziehen sich die Sinnbilder auf Handwerke, Ackerbau, Fischerei ꝛc., gewiß sehr gut gewählte Gegenstände, da die Karten wohl größtentheils in die Hände dieser Klasse des Volkes kommen; und entspräche die Ausführung nur einigermaßen dem Gehalte der Bilder, so würden sie, beim Spielen damit, auch den Zweck, warum sie gewählt worden, gewiß nicht verfehlen; wenn nämlich ein Zweck bei ihrer Wahl Statt gefunden, und sollen sie nur als bloße Verzierungen dienen, dann entspricht ihre Ausführung dem Kunstsinne der Zeit eben nicht. — Dieser Kunstgeschmack in der Verzierung Deutscher Karten trifft aber nicht alle Spielkarten-Manufakturen Deutschlands; denn in vielen findet man die Gegenstände, die als bloße Verzierung dienen sollen, gut gewählt und in den Umrissen ausgeführt, oder ganz weggelassen, welches Letztere gewiß besser, als das Erste ist.

Spielkartenmaß, Spielkartenmaaß. Das Maß der Französischen Spielkarten ist 3 Zoll 1 Linie in der Höhe, und 2 Zoll und 1 Linie in der Breite. Man macht sie aber auch, besonders in Deutschland, ein Paar

Linien höher, und 1 Linie breiter. Die Deutschen und Tarokkarten sind ein Paar Linien höher, aber nicht so breit, wohl um 1 Linie schmäler ꝛc.

Spielkartenmuster, Patronen zum Ausmalen der Spielkarten, s. oben, unter Spielkarte, S. 231. Die Musterblätter oder Patronen zu den Karten werden auf folgende Weise verfertiget. Man nimmt, um die Augen oder Points der Französischen Karten zu machen, Ausschneideeisen von Stahl, die an ihrem Rande scharf sind, und die Figuren von Herzen oder Coeur, Carreau oder Schellen, Pique oder Spade, und Trefle oder Kreuz enthalten, siehe Fig. 8855. Man legt nun das zur Patrone bestimmte kartonirte Papier, welches von der einen Seite mit weißer, und von der andern mit brauner Oelfarbe angestrichen worden, und gehörig trocken ist, auf einen hölzernen Klotz, Fig. 8856, und setzt die Stahleisen, Schnitteisen, auf diejenigen Oerter, wo die Figur, die sie enthält, auf die Karte hinkommen soll, und schlägt mit dem Schlägel T darauf, so erhält man mit einem einzigen Hammerschlage das Coeur, Pique ꝛc. Die Eintheilung auf dem Kartenbogen geschieht auf folgende Weise. Man nimmt ein Figurenblatt, dessen Umrisse, wie oben, S. 229, angeführt worden, mit einer Holzform oder mit einer Kupferplatte abgedruckt worden, damit die Karten mit Augen von derselben Größe werden, als die Bildnisse, und daß auf den Kartenbogen oder der Pappe 20 Karten sind, wie auf der Form, und dann wird das Eingetheilte ausgeklopft. Man legt daher, wie schon oben bemerkt worden, das eingetheilte Blatt auf einen großen hölzernen Klotz, Fig. 8856, und nimmt das Ausschneideeisen R, Fig. 8855, welches Pique oder Trefle, Herzen oder Carreau hat, welches die vier Karten im Spiele sind, und setzt es auf die Pappe. Z. B. das Eisen enthält Pique, so fängt man von der linken Seite, von oben der Ein-

theilung an, und klopft mit einem Schlägel nur leicht auf, und macht auf diese Weise in dem ersten Viereck des Bogens die Piquesieben. In dem folgenden Viereck das As oder Daus, hierauf die Neune, dann die Zehne und die Achte. Diese fünf Karten machen den ersten Strich aus, welches man Schnitt heißt, weil ihn die Scheere durch einen Schnitt theilt. Man schlägt nun die Piqueneune unter die Achte, die Sieben unter die Zehne, das As unter die Neune, die Achte unter das As, die Zehne unter die Sieben, welches den zweiten Schnitt ausmacht. Die Trefle- oder Kleeblätter werden in die zwei untersten Striche des Bogens ausgeklopft, nach derselben Ordnung, wie die Piques, und mit Coeur und Carreau macht man es auf dieselbe Weise, wie vorher gezeigt worden, das heißt, man beobachtet dieselbe Ordnung. Fig. 8857 und 8858 zeigt zwei solche ausgeschlagene Points-Patronen oder Muster. Man hat zu den Sieben, und zu den rothen und schwarzen Assen auch besondere Bogen; auch zu den rothen und schwarzen Zehnen. Die Kartenmacher haben nur die Größe der Karten abgezeichnet, die Augen setzen sie nach dem bloßen Augenmaße, und treffen die Stelle, wo sie stehen müssen, jedesmal. Man kann sich dazu aber auch Muster schneiden, und die Stellen, wo die Augen zu stehen kommen, mit Linien bezeichnen, um sicherer den Ort und die Stelle zu treffen. Mit den Figurenstellen, die nach der Patrone ausgemalt werden sollen, geschieht das Ausschneiden auf dieselbe Weise, auch hier werden diejenigen Stellen der Karten, welche bemalt werden sollen, nach der Patrone ausgeschnitten, welches nach einer genauen Zeichnung daraaf geschieht. Das Ausschneiden dieser Stellen geschieht aber hier mit einem scharfen Messer, Federmesser. Wenn man die Karten nicht auf der Patrone aufzeichnen oder sich anfzeichnen lassen will, so darf man nur ein ausgesuchtes Kartenblatt nehmen,

und es auf die Patrone legen, und mit kleinen Drathstiften darauf befestigen, und diejenigen Stellen darin nach dem Umrisse der Figur herausschneiden, wo die Farbe hinkommen soll. Das Malen der Karten durch die Patrone geschieht, wie es oben, unter Spielkarte, S. 231, ist angeführt worden.

Spielkartenpapier, das Papier, welches zur Verfertigung der Spielkarten gebraucht wird; s. oben, unter Spielkarte, S. 223.

Spielkartenpatrone, s. Spielkartenmuster.

Spielkartenplatte, eine Kupferplatte, Stahlplatte ꝛc., worein Spielkarten, Figuren oder Augen, zum Abdrukke radirt oder geätzt worden; s. oben, unter Spielkarte, S. 228.

Spielkartenpreis, Spielkartenpreise, die Preise von den Spielkarten, das heißt, was ein Groß, ein Dutzend, oder ein Spiel kostet. Was der Preis der einzelnen Spiele ist, oder wie hoch ein einzelnes Spiel im Preise steht, ist schon oben, unter Spielkarte, S. 247, angeführt worden. Man kann diesen Maßstab des Preises der Berliner Karten-Manufakturen ungefähr als geltend für alle Manufakturen Deutschlands annehmen, nur daß die Karten hin und wieder feiner für den angeführten Preis sind, oder nach ihrer Feinheit wohlfeiler, als in dieser oder jener Fabrik, wo man für einen gleichen Preis ordinaire erhält. In denjenigen Staaten, wo der Kartenhandel ein Regal ist, bekommen die Distributeurs derselben gewisse Prozente vom Hundert. Was die Spielkartenpreise in den Fabriken außerhalb Deutschland anbetrifft, so sollen die Französischen nach ihrem Gehalte am wohlfeilsten seyn. Mehr über die Kartenpreise läßt sich hier nicht sagen.

Spielkartenstempel, ein Stempel, ein aufgedrucktes Zeichen, sowohl um die Karten, als einen im Lande allein gangbaren Artikel, eine gangbare gute Waare

zu bezichnen, als sie auch als ein Vermehrungsmittel der Landesherrlichen Einkünfte zu betrachten. In dem ersten Falle hat die Bezeichnung der Karten mit einem Stempel, Werthstempel, das Gute, um das Publikum vor beschnittenen, heimlichen Karten feiner Spieler, Spieler von Profession, sicher zu stellen, obgleich es ungeachtet dieser strengen Maßregel der Regierung dennoch während des Spiels geschieht; im andern Falle, als ein Landesherrliches Einkommen, muß man die Karten als ein Luxusartikel betrachten, der diese kleine Steuer wohl tragen kann, wenn man bedenkt, wie man mit dem Gelde beim Spiele umgeht, und es oft zu Tausenden aufs Spiel setzt. Der Spielkartenstempel, so wie die Accise ꝛc., ist eine Erfindung Französischer Finanziers, und von Frankreich aus ist derselbe mit andern Verordnungen auch zu uns herüber gekommen, und wer daher Französische, überhaupt fremde Spiele mit fremden Karten spielt, muß es sich auch gefallen lassen, daß er nach fremder Sitte besteuert wird; denn wem das Eine gefällt, dem muß auch das Andere gefallen, wie man ein Uebel durch das andere vertreibt. — Die Stempelung und der Debit der Karten geschieht entweder von einer eigends dazu bestallten Kammer, Direktion, oder von einem dazu ermächtigten Kameralbedienten, oder von einer Person, die es von der Regierung gepachtet hat, ꝛc. ꝛc.

Spielkarten-Verfertigung, s. oben, unter Spielkarte, S. 223, u. Spielkarten-Manufaktur.

Spielkarten-Verordnung, s. unter Spielverordnung.

Spielkasse, eine Kasse zum Spielen, woraus diejenigen, die dazu beigetragen haben, gemeinschaftlich spielen, dieses ist besonders beim Kegelspiele der Fall, wo mehrere Spieler zusammen aus einer Kasse spielen, und nach Beendigung des Spiels den Gewinn und Verlust theilen, oder den Gewinn theilen und den Ver-

lust tragen. Eine solche Kasse kann nur bei allen den Spielen geführt werden, wo mehrere Spieler, oder doch zwei das ganze Spiel hindurch zusammen bleiben können, bei andern Spielen aber, besonders Kartenspielen, wo solches nicht möglich ist, und die Spieler oft getrennt werden, oder doch ein verschiedenes Interesse bei dem Spiele haben, und auch haben müssen, fällt dieses weg. — Auch dasjenige Geld, welches Jemand znm Spiele bestimmt hat, welches er zu diesem Vergnügen besonders von seiner Einnahme monatlich od. vierteljährlich zurückgelegt, führt diesen Namen; siehe auch unter Spiel, Th. 157, S. 565. Daher sagt man auch: Auseiner Kasse spielen; die Spielkasse ist bald erschöpft, bald gefüllt. Die Spielkasse hat ein Loch bekommen, wenn das Geld verspielt ist ꝛc.

Spielkästchen, kleine, sauber gearbeitete, auch wohl bunt ausgelegte Kästchen von Mahagony-, Rosen-, Zuckerkisten-, Buxbaum-, Schwarzeben-, Cedern-, Citronen-ꝛc. Holz, worin man die Spielmarken und auch die Karten zum Spiele aufbewahrt. Man hat l'Hombre-, Whist-, Ecarté- ꝛc. Kästchen, welche die Marken und Karten zu diesen Spielen enthalten.

Spielkasten, eine Benennung der Drehorgel, Leyerkasten.

Spielkatze, Spielkätzchen, sagt man gewöhnlich von einem schon etwas herangewachsenen jungen Mädchen, welches noch gern spielt, die Puppe an- und auszieht, überhaupt sich gern den Kinderspielen hingiebt. Diese Benennung eines jungen, gern spielenden Mädchens ist keinesweges strafend, oder verhöhnend, sondern nur ein Ausdruck des Spaßes, eine Benennung im Scherze; eben so spielend, wie ein Kätzchen.

Spielkegel, s. unter Kegel, Th. 36.

Spielkenner, ein Kenner dieses oder jenes Spieles, der die Einsicht von einem Spiele hat, der es zu beurthei-

len versteht, die Regeln ꝛc. kennt, ohne es praktisch geübt zu haben. Diese Kennerschaft des Spieles bezieht sich auch auf alle andere Spiele, wie auf das Schauspiel, Tonspiel ꝛc. ꝛc.; wenn man die Regeln aller dieser verschiedenen Spiele kennt, ein jedes Spiel zu beurtheilen versteht, alle Nüancen desselben durchdringt, und sowohl die Vollkommenheit der Ausführung, so wie die Fehler desselben klar darlegen kann, ohne selbst zu spielen, oder es praktisch geübt zu haben. Kenner eines Spieles zu seyn, besonders bei den zuletzt angeführten Spielen, wo Kunst und Natur vereint wirken müssen, erfordert ein langes Studium im Zuschauen und Zuhören, ein scharfes, geübtes Auge, und ein feines Gehör, und dann viel Scharfsinn, und eine geläuterte Beurtheilungskraft, um sich nicht mit der Tagesfluth fortreißen zu lassen. Die Kennerschaft in einem Spiele zu besitzen, ist daher von nicht geringer Wichtigkeit; sie ist das vollgültigste Urtheil, das Zeugniß der Reife oder Unreife eines Spielers oder Spielenden. Es gehört dazu eine besondere Gabe, ein besonderes Talent, das nicht ein Jeder besitzt; denn man kann sehr gelehrt seyn, außerordentlich viel wissen, und dennoch ein schlechter Kenner eines Schauspiels, eines Tonspiels seyn, wenn man gleich die Regeln von Beiden weiß, und sowohl im Theater, als auch auf dem Konzertsaale nicht fremd ist. Man wird Beides beurtheilen, aber so hölzern, mit so wenig Geschick und Geschmack, daß den Leser oder Zuhörer das Gähnen ankommt; denn was ist eine Rede, ohne Gefühl, und eine Beurtheilung oder Kennerschaft, ohne Geschmack? Beide gleichen den Lichtstrahlen, welche wohl leuchten, aber nicht wärmen. Der Abbé d'Aubignac hatte eine Tragödie, Zenobié betitelt, gemacht, welche mißfiel. „Wie kommen Sie dazu," fragte ihn ein angesehener Mann, „so schlecht zu schreiben, da Sie doch ein Kenner aller Situationen des Lebens, und deren

Wirkung auf das Gemüth seyn müßten?" — „Ich kann versichern," antwortete der Abbé, „daß selbst Corneille und Racine nichts gegeben haben, was mehr den Regeln des Aristoteles entspricht, als mein Stück." — „Ja so," antwortete Jener, „Sie haben sich das Vergnügen machen wollen, nach den Regeln zu arbeiten, das mußte Ihnen frei stehen; allein den Regeln kann man es nie verzeihen, daß sie Ihr Stück langweilig machten." —

Spielklub, ein Verein, eine Gesellschaft, welche an irgend einem Orte, auf einem Kaffeehause ꝛc. zusammen kommt, um zu spielen; daher hat man Schach-, l'Hombre-, Whist-, ꝛc. Klubs, wo man nur Spiele der genannten Gattungen spielt; dann hat man Spielklubs, in welchen bloß Hazardspiele gespielt werden. Woher das Wort Klub, und also auch diese Vereine, Gesellschaften stammen, ist schon unter Klub, Th. 41, S. 1 u. f., erklärt worden, auch daselbst mehrere Gesellschaften, Vereine mancherlei Art in London, Petersburg, Berlin ꝛc. ꝛc. beschrieben worden, welche diesen Namen führen. Hier nur noch einige Worte über die Hazard-Spielklubs in Paris, da sich über die übrigen oben angeführten Klubs, die man fast in allen großen Städten, sowohl Frankreichs, Englands, als auch Deutschlands, Rußlands ꝛc. findet, nicht viel sagen läßt, weil sie ganz in der Ordnung die festgesetzten Spiele nach ihren Prinzipien, nur im geschlossenen, geselligen Kreise, und nach den jeigends sich entworfenen Gesetzen spielen, wobei dasjenige geboten wird und herrscht, was die Freuden, oder vielmehr die Vergnügungen beim Spiele erhöhen kann; nicht so ist es mit den Hazardspiel-Klubs in Paris, und auch wohl in andern Ländern, wo dergleichen Spiele im Geheimen existiren mögen, da sie sonst öffentlich zu treiben, überall, außer in den Bädern, verboten sind, nur nicht in Paris und in London. Die

Pariser Hazardspiel-Klubs sind eigentlich öffentlich, keine geschlossenen Gesellschaften, man könnte sie daher eher Spielhäuser nennen, als Klubs; allein, da es nur einige sind, so hängt man vielleicht, um sie desto anziehender zu machen, der Oeffentlichkeit ein Mäntelchen um, und nennt sie Klubs, da überhaupt das Wort Klub, in politischer Beziehung, seit der Französischen Revolution einen mächtigen Reiz erhalten hat, und sie auch, nach der Beschreibung des Herrn von Archenholz, in seinem Werke: England und Italien, wie auch schon Th. 41, unter Klub angeführt worden, nicht nur die Geselligkeit befördern, sondern auch republikanische Gesinnungen verbreiten, und den Public Spirit unterhalten sollen. Unter Napoleon waren die ehemals in Frankreich, mit Ausnahme der Revolution und Republik, stark getriebenen Hazardspiele in ganz Frankreich strenge verboten, nur in Paris war es erlaubt, jedoch nicht allgemein, sondern nur gewissen Unternehmern von Banken, welche dafür der Regierung eine ungeheure Pacht zahlen mußten. Es war Politik Napoleons, der die Verderblichkeit dieser Spiele auf die Sitten eines Volkes recht gut kannte, und sie dieserhalb, außer Paris, wie schon erwähnt, auch in ganz Frankreich bei strenger Strafe verbot, hier diese Nachsicht zu haben, weil er wohl wußte, daß bei dem großen Zufluß von Fremden, besonders von Engländern, Russen, Polen ꝛc., die Paris in jedem Jahre besuchten, auch große Summen von ihnen in Hazardspielen verloren wurden, die dem Lande zu gute kamen, und die auf keine andere Weise ihren Börsen so entströmt wären, als bei diesen Spielen. — Die Hazardspiel-Klubs befinden sich in einem Hause der Vorstadt St. Germain, in dem Café Anglais, auf den Boulevards, und in vier Sälen des Palais royal, wo öffentlich gespielt wird. Außerdem gab Mr. de Livry im zweiten Decennium dieses

Jahrhunderts noch besondere Gesellschaften, neben Frascati, dem Tummelplatze der schönen Welt, wohin man aber nur auf Einladung Zutritt erhielt. Die Hazardspiel-Klubs im Palais royal, die aber Jedem geöffnet sind, oder offen stehen, sind in Nr. 8, 50, 129 und 154. Ueberall findet man an diesen Klubs von 11 Uhr des Morgens, bis 3 Uhr des Nachts, einen Thürsteher, der jedem Eintretenden den Hut abnimmt, und ihm dagegen eine Nummer einhändiget; auch dem Neuling und Fremden den Weg mit einer Verbeugung zeigt, auf welchem er sein Glück, oder sein Unglück zu hoffen hat. Hat man das Ziel erreicht, so gewahrt man einen großen grünen Tisch, woran je zwei und zwei abgelebte Individuen, sowohl an der breiten, als an der schmalen Seite desselben sitzen, die mit ihren aufgedunsenen Gesichtern und in abschreckender Gestalt ihr monotones: Rouge gagne et couleur etc. dem Herantretenden zurufen. Diese Spielmaschinen, denn so kann man sie nennen, indem sie den Automaten gleichen, die hier und da für Geld gezeigt werden, sind nur Diener von dem Unternehmer des Spielklubs, und gehörten zum Theil ehemals höheren Ständen an, die sich durch das Spiel ruinirt haben, und jetzt gezwungen worden sind, in dieser ihrer früheren Laufbahn auf einer solchen Stufe ihren Unterhalt zu gewinnen. Sie sind gewiß des Mitleids würdig, um so mehr, da sie in dieser untergeordneten Sphäre, unter Vermünschungen ꝛc. der Spieler ihren Unterhalt suchen müssen. Sie werden mit zwei bis drei Laubthalern des Tages bezahlt, und von einem vertrauten Director dirigirt, der etwas besser besoldet ist. Für dieses Honorar müssen sie zwei Stunden hintereinander sitzen, und werden dann von Andern abgelöset, die ihnen nach zwei Stunden wieder Platz machen. Dieses soll für Jeden ungefähr des Tages acht Stunden Arbeit ausmachen. Der Unternehmer dieser Klubs ist gleichfalls

ein routinirter Spieler, vor funfzehn Jahren ein Herr Perrin, einer der reichsten Privatmänner in Frankreich; er inspicirte dann und wann die Spieltische. Dem Staate entrichtete er eine jährl. Pacht von 5 Mill. Frcs. und nahm gewiß noch 3 Millionen ein, um damit die Polizei, den Miethszins, die Söldlinge, und das Haus seines ersten Direktors zu bezahlen, der oft glänzende Feste gab. Es wurden daher mehr als 8 Millionen jährlich verloren, und dennoch war der niedrige Satz nur 30 Sous, der höchste dagegen, wie ein Anschlag an der Thür besagte, 6000 Livres. Der niedrige Satz ist aus Politik so gestellt worden, weil er am meisten zum Spiele heranlockt, Kunden zum Spiele wirbt; denn Jeder, der auch nur um zu sehen gekommen war, wird durch die 30 Sous verführt, ein paarmal zu setzen, und muß oft in der Folge einen kleinen Gewinn sehr theuer bezahlen. Es fehlt auch an dem Tische nicht an Gehülfen, an Rouge- et Noir-Männern, welche diese oder jene Farbe empfehlen, eben so wenig an Pflastertretern, welche bloß einkehren, um sich zu ruhen von ihrem Herumirren auf den Straßen und den Boulevards, und dem Spiele zuzusehen, wie es wohl fällt; sie bleiben oft Stunden lang und wohl noch länger mit ihrem Laubthaler, und erwarten die günstige Chance; wenn aber die Rechnung täuscht, so lassen sie auch ihren Unwillen doppelt laut werden, und das sacre etc. muß man dann oft hintereinander in stürmendem Galopp hören, so daß man gern, wenn man an dergleichen Spielverwünschungen nicht gewöhnt ist, einen solchen Spielklub verläßt. Bei allen diesen, den Geist abspannenden und das Herz verengenden, Spielen, besteht der Gaumengenuß, die Labung, nur in einem Glase Bier; denn Wein und andere Spirituosa wagt man bei dieser Arbeit nicht zu reichen, weil die Gemüther doch schon erhitzt genug werden, und käme ein solches Fluiduum noch dazu, so könnte es üble Folgen

für die Bank und die Bankhalter haben; denn diese würde gewiß im Sturme genommen, oder zertrümmert; denn man muß den Gemüthszustand der Spieler bei einer solchen Bank sehen, um zu begreifen, was geschehen könnte, wenn auch noch hitzige Getränke ihren Einfluß darauf ausübten. An ein Besänftigen wäre dann gar nicht zu denken; daher die weise Einrichtung bei Hazardspielen in Paris, nur Bier zu reichen. Mit Tröstungen ist der Franzose gleich bei der Hand, besonders wenn ein Fremder verliert. „Ah! Monsieur, heißt es sogleich, j'ai pitié de votre malheur. Ah! je meurs de douleur de vous voir perdre tant d'argent etc." Dagegen wird aber auch, wider Erwarten, das Glück eines Spielers gerügt; es heißt dann: „Hélas! Monsieur, quelle fortune en si peu de temps." Oder: „C'est à crever de voir une si grande fortune pour une bagatelle, etc." Man sollte glauben, daß bei einem Spiele, wo Alles auf Gewinn oder Verlust ankommt, man auf kleine Vortheile gar nicht sehen würde, und doch geschieht dieses; denn sie tauschen die Thaler von 5 Francs, die $1\frac{1}{4}$ Sous Agio gelten, gegen Laubthaler um, und die Bankzettel wechseln sie für weniger ein, als der Wechsler unten in demselben Hause. Die Dukaten werden nur zu 10 Livres angenommen. Die Stärke der Bank kann ungefähr 4 bis 6000 Carolins betragen. Pharao wurde unter der Regierung Napoleons nur sehr selten gespielt, unter der Restauration fand es aber wieder seine Liebhaber. Am meisten spielt man das Piripi, welches auch, nebst Roulette, und dem Würfelspiele Craps, in Nr. 50 des oben genannten Pallastes gespielt ward. An dem zuerst genannten Spiele nehmen auch Frauen Theil. — Der Spielklub Nr. 8 bietet wieder eine andere Art des Schauspiels dar; denn um 12 Uhr öffnen sich die Thüren linker Hand, und führen zu einem Kaffeehause, worin gegen den Eintritt

von 20 Sous der sogenannte Bal des Etrangers gegeben wird. Hier vereiniget nun die Stunde der Mitternacht zwei Gesellschaften, die Spieler und die Freudenmädchen des Palais royal, gleich verderblich für den unerfahrenen Fremden, für den Jüngling, der ohne Führer seine Ausflucht in die große Welt macht. Diese Mädchen sind gleichfalls Werber zum Spiele; denn wenn sie den Fremden auf keine andere Weise anlokken können, um von ihm Geld zu erpressen, so drängen sie sich mit Gewalt an seine Seite, und erbetteln von ihm 30 Sous, um mit ihm das Spielglück an der Roulette zu versuchen. Es heißt dann gleich: „Monsieur, oder mon aimable, ne voulez vous pas chercher fortune avec moi; je suis sur de vous rembourser le double, le triple, le quadruple etc." Wer sich zu allen ihren Lockungen nicht verstehen, nicht in ihr Netz laufen will, der ist denn doch genöthiget, um sie nur los zu werden, ihnen ein kleines Almosen zu reichen, warum sie am Schlusse betteln, um sich ein Glas Bier dafür reichen zu lassen, den Durst zu stillen. Wer nur einigermaßen nicht ganz fremd in der großen Welt ist, der wird bald gewahren, welche Vertraulichkeit unter den Spieldirigenten oder Spieldienern und diesen Mädchen Statt findet, und daß sie, außer den Netzen, die sie für sich ausstellen, auch die Werber zur Spielbank sind, und auch hiervon ihre Prozente genießen. Es greift hier Alles ineinander, Tanz, Spiel u. s. w. So sind die Hazardspiel-Klubs, die weiter auszumalen, hier nicht der Ort ist, in Paris beschaffen, die sich bis auf die neueste oder jüngste Zeit forterhalten haben, und worüber es schon manche Erörterungen in der Deputirtenkammer gegeben hat, sie abzuschaffen; allein es scheint wohl nicht gut möglich zu seyn, weil sie erstens dem Staate eine namhafte Summe einbringen, und zweitens auch der Franzose, besonders aber der Pariser, an derglei-

chen Vergnügungen gewöhnt ist, und gern seine Laubthaler verspielt; selbst der aus der Provinz kommende Pachter oder Gutsbesitzer muß es doch wenigstens in Paris an der Roulette versuchen, oder beim Piripi, Craps ꝛc., sonst wäre er ja nicht in der Residenz gewesen, in seinem weltberühmten Paris, und diese, außer den Fremden, sind es auch mit, welche reichlich zu der Spielpacht beisteuern, indem sie dabei noch, so wie jeder Fremde von einigem Range, oder besser: mit einer vollen Börse, mit einem Billet-doux, worin sich eine Einladung befindet, beehrt werden. Ein solches Billett lautet ungefähr: „Monsieur, une personne de Vôtre connoissance m'ayant chargée de Vous communiquer quelque chose, que je ne peut dire qu'à Vous même, je prend la liberté de Vous écrire, pour Vous prier de vouloir bien me faire le plaisir de passer chez moi. Voici mon addresse etc." — Allein, statt der Unterschrift liegt nun eine Visitenkarte in dem Billette, die, wenn ja die Polizei diese Einladung mißbilligen sollte, keinen Beweis gegen die Absenderin abgeben kann; und dieses um so weniger, da die Einladerin einen Putzladen besitzt, also mit dieser Waare eine andere, bei ihrem Gewerbe verbotene, verbindet. — Freilich, diese Galanterie stört den Deutschen bei seinen Hazardspielen, wo sie in den Bädern und Badeorten ꝛc. getrieben werden, nicht. Es geht bei ihm etwas ernster zu. Ein Billet-doux von einer solchen Marchande de Modes käme ihm beim Pointiren oder an der Roulette gewiß sehr ungelegen, da er nicht gern seine Beschäftigungen, so wie seine Vergnügungen zersplittert, und in einer Minute der Liebe, und in der andern dem Spiele huldiget. Indessen giebt es doch auch Deutsche, die von den Wundern des Palais royal und von der Galanterie der Franzosen so eingenommen sind, welche Galanterie sich besonders in ih-

rer Sprache ausdrücke und selbst dem gewöhnlichsten Menschen beiwohne, daß sie darüber die Schönheiten ihres Vaterlandes und sich selbst vergessen. Ein solcher Deutschfranzos, der erst kürzlich aus Paris zurück gekehrt war, befand sich auch in einer Gesellschaft, und war von den Wundern, die er in Paris gesehen und erfahren, so voll, daß er, wie besessen, Niemanden zu Worte kommen ließ, und die Französische Sprache, als eine so galante und gebildete, bis zu den Sternen erhob, und so auch die Freiheit der Hazardspiele. Ey, das ist ja schön, fiel ihm endlich ein ehrwürdiger Greis in die Rede, daß ich einen Mann finde, der mir wird sagen können, ob es denn wirklich wahr ist, daß in Frankreich selbst die Bauerkinder Französisch sprechen? — Diese Persiflage brachte auf kurze Zeit den Schwätzer durch das Gelächter der Anwesenden zum Schweigen. — Was die Hazard-Spielklubs in London anbetrifft, so ist davon unter Klub, Th. 41, S. 3, gesprochen worden. —

Spielkugel, Kugeln, mit welchen gespielt wird, sowohl die Kegel-, Billard- ꝛc. Kugeln, als auch diejenigen, mit welchen die Jongleurs ꝛc. spielen.

Spielleute, s. Spielmann.

Spielmagen, s. Spillmagen.

Spielmann, in der Mehrheit Spielleute, Jemand, der spielt, ein Wort, welches im gemeinen Leben in verschiedenen Bedeutungen vorkommt. 1) Ein Musikant, das ist, ein Mann, welcher ein Gewerbe daraus macht, Andere mit seinem Instrumente zu belustigen, nach dieser allgemeinen Benennung würde es ein Jeder seyn, welcher besonders um Geld andere Leute mit der Musik vergnügt; allein es leidet hier einige Einschränkungen, und wird in diesem Sinne nur von demjenigen gebraucht, welcher mit der Drehorgel, Harfe, oder Flöte ꝛc. herum geht, und die Leute vor den Häusern und in denselben darauf belustiget, und dafür eine Klei-

nigkeit von Jedem nach Belieben erhält, wenn er es freiwillig thut, und wird er dazu gerufen oder bedungen, ein Gewisses. In diesem Verstande würde also der Spielmann derjenige seyn, welcher mit einem Instrumente sich durch Spielen vor den Thüren anderer Leute sein Brod verdient, und wenn es Mehrere in Gesellschaft thun, die auf verschiedenen Instrumenten blasen oder spielen, die Spielleute. Diese Benennung erhielten auch ehemals die Musikanten oder das Musikchor bei den Regimentern, wofür jetzt, wie so eben erwähnt worden, Musikchor oder Kapelle üblich ist; auch die Stadtmusikanten, Kunstpfeifer, erhielten diesen Namen. Man findet dieses Wort auch in der Bibel. Laß mir einen Spielmann, 3 König, 3, 25. Die Spielleute gehen den Sängern nach, Ps. 68, 16. Für Instrumentisten besserer Art ist es, so wie das gleichbedeutende Musikant, zu gewöhnlich, indem man solche daher Musici, und wenn sie eine gewisse Vollkommenheit darauf erlangt haben, oder vollkommen darauf sind, Virtuosen nennt. — 2) Wurde auch im gemeinen Leben einiger Gegenden ein Schauspieler gleichfalls ein Spielmann genannt, obgleich diese Benennung jetzt auch selbst in den Gegenden, wo sie gangbar war, nicht mehr gehört wird. In beiden Fällen kann die Mehrheit Spielleute auch von beiden Geschlechtern gebraucht werden.

Spielmannia, s. den folgenden Artikel.

Spielmannie, Spielmannia Linn., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der vierzehnten Klasse (Didinamia Angiospermia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Der Kelch ist fünfspaltig; die Krone desgleichen und röhrig, und der Schlund derselben ist mit Grannen geschlossen. Ferner findet man vier ungleich lange Staubfäden, und einen Griffel mit hakenförmi-

ger Narbe. Die Nuß der Steinfrucht ist zweifächerig und mit Warzen besetzt. Dietrich führt in seinem Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Bd. 9, eine Art auf: Die Afrikanische Spielmannie, Spielmannia Africana, Lamark, deren Stengel strauchartig, aufrecht, und mit abwechselnden besondern Zweigen besetzt ist. Die Blätter stehen wechselweise, zerstreut, sind eyförmig, gewellt, scharf gezähnt, 1—2 Zoll lang, ungestielt, mit ihrer Basis am Stengel herablaufend. Die Blumen stehen einzeln in Blattwinkeln auf sehr kurzen Stielen. Der Kelch ist fünfspaltig, die Krone trichterförmig, weiß, die Röhre filzig, mehr oder weniger gebogen, und länger, als die Einschnitte des Kelches. Die niedlichen weißen Blumen verbreiten einen süßlichen, angenehmen Geruch; die Blätter riechen aber nicht gut. Das Vaterland dieses Strauches ist das Kap der guten Hoffnung. Nach Dietrich soll er in den Gärten des mittlen und südlichen Deutschlands 3 bis 4 Fuß hoch werden, und da größtentheils des Jahres einmal blühen. Er bedarf zu seinem Wachsthume einen lockern, nahrhaften Boden, und nimmt mit Durchwinterung in einem Glashause vorlieb. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge.

Spielmarke, Spielmarken, Zeichen von Metall, Elfenbein, feinem Holze ꝛc., welche entweder rund, viereckig, rautenförmig, oder auch lang und schmal gestaltet sind, die bei Kartenspielen die Stelle des Geldes vertreten; s. auch den Art. Marke, Th. 84, S. 467. Man gebraucht auch wohl das Geld selbst statt der Marken, z. B. blanke oder noch neue Viergroschen- oder $\frac{1}{6}$ Thalerstücke, die mit den runden Spielmarken von Silber, oder von einem andern zusammengesetzten Metalle Aehnlichkeit und eine Größe haben, und nennt sie dann beim Spiele auch Marken, weil sie nicht als Geld dienen, sondern nur die Stelle der Marken vertreten, und nach ihnen dann die Spiele berech-

net werden. Man hat sie, wie schon oben erwähnt worden, auch von Elfenbein und von Holz, als von Schwarzeben-, Buxbaum-, Citronen-, Cedern- ꝛc. Holz sehr sauber gearbeitet. Man gebraucht sie beim l'Hombre-, Whist- ꝛc. Spiel, überhaupt in allen den Spielen, wo man damit anlegt, und nachher, bei Beendigung des Spiels, der Satz dadurch ausgeglichen werden muß.

Spielnapf, ein kleiner Napf von Porzellan, etwas größer als eine Untertasse, welcher beim Spielen auf den Tisch gestellt wird, worein der Spielsatz, Einsatz, auch wohl der Talon, gelegt wird. Man hat jetzt dazu auch andere bequemere viereckige Gefäße. Man gebraucht sie besonders bei den Spielen, wo Bete vorkommen und stehen. Auch bedient man sich zu diesem Zwecke der Porzellanuntertassen ꝛc.

Spielorgel, eine Benennung der Drehorgel.

Spielparthie, sowohl von dem Spiele, welches gespielt werden soll, als auch von der Gesellschaft, welche spielt, den Spielern. Von dem Spiele, als Mittel zum oder ein Werkzeug des Vergnügens, und von der Gesellschaft, als Genossen des Vergnügens, als Theilnehmer.

Spielpfennig, Spielpfennige, Pfennige, welche zum Spiele dienen, welche gebraucht werden, sich im Spiele um so leichter zu berechnen, und die auch als Marken dienen, die Zahlpfennige; s. diese.

Spielplan, ein Plan, ein Aufriß mit Figuren ꝛc., nach welchem gespielt, oder auf welchem nach den Figuren mit Würfeln gespielt wird, wie bei dem Post- und Reisespiele ꝛc. Dann versteht man darunter uneigentlich auch einen Nachweis, eine Erklärung der Gewinne, oder Treffer und Nieten in der Klassenlotterie, nebst der Art des Einsatzes, Vertheilung der Loose auf die verschiedenen Klassen der Ziehungen ꝛc.; also gleich-

sam ein Aufriß der Einrichtung einer solchen Lotterie.

Spielplatz, ein freier Platz, worauf gespielt wird, sey er nun dazu besonders eingerichtet worden, oder bloß ein offener, freier Platz, eine Wiese ꝛc., die wenig benutzt wird, oder worauf das Gras keine solche Höhe erreicht, um im Spielen, oder beim Spielen zu hindern. Wenn Plätze besonders für die Jugend, um sich darauf durch Turn-, Ball- und andere Spiele zu belustigen, eingerichtet werden, so müssen sie so geebnet, planirt, und mit Kies befestiget seyn, daß man die Spiele, ohne durch das Waten im Sande, im Grase, durch Staub ꝛc. behindert zu werden, begehen kann.

Spielpot, wird das Gefäß genannt, worein man den Spielsatz thut, das Geld, welches nicht nur der Kartengeber, sondern auch die verlierende Parthei ꝛc. in das Gefäß thut; auch überhaupt, nachdem es bei den verschiedenen Spielen gebräuchlich ist, ein jeder Mitspielender, und welches Geld derjenige oder diejenigen erhalten, die die Parthie, das Spiel gewinnen; siehe Spielnapf.

Spielpuppe, Spieldocke, eine Puppe, mit welcher gespielt wird, sowohl die Kinderpuppe, als auch diejenigen Puppen, womit man in den Marionetten-Theatern ein Stück aufführt; s. auch den Art. Puppe, Th. 118, S. 138; auch den Art. Spielzeug.

Spielraum, in der Mechanik, derjenige Raum, in welchem sich ein Körper frei und ungehindert bewegt. Dieses Wort soll vom Kompaß oder der Magnetnadel hergenommen worden seyn, weil diese sich frei in einem Raume bewegt; in einigen Fällen auch die Flucht. Der Perpendikul einer Uhr muß in dem Uhrgehäuse den gehörigen Spielraum haben. Eine Thür hat zu viel Spielraum, wenn man am Rande durchsehen kann. Der Spielraum in einer Destillirblase, der leere, zum Aufsteigen der Dünste

nöthige Raum. In der Artillerie ist der Spielraum der Raum zwischen der Mündung des Stücks und dem größern Zirkel der Kugel, die daraus geschossen wird, und wird daselbst auch der Windraum, Lustraum, die Spielung, das Windspiel genannt. Die Bombe hat in dem Mörser zu viel Spielraum, wenn sie nicht die gehörige Größe hat. In allen den genannten Fällen ist daher der Spielraum immer ein großer, oder minder großer Raum, worin sich etwas frei bewegen kann, und die Bedeutung dieses Wortes auch nur da zu finden, wo sich wirklich etwas in einem solchen Raume beweget, also Spielraum hat, um sich bewegen zu können.

Spielregel, die entworfenen Regeln eines Spiels, nach welchen es gespielt wird; s. unter Spiel, Th. 157, und dann die verschiedenen Spiele im Register von Spiel, in dem eben angeführten Theile, und oben.

Spielsache, ein Geräth, damit zu spielen, jedoch nur im ersten Falle der zweiten Hauptbedeutung des Zeitwortes spielen. Die Spielsachen der Kinder, s. Spielzeug.

Spielsatz, dasjenige Geld, warum man in einem Billard-, Schach-, Karten- ꝛc. Spiele spielt, welches gewonnen werden soll; s. unter Spiel, Th. 157, und das Register von Spiel, daselbst, und oben.

Spielschuld, dasjenige, was man im Spiele verspielt und schuldig bleibt, nicht bezahlt. Siehe Th. 148, S. 761, u. oben, unt. Spielgesetz. Ob Spielschulden nicht vor Gericht gebracht werden können, ist oftmals ein Gegenstand der Erörterung gewesen, besonders da die Gesetze in mehreren Staaten den Schuldnern das Wort reden. Hier ist nun wohl ein Unterschied zwischen Spielschulden und Spielschulden zu machen. Die Spielschulden, welche aus verbotenen Spielen, wie die Hazardspiele, entstehen, können schon daher kein Gegenstand der Klage werden, weil die Gesetze ein

solches Spiel verbieten, also schon der Kläger strafbar ist, der eine solche Schuld in den Staaten vor Gericht bringt, wo Verordnungen, Edicte gegen die erwähnten Spiele erlassen worden. Diese Schulden können daher nur die erlaubten Spiele treffen, oder aus diesen Spielen hervorgehen, und in diesem Falle muß man wohl folgenden Unterschied bei den Spielschulden machen. Spielschulden, die von jungen Leuten gemacht werden, die noch unter väterlicher oder vormundschaftlicher Gewalt stehen, also ohne Vorwissen ihrer Obern keine Schulden machen dürfen, können auch vor Gericht nicht angenommen werden; denn Jemand, der noch nicht selbstständig ist, kann auch nicht Handlungen begehen, welche Selbstständigkeit erfordern. Wer aber der Minderjährigkeit entwachsen ist, und Schulden im Spiele macht, der kann auch dieserhalb vor Gericht belangt werden, wenn er nicht vorzieht, Ehren halber sich mit seinem Creditor oder seinen Creditoren auszugleichen, ehe es zur Klage kommt. Denn ein selbstständiger freier Mann muß auch selbstständige freie Handlungen begehen können, welcher Art sie auch seyn mögen; denn nur das Gesetz ist sein Richter, sobald gegen ihn geklagt wird. Wenn daher ein freier Mann, der der väterlichen oder vormundschaftlichen ꝛc. Gewalt entbunden und auch nicht wahnsinnig ist, in welchem Falle er wieder in die Unmündigkeit zurücktritt, erlaubte Spiele spielt, und darin Schulden macht, so können diese Spielschulden keinesweges vor Gericht ungültig seyn; denn dieses hieße sonst alle Spiele um Geld aufheben; sie sind dann eben so gültig, wie jede andere Schuld. Wer sich in Spiele einläßt, die hoch gespielt werden, muß wissen, daß seine Kasse dahin reicht, seinen Verlust zu decken; denn er hat sich doch nur in ein Spiel eingelassen, um zu gewinnen oder zu verlieren, anders giebt es hier keinen Ausweg; denn bloß spielen, um zu spielen, das heißt

bloß ein Vergnügen, eine Lust, ohne weitere Absicht, beim Spiele zu haben, wäre zwar bei einigen Individuen wohl denkbar, weil nichts unmöglich ist, doch selten anzunehmen, weil das Spiel nur erst durch einen gewissen Einsatz Reiz erhält; mithin wird er doch eben so gern den Gewinn einstecken, wie sein Gegner; wenn daher Einer dem Andern beim Spiele creditirt, so ist derjenige, der den Credit erhalten oder angenommen hat, auch verbunden seine Schuld zu tilgen, und geschieht dieses nicht, so muß er es sich gefallen lassen, wenn sein Gegner diejenigen Mittel dazu gebraucht, welche ihn zu seiner Forderung verhelfen. Wie aber oben schon erwähnt worden, wird es ein jeder ehrliebender Mann nicht dahin kommen lassen, daß er dieserhalb verklagt wird, und jeder Creditor wird eine Schuld fahren lassen, wo er die Unfähigkeit seines Debitors zu zahlen einsieht.

Spielsekretair, ein Schrank, ein Spinde, in welchem sich ein Spielwerk befindet, welches, nachdem es aufgezogen worden, ein Stück spielt. Die Walzen sind zu mehreren Stücken eingerichtet, so daß man nach Belieben dieses oder jenes Stück spielen lassen kann. S. unter Uhr, Spieluhr.

Spielsessel, Spielstuhl, ein Stuhl, Sessel, in welchem sich ein Spielwerk befindet; s. unter Uhr, in U. Uneigentlich pflegt man auch einen kleinen Stuhl, Kinderstuhl, dessen Sitz von Stroh geflochten oder auch mit Leder überzogen ist, einen Spielsessel zu nennen.

Spielstunde, die zum Spielen bestimmte Stunde, welche man zum Spielen anwendet, in der man spielt.

Spielsucht, Spielwuth, die Begierde, das heftige Verlangen ꝛc. zu spielen, ein Spiel zu machen, keinen Tag ohne zu spielen hinzubringen. Man möchte diese Sucht bei vielen Spielern eine Art Krankheit nennen; denn nach ihrem eigenen Geständniß fühlen sie jedes-

mal eine Art von Beängstigung, eine Bangigkeit vor der Zeit, daß sie am Spieltische sitzen; sie haben keine Ruhe im Hause, in ihrer Wohnung, bis sie den Spieltisch erreicht haben, bis sie daran sitzen und Karten mischen, bis sie spielen. Hierzu gesellt sich nun nicht selten die Gewinnsucht, und so wird er von zwei Begierden auf zwei Seiten angegriffen, welche ihn quälen und martern, und sitzt er im Verluste, ist ihm das Glück nicht hold, so nimmt er auch die Unruhe und alle Qualen vor und bei dem Spiele wieder mit sich nach Hause, und er überrechnet im Bette, wie er es wohl hätte anfangen müssen, um zu gewinnen, welche Fehler er gemacht, und wie er sie beim nächsten Spiele wieder gut machen will, und mit diesem Gedanken, in dieser Stimmung schläft er ein. Kann man nun diesen Zustand der Seele nicht wirklich eine Krankheit nennen? Der Satyriker nennt es eine Thorheit. Pope wußte es daher am besten, wie lächerlich es sey, daß ganze Gesellschaften unter der Tyrannei bemalter Blätter seufzen; der Seelenarzt, wie traurig das Leben sey, wenn man es mit Bangigkeit und Angst, zwischen Furcht und Hoffnung hinbringen muß; und der Moralist betrachtet die Wirkungen der Spiel- und Gewinnsucht; er beseufzt die Unmöglichkeit, daß sich vom Spieltische aus irgend etwas Gutes, der menschlichen Bestimmung gemäß, oder irgend eine wohlthätige Folge für die Welt hätte äußern und verbreiten sollen, sondern das jedesmal ein Theil des allerwichtigsten menschlichen Eigenthums, der Zeit, unwiederbringlich verschwunden ist. — Die Spielsucht ist demnach ein Uebel, vor welchem zu hüten sich jeder bemühen muß, dem das Wohl seines eigenen Ichs theuer ist, der seine Ruhe, sein Lebensglück liebt, und beides nicht gern aufs Spiel setzt; denn das Spiel ist nicht verderblich, wohl aber die Spielsucht. Man sehe auch

den Art. Spiel, Th. 157, Spieler, oben, und unter Klima, Th. 40, S. 481 u. f., und 485, nach.

Spieltag, der Tag, welcher zu gewissen Spielen und Spielparthien festgesetzt worden. So sagt man zum Beispiel beim Schauspiele, heute ist Spieltag, morgen nicht; bei Konzerten wird es zwar auch, jedoch uneigentlich und nur selten gebraucht. Ehemals sagte man es auch im Preußischen bei der Zahlenlotterie, und bezeichnete damit den Tag, an welchem der Einsatz in diese Lotterie gemacht wurde. Von denjenigen, zu gewissen Tagen in der Woche festgesetzten Spielen, als Schach-, Kegel- und Kartenspiel, sagt man es gleichfalls. Wann ist unser Spieltag? Montag oder Freitag? ꝛc.

Spieltasche, Gaukeltasche, in den Taschenspielerkünsten, s. den Art. Taschenspiel und Taschenspielkunst, in T., und Zauberei, in Z. Die Gaukeltasche besteht hauptsächlich in Kugelspielen und Spielen mit der Muskate, z. B. Kugeln zum Schießen zu machen, die tief eindringen; Kugeln, eine auf die andere zu schießen; Kugeln eine aus dem Laufe ohne Pulver zu bringen; mit eigens gegossenen Kugeln kleine Vögel zu schießen; Kugeln zu machen, die durch einen Harnisch gehen; Kugeln, die im Wasser brennen, zu machen. Mit Kugeln aus der Gaukeltasche zu spielen; desgleichen aus Bechern, oder das Becherkugelspiel. Kugeln, ohne Verletzung des Bindfadens, wieder herabzubringen, wenn sie nämlich daran befestiget sind. Kugeln zu machen, mit denen man im Kegelspiele größtentheils fehlen muß. Der Kugelwachsthum, oder die sich vergrößernden Kugeln. Aus einer Muskatennuß mehrere zu machen, oder eine in mehrere zu verwandeln, und dergleichen mehr. Eine Tasche ist bei diesen Gaukeleien nicht wirklich vorhanden, woraus man diese Stücke macht, sondern alle diese Kunstproduktionen erhalten diesen Namen, weil

man Taschen gemeiniglich verborgen trägt, oder man wenigstens in keine Tasche hineinsehen kann, also ihr Inhalt immer dem Fremden verborgen ist, und diese Gaukeleien gleichsam das Ansehen haben, als würden sie aus der Tasche producirt, aus einem geheimen Orte, besonders ist dieses mit dem Becherspiele, sowohl mit den Muskaten, als mit Kugeln der Fall. Also Alles, was bei dergleichen Spielen einen geheimen Anstrich hat, was gleichsam wie ein Zauber hervortritt, oder dessen Hervortreten durch die Schnelligkeit und Gewandheit des Künstlers uns unbegreiflich scheint, gehört zur Gaukeltasche, macht ein Stück derselben aus. S. auch die oben am Eingange dieses Artikels angeführten Artikel nach.

Spielteller, ein Teller, den man auf den Spieltisch setzt, um sowohl den Spielsatz, die Marken, als auch den Talon darauf zu legen; s. auch Spielnapf.

Spieltisch, beim Tischler, ein eigends zum Spielen verfertigter Tisch, gewöhnlich mit feinen Hölzern belegt, von Mahagony-, Zuckerkisten- ꝛc. Holz. Ist z. B. der Tisch ganz mit Mahagonyholz fournirt, so ist er oft noch mit andern Hölzern ausgelegt, um ihm dadurch ein noch gefälligeres Ansehen zu geben. Die Gestalt des Tisches ist bald viereckig, bald dreieckig, die viereckigen, sogenannten Whist- oder Bostontische, überhaupt zu denjenigen Kartenspielen geschickt, woran vier Personen Theil nehmen, sind gemeiniglich so eingerichtet, daß sie in der Mitte zusammengelegt, und so in irgend einen Winkel des Zimmers gesetzt werden können, daß sie nicht hindern. Die dreieckigen dienen zum l'Hombrespiele, weil solches nur drei Personen spielen. Das Tischblatt hat an jeder Ecke eine eingeschnittene runde Vertiefung, worauf ein Licht gestellt werden kann, und auf der Kante jeder langen Seite ist ein oval-länglichter Einschnitt, worein der Spieler sein Geld legen kann, welche Tiefungen oder

Einschnitte man auch bei den viereckigen Tischen finder. Uebrigens müssen diese Tische auch sehr gut gebeizt werden, wo nämlich das zur Politur verarbeitete Holz noch eine Beize zu dessen Verschönerung nöthig hat, und dann trägt man die Politur so auf, wie es unter Spiegelpolitur, Th. 157, S. 489, ist angeführt worden. Die Vertiefungen, oder die Löcher, worein das Geld, oder die Spielmarken gelegt werden, müssen gleichfalls sehr gut ausgedreht und glatt seyn, überhaupt Alles so glatt polirt werden, daß die Karten beim Ausspielen nur so darauf hinrutschen; und damit die Politur keinen Schaden leidet, so muß gleich nach dem Spiele der Tisch wieder zusammengeklappt werden. Eben so muß auch die Tischplatte jedesmal vor dem Spielen beim Auseinanderklappen mit einem reinen weichen Tuche abgewischt werden, damit sich kein Staub darauf befinde, welcher sich an die Karten setzen und diese beschmutzen könnte; denn das Beschmutzen der Karten kommt oft weniger von dem Betasten mit den Fingern, als von dem Staube des Tisches her; denn wer sich zum Spieltische setzt, wird sich doch wohl mit reinen Händen daran setzen, und wo Einer eine feuchte Hand haben sollte, der wird wohl thun, sie vorher mit etwas Puder einzureiben, jedoch muß er denselben wieder gehörig davon abwischen, weil es sonst gleichfalls den Karten dadurch nachtheilig seyn kann. Das Gestell, die Füße, worauf die Tischplatte ruht, muß fest seyn, jedoch nicht von der Art, daß er zu kolossal gegen die Platte erscheint, wie man es oft findet; denn die Füße müssen nur die Stärke haben, daß man sich dazwischen gehörig mit den Füßen und Schenkeln bewegen kann; denn da an dem viereckigen Tische vier Personen sitzen, so müssen die Füße und Schenkel einer jeden nicht zu sehr beschränkt werden; daher muß sich so das Gestell nach der Platte richten, daß diese nicht zu weit darüber liegt, oder zu

weit darüber hervorsteht, wodurch das Gestell natürlich mehr zusammengedrängt werden muß, welches übrigens aus demselben Holze verfertiget wird, von dem die Platte ist, nur fällt hier die Fournirung weg. Es wird eben so gebeißt und polirt, wie die Platte. Siehe auch den Art. Tisch, unter T.

Spieluhr, Uhren, welche vermittelst einer Walze oder eines Walzenwerkes Stücke spielen. Man hat drei Gattungen Spieluhren, nämlich: Harfenuhren, Flötenuhren und Glockenuhren. An den zuerst angeführten Uhren werden die senkrecht aufgezogenen metallenen Saiten von kleinen Hämmern angeschlagen. Das Musikstück wird auf eine Walze durch eingesteckte Stifte abgesetzt, die jeder eine Note vorstellen. Ein an die Seite beigelegtes Spielwerk von Rädern treibt die Musik. Wenn die Uhr ein Stück lange genug gespielt hat, so wird die Walze, die nur in so weit hohl ist, daß sie auf eine Spindel von Eisen gesteckt werden kann, abgezogen, und eine andere, mit einem andern Stücke besetzte Walze an ihrer Stelle auf die Spielwelle gesteckt. Zuweilen befinden sich auch auf einer einzigen Walze zwölf Stücke von verschiedener Art und Tempo. Die ganze Länge der Walze wird indessen mit dichten Linien, wie ein Papier, durch das Rostral bezogen, und jede Linie trifft auf eine Härfensaite. Wenn sich nun bei der Auslösung die Trommel herumzuwalzen anfängt, so hebt der Stift einer solchen Linie den Tangenten oder den Hammer heraus, und es schnellt im ersten Falle die Rabenfeder die Saite an, welche tönend in ihre erste Lage wieder zurückspringt. Indessen fordert die Auslösung, von der ein Draht zum Spielwerke herabgeht, ihr Recht in eins fort wieder zu haben; sie zuckt beständig den Draht, welcher endlich wieder hinaufsteigt, sobald das Stück aus ist. Die Glockenuhren bekommen ebenfalls ihre Walzen, Stifte, kleine gegossene und auf den rech-

ten Ton gedrehte und ausgefeilte Glocken. An den Flötenuhren sind zum Spielwerke ein Paar gehobene und niederfallende kleine Blasebälge angebracht, wodurch einige Octaven von hölzernen dünnen Pfeifen, welche die Flöte traversieren im Ueberblasen nachahmen, angeblasen werden. Man nennt auch, wiewohl uneigentlich, die Weckeruhren Spieluhren. — Bei den Spieluhren ist es auch eine Hauptsache, daß sie nicht zu sehr zusammengesetzt werden; denn je einfacher eine Maschine ist, oder gemacht werden kann, um so besser dient sie auch zum Gebrauche. In dieser Hinsicht empfiehlt sich auch die Spieluhr von Robert Sampson, indem in derselben gegen ein Drittheil des innern Baues weniger ist, als sonst zur Verfertigung einer Spieluhr erforderlich ist, wodurch dann auch ein Drittheil der Unkosten erspart werden; denn sie verrichtet mit einem Räderwerke alles dasjenige, was sonst auf die gewöhnliche Art zwei Räderwerke nothwendig macht, indem bei dieser Uhr die Kommunikationsräder an ihren Ort getrieben werden, ehe noch die Uhr die Warnung macht, und diese Warnung ist zuverlässig, weil der Einfall nicht wieder in seinen Ort einfallen kann, sondern die Uhr nothwendig schlagen und ihr Stück spielen muß. Man bedient sich gewöhnlich bei gemeinen Spieluhren zum Freimachen des Spielwerkes einer Aushebung, die aber sehr oft fehlschlägt. Was über die Spieluhren, ihren Bau ꝛc. hier noch gesagt werden könnte, wird unter Uhr in U. vorkommen, weil dieser Artikel dazu gehört.

Spielverderber, Jemand, der ein Vergnügen daran findet, ein Spiel zu stören, es unwirksam zu machen, so, daß es seine belustigende Eigenschaft, und die Spieler das Vergnügen verlieren. Daß es dergleichen Störefried, hier wohl Störelust, giebt, die ihre Erholung darin suchen, Andern jedes Vergnügen zu

vergällen, wird denjenigen gewiß nicht fremd seyn, die mit Menschen in allen Verhältnissen des Lebens umgegangen oder verkehrt, und sie in ihrem Treiben, in ihren Verrichtungen mit einander beobachtet haben. — Es giebt zwei Klassen von Spielverderbern, die eine ist es bloß aus Unverträglichkeit, Launenhaftigkeit des Charakters, und die andere aus Neckſucht, Schadenfreude. Beide Klassen setzen zwar kein böses Herz voraus, oder sind darauf basirt; allein sie versalzen, vergällen doch, wie schon oben angeführt worden, Jedem das Vergnügen, was er mit Andern zu genießen sucht, sowohl am Spieltische, wie bei allen andern gebotenen Freuden. Die erste Klasse der Spielverderber ist in so fern schlimmer, als die Letztere, weil ihre Launenhaftigkeit gar keine Grenzen kennt, und sie Jeder, der mit ihnen in Gesellschaft etwas beginnt, oder thut, sey es nun am Spieltische, auf der Jagd, bei Schmausereien, Trinkgelagen, kurz bei allen Vergnügungen, wo doch Frohsinn herrschen soll, oder deren Zweck doch wenigstens Aufheiterung ist, sie fühlen muß. Denn nichts, was begonnen oder ausgeführt wird, ist ihnen recht; bei Allem finden sie etwas zu tadeln; über jede Sache murren oder grollen sie. Beim Kartenspiele ist ihre Launenhaftigkeit noch unerträglicher, als bei jedem andern Vergnügen, wo man nicht so nahe beisammen ist, sich nicht gegenseitig so nahe berührt. Hier können sie aber derselben nach ihrem Gefallen den Zügel schießen lassen, und hier üben sie auch ihr Regiment aus. Keine Karte, die ausgespielt oder eingestochen wird, ist recht, überall grollen sie über die Fehler, die von dem Mit- oder dem Gegenspieler begangen werden. Sie plappern und brummen vor beständig fort; finden kein Ende, weder durch des Spieles Schluß, noch bei dem Gewinne, den sie troß der vielen gerügten Fehler des Mitspielers dennoch gemacht haben. Sie haben denn noch lang und breit zu

erörtern, wie das Spiel hätte gedreht und gewendet werden können, und wie sie dasselbe auch durch ihre Einsicht, durch ihre kluge Ueberlegung zum Glücke gewendet haben. Sie gehen alle Schattirungen des Spieles durch, alle Stiche werden controllirt und revidirt, alle Matadors ꝛc. ꝛc. an den Fingern haarklein hergezählt, und so geht es fort, daß der noch nicht abgehärtete Spieler schon dadurch von einer Spielleidenschaft geheilt werden könnte; der abgehärtete, routinirte Spieler ist freilich an dergleichen Launenhaftigkeits-Tiraden gewöhnt; allein man muß dann auch nur Spieler seyn, und es bloß des Gewinnes wegen treiben, wenn man dadurch nicht gestört und verstimmt gemacht seyn will; denn selbst der bloße Zuschauer, der weiter kein Interesse beim Spiele hat, und nur das Vergnügen genießt, zu sehen, wie sich dieses oder jenes Spiel durch die Geschicklichkeit der Spielenden drehet oder wendet, kann es kaum dabei aushalten, weil sich in Bitterkeit die Vorwürfe häufen, und das Mäkeln, an den abgehobenen schlechten Karten vom Talon, kein Ende nimmt. Diese Launenhaftigkeit äußern sie nicht nur beim Kartenspiele, sondern auch bei allen übrigen Spielen und Vergnügungen; denn überall haben sie etwas zu tadeln, etwas auszusetzen, überall derselbe Sermon ꝛc. — Die zweite Klasse von Spielverderbern sind die Necker, die Neckſüchtigen, sie sind bei weitem nicht so unausstehlich, wie die Ersten, obgleich sie auch manches Spiel durch ihre Lust verderben, vergällen; denn wo sie nur können, da heften sie beim Spiele Einem aus der Gesellschaft etwas auf, suchen sie ihm etwas ans Zeug zu flicken; bringen sie ein Paar durch Hetzen zusammen, worüber sie sich dann krank lachen wollen, wenn dann diese an einander gerathen, und sich schrauben, oder sonst auf eine Weise sich Bitterkeiten sagen. Sie stecken immer im Hinterhalte, treten nur so weit hervor, als es nöthig ist, als

sie dann wieder den Vermittler abgeben oder spielen wollen, um die erhitzten Gemüther wieder zu besänftigen. Sie sind, wie schon bemerkt, keine solche Störefrieden, wie diejenigen der ersten Klasse, weil ihre Neckereien sich nicht auf die ganze Gesellschaft erstrecken, sonder nur Einzelne treffen; allein sie sind und bleiben doch einmal Spielverderber, weil sie das Spiel doch auf eine Viertel- oder halbe Stunde stören; denn ehe sich die Streitenden ausgeglichen haben, kann es doch nicht wieder angefangen werden. Auch alle andere Sachen, die sie durch ihre Neckluſt begehen, wenn dadurch das Spiel auch nicht unterbrochen wird, sind für den Einzelnen störend, stören sein Vergnügen, seine Freude. Uebrigens muß das Wort Spielverderber nicht in dem Sinne genommen werden, als ginge dadurch die Freude oder das Vergnügen des Spiels gänzlich verloren, oder als hörte dadurch die Spielparthie auf; nein, dieses geschieht dadurch nicht, das Spiel hat oft seinen Fortgang, nur die Freuden desselben werden gestört, das Vergnügen zersplittert. Ein Spielverderber, von welcher Klasse er auch immer seyn mag, ist daher kein willkommener Gast, und er wird oft nur in Spielgesellschaften, Spielvereinen geduldet, entweder seines Ranges, oder seiner andern geselligen Eigenschaften wegen, die oft diejenigen seiner Schattenseiten überwiegen; denn sehr oft sind es die besten Menschen außer der Spielsphäre; nur wenn es zum Spiele kommt, und sich Alles um das Spiel drehet, dann tritt auch die Schattenseite ihres Charakters hervor; dann sind sie nicht mehr Herr über ihre Zunge, über den Stachel derselben; dann treten sie aus ihrem gewöhnlichen friedliebenden Charakter heraus, und mäkeln, kritteln, oder streichen die Hechel. Sie sind selbst am Spieltische gefürchtet; denn nur zu oft sind es die feinsten Spieler, und ihre Rügen auch in der Regel gegründet; allein sie werden dadurch unausstehlich, daß

sie ihren Tadel nicht mit Ruhe, nicht mit Gelassenheit vorbringen können, sondern dabei immer brummen and verdrießliche Mienen schneiden, so daß man keine Belehrung, sondern immer Vorwurf und Tadel bei jedem Ausspielen der Karte von ihnen, wenn nicht gleich hört, doch erwartet. Man ist immer zwischen Pfeffer und Salz, und fühlt sich glücklich, wenn man die Spielparthie hinter sich hat, und den Spieltisch verlassen kann. Sind es junge Leute, welche diese Launenhaftigkeit besitzen, so kann man schon eher mit ihnen fertig werden, indem man jede ihrer beißenden Anmerkungen mit einer ähnlichen zurückgiebt, oder sich doch wenigstens bei ihrem immerwährenden Kritteln opponirt; sind es aber alte Leute, Veteranen des Spiels, dann muß man geduldig aushalten; denn diese vertragen selten Einsprüche; auch ist ihnen der Tadel schon zur zweiten Natur geworden; denn sie würden lieber Alles aufgeben, nur nicht das Schulmeistern, in welchem für sie eine wahre Panacee des Lebens zu liegen scheint. Es ist gleichsam für sie eine Regeneration, eine Palingenesie oder Wiedergeburt; denn man hat gefunden, daß dergleichen Spieler in Gesellschaften, worin sie wegen des Anstandes, wenn sie mit Höhern, oder auch mit ganz Fremden spielten, ihre Schulmeisterei nicht in dem gewohnten Grade ausführen konnten, denn Etwas läuft doch immer unter, nach Beendigung des Spieles sich ganz krank gefühlt, ja, ihren ganzen Humor, den sie sonst außer dem Spieltische besaßen, verloren hatten; sie waren gar nicht mehr diejenigen Leute, die sie vor dem Spiele waren, so sehr hatte diese Unterbrechung ihres Tadels Einfluß auf ihre Laune, und dasjenige, was sonst den Andern durch ihren Tadel widerfuhr, traf sie nun selbst; sie wurden nun selbst das Opfer ihrer Tadelsucht, wenigstens in der Zeit, in welcher sie in Gesellschaft sind. Mit den Neckern ist es derselbe Fall, auch

sie finden sich nicht glücklich, sobald sie ihrer Laune nicht freien Lauf lassen können; denn wo sie, ohne Neckereien auszuüben, spielen müssen, scheinen sie auf der Folter zu seyn, sie rücken auf dem Sessel hin und her, und sind gleichfalls froh, wenn das Spiel beendiget ist. Uneigentlich gebraucht man das Wort Spielverderber, nicht bloß bei Spielen, oder bei Beschäftigungen, die man mit dem Namen Spiel belegt, sondern auch bei andern Vergnügungen, wobei man eigentlich nicht spielt, sondern solche bloß zur Erholung, zur Belustigung begeht, z. B. bei kleinen Fußreisen, Ball- oder Tanzparthien ꝛc.; wenn Jemand eine solche Parthie mitzumachen, erst zugesagt hat, sich aber dann aus Eigensinn, oder aus sonst einer andern untergeschobenen Ursache zurückzieht, die Parthie nicht mitmacht. Daher auch der Ausdruck: Das Spiel verderben. Dieser oder Jener hat uns das Spiel verdorben, ist ein Spielverderber, wenn er es nicht mitgemacht hat. Verderben Sie uns das Spiel nicht. Wenn Sie mir das Spiel verderben, so bin ich auf immer böse, so gewinnen Sie nie wieder meine Freundschaft.

Spielverordnung, Spieledict, Verordnungen, welche von den Regierungen gegen die zu hohen Geldspiele, Hazardspiele, erlassen werden. Da alle diese Verordnungen in den verschiedenen Staaten von Deutschland, so ziemlich übereinkommen, so verweise ich auf die unter Spiel, Th. 157, S. 593, angeführten Verordnungen gegen die Hazardspiele in den Oesterreichischen Staaten, und auf den Artikel Verordnung, in V.

Spielwerk, ein Werk, welches im Spielen oder durch Spiele hervorgebracht worden, in dem ersten Falle der zweiten Hauptbedeutung des Zeitwortes. Auch das Werk von einer Spieluhr, s. unter Uhr. Zuwei-

len gebraucht man es auch für Spielsachen oder Spielzeug, s. diesen Artikel. Im Sächsischen sagt man auch Spielwerk, für Musik, Gespiele.

Spielwuth, s. Spielsucht.

Spielzimmer, ein Zimmer, welches zum Spiele bestimmt worden, in welchem man spielt; siehe unter Spielhaus.

Spielzeug, Spielsachen, diejenigen Sachen, oder Gegenstände, welche zum Spielen der Kinder gebraucht werden, oder womit die Kinder spielen, womit sie sich vergnügen, ihre Erholungsstunden ausfüllen; s. auch oben, Spiel (Kinder-), S. 34. Wenn das eigentliche Spielzeug, was man ehemals darunter verstand, die Nürnberger Holzwaaren und Drechslerwaaren ꝛc., jetzt von der einen Seite weniger Absatz finden, so finden sich dagegen von der andern die Pappwaaren, Spiele, Kinderbücher, Zinnwaaren ꝛc. ꝛc. wieder um so viel mehr. Man gewahrt sonst dergleichen Waaren, außer den Zinnwaaren, nur sehr selten oder gar nicht, die man jetzt in großer Anzahl erblickt, welches auf ein Fortschreiten in der Zeit auch in diesem Fache der Gewerbsamkeit deutet. Man kann das gegenwärtig dargebotene Kinderspielzeug in vier Abtheilungen bringen; in Spielzeug von Pappe, in Spielzeug von Holz, in Spielzeug von Blei oder Zinn, und in vermischtes Spielzeug. Zu dem Letztern gehören: die Puppen von Leder, die Geräthschaften von Porzellan, Fayence ꝛc. In den Papparbeiten, dem Spielzeuge aus Pappe für Kinder, ist jetzt von den Buchbindern außerordentlich viel geleistet worden, so daß sich die von ihnen gelieferten Sachen in diesem Fache zu wirklichen Künsteleien erhoben. Sie liefern für die weibliche Kinderwelt: zierlich gearbeitete Toilettenkästchen in allen Größen, gleichsam nach dem Alter dieser Kinderklasse. Schreib- und Zeichnenmappen, Etuis

von Maroquin, Arbeitskästchen von Pappe, mit Bronze verziert, für schon herangewachsene Mädchen; Theater, mit beweglichen Figuren aus Pappe, und eine große Anzahl beweglicher Figuren mancherlei Art, in Beziehung auf weibliche Beschäftigung, mit gut ausgemaltem Hintergrunde, auf einem Tische aufzustellen, um dadurch manche Beschäftigung des Hausstandes, sowohl auf dem Lande, als auch in der Stadt darzustellen, welches Bezug auf weibliche Verrichtungen hat ꝛc. Die männliche Kinderwelt ist noch reicher ausgestattet worden. Sie findet in Pappe vollständige Ritteranzüge, und auch einzelne Stücke, wie Schilde, Helme, Küraſſe ꝛc. Theater zu allen Größen, für Kinder zu 8, bis zu Jünglingen zu 16 bis 18 Jahren. Man kann diese Theater innerhalb 18 Minuten in jedem Saale oder Zimmer aufstellen und wieder wegnehmen. Sowohl die Koulissen, wie überhaupt die Träger des Ganzen, werden frei auf den Boden hingesetzt, ohne erst befestiget werden zu dürfen. Bei den kleinen Theatern wird das Ganze auf den Tisch gesetzt, oder darauf aufgebauet. Auf den größeren Theatern spielen junge Leute selbst, auf den kleineren agiren Figuren von Pappe. — Polichinelle-Theater mit Figuren, in verschiedenem Kostüme, vermittelst welcher man Marionettenspiele jeder Art aufführen kann; Aufstellkästchen mit Figuren, in feiner Pappe ausgeschnitten, und sauber lackirt; Kirchen, Scheunen, Bauertänze, Jagden aller Art, aus feiner Pappe gearbeitet; dann militairische Gegenstände: z.B. große Paraden von Infanterie, Kavallerie und Artillerie, Ritterburgen, Ritterturniere, Festungen, Kasernen, Zelte ꝛc. — In Holz werden jetzt auch die feinsten Sachen, außer den Nürnberger Holzwaaren, geliefert, die zwar immer noch Absatz, aber nicht mehr in dem Grade wie ehemals, finden, weil sich auch jetzt überall in den großen Städ-

ten die Drechsler und andere in Holz arbeitende Künstler bemühen, es ihnen hierin nachzumachen. Besonders ist aber der Absatz des Nürnberger Spielzeuges sehr durch die Pappsachen geschmälert worden, die, wie schon oben angeführt worden, in großer Anzahl von den Buchbindern, und sehr zierlich, gefertiget werden. Sowohl für die männliche, als für die weibliche Jugend, hat man in Holz: Gegenden zum Aufstellen, mit Bergen, Ritterburgen, Einsiedeleien, Bauerhöfen, Schäfereien, Lustschlössern mit Gräben, Vogelherden, Ruinen, und vielen Bäumen, welches Alles nach eigener Wahl geordnet und gesetzt werden kann; Dörfer mit Kirchen; Weiden mit Vieh und tanzenden Bauern und Bäuerinnen; große Scheunen, mit allen dazu gehörigen Geräthschaften; Schäfereien, mit allem was dazu an Vieh und Geräthschaften gehört; Städte mit Bergwerken; Materialhandlungen mit Schreibestuben; Windmühlen; Kriegs- und andere Schiffe, mit allen dazu nöthigen Geräthschaften; Seiltänzer; Chinesische Gaukler; Wagen in allen Formen, sowohl mit Pferden bespannt, als auch ohne Pferde, wie Staats-, Ballon-, Wiener Batarden-, Kalesch-, Post-, Fracht-, Kärner-, Brauer-, Mehl-, Heu- oder Leiter- und Sandwagen; Chaisen aller Art, Droschken ꝛc.; dann Schlitten aller Art; Pferdeställe und Pferde von allen Arten mit Reitknechten, die Pferde geschirrt. Dann Militairspielzeug, wie: Festungen und Festungswerke, Festungen mit Laufgräben, Kasernen, Ritterburgen, Zugbrücken, Stadtthore mit Fallgatter und Schlagbaum, Schilderhaus ꝛc., Paraden ꝛc. Hierzu kommen nun noch eine große Anzahl architektonischer Gegenstände aus Holz, welche schon unter Spiel (Kinder-), oben, S. 36, angeführt worden; dann naturhistorische Gegenstände, wie die Arche Noah; Menagerien von Thieren; Viehmärkte, auch einzelne Thiere sauber aus Holz geschnitten, z. B. verschiedene Hun-

deracen, Pudel-, Bologneser-, Mops-, Pinscher- und Jagdhunde; Katzen, Eichhörnchen ꝛc. ꝛc. Ferner eine große Anzahl Gegenstände aus andern Verhältnissen des bürgerlichen Lebens aus Holz, vorzüglich aus Handwerken. Für die weibliche Jugend hat man besonders in Holz: Spinnräder nebst Haspeln, Wiegen, zierliche kleine Kommoden, Nähetische, Schachteln mit feinem Küchen- und Hausgeräth in Holz; Küchen, mit allen dazu nöthigen Geräthschaften ꝛc. — In Zinn hat man sauber gegossene und gut ausgemalte Soldaten, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, Kanonen mit Pulverwagen, große Munitionswagen, Kanonen von allen Gattungen. So z. B. findet man in Zinn die ganze Preußische Armee von allen Waffengattungen in Schachteln, mit den Musikchören; dann die höchsten und hohen Personen im Staate in Zinn, zu Pferde, mit den Suiten; dann Helme, Schilde, Küraſſe, Degen, Säbel ꝛc. von Blech; Ulanenlanzen ꝛc. Dann Küchengeräthschaften in Zinn ꝛc. — Zu den gemischten Spielzeugen gehören alle, oben, unter Spiel (Kinder-), angeführten musikalischen Instrumente; alle mechanischen, optischen, dioptrischen und katoptrischen Gegenstände; alle hydraulischen, hydrostatischen und magischen Geräthschaften und Maschinen zur Belustigung; s. auch den schon oben angeführten Artikel Spiel (Kinder-); die Gelenk-Puppen und die ledernen Puppen ꝛc. ꝛc. Aus allen den hier oben angeführten Gegenständen kann man das weitläuftige Feld ermessen, welches jetzt den Kindern gegen sonst geöffnet ist, wo sie die Gegenstände aus Pappe, und die oben unter Spiel (Kinder-) angeführten Spiele, und viele andere Gegenstände entbehren mußten. Uebersieht man das ganze Feld, welches gegenwärtig in dem Spielzeuge der Kinder geöffnet vor uns liegt, gegen dasjenige, welches vor mehr denn einem halben Jahrhunderte den jetzigen Greisen

vorlag, so gewahrt man freilich, daß man vorgeschritten ist, ja solche Fortschritte gemacht hat, daß uns, nach der beschränkten Einsicht unseres Geistes, dem die Zukunft bloß in ahnender Dämmerung vorliegt, nicht viel mehr zu thun übrig bleiben kann; denn wenn der mit so vielem ihm noch bevorstehenden Schulwissen zu kämpfen habende jugendliche Geist schon das ihm wissenschaftlich Dargebotene in den Spielen begreift, so werden wir bald die Grundsätze vieler Gewerbe gar nicht mehr zu erlernen, zu studieren haben; denn schon das Kind wird gleichsam spielend mit der Optik, Dioptrik, Katoptrik, Hydraulik, Hidrostatik, Mechanik, Arithmetik, Architektonik, Physik, Naturhistorie, Dramatik, Oekonomie, Magie, Toilettenkunst ꝛc. ꝛc. bekannt; denn es fehlt weiter nichts, als daß von den Eltern oder Pflegebefohlenen eine zweckmäßige Erklärung, eine kleine Vorlesung über das dem Kinde geschenkte Spielzeug dieser Art hinzukomme, die natürliche Wißbegierde der Kinder noch zu unterstützen, um gleichsam spielend den Grund zu Wissenschaften zu legen, woran unsere Vorfahren zu klauben hatten, ehe sie bis dahin gekommen. Riesenhaft ist der Zuschnitt der gegenwärtigen Zeit, wäre die Arbeit, die Ausarbeitung eben so kolossal, so ließen sich Wunderdinge von den kommenden Geschlechtern prophezeihen. — Es läßt sich übrigens nicht ableugnen, daß diese Methode, den Kindern die Grundzüge einer Wissenschaft beizubringen, so unrecht nicht ist, und wohl ihre Verfechter verdient, wenn beim Spiele, bei der Anwendung, dem Gebrauche des Spielzeuges gleich den Kindern das Ganze erklärt würde; so werden aber diese vielversprechenden Spielsachen wohl den Kindern gekauft, aber die nöthige weitere Erklärung, außer der gewöhnlich beiliegenden Anweisung, fehlt, und daher geht dann auch die Absicht verloren; denn nur eine zweckmäßige Erklärung bei dem Gebrauche einer hy-

drauliſchen, hydroſtatiſchen ꝛc. Maſchine, in der Naturgeſchichte bei den in Pappe ausgeſchnittenen nnd gut kolorirten Thieren ꝛc., und der Nutzen iſt entſchieden; allein ſo ſinkt gröſztentheils die Kunſt, die ſich die Arbeiter in Verfertigung dergleichen Maſchinen ꝛc. gegeben, unter den Händen der meiſten Kinder wieder in das Nichts, nicht ihres Daſeyns, ſondern ihrer Produktion, ihrer Zuſammenſetzung zurück, und ſo finden die ſchönſten Sachen ihre Auflöſung, ohne begriffen worden zu ſeyn, welches auch in der Natur der eigentlichen Kinder liegt; denn wer in den Altersſtufen der Menſchenwerdung und Menſchenbildung ſchon klügelt, ſchon zu altklug ſpricht, iſt nicht mehr Kind, und altkluge Kinder machen zwar im Anfange Aufſehen, allein ſehr oft entſprechen die Folgen ihrer zuerſt gezeigten Klugheit nicht; auch ganz natürlich, weil Geiſt und Körper im ſich Ausbilden nicht gleichen Schritt halten können; denn eins muß unfehlbar darunter leiden. Auch ſcheint in der Natur das Grund-Princip die Körperbildung zu ſeyn; daher der Trieb aller Kinder, ſie müßten denn an irgend einem körperlichen Gebrechen leiden, im Freien herum zu laufen, zu ſpielen, überhaupt ſich im Freien zu beluſtigen, und dadurch ihrem Körper Kraft und Stärke zu geben; während der Geiſt zwar lebendig und regſam für Alles, was ſich auf das äußere Leben, die Außenwelt bezieht, iſt, für die Wiſſenſchaften und Künſte aber keine Tiefe kein inneres Leben hat, und wird dieſes durch mancherlei pädagogiſche Künſte vor der Zeit geweckt, regt ſich der innere Trieb, des Geiſtes Abgezogenheit zum Leben, ſo ſinkt gewöhnlich die Körperkraft, ſie bildet ſich dann bei weitem nicht in dem Grade aus, wie ſie es gethan haben würde, wenn man den Geiſt zum intenſiven Leben noch nicht geweckt hätte. Daß es auch hier Ausnahmen giebt, darf wohl kaum angeführt werden; allein dieſe Ausnahmen ſind nur ſelten. Je mehr

das Kind zum Nachdenken geführt wird, je mehr es zu grübeln anfängt, um über dieses oder jenes ihm Unerklärliche aus den Tiefen seines Geistes Aufschluß zu erhalten, je mehr drückt hier gleichsam der Geist auf den geistigen Umschwung der Maschine, auf die edelste aller Flüssigkeiten, auf das Blut, und dieses ist dann unvermögend, dem Körper den Balsam für alle die Gefäße mitzutheilen, die auf den Wachsthum und die Körperkraft einen bedeutenden Einfluß haben, und daher werden diese zurückgehalten, wenn der Geist sich vordrängt, emporstrebt zu dem Wissen, den Kenntnissen außer seiner noch umgränzten Sphäre. Vergleicht man nun die alten Spielsachen, das alte Spielzeug mit dem neuen, so muß man über die Fortschritte erstaunen, die in einem Zeitraume von kaum funfzig Jahren darin gemacht worden; denn selbst die Zinnspielsachen sind gegen anderes Spielzeug nicht zurückgeblieben; auch hier findet man veredeltere Formen gegen die früheren, sowohl in den zinnernen Soldaten, der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, wie auch in den Jagdfiguren und Küchengeräthschaften, überall ist ein geläuteterer Geschmack, sogar in den kleinen zinnernen Uhren, sichtbar, der an die Zeit, worin wir leben, erinnert. Auch die Nürnberger sind mit ihren Holzkünsteleien, ihren Spielsachen nicht zurückgeblieben; auch sie leisten jetzt, was die neueste Zeit nur hierin zu wünschen vermag. Die Verbesserungen beziehen sich jedoch nicht so auf die Künstlichkeit, die Feinheit des Schneidens und Drehens, sondern auf die schönen Formen, ohne alle Ueberladung, alle Verzierung, so wie man überhaupt in neuester Zeit, was Kunstwerke anbetrifft, mehr zum Einfachen der Natur zurückkehrt, wie es früher mit der Ueberhüllung und Ueberfüllung der Fall war. Die Einzigen, die bei allen Neuerungen, Verbesserungen, der alten Zeit treugeblieben, sind die Pfefferküchler mit ihrer Waare.

Immer noch derselbe Trompeter mit den vollen Backen, dieselbe Spinnjungfer ꝛc. ꝛc., und, sonderbar genug, immer noch findet diese Waare den meisten Abgang, obgleich sonst Alles nur nach neuen Formen sucht, sich nach neuen Gestalten umsieht. Dieses macht aber, weil sie immer im Geschmacke der Zeit geblieben ist. Die Pappspielzeuge od. die Spielzeuge von Pappe kann man aber als einen ganz neuen Zweig der Industrie ansehen, wie auch schon oben erwähnt worden; sie haben sich in der Kinderwelt ein ganz neues Feld gebahnt, und sind mit Beifall aufgenommen worden, wodurch die Holzspielwaaren, das Holzspielzeug, hölzerne Spielzeug bedeutend verloren hat; denn schon das gefällige Aeußere, wegen der den nachgebildeten Gegenständen besser anpassenden Form, der frischen und kräftigen Farbengebung, welches Alles der Natur des Menschen, der Thiere, kurz aller Gegenstände, die in Pappe ausgeschnitten oder ausgebildet, und ausgemalt werden, weit mehr entspricht, als es in Holz der Fall ist; und soll es hier eben so schön geschnitten werden, wie man es wohl kann, und die jetzige Zeit auch dergleichen Holzwaaren aufzuweisen hat, so werden sie bei einzelnen Figuren zu kostspielig, um als bloßes Spielzeug zu dienen; daher haben die aus Pappe gearbeiteten Figuren nicht nur in dieser Hinsicht den Vorzug, sondern auch noch daher, weil sie nicht so leicht Schaden leiden beim Herabfallen vom Tische, oder beim Umwerfen darauf, wie die hölzernen, bei denen leicht etwas zerbricht; denn die aus Pappe gearbeiteten Gegenstände können nur mit Vorsatz zerstört werden, sonst sind sie, wenn man sie nicht an einen feuchten Ort legt, daß sich die Pappe auflöset, oder sie der Zerstörung des Bücherwurms aussetzt, sehr dauerhaft, und da man sie mit kleinen, hinten daran befestigten Klötzchen leicht überall aufstellen kann, so kann man sie eben so gut, wie die Holz-

figuren, da gebrauchen, wo jene gebraucht werden. Man gebraucht sie zu kleinen Marionetten- und Polichinelltheatern, zur Aufstellung eines Heeres, einer Jagd ꝛc. ꝛc. Auch alle übrige Gegenstände aus Pappe, außer den Nachbildungen der Menschen und Thiere, die für Kinder ausgeboten werden, wie Häuser, Bäume ꝛc., sind geschmackvoll gearbeitet, und tragen das Gepräge des Kunstsinnes der Zeit. Man darf sich daher nicht wundern, daß das Spielzeug aus Pappe eine besondere Stelle in der Kinderwelt eingenommen, weil es durch sein anziehendes Aeußeres leicht besticht, die jugendlichen Gemüther anzieht, welches bei den oft etwas plumpen Holzfiguren, so wie unter allen Gegenständen aus Holz nicht so der Fall ist, welches noch auffallender wird, wenn man beide Arten von Spielzeug, aus Holz und aus Pappe, nebeneinander gewahrt, wo die Uebelstände des Einen, und die Vorzüge des Andern recht hervortreten. Auch selbst das Aufbewahren der Figuren aus Pappe geschieht weit leichter, als bei denen aus Holz, weil man Erstere übereinander legen, Letztere aber nur einzeln stellen kann; diese nehmen also einen weit größern Raum ein, als jene, und dieses muß besonders bei dem Kinderspielzeuge berücksichtiget werden, weil dieses nur zu oft in den Zimmern bunt durcheinander umherliegt, und sorgfältig weggepackt, gestellt oder gelegt werden muß. Man hat auch angefangen, Figuren aus Ton zu modelliren, wie man sie aus Wachs hat, allein dergleichen Figuren, so ansprechend sie auch sind, weil man aus Ton weit besser formen, als aus Holz schneiden kann, dienen nicht zum Spielwerk für Kinder, weil sie noch leichter zerbrechen, als die hölzernen, also Kindern unter zehn Jahren gar nicht in die Hände gegeben werden können, und auch die schon Herangewachsenen müssen sich sehr in Acht nehmen, wenn sie solche aufstellen wollen, weil sie auf den kleineu Fußgestellen von Holz

nicht so fest stehen, und auch schon, vermöge ihrer Schwere, ihres Gewichtes, sehr zum Umfallen geneigt sind. Eben so ist das Spielzeug aus Wachs, wenigstens für Knaben, nicht als ein gewöhnliches Spielwerk geeignet, weil es leicht zerbricht, und in der Wärme leicht schmierig beim Anfassen wird. Das letztere Spielzeug eignet sich mehr für Mädchen, welche damit schon sorgfältiger umgehen, überhaupt weniger Zerstörungs- und mehr Ordnungssinn als die Knaben haben. Letztere, die viel zu unruhig sind, und mehr nach rauschenderen Belustigungen, Zeitkürzungen streben, als Erstere, die mehr dem Hause und dessen Freuden angehören, achten auf die Zerstörbarkeit dergleichen Spielzeugs nicht, welches man immer in Glasspinden, oder unter Glas aufbewahren muß, damit kein Staub hinzu kann, weil dieser sich gleich daran festsetzt, und, besonders im Sommer, eine Schmutzkruste darüber bildet. — In allen den verschiedenen Zweigen des älteren Spielzeuges ist eine Veredlung eingetreten, indessen findet man dabei auch noch verschiedene Formen aus der älteren Zeit, welche uns den Abstand des Ehemals und Jetzt recht anschaulich machen; und ist bei den jüngern Kindern nicht die Anschauung bloß Zweck des Spielens, sondern auch die Handhabung, so möchte man die älteren Spielsachen mehr diesem Zwecke gemäß halten; denn sie sollten eigentlich keine Kunstproduktionen zum Anschauen, sondern bloß Produkte zum Spielen seyn, mit denen so schnell, als möglich, aufgeräumt wurde, um wieder Raum zu den Geschenken des kommenden Weihnachtsfestes zu lassen. Sie erfüllten also den Zweck ihrer Bestimmung, die Kinder zu belustigen, um so eher, als die neuen Spielsachen, weil sie nicht das geschärfte Verbot begleitete, ihrer ja zu schonen, und sie nicht zu zertrümmern, zerbrechen ꝛc. ꝛc. Das Kind war also Herr des Geschenkes, statt bei dem neueren geschmackvolleren Spielzeuge die-

ses nur als ein ihm zur Ansicht gebotenes Gut erscheint, welches nach dem Spielen, oft unter Aufsicht, gleich wieder fortgesetzt wird, damit es nicht zerstört werde. Der Genuß ist daher hier mehr zwischen den Eltern und den Kindern getheilt, und man möchte gleichsam annehmen, daß vieles von dem in der neuesten Zeit dargebotenen Spielzeuge, wie die optischen Kasten, Phantasmagorien, Chinesischen Schattenspiele und Feuerwerke, die hydraulischen Maschinen, architektonischen Belustigungen ꝛc., mehr ein Gegenstand zur Belustigung der Erwachsenen wäre, wie es denn auch wirklich der Fall ist, und in so fern hat die jüngste oder neueste Zeit zugleich für Alt und Jung gesorgt, und dieses auf eine feine, der Zeit gemäße Art, so, daß die Alten auf Rechnung der Jugend mitspielen können; und auch in so fern muß man es unserer Zeit Dank wissen, daß sie die Freuden der Jugend wieder an das Alter knüpft. Und wenn wir uns selbst gestehen müssen, daß wir gern Theil an den Spielen der Kinder nehmen, ihr Spielzeug gern beäugeln, und uns mitfreuen, wenn sie sich freuen, indem wir den Zauber der Jugend, der Kinderjahre, wieder lebhaft fühlen, so müssen uns diejenigen Gegenstände auch um so willkommner seyn, die uns Gelegenheit geben, nicht nur am Spiele mit dem gebotenen Spielzeuge selbst Theil zu nehmen, sondern auch spielend die Kinder mit vielen Gegenständen des Wissens, der Natur und Kunst bekannt zu machen, und so den ersten Keim der Wißbegierde, des Nachdenkens, in ihre junge und freie, allen äußeren Eindrücken offene Seele zu legen. Dieser Lichtstrahl in der Aufklärung ist gewiß lohnend, wenn er mit Berücksichtigung der Individualität eines jeden Kindes geschieht, und ohne den geringsten Zwang, gleichsam scherzend und spielend; denn den jungen Geist für diese Gegenstände selbst wecken, ihn anspornen zu wollen, um das Gebiet der Forschungen zu be-

treten, hieße dann den Zweck verfehlen, und die jugendlichen Freuden mit diesem Spiele, diesem Spielzeuge tödten. Ueberhaupt sind diejenigen Spielzeuge, Spielsachen, welche mehr der Zeit huldigen, eine der Aufklärung nach höhere Tendenz haben, und der Erklärung, außer dem Spiele, bedürfen, wohl nicht für Kinder unter neun Jahren, und dann sind immer noch bei dergleichen Geschenken die Geistesfähigkeiten und Neigungen des Kindes zu berücksichtigen, welches freilich Alles den Eltern und denjenigen überlassen bleibt, die mit den Kindern in stäter Berührung sind, sich im stäten Umgange mit ihnen befinden; denn wo man dergleichen Neigungen nicht findet, die sich mehr auf das Wissenschaftliche beziehen, da richte man auch die Geschenke darnach ein; denn sehr oft bringen in der Erziehung Wünsche, die man mit Strenge durchzusetzen versucht, in der Folge bei den Kindern die entgegengesetzten Wirkungen hervor. Alle Spiele daher, welche mit der Belustigung auch noch einen höheren Zweck verbinden, wie die oben, S. 298, erwähnten Spiele, können nur für Kinder dienen, die beinahe über das Kindesalter hinaus sind, schon in die Jünglingsjahre treten, wo hier die Wirkung des Geistes für andere Verhältnisse des Lebens nöthig ist; die aber unter diesem Alter stehen, lasse man lieber mit demjenigen Spielzeuge spielen, wobei sie ihrer Phantasie folgen, und es zertrümmern oder zerschlagen können, wie es ihnen beliebt, der Körper gewinnt dabei wahrlich mehr an Kraft und der Geist in der Folgt mehr an Energie, als bei allen andern sitzenden ꝛc. Spielen, die bloß den Geist zu wecken zum Zwecke haben, und wobei sich die Eltern freuen, wohl kluge, aber nicht gesunde Kinder zu besitzen. — Der Zeitgeist will Aufklärung, er schreitet mit der Fackel voran; allein diese Fackel beleuchtet nur dasjenige, was seyn kann, was der Veredlung bedarf, und in der Natur des Weltgeistes und in der des Men-

schen liegt, was aber außer der Natur liegt, nicht in derselben gegründet ist, und mit Gewalt hervorgelockt werden soll, erzeugt Verkrüppelungen, Auswüchse, die mehr dienen, den Geist zu untergraben, als ihn zu heben. — Das Kind will spielen, dies liegt in seiner Natur, wie in der Natur eines jeden lebenden Geschöpfes, also lasse man es auch bis zu gewissen Jahren mit dem Spielzeuge spielen, das ihm Freude macht, und nicht gleich wieder verschlossen oder weggesetzt wird, sondern von dem es Herr bleibt; es wird ihm dann auch noch in seinen Trümmern Freude machen, und es wird mit denselben eben so gern spielen, als mit dem Ganzen. Man stelle es aber weg, lasse ihm nur zu gewissen Zeiten, an Fest- und Sonntagen, damit spielen, oder empfehle ihm beim Spielen die höchste Achtsamkeit, mache es auf den Werth desselben, auf Alles aufmerksam, was seine, des Spielzeuges, Erhaltung erfordert, so wird es mißmüthig werden, und den Frohsinn, die Heiterkeit verlieren; das Spielen erscheint ihm dann als eine Zwangsarbeit, als eine Strafarbeit, bei welcher es sich nicht frei bewegen darf; und so sinkt dann mit der Beschränkung auf den Gebrauch des Spielzeuges, auch der freie, heitere, kindliche Geist. Ferner hat man bei der Zerstörung des Spielzeuges auch noch die Gewerbsamkeit zu berücksichtigen; denn je mehr zerstört wird, je mehr gewinnt diese, weil man auch, außer der gewöhnlichen Beschenkungszeit, Spielsachen anschafft, um den Lieblingen, den Kindern, Beschäftigung zu geben; also auch hier wird diese Freiheit des Kindes im Spielen, noch lohnend für die Gewerbe, für den Staat, statt, daß bei dem Aufbewahren und Wegstellen, um es immer wieder gebrauchen zu können, jene und jener verliert. Es versteht sich, daß hier von werthvollen Sachen nicht die Rede seyn kann, diese gehören auch, wie schon oben bemerkt worden, den Kindern über neun Altersjahren an; denn

was wirklichen Kunstwerth hat, und kostbar ist, gehört auch den Kindern unter der genannten Altersstufe nicht an, weil sie den Werth desselben weder zu schäzzen, noch die ihnen angepriesene Schätzung desselben verstehen; denn ihre Unbefangenheit, ihr Muthwillen kennt keine Schätzung, keinen Werthstempel. — Das meiste Spielzeug von Holz liefert uns immer noch Nürnberg und Augsburg, obgleich in den genannten Orten nur wenig von dieser Waare gemacht wird, sondern aus Baiern und dem Würtembergischen, hauptsächlich aus dem Schwarzwalde, besonders nach Nürnberg kommt, und die Nürnberger nur die Verleger, oder besser Vertreiber dieser Waare sind. Was von dergleichen Waaren, Holzspielzeug, in Berlin, Wien, München, Dresden, Hamburg, so wie in allen Residenzen und Hauptstädten Deutschlands von Holzdrechslern gemacht wird, ist zwar nicht unbedeutend, allein der Debit dieser Waare erstreckt sich nicht weit über die untersten Klassen des Volkes; was die höheren Klassen an feinerem Spielzeuge aus Holz bedürfen, das liefern die oben genannten beiden Städte, besonders aber Nürnberg, in den Handel von ganz Deutschland, und darüber hinaus. Nur in der neuesten Zeit hat der Debit dieser Waare durch die Pappарbeiten, Spielsachen aus Pappe, welche, wie schon oben, S. 302, erwähnt worden, vorzüglich Eingang beim Publikum gefunden haben, um Vieles nachgelassen, ist er sehr geschmälert worden, welche Pappsachen Berlin und Wien in vorzüglicher Güte liefern; dann auch München, Dresden, Hamburg, Leipzig ꝛc. Die Puppen oder Docken, besonders für Kinder weiblichen Geschlechts, liefert gleichfalls Nürnberg und auch Augsburg; sie werden jetzt aber auch in allen großen Städten Deutschlands, namentlich in Berlin und Wien, in großer Anzahl verfertiget, besonders die Puppenbälge, das heißt, die mit Haaren ausgestopften le-

dernen Bälge. Die hölzernen Gliederpuppen, die Gelenkpuppen, liefert aber immer noch Nürnberg, weil sie so wohlfeil, wie sie von dort her geliefert werden, hier nicht gemacht werden können. Man hat Puppen von Holz, Bein oder Knochen, Wachs, Pappe, von Leder und ausgestopft, Balgpuppen, von Gyps, Thon, Zucker ꝛc., von denen die Holz- und Balgpuppen am meisten Abgang finden. In Verfertigung der Puppenlarven aus Pappe, haben sich bei uns in Berlin die Gebrüder Gropius, welche sich überhaupt in Allem, was sie an Kunstsachen, und dann auch an Spielzeug für Kinder liefern, auszeichnen, um die weibliche Kinderwelt sehr verdient gemacht; denn durch die Lieferung guter Larven aus Pappe ꝛc., sind die Wachslarven, die überhaupt — wenn gleich sehr anziehend wegen ihrer höchsten Täuschung — sehr zerbrechlich sind, und leicht Schmutz ꝛc. annehmen, von welchem sie schwer gereiniget werden können, in den Schatten getreten. Auch die Wiener Larven für Kinderpuppen finden großen Beifall wegen ihrer Dauerhaftigkeit und guten Färbung, oder Carnation. Ob übrigens die Modepuppen, welche des Jahres zweimal zur Anzeige der Sommer- und Wintertracht an alle Höfe und Orte in Europa geschickt wurden, und die für den Handel dieser Art von Bedeutung gewesen seyn sollen, wie es in Schedel's praktischem Taschenwörterbuche der Waarenkunde, Th. 2, Leipzig, 1798, S. 73, unter Docke steht, ist mir unbekannt, wahrscheinlich werden sie jetzt durch die Modenjournale ersetzt, die monatlich das liefern, was man sonst halbjährig durch Modepuppen that. Ob nun die Modenjournale dasselbe leisten, was vollkommen angezogen Puppen thun, können nur diejenigen entscheiden, welche von diesem Zweige der Toilette Kenner sind. — Andere Pappwaaren in Spielzeugen ꝛc. liefern in Berlin die Pappwaarenhandlungen von Carl Kühn, Hasselberg ꝛc.

Die Zinnspielwaaren aller Art findet man in den großen Städten, Residenz- und Hauptstädten ꝛc., in den Zinnwaarenhandlungen; das Spielzeug in Holz, außer den Drechslern, bei den Nürnberger Waarenhändlern, auch zum Theil bei den Quincaillerie- und Eisenwaarenhändlern. Auch findet man Spielzeug von einigem Kunstwerthe in Kunsthandlungen, die sich nicht bloß auf Gemälde, Kupferstiche, Zeichnen- und Maler-Apparate ꝛc. allein beschränken. In Berlin liefert die Kunsthandlung von George Gropius vielerlei feine Spielsachen, sowohl in Holz, als Pappe, auch Kinderspiele ꝛc. ꝛc.

Was den Preis des Spielzeugs anbetrifft, so läßt sich hier kein sicherer Maaßstab annehmen. Zwischen dem feinen Spielzeuge aus Holz, und demjenigen aus Pappe möchte der Preis so ziemlich gleich seyn, wenigstens in dem Verhältnisse der Güte der Waare nicht viel von einander abweichen. Was das gewöhnlichere Spielzeug aus diesen Materien anbetrifft, so möchte in der Wohlfeilheit wohl dasjenige aus Holz dem aus Pappe vorgehen, doch läßt sich auch hierin, wie schon oben bemerkt worden, kein allgemein gültiger Maaßstab feststellen, weil sich die Preise im Handel nach dem Werthe des Spielzeugs selbst, sobald es der Verfertiger, Fabrikant, selbst verkauft, richten, und geschieht dieses nicht, so richtet sich der Preis nach dem wohlfeilern oder theurern Einkaufe desselben, nach dem es aus der ersten oder zweiten Hand eingehandelt worden. Das Nürnberger und Augsburger Spielzeug kommt so ziemlich im Preise überein, weil der Einkauf aus einer Quelle geschieht; s. auch oben, S. 308. In statistischen und in Handelsschriften findet man nur wenig über den Handel mit Spielzeug erwähnt, weil er mehr passiv, als activ getrieben wird, sich mehr auf große Städte und jeden Staat selbst bezieht, auf die Jahrmärkte und den Weihnachts-

markt; es ist daher mehr ein Lokalhandel, ein Handel, der sich, wenn gleich die Waare allgemein in der Kinderwelt verbreitet ist, nur auf die großen Städte und deren Verbreitung auf das Land beschränkt. Er ist auch schon in so fern als passiv zu betrachten, weil das Spielzeug zum Theil auch in den Städten gemacht, und daselbst zu den oben bestimmten Zeiten verkauft wird. Mit dem Spielzeuge aus Holz treiben besonders die beiden oben genannten Baierschen Städte Nürnberg und Augsburg, und mit denjenigen aus Pappe Berlin, Wien ꝛc. ꝛc. einen mehr activen Handel; s. auch oben, S. 398 u. f.

Was nun den Gebrauch oder die Anwendung des Spielzeuges anbetrifft, so geht dieser schon aus der Benennung dieser Waare selbst hervor. Ob aber noch andere Zwecke, als ein bloßes Spielen, ein bloßer Zeitvertreib, eine bloße Belustigung, damit erreicht oder verbunden werden können, ist in der neuesten Zeit eine Aufgabe geworden, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt. Es haben nämlich sowohl Erzieher, als Schulmänner den Satz aufgestellt, daß das Spielzeug mehr nachtheilig auf die Jugend, als vortheilhaft wirke; es müßte denn mit Etwas verbunden, oder wenigstens so gewählt werden, daß die Kinder dadurch irgend eine Belehrung über einen Gegenstand des bürgerlichen Lebens erhielten. Ja es haben sogar einige Pädagogen am Anfange dieses Jahrhunderts geäußert, daß das Spielen mit Spielsachen den Kindern schädlich sey, und die Ausbildung ihres Verstandes hindere. Letzteres zu widerlegen ist hier nicht der Ort, auch widerlegt die Erfahrung aus verwichenen Jahrhunderten hinlänglich diese Aeußerung; denn bis zu Anfange dieses Jahrhunderts ist das Spielzeug noch stark im Gebrauche bei den gebildeten Klassen des Volkes gewesen, und es hat an geschickten, einsichtsvollen, klugen, gelehrten und tapfern Männern

nicht gefehlt, die alle in ihren Kinderjahren sich gern mit Spielzeug mannigfaltiger Art belustiget haben; ja Einige gestehen selbst in ihren Biographien, daß sie sehr lange dem Spiele mit Spielzeuge ergeben gewesen, und es frägt sich, wenn wir nach einem halben Jahrhunderte, oder nach Zurücklegung der Hälfte dieses Jahrhunderts, eine Vergleichung nur mit der letzten Hälfte des verwichenen in Hinsicht aller ausgezeichneten Handlungen des Verstandes anstellen, zu welchem Vortheile diese ausschlagen wird, ob die Erziehung des gegenwärtigen Jahrhunders ausgezeichnetere Köpfe, als die des verwichenen hervorgebracht; — denn nur nach den Jahren vollkommener Reife fällt das Urtheil, und diese sind das männliche Alter, da frühere, viel versprechende Blüthen sich oft späterhin unvortheilhaft entfalteten; es muß daher immer erst ein bedeutender Zeitabschnitt bei einer Generation abgewartet werden, um die Folgen eines neuen Saamens in der Erndte zu erblicken. — Wenden wir uns nun zu dem oben zuerst aufgestellten Satz, daß man mit dem Spielzeuge entweder Etwas verknüpfen, oder es doch so wählen müsse, daß die Kinder dadurch zugleich eine Belehrung über irgend einen Gegenstand erhalten, mit einem Worte, daß das Spielzeug lehrreich würde. Dieser Gedanke, auch das Spielzeug zu einem Gegenstande der Wisseschaften und Künste zu machen, es hauptsächlich in die philosophische Facultät zu bringen, rührt daher, weil zu Anfange dieses Jahrhunderts einzelne Kinder durch eine eigenthümliche Erziehungsmethode dahin gelangten, schon als Knaben die Akademie zu beziehen, und auch akademische Würden zu erlangen. Dieses machte Aufsehen, und obgleich ähnliche Erscheinungen schon früher da gewesen, und es also nichts Neues war, und man überall Ausnahmen von der Regel findet, so glaubte doch ein großer Theil der Gebildeten, und unter ihm besonders Erzieher, daß es nicht

unmöglich sey, durch eine zweckmäßige Leitung der Kinder von den ersten Altersstufen an, sie frühzeitig zu Gelehrten zu bilden, oder frühreif aus ihnen Gelehrte zu machen. Welchen Weg man eigentlich hierbei einschlagen müsse, oder auf welchem Wege man dieses am besten erreichen könne, darüber war man nicht einig. Einige wollten, wie die Bilderstürmer, das Kind mit dem Bade ausschütten, und alles Spielzeug verbannt wissen, dagegen durch zweckmäßige Kinderschriften das vorgesteckte Ziel erreichen; Andere wollten dagegen einen Mittelweg einschlageu, und das Spielzeug mit den genannten Schriften verbinden; wiederum Andere wollten durch zweckmäßige Kinderspiele mit illuminirten Karten, gewisse Gegenstände aus Wissenschaften, Künsten und Gewerben darstellend, oder mit Spielplänen ꝛc. dahin wirken, und eine vierte Parthei durch das Spielzeug selbst. So standen die Sachen am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Kinderwelt wegen des Spielzeugs, welches als ein Ueberbleibsel der vorigen Jahrhunderte, doch auch einer Neuerung sich unterwerfen sollte, so unschuldig und harmlos sein Walten auch immer auf das Gemüth und den Sinn der Kinder gewesen. — Doch, hier galt es keiner Revolution um Freiheit und Selbstständigkeit, sondern nur wegen schnellerer Beförderung des Wissens, der Gelehrsamkeit, in einem Zeitalter, welches fruchtbar an Erfindungen, kurz aber an Dauer des Lebens ist. — Den ersten Anklang zu dieser Revolution, oder besser, Reform in der Kinderwelt, gab wohl Pestalozzi zu Ende des verwichenen Jahrhunderts durch seinen vereinfachten Elementar-Unterricht, nach welchem schon dem Wiegenkinde die Anfangspunkte von Form und Zahl durch illuminirte Holzschnitte anschaulich gemacht werden sollen, also wo schon Stufenweise vom Wiegenkinde der Unterricht angefangen, und so mit ihm fortgesetzt werden sollte

in allen Wissenschaften, oder doch in den in den Gymnasien gelehrten Zweigen des Wissens; freilich ein Zuschnitt, der, wenn er vom Wiegenkinde an in bloßer Beschäftigung des Geistes ohne Unterbrechung fortgesetzt werden könnte, uns bartlose Knaben, als Akademisten oder Studenten zeigen würde; allein dieser Maaßstab war zu großartig für den aufkeimenden Geist, und zu kleinlich für den Körper angelegt, daher haben die Resultate ihm auch nicht entsprochen. Indessen erschienen bald darauf eine Menge von Kinderschriften in allen Zweigen des Wissens, mit illuminirten und auch schwarzen Kupfern, um den Kindern das, was sie daraus erlernen und wissen sollten, auch anschaulich zu machen. Es erschienen Gallerien der vorzüglichsten Handwerke und Künste, mit Kupfern oder Abbildungen der Gewerbe, Naturgeschichten, kurz eine Menge Schriften für Kinder, ihr Wissen zu erweitern; denn Alles war nur darauf berechnet, sie in die Geheimnisse des Wissens einzuführen, man hatte aber vergessen, daß dazu ein künstlicher Schlüssel gehört, der oft selbst demjenigen fehlt, der sie in dieses Heiligthum einführen will, und daß dieser Schlüssel nicht für alle Kinder gemacht und passend ist; sie hatten die Verstandeskräfte der Kinder dabei gar nicht erwogen, sie hatten nicht erwogen, daß dazu Erfahrung und eine Menge von Atomen gehören, die den Kindern nicht mechanisch beigebracht werden können, wofür es wirklich Sinn, Anlage, kurz den Geist haben muß; denn die Erfahrung hat es vielfältig gelehrt, daß dergleichen mechanisch gebildete Kinder, wenn sie in die Sphäre kamen, worin sich eine Wirkung ihrer Auffassung zeigen sollte, sie so wenig zu Hause schienen, als in jedem andern fremden Felde. Auch ist dieser Unterricht durch anschauliche Gegenstände durchaus nicht neu, keine Erfindung der neuesten Zeit, sondern unsere Vorfahren haben diese Methode schon, und bes-

ser angewendet, zweckmäßiger für die Begriffe der Kinder, weil ein gehaltvoller Unterricht diese Anschauungen und deren Erklärungen noch erhöhete. Ich erinnere hier nur an den Orbis sensualium pictus renovatus, oder die erneuerte sichtbare Welt in vier Sprachen, in der Lateinischen, Polnischen, Französischen und Deutschen, welches Werk nicht nur zu jedem sich darin befindenden Gewerbe einen Holzschnitt enthält, sondern auch durch Erklärung derselben in den vier genannten Sprachen, vermittelst der Zeichen bei jedem darin gezeigten oder ausgedrückten Gegenstande, einen wirklichen Werth erhält, und wohl bei wißbegierigen Kindern die Spielsachen ersetzen könnte. Von dem genannten, mir vorliegenden, Werke fehlt der Titel, auch läßt sich darin keine Jahreszahl, eben so wenig der Ort finden, in dem es erschienen ist. Nach der Sprache zu urtheilen, ist es, wenn nicht im ersten Drittel, doch in der Hälfte des verwichenen Jahrhunderts in Nürnberg erschienen; und da dieses ein verbesserter Orbis pictus ist, so muß das Original schon früher erschienen seyn. Es enthält alle Beschäftigungen und Geschäfte in einem Staate aus allen Zweigen der Wissenschaften, Künste u. Gewerbe, in einem kurzen Abrisse, Gerippe. Ein zweites Werk ähnlicher Art ist: der Mensch in seinen verschiedenen Lagen und Ständen, für die Jugend geschildert, mit 50 Kupfertafeln; welches zu Augsburg im Jahre 1770 erschienen, worin alle Gewerbe durch Kupfer verdeutlichet werden. Man gewahrt hieraus, daß unsere Vorfahren auch schon darauf gedacht haben, nicht die Spielsachen zu verdrängen, nur der Jugend, von einem gewissen Alter, in den Erholungsstunden, Nebenstunden, Werke in die Hände zu geben, wodurch sie sich von den im Geschäftsleben vorkommenden Dingen unterrichten können. Wie es also keine Krankheit giebt, die nach der scheinbaren Genesung nicht Rück-

fälle zuläßt, eben so giebt es keinen Zweig des Wissens, der nicht schon unter einer veränderten Gestalt da gewesen wäre, und was wir Neues zu ergrübeln, zu erfinden glauben, haben Andere schon längst vor uns erfunden und erdacht, nur in einer veränderten Gestalt. — Diejenigen, welche die Spielsachen nicht gänzlich als schädlich verbannen wollten, glaubten dadurch sicherer zu gehen, wenn sie beides verbänden. Sie wollten also nicht die Spielsachen verdrängen, sondern nur die Kinder dabei mit nützlichen Gegenständen aus der Thierwelt ꝛc. bekannt machen, und so das ihnen werth gewordene Spielzeug mit ihnen gewiß eben so werthen Gegenständen verbinden. Man wählte hierzu nicht nur Fabeln von beliebten Schriftstellern, oder vielmehr Dichtern, von Gellert, Pfeffel, Lichtwehr, von Hagedorn, Gleim, Michaelis, Lessing, von Nicolai, Musäus ꝛc., sondern auch Erzählungen aus verschiedenen, die Kinder interessirenden Verhältnissen der Welt und des Lebens, z. B. Völker- und Sittengemälde, interessante Mährchen; dann merkwürdige Ereignisse und Erscheinungen aus der Kunst, der Natur und dem Menschenleben; kurz über Alles, was Kinder interessiren und ihre Aufmerksamkeit fesseln kann, mit Abbildungen, um dadurch den Reiz für das Lesen wirksamer zu machen; denn Gegenstände kolorirt im Bilde vor sich sehen, erweckt auch den Trieb, das Ausführliche davon zu erfahren, und so wird um so mehr die Lust zum Lesen erweckt, und wenn das Kind noch nicht so weit wäre, es selbst lesen zu können, so wird es doch aufmerksam zuhören, wenn es ihm vorgelesen und auf die Begebenheiten, die im Bilde dargestellt worden, hingewiesen wird. Schriftsteller, die sich hierin ausgezeichnet haben und noch auszeichnen, sind Weiße, von Rochow, Bertuch, Campe, Dolz, Glatz, Wilmsen,

Friedrich Heyne, Löhr ꝛc. ꝛc. Der Zweck dieser Kinderschriften ging nun nicht dahin, wie schon oben bemerkt worden, die Spielsachen, das Spielzeug zu verdrängen, sondern bei demselben, da es doch nicht die müßigen Stunden der Kinder allein ausfüllt, oder sie doch nicht immer damit spielen können, sondern es auch nach einer kurzen Zeit des Spielens bald überdrüssig werden, und nach etwas Anderm sich sehnen, sollten sie auch nach dieser Kost langen, ihnen diese gereicht werden, damit auch die Spiellust in dieser Unterhaltnng fortgeführt werde. Diese Methode hat gewiß etwas Gutes, und verdient wohl eine Beachtung. Die dritte Methode durch Kinderspiele allein zu wirken, ist in so fern gut, daß das Abc und Buchstabiren, so wie auch das Lesen dadurch bei denjenigen Spielen erleichtert wird, die dieses zum Zwecke haben, wie solches oben, unter Spiel (Schul-), ist angeführt worden. Bei den andern Spielen aber, wird der beabsichtigte Zweck nicht weniger erreicht werde, als bei dem ersten; denn auch hierdurch werden die Spielsachen nicht unwirksam; und wenn gleich manche Kinderspiele mehr Reiz, als die Spielsachen haben, so wird doch beim Spielen der Zweck verfehlt; sie dienen dann nicht zur Belehrung, sondern der Reiz bezieht sich bloß aufs Spiel oder aufs Spielen, ja sie möchten dann wohl noch schädlicher seyn, als man die Spielsachen hält, die man dadurch unwirksam machen will; denn diese tragen bloß den Zauber der Gegenstände, die sie im verkleinerten Maaßstabe darstellen, welcher Zauber die Freude, damit spielen zu können, erweckt; allein jene verbinden mit der Lust zu spielen auch einen Reiz, den mit dem Spiele verbundenen Gewinn, und dieser ist mächtiger, als die Freude des Spiels oder beim Spiele; denn hier ist nicht mehr das Spiel Hauptsache, sondern der Gewinn. — Die vierte Art, die Belehrung durch das Spielzeug selbst,

oder die Absicht der Erzieher, durch das Spielzeug selbst das Kind mit wissenschaftlichen Gegenständen bekannt zu machen, wovon schon oben, S. 305 und S. 312 geredet worden, entspricht in so fern seines Zweckes nicht, weil die gewählten Gegenstände weit über die Verstandeskräfte des Kindes hinausreichen, wenn es nämlich Belehrung daraus ziehen soll, sonst sinken sie zu dem gewöhnlichen Spielzeuge herab, und erfüllen keinen andern Zweck, als nur kurze Zeit zu belustigen. Wenn sie aber mit gehöriger Erklärung, außer der beiliegenden Anweisung, im Spiele begleitet werden, dann ist ihr Nutzen, wie auch schon oben, S. 299, angeführt worden, entschieden. — Man möchte übrigens jetzt schwer eine vorherrschende Methode von den vier oben angeführten unterscheiden; denn alle viere haben sich geltend gemacht, oder sind wenigstens an das Licht getreten, und, wie es scheint, so hat das Spielzeug, wenn auch nicht in dem Grade wie ehemals, doch den Sieg davon getragen, weil es den Zweck des Spielens auch ganz erfüllt, wie auch schon oben, S. 304, angeführt worden. Es hängt nun von den Eltern und von den Erziehern ab, aus allen jetzt dargebotenen Kinderschriften, Spielen und Spielsachen dasjenige auszuwählen, was sie für die Kinder am zweckmäßigsten finden; denn wenn das Spielzeug nicht bloß zum Spielen bestimmt ist, sondern noch einen andern Zweck, den der Belehrung, mit erfüllen soll, so hängt es auch von den Fähigkeiten der Kinder ab, von ihrem schon mehr oder weniger geweckten Geist; denn nur bei einer solchen Wahl eines höheren oder feineren Spielzeuges, nach den Geisteskräften der Kinder, kann der Nutzen hervortreten, sonst bleibt er noch hinter dem des gewöhnlichen Spielzeuges. Dieses erfüllt den Zweck nach der Phantasie des Kindes zu belustigen, jenes aber, bei der Beschränkung, stillt höchstens seine Neugier ein paarmal, und da es nicht Herr des

Spielzeuges ist, oder werden kann, so wird es ihm auch zuletzt gleichgültig; es mag nicht mehr damit spielen, wenn es ihm auch gereicht wird, oder wenn es damit spielt; so ist der Genuß nur halb. Man sollte billig glauben, daß bei dem seltenen Darreichen eines Spielzeuges der Genuß erhöht werden müßte; allein es ist nicht der Falle, wenigstens bei einem großen Theile von Kindern, denn Ausnahmen giebt es auch hier, wie überall, in allen Lebensverhältnissen, nur sind sie selten; die Mehrzahl der Kinder zeigt immer einen gewissen Eigensinn, wenn man es ihnen nur zu gewissen Zeiten reicht, dann aber wieder fortnimmt und verschließt; überhaupt es ihnen oft verweigert, damit zu spielen. Wird aber das Spielzeug von höherer Natur mit einer zweckmäßigen Erklärung begleitet, wird dadurch das Spielen damit noch angenehmer gemacht, der Zauber noch erhöhet, so wird das Kind sich gern gefallen lassen, daß es nach der Belustigung, nach dem Spielen wieder weggestellt wird; es wird dann gewiß wieder die Tage, die Stunden mit Sehnsucht erwarten, wo es ihm wieder gereicht wird, und sich bei den Experimenten ꝛc., die z. B. mit hydraulischen, hydrostatischen, magischen ꝛc. Maschinen gemacht werden, auch leicht von dem Werthe und Nutzen dergleichen Maschinen überzeugen, so wie überhaupt von dem Werthe und Nutzen eines jeden Spielzeuges, welches ähnliche Zwecke darbietet. —

Spielzeugmacher, eine Benennung der Drechsler und anderer Arbeiter in Holz oder Pappe für die Kinder.

Spier, ein nur in den gemeinen Mundarten des nördlichen Deutschland übliches Wort, eine jede kleine und zarte Spitze, besonders an den Grasarten zu bezeichnen; daher es denn auch daselbst figürlich von etwas sehr Wenigem gebraucht wird. Nicht ein Spier, nicht das Mindeste. Ein Spierchen Brod, ein wenig. Es ist mit Speer genau verwandt.

Spierapfel, s. unter Sorbus, Th. 156, S. 41.

Spierapfelbaum, Sorbus domestica, siehe daselbst.

Spiere, in der Schifffahrt, besonders in Nieder-Deutschland, bezeichnet es Enden von Mastbäumen, welche vorn und hinten an ein Schiff befestiget werden, den Brander davon abzuhalten. Die Mastbaumenden haben 15 bis 20 Fuß Länge. Man macht sie auch in Häfen und auf Rheden an, um das Antreiben der Schiffe zu verhindern. Kleinere Fahrzeuge pflegen Reißbunde oder Pfähle, auch Rollen Tauwerk, welche man Wällen oder Kreuze heißt, über Bord auf den Seiten hinaus zu hängen, um das Antreiben gegen andere Fahrzeuge, oder Bollwerke, Pfosten, Pfähle ꝛc. zu verhindern. Auch die Stücken Masten von 25 bis 30 Fuß Länge, welche am Ende mit dreikantigen Eisen beschlagen sind, nennt man auch Spiere, man spannt vermittelst derselben die Schootten der Bonnette aus. In einem andern Verstande sind die Spieren eben daselbst kleine Stangen, welche vermittelst eiserner Ringe an die Segelstangen des großen und Vordermastes befestiget werden, um die Beisegel bei schwachem Winde an selbige anzumachen. — Es ist ein Verwandter des Vorigen, so daß sich zugleich der Begriff der Länge mit einschleicht.

Spiering, Spierling, eine Benennung des Stintes, Salmo Eperlanus Linn., s. unter Stint. Nach Adelung soll er diese Benennung wegen seines kleinen zarten Körpers haben. In einigen Gegenden wird auch noch die Sardelle, Spiering und Spierling genannt.

Spierling, Sorbus Sativa, Linn., s. Sperberbaum. Auch eine Benennung der Sardelle, s. den vorhergehenden Artikel.

Spierlingsbaum, s. Eberäsche, Th. 10, S. 20.

Spierlingsbeere, s. daselbst.

Spierlingskäfer, Scarabaeus Spireae, siehe unter Käfer, im Supplement.

Spierpflanze, Spiraea Linn., eine Benennung mehrerer Sträucher, s. unter Spirpflanze.

Spierschwalbe, in einigen Gegenden eine Benennung der Mauerschwalbe, welche auch Kirch- oder Steinschwalbe genannt wird; s. unt. Schwalbe, Th. 150, S. 62.

Spierstaude, s. Spirstaude.

Spieß, Hasta; Fr. Pique; Engl. Spit, eine Art Waffe, welche aus einer scharfen Spitze an einem langen Schafte besteht, und nach Beschaffenheit der Umstände und der abweichenden Gestalt auch Speer, Lanze, Hellebarde, Pique ꝛc. genannt wird. So sind z. B. die Lanze der Ulanen und das Sponton der Unter- und Ober-Offiziere bei der Infanterie oder dem Fußvolke, welches aber jetzt abgekommen, zwei Abweichungen, nicht so im Schafte, als in der eisernen Spitze, dem eigentlichen Gewehre, der eigentlichen Waffe. So hat man Botenspieße, Judenspieße, Knebelspieße, Wurfspieße ꝛc. — Da man nun überhaupt einen jeden langen, dünnen, mit einer Spitze versehenen Körper einen Spieß nennt, sobald derselbe nämlich gebraucht wird, etwas damit zu stechen, so nennt man auch in einigen Gegenden Deutschlands einen Splitter einen Spieß. In der Haushaltung führt eine kleine, dünne, spitzige Stange von Eisen oder auch von Holz, die gerupften Lerchen, sogenannte Leipziger Lerchen, daran zu stecken und zu braten, den Namen Lerchenspieß; daher sagt man auch wohl Spießlerchen, das heißt, so viele Lerchen, als man zusammen auf einen Spieß zu stecken pflegt. So hat man in den Küchen auch den Bratenspieß, um einen Kälber-, Hammel- Wild- ꝛc. Braten daran zu stecken. — Der Lichtspieß ist ein langer, dünner, zugespitzter Stab, oder dergleichen Stäbe,

die Dochte zu den Lichten im Lichtziehen darauf zu reihen. Bei den Jägern werden die offenen Stangen des Hirsches ohne Enden, und bei Einigen auch die Geweihe des Rehbockes Spieße genannt. Siehe auch Spießbock, Spießer. — Man pflegt von einem jungen Menschen, der aus Mangel an Erfahrung noch unbedachtsam oder unbesonnen handelt, zu sagen: Er läuft noch mit dem ersten Spieße. Entweder als eine Anspielung auf die Spieße, das ist, das erste Geweih eines jungen Hirsches, oder auch von Spieß, so fern es im gemeinen Leben im verächtlichen Verstande von einem langen Degen gebraucht wird, die Unbesonnenheit eines noch nicht lange mit dem Degen wehrhaft gemachten Jünglings zu bezeichnen. Figürlich ist bei den Buchdruckern der Spieß, ein fehlerhafter Abdruck eines gegossenen Spatii, wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt. Der Korrektor deutet einen solchen Spieß am Rande der Columne oder Seite des Bogens, worauf er sich befindet, mit folgendem Zeichen # an, welches heißt, daß solcher weggemacht werden soll. Einige Korrektoren streichen auch zugleich den Strich durch, andere thun dieses nicht, weil das Zeichen schon hinlänglich ist, den Setzer auf den Spieß aufmerksam zu machen, um so mehr, da das Zeichen vor die Zeile gesetzt wird, in welcher sich der Spieß befindet. Der Spieß entsteht eigentlich, wenn sich zwischen zwei Worten ein Spatium in die Höhe gegeben hat, so daß er mit gefärbt und abgedruckt wird.

Spieß (Boten-), der Spieß, den die öffentlichen Boten in einigen Ländern tragen.

— (Braten-), Bratspieß, s. Th. 6, S. 530.

— (Buchdrucker-), s. oben, unter Spieß.

— (Docht-), s. Spieß (Licht-).

—, beim Fischer, s. Fischgabel, und unter Gabel, Th. 13, S. 708.

Spieß (Haar-), Haarspieße, das struppige, gleich Spießen herabhängende Kopfhaar mancher Menschen, welches auch weichselzöpfig genannt wird.
— (Holz-), s. oben, S. 321, Splitter.
—, beim Jäger, s. oben, S. 322.
— (Juden-), s. Th. 31, S. 643.
— (Knebel-), s. Th. 41, S. 271.
— (Lerchen-), s. Th. 76, S. 262.
— (Licht-), Dochtspieß, s. Th. 78, S. 388.
—, beim Nadler, zwei auf dem Klotze der Wippe stehende eiserne Stangen, vermittelst denen die Oberstempelstange gerade geführt wird.
— (Soldaten-), s. oben, S. 321.
— (Wurf-), s. unter W.

Spießband, Phalaena hastata, eine Art Phaläne oder Nachtfalter, Nachtschmetterling.

Spießbaum, im Bergwerke, die lange, senkrechte Welle, oder der Baum in dem Göpel, um welchen sich die ganze Maschine dreht und bewegt. — Auch ein über den Schacht gebauetes Gebäude, welches aus zwei sich oben zusammenlehnenden, unten aber auseinander stehenden Bäumen besteht, daran schwere Sachen in den Schacht gehängt oder gelassen werden. — Die in die Höhe gerichteten Hangebäume, die dem Göpel, oder eigentlich dem Karbe desselben die Rundung geben, werden gleichfalls Spießbäume genannt. — Ferner heißen Spießbäume, im Bergwerke, die beiden gegeneinander gestellten Balken über der Heblade des Bergbohrers, wenn damit gebohrt wird, wovon der eine mit Leitersprossen versehen ist. Man hängt oben zwischen diese Spießbäume eine Rolle der Heblade des Bergbohrers, gegenüber gräbt man aber einen Stock in die Erde, der mit einer andern Rolle versehen ist, und setzt dieser gegenüber einen Haspel. Zieht man nun über den Haspel und die beiden Rollen ein Seil, und hängt an dieses den Bohrer,

womit gebohrt wird, so kann der Bohrer gemächlich aus dem Bohrloche gezogen werden.

Spießbock, bei den Jägern, ein Rehbock, welcher das erste Mal aufgesetzt und daher nur Spieße ohne Enden hat; s. Spießhirsch.

Spießbürger, eine ehemalige Benennung derjenigen Bürger, welche mit Spieße bewaffnet waren, zu Fuße dienten, und auch Giesenbürger hießen. Jetzt wird dieses Wort oft im Spaße von denjenigen Bürgern gebraucht, welche noch nach einer früheren Mode gekleidet gehen, nicht modisch sind, kein modisches Aeußeres haben. Es werden daher nicht bloß Bürger, sondern auch ein Jeder so genannt, der sich so kleidet, etwas Spießbürgerliches hat; dessen Aeußeres in der Tracht ꝛc. altväterlich aussieht. Nach Adelung soll es nur im verächtlichen Verstande von einem jeden geringen Bürger gesagt werden, weil man nach seiner Meinung zu den Spießbürgern nur die ärmsten und untauglichsten wählte, dagegen die reichen und angesehenen Bürger zu Pferde dienten. In neuester Zeit kann man damit die in Deutschland hin und wieder errichtet gewesenen Nationalgarden vergleichen, bei denen es noch ein Korps zur Hülfsleistung gab, das gar nicht uniformirt war, weil die Mitglieder nicht im Stande waren, sich eine Uniform anzuschaffen; sie bildeten eine Art Aushülfswache, und ihre Dienste wurden auch bezahlt. Es waren daher Söldlinge. Im verächtlichen Verstande ist bei uns das Wort Spießbürger nicht gebraucht worden, wohl aber Philister; s. dieses Wort, Th. 112, S. 532.

Spießchenleim, Fr. Colle de brochette, ein aus Pergamentabschnitzeln zubereiteter Leim, s. Th. 108, S. 514.

Spießdruse, s. Nadeldrüse, Th. 100, S. 542.

Spieße, in den Glashütten, lange Stangen, welche gebraucht werden, die Glasöfen zu reinigen, und auch

die Töpfe oder Hafen mit der Fritte in denselben bei dem Einsetzen zu richten.

Spießeisen, der eiserne oder stählerne spitzige Theil eines Spießes, zum Unterschiede von dem Schafte.

Spießen, I. ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches eine unmittelbare Nachahmung desjenigen Lautes ist, welchen man am häufigsten durch bisten oder pisten ausdrückt. Die Jäger brauchen es vornämlich von dem Laute der Haselhühner, wenn sie sich zusammenrufen, oder zur Begattung locken, wo aber auch pisten üblich ist. — II. Ist Spießen auch ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, auf etwas Spitziges, als auf einen Spieß stechen; daher sagt man: Einen Missethäter spießen, eine in Asien übliche Lebensstrafe, da dem Verbrecher ein zugespitzter Pfahl durch den Hintern getrieben wird. Einen Frosch spießen, ihn an einen zugespitzten Stab stecken. Ein Thier spießt sich, wenn es z. B. über einen zugespitzten Pfahl springen will, und sich denselben in den Leib stößt. Es braucht auch gerade kein ganz zugespitzter Pfahl zu seyn, um das Wort spießen anzubringen, so kann ein Pferd auch durch eine Deichselstange gespießt werden, wenn es sich dieselbe in den Leib rennt. Die Jäger brauchen es auch von den Hirschen, wenn sie mit ihren spitzigen Geweihen stoßen. Von eben denselben ist spießen in noch weiterer Bedeutung eine Art der Verbindung von zwei gesprungenen Leinen, da solche aufgedrehet, zusammengestoßen, und mit einem Bindfaden umwunden werden, welches auch schäften genannt wird.

Spießente, Anas fera, eine Art wilder Enten mit einem zinnober- oder feuerrothen Kopfe, und einem spitzigen Schwanze, den nur das Männchen hat; s. Th. 11, S. 42.

Spießer, Spießhirsch, bei den Jägern, ein jun-

ger Hirsch, welcher das erste Mal aufsetzt, und daher nur Spieße statt des Geweihes hat.

Spießgerte, eine dünne, mit einer Spitze versehene Gerte, welche man zum Reiten braucht, um das Pferd damit zu hauen, im gemeinen Leben die Spießruthe, s. diese.

Spießgesell, eigentlich, nach Adelung, ein mit einem Spieße bewaffneter Soldat, insofern er mit und neben einem Andern zugleich dient, in Rücksicht auf denselben ein Kamerad, Commilitio. Jetzt braucht man es nur noch zuweilen von einem jeden Mitgesellen oder Kamerad, jedoch am häufigsten nur im bösen und verächtlichen Verstande, von dem Theilnehmer, Gehülfen, Mitwisser in einer bösen Sache. Von den Ausschweifungen, welche diese ehemals ohne jetzige Zucht lebende Soldaten begingen, wie solches noch im dreißigjährigen Kriege geschah.

Spießglanz, Spießglas, Antimonium, Antimonium, Stibium, Antimonium sulphuratum; Fr. Antimoine, Sulfure d'Antimoine; Engl. Antimony; It. Antimonio, ein metallischer Körper, von einer metallischen, glänzenden Bleyfarbe. Die Stücke haben keine regelmäßige Gestalt, sondern scheinen nur blättrige Gefüge zu seyn, übereinander hinliegende, zerbrechliche, lange Nadeln. Daß sich die glänzenden Strahlen nach allen Richtungen durchkreuzen, und oft wie Sterne auf der Oberfläche, oder die Farrnkräuter nachahmend, erscheinen, wie einige Chemiker angeben, findet man zwar, aber häufiger liegen die Strahlen gleich Nadeln in einer Richtung fort, bald kürzer, bald länger, nachdem der Bruch sie gestaltet, immer in einer geraden Richtung. Er hat Geruch und Geschmack, eine gewisse Härte, zerfällt aber leicht, und giebt ein graues Pulver. Das specifische Gewicht desselben ist nach Einigen 5,000, nach Andern 6,700. Wenn man auf dem Spießglanze reibt, oder solchen in

die Hand nimmt, so färbt er ab, beschmußt die Finger, oder die Hand mit einem graulichen Staube; übrigens ist er das leichtflüssigste unter den Erzen. Man unterscheidet vom Spießglanze zwei Arten, nämlich den gediegenen oder gegrabenen, und den geschmolzenen. Ersterer ist so, wie er aus der Erde kommt, Letzterer ist erst geschmolzen worden, um ihn von einer gewissen Menge von erdigen und steinigen Materien zu scheiden, welche nicht dazu gehören. Das Schmelzen wird im Großen an eben den Orten veranstaltet, wo man den Spießglanz gräbt, und ist leicht und einfach. Sie besteht darin, daß man das Erz in irdene Töpfe thut, deren Boden kleine Löcher hat. Man setzt nun diese Töpfe mit dem Spießglanze in einen Ofen, welcher so stark erhitzt werden muß, als nöthig ist, um den Spießglanz selbst in Fluß zu bringen. Da derselbe sehr schmelzbar ist, und auch vor dem Glühen fließt, so ist der Grad des Feuers, bei welchem solches fließt, weit geringer, als derjenige, bei welchem die erdigen und steinigen Materien schmelzen würden. Der geschmolzene Spießglanz läuft nun durch die Löcher des Bodens der Töpfe, und wird von andern untergesetzten Töpfen aufgefangen, die man so viel als möglich vor der Erhitzung schützt. In diesen Gefäßen läßt man den Spießglanz, welcher die Gestalt derselben annimmt, stehen, und bringt ihn in der Gestalt von Kuchen in den Handel. Den meisten Spießglanz liefert Ungarn, Mähren, Salberg in Schweden, Auvergne, Elsaß, Limousin, Bourbonnois ꝛc. Auch in Neapel kommt er vor. Serao gedenkt desselben in seiner Storia dell' incendio del Vesuvio dell' anno 1737, wo er beim Brande des Vesuvs ausgeflossen. Auch im Jahre 1767, und nachher, ist auf eine ähnliche Weise Spießglanz herausgeflossen. In Calabrien giebt es Spießglaserze, welche 80 Prozent geben, auch findet sich Spießglaserz in Sicilien. In der Liptower

Gespannschaft schmelzt man jährlich eine große Menge Spießglanz aus, vorzüglich in Waldungen, an denen die Gegend reich ist. Da sich der Spießglanz auch in brennholzarmen Ländern findet, so könnte man zu dessen Ausschmelzung Steinkohlen und Torf innerhalb eines Ofens anwenden, dessen Grundfläche versperrt ist, um die zur machenden Schmelzung nöthigen Gefäße aufzunehmen, in zwei oder drei Gassen getheilt, und auf dessen jeder Seite eine Oeffnung ist, deren Thüre immer zu gehalten und nicht eher geöffnet wird, als wenn man die Brennmaterialien einträgt. An dem oben gewölbten Theile dieses Ofens müssen zwei bis drei Rauchlöcher seyn. Nach Scopoli soll man, wenn man den Spießglanz auf diese Art bei verschlossenem Feuer ausschmelzt, viel Zeit und Kostenaufwand im Brennmaterial ersparen.

Der Spießglanz ist dasjenige Metall, mit welchem man die meisten chemischen Prozesse vorgenommen, weil die Alchymisten in dem Wahne gestanden, hieraus für die Kunst: Gold zu machen, vielen Nutzen zuziehen. Daher werden die Operationen, die damit vorgenommen, und wovon die Produkte besondere Namen erhalten haben, hier eine Stelle verdienen. Das Erste, was man mit dem Spießglanze vornimmt, ist die Reinigung des metallischen Theils von dem Schwefel, da die Vererzung aus Metalltheilen und Schwefel entsteht. Dieses geschieht nun auf die einfachste Art, durchs Rösten oder die sogenannte Oxidirung, Verkalkung des Spießglanzes. Schon Basilius Valentinus beschreibt diese Arbeit in seinen Triumphwagen des Antimonio*). Man stellt nämlich den rohen Spießglanz, gröblich gepülvert, in einem flachen und weiten Gefäße über mäßiges Feuer, und rührt es immerwährend um. Während dieses Brennens ver-

*) S. dessen chemische Schriften, Bd. 1, S. 360 u. f.

dampft der Schwefel nach und nach, weil er flüchtiger, als der metallische Theil des Spießglanzes ist. Man fährt nun so lange mit dieser Arbeit fort, bis man bemerkt, daß kein Rauch und Dampf vom Schwefel mehr aufsteigt. Das Rückständige bei diesem Brennen ist die metallische Erde des Spießglanzes, welche nicht nur von dem Schwefel befreit, sondern auch einen Theil ihres Brennbaren beraubt worden. Diese Substanz ist weit feuerbeständiger und minder schmelzbarer als der Spießglanz, weil überhaupt die metallischen Erden um so feuerbeständiger und desto weniger schmelzbar werden, je mehr man ihnen ihr Brennbares entzieht. Sie führen den Namen Spießglasoxid oder Kalk, oder Spießglasasche. Die Farbe ist aschgrau, und dieses Produkt innerlich genommen, bewirkt heftiges Brechen und starke Abführungen. Diese Wirkung äußert der innerlich genommene Spießglanz nicht, weil der Schwefel die metallische Erde desselben so umhüllt, daß sie ihre meisten Eigenschaften nicht zeigen kann. Bearbeitet man dieses Oxid in einem Schmelztiegel mit starkem Feuer, so schmelzt es, und erscheint nach dem Erkalten als eine dichte, harte, brüchige und glänzende Materie. Diese geschmolzene Materie ist oft durchsichtig, und mehr oder weniger dunkel hyacinthfarben; sie führt in dieser Eigenschaft den Namen: Glas vom Spießglanze, oder Spießglanzglas, weil sie in ihrem äußerlichen Ansehen, als in ihren vorzüglichsten Eigenschaften, mit einer verglaseten Substanz übereinkommt; s. den Artikel Spießglanzglas. Oft erscheint das geschmolzene Spießglanzoxid nach dem Erkalten als eine dunkle, undurchsichtige und braune Masse, und dieses Produkt erhält den Namen Spießglanzleber; s. diesen Artikel. Dieser Unterschied hängt nur allein von der größeren oder geringeren Menge des Schwefels und des Wasserstoffgases ab, welche noch

an der metallischen Erde des Spießglanzes hängen geblieben sind, und daher auch von der Länge der Zeit, und von der größern oder geringern Genauigkeit ab, womit man den Spießglanz oxidirt hat. Bei einer nur schwachen Oxidirung bleibt viel Wasserstoffgas mit der Spießglanzerde verbunden, und dann fließt das erhaltene Oxid bei einem geringen Feuer zu einer Spießglanzleber, die man mit einer Materie versetzen muß, welche zwischen einem Glase und zwischen einer metallischen Substanz das Mittel hält. Treibt man die Oxidirung höher, so wird das Oxid schwerflüssiger und giebt eine verglasete Materie. Treibt man die Oxidirung bis auf's Höchste, so bleibt ein noch strengflüssiger Kalk übrig, der sich aber weder schmelzen noch verglasen läßt, wird er aber mit Glasflüssen vermischt, so verglaset er sich zu einem braunen zerbrechlichen Glase. Sowohl das Oxid, als auch die Leber und das Glas vom Spießglanze sind sehr heftige Brechmittel. Werden die drei genannten Substanzen in verschlossenen Gefäßen mit solchen Substanzen geschmolzen, von welchen sie Wasserstoffgas annehmen können, wie z. B. mit dem schwarzen Flusse, so werden sie nicht zum Spießglanze, wie sie ehemals waren, sondern zu einer harten, brüchigen, halbmetallenen Substanz hergestellt, die eine etwas dunkelweiße Farbe besitzt, und aus glänzenden Blättchen besteht, und ehemals den Namen Spießglaskönig führte. Diese Veränderung rührt daher, daß man bei der Verkalkung od. Oxidirung dem Spießglanze beinahe alle den Schwefel abgezogen hat, der in diesem mineralischen Körper mit dem halbmetallischen Theile verbunden war, und daß man ihm bei der gedachten Reducirung diesen Schwefel nicht wieder mittheilt. Wenn man daher dem Spießglanzkalke, der Spießglanzleber, dem Glase des Spießglanzes, oder dem Spießglanzkönige alle Eigenschaften des rohen Spießglanzes mittheilen wollte, so

müßte man solche bei dem Schmelzen nicht nur mit dem Wasserstoffgase verbinden, sondern ihnen auch etwas mehr oder gleiche Theile vom Schwefel zusetzen. Man befreit den Spießglanz von seinem Schwefel, und verwandelt ihn zugleich entweder in König oder in Leber, oder in ein weißes Oxid, der völlig seines Wasserstoffgases beraubt worden, auf verschiedene andere, weit kürzere und leichtere Arten, als durch die Oxidirung, die immer sehr langweilig ist. Wie man den Spießglanzkönig bereitet, s. diesen Art., so wie man alle andere Substanzen, die aus dem Spießglanze bereitet werden, unter ihren eigenen Namen, weiter unten abgehandelt antrifft.

Der Spießglanz enthält in seiner Zusammensetzung 72 Theile Metall und 28 Theile Schwefel. — Was die verschiedenen Verbindungen des Spießglanzes mit den Säuren anbetrifft, wie arsenikſaures, benzoesaures, bernsteinsaures, boraxsaures, chromsaures, essigsaures, fettsaures, flußspathsaures, kleesaures, kohlensaures, phosphorsaures, salpetersaures, salzsaures, schwefelsaures, weinsteinsaures ꝛc. Spießglas, s. unter Salz (Antimonium-), Th. 138, S. 242 u. f.

Was die Verbindung des Sauerstoffs mit dem Spießglanze anbetrifft, so zeigt derselbe, nachdem er in Fluß gekommen, einen Rauch, der sich an die Decke des Apparats hängt, und sich in weiße, krystallinische Nadeln verdichtet. Diese Nadeln sind das Produkt der Mischung des Spießglanzes und des Sauerstoffs. Sie haben keinen Geruch und keinen Geschmack, sind ein Spießglanzoxid, das 0,15 Sauerstoff enthält.

Gebrauch d. Spießglanzes. Der Spießglanz wird nicht nur und vorzüglich in der Medizin, sondern auch in den Gewerben gebraucht. Innerlich

ist dessen Gebrauch in der Medizin nicht alt; er wurde hier im 17ten Jahrhunderte zuerst benutzt; allein äußerlich kannte ihn schon Dioscorides, aber als ein zusammenziehendes Mittel, welche Wirkung er jedoch gar nicht hervorbringen soll. Durch Huxham soll sein Gebrauch allgemeiner geworden seyn. Wird er in Substanz genommen, so hat man von seiner Anwendung keine schädlichen Folgen zu befürchten; zuweilen erregt er auch Erbrechen, welches wahrscheinlich, nach einigen Aerzten, von dem kränklichen Zustande und der Neigung zur Säure des Magensaftes herrührt, der auf den metallischen Theil wirkt. Deshalb soll auch eine Beimischung von einsaugenden Mitteln, als der Bittersalzerde und der Krebsaugen zu empfehlen seyn. Wenn der Spießglanz angewendet werden soll, so müssen die ersten Wege erst gereiniget seyn. Das Wasser löset im Kochen gar nichts vom Spießglanze auf, daher ist die Anwendung falsch, daß man es mit reinigenden Tränken in Substanz zerflossen kochen läßt; es müßte denn Laugensalz zu dem Dekocte gemischt werden, welches den Schwefel angreift, sonst wird nichts davon aufgelöset, und das angeführte Salz einem solchen Dekocte beizufügen, soll nicht dienlich seyn. Wie schon oben erwähnt worden, soll nach dem Dioscorides der Spießglanz zusammenziehen, und die Schweißlöcher verstopfen; ferner soll er kühlen, das wilde Fleisch verhindern, machen, daß die Geschwüre heilen, das Blut stillen, und die Geschwüre der Augen reinigen. Nach dem Galenus soll derselbe eine austrocknende und zusammenziehende Kraft haben, und deswegen auch mit denjenigen Mitteln vermischt werden, die man bei den Augen gebraucht, und Collyria sicca nennt. Die Alten calcinirten und löschten den Spießglanz in Weibermilch oder Wein ab, wozu sie noch Regenwasser fügten. Aus dieser Masse wurden Täfelchen gemacht, die nach Geoffroi's Meinung

eine viereckige Gestalt gehabt haben sollen, weil es Hippokrates das Pharmacum tetragonum genannt hat. Es scheint auch, daß den Alten die Brechen erregende Eigenschaft dieses Erzes unbekannt gewesen, wenigstens hat man nur sehr selten dieses Mittel zum Purgiren angewendet, da unter so vielen Schriftstellern Dioscorides der Einzige ist, der dessen nur ein einziges Mal in der Bereitung eines purgirenden Mittels, welches aus dem Elaterio, Salz und Spießglanz bestand, erwähnt. Es soll aber daselbst nicht sowohl zur Vermehrung der purgirenden Kraft, als vielmehr dem Mittel die Farbe des Spießglanzes zu geben, zugesetzt und gegeben worden seyn. Die purgirende Kraft oder Eigenschaft des Spießglanzes ist zuerst um das zwölfte Jahrhundert bekannt geworden, zu welcher Zeit ein Mönch des Benediktiner-Ordens, von Geburt ein Deutscher, Namens Basilius Valentinus, in einem Werke, welches er geschrieben, und das den Namen führt: Currum triumphalem Antimonii, den Spießglanz in unendlich vielen Krankheiten als ein wirksames Mittel preiset. Im funfzehnten Jahrhunderte hat endlich Paracelsus, welcher der Meinung des Valentinus folgte, solches noch mehr bekannt gemacht. Während dieser Zeit stritten die Aerzte lange heftig über die heilsame oder schädliche Kraft dieses Mittels, bis man denn endlich einstimmig dahin übereinkam, seine heilsamen Kräfte anzuerkennen, und es erschienen eine große Anzahl Mittel, welche daraus bereitet wurden, in den Apotheken, welche von oben und unten, und schweißtreibend wirken. Selbst der rohe, unzubereitete Spießglanz, welcher in der Medizin nicht gebraucht wird, soll gar keine schädliche Eigenschaft besitzen, und man soll ihn wirklich zu 1 bis 2 Drachmen nehmen können, ohne daß er einen Ekel erregt. Man ließ ihn früher mit schweißtreibenden und austrocknenden Tränken kochen, welche dadurch

keine brechenmachende Kraft bekommen und gar nicht schädlich werden; allein, wie schon oben, S. 332, bemerkt worden, ist dieses Abkochen des Spießglanzes ganz unnütz, wenn es auch noch so lange im Aufwallen erhalten wird, weil Wasser nichts davon auflöset. Die gebräuchlichsten Zubereitungen des Spießglanzes waren in den Apotheken noch in dem zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts folgende: Hepar Antimonii, Crocus metallorum, Vinum emeticum, Tartarus emeticus, Vitrum, Regulus, Sulphur auratum, Flores, Butyrum, Cinnabaris, Pulvis Algarothi, Panacea universalis, Bezoardicum minerale, Calx diaphoretica, und die Tinkturen; von allen diesen angeführten Zubereitungen werden mehrere unten in den verschiedenen Artikeln des Spießglanzes vorkommen. In der gegenwärtigen Zeit wird der Spießglanz als ein reizendes und reinigendes Mittel gebraucht, und die Anwendung desselben findet Statt in der Krätze, in Hautausschlägen, rheumatischen Geschwülsten, in der Gicht, den Skrofeln und kronischen Geschwüren. Die Gabe ist von 10 bis 30 Gran in Pulverform, und zur Mischung wird Bittersalzerde, Schwefel, Gewürze, Zucker und Queckssilber genommen. So soll man nach einigen Lehren von der Dosis der Arzeneien das Antimonium crudum, oder nach der neuen Benennung: Stibium sulphuratum nigrum laevigatum, als Resolvens und als Haut reinigendes Mittel bei mehreren chronischen Exanthemen zu 5 bis 10 Gran zwei oder drei Mal täglich in Pillen reichen, und das Antimonium diaphoreticum ablutum et non ablutum, jetzt Stibium oxidatum album ablutum et non ablutum, als ein Diaphoretikum und gegen schleimige Brustbeschwerden zu 10 bis 20 Gran in Pulver, zwei bis vier Mal täglich gereicht, und das Regulus Antimonii, jetzt Stibium purum u. das Stibium oxi-

dulatum fuscum (Crocus metallorum), als Resolventia zu 5 Gran, zwei bis drei Mal täglich gegeben. Von der öftern Anwendung mancher Mittel aus dem Spießglanze wird auch noch Manches unter den verschiedenen Bereitungsarten des Spießglanzes auf chemischem Wege unten, unter den besondern Benennungen vorkommen; z. B. unter Spießglanzglas, Spießglanzkönig, Spießglanzleber, Spießglanztinktur ꝛc. — Auch in der Thierarzneikunst, in den Krankheiten der Pferde ꝛc., wird es gleichfalls gebraucht. — In der Chemie, worin der Spießglanz gleichfalls eine nicht unwichtige Stelle einnimmt, indem mit ihm mancherlei Experimente gemacht worden und werden, wodurch die Arzneikunst bereichert worden, und so auch manche Gewerbe, führt dieses Halbmetall das Zeichen ♁. Besonders wichtig war es den Alchymisten, wie auch schon oben angeführt worden, weil sie darin das Geheimniß zu finden glaubten, worauf alle ihre Experimente, ihre Mühen und Sorgen gerichtet waren.

Was nun die Benutzung des Spießglanzes in den Gewerben anbetrifft, so findet es hier mancherlei Anwendung. Schon bei den Alten war es ein Gegenstand der Toilette; denn man liest in der heiligen Schrift, im 2ten Buche der Könige, im 19ten Kapitel, daß die gottlose Königin Isebel, indem sie den Zorn des Königs Jehu besänftigen wollte, ihre Augen mit Spießglanz gefärbt habe. In derselben Schrift werden auch die Weiber, welche ihre Augen mit Spießglanz gefärbet, von dem Propheten bestraft. Die Griechen nannten daher den Spießglanz, da er zum Schminken gebraucht wurde, γυναικειον u. πλατυόφθαλμον, weil er die Augen der Frauen zu vergrößern diente. Diese Anwendung findet der Spießglanz in der neuesten Zeit in der Toilettenkunst nicht mehr; denn diese ist vorgeschritten, und hat andere Mittel kennen ler-

nen, zwar nicht die Augen zu vergrößern, denn diese Kunst ist verloren gegangen, aber doch eine Lücke auszufüllen, und zwar sie so auszufüllen, daß die Augenbraunen einen schönen Schatten auf die Augen werfen, und ihren Glanz erhöhen. Wie übrigens das Färben der Augen möglich ist, ohne dabei blind zu werden, ist wirklich eine Aufgabe zu einer Preisfrage in jetziger Zeit, die so reich an Erfindungen, überhaupt an Aufklärung ist, und man sollte sich daher doch auch bemühen, dergleichen alte Kunststücke, die wirklich von einem gewaltigen Erfindungsgeiste zeigen, wie es z. B. auch mit dem Griechischen Feuer der Fall ist, wieder zu erfinden; und wenn sie auch keinen weitern Nutzen brächten, so würden sie doch wenigstens zeigen, daß wir wirklich die Alten in Allem überflügeln, was sich auf Wissenschaften, Künste und Handwerke bezieht, sonst möchten sie uns noch entgegnen können, daß sie nicht unsere Zeit begreifen, wir aber auch nicht ihre begriffen hätten.—Die Zinngießer bedienen sich des Spießglanzes, um das Zinn glänzender zu machen, und demselben einen Silberton zu geben. Die Rothgießer gebrauchen es zu den Glocken; dann braucht man es zu den Metallspiegeln, und zur Komposition der Masse zu den Buchstaben in den Schriftgießereien. Die Gold- und Silberarbeiter brauchen es zum Reinigen und Poliren ihrer Metalle, weil der Spießglanz, wenn er mit Gold geschmelzt wird, alle Metalle angreift, die mit diesem edlen Metalle vermischt sind, und verwandelt sie in Schlaken. Hiervon ist nicht einmal das Silber ausgenommen. In der Probierkunst auf Silber muß der Spießglanz gröblich in der Größe der Hirsekörner gestoßen seyn. Man setzt einen Centner davon in einem flachen, mit Kreide oder Röthelstein wohl ausgestrichenen Scherben ganz vorn in die Mündung der Muffel, und schiebt ihn nach und nach hinein, bis

es gelb zu werden anfängt, und mit einer matten Schwefelflamme raucht, die man im Dunkeln gewahr wird. Sobald dieses geschieht, ist es Zeit den Spießglanz mit dem Haken umzurühren, auch den Scherben ein wenig aus der Muffel zurückzuziehen, weil er sonst zusammen schmelzt. So wie die gelbe Farbe grau zu werden beginnt, kann er etwas mehr Hitze vertragen, und wieder weiter unter die Muffel geschoben werden. Wenn er zu rauchen aufgehört hat, wird er klein gerieben, und erst mit gelindem, dann mit stärkerem Rostfeuer fortgefahren, so ist er zum Verschlacken zubereitet. Von dem Regulo Antimonii können gleich $\frac{2}{2}$ Centner auf Bley getragen und verschlackt werden. — In der Oekonomie ist der geschwefelte Spießglanz ein berühmtes Mastmittel, wodurch die Leber besonders fett wird.

Im Handel giebt der Spießglanz, oder das Spießglas, einen nicht unwichtigen Handelsartikel ab. Man bekommt ihn, wie auch schon oben, S. 327, angeführt worden, aus Ungarn, Mähren, Schweden, mehreren Gegenden Deutschlands, Frankreich, im letzteren Lande aus Auvergne, Elsaß, Limousin, Bourbonnois ꝛc. in Klumpen, oder in gegossenen Kuchen und Broden, welche Letzteren die Gestalt eines umgekehrten irdenen Blumentopfes oder Scherbens haben, und von außen grau, wie mit Asche bestäubt, aussehen, beim vom Einanderschlagen, im Bruche aber einen schwarzgrauen Silberglanz zeigen, überhaupt ein schwarzgraues Erz, dessen glänzende Nadeln ohne Ordnung dem Brode nach herablaufen. Der beste Spießglanz kommt aus Ungarn, wenigstens wird diese Waare von allen denjenigen, die sie gebrauchen, den andern Sorten vorgezogen. Man handelt diesen Artikel, netto Thara, bei Centnern, und pflegt die Waare zu stürzen, um sich sowohl von der Güte derselben zu überzeugen, als auch der Thara wegen.

aber in diesem Falle, begünstiget und beschleuniget. Das im Handel vorkommende Antimonium oder Spießglas ist schon von den ihm beiwohnenden Erdarten gereinigt worden, welche Reinigung nach der oben, S. 327, angeführten Vorschrift geschieht. Es führt im Handel den Namen rohes Antimonium, Antimonium crudum, und so wie es hier vorkommt, wird es auch in den Apotheken zu den verschiedenen pharmaceutischen Präparaten, und in den Künsten und Handwerken gebraucht. Der Antimonium, so wie er in den Gruben gefunden wird, kommt nicht zum Handel, er ist bloß ein Hüttenprodukt.

Von dem Spießglanzerze, welches man in Gruben findet, giebt es mehrere Arten; allein man hat noch kein Spießglanz in einer reguliniſchen, oder wahren halbmetallischen Gestalt gefunden. Gewöhnlich brechen alle Spießglanzerze mit Gold-, od. mit Silber-, Bley- und Eisenerzen, auch mit einem Theile Arsenikerz, zuweilen mit Zinnober vermischt. Man kann den Spießglanz mit als eine Mutter des Goldes betrachten, denn sehr häufig bricht es in demselben; so z. B. fand der Herr von Born Gold im Spießglanze bei Staniza in Siebenbürgen, und in Magnetta in Ungarn. Nach dem Herrn v. Cronstedt soll das Gold im Spießglase zuweilen vorkommen, er führt auch das Magarca- oder Magara-Gebürge bei Deutschlipsch am Fuße der Carpatischen Gebürge an, wo Gold durch Spießglanz vererzt vorkommen soll. So kommt auch das Bleyerz im Antimonium mit Zinngraupen von Altenberg vor. — Ein Mehreres über die verschiedenen Arten des Spießglanzes, s. unter Spießglanzerz.

Spießglanzamalgama. Da sich der metallische Spießglanz nur schwer mit Queckſilber verbindet, so muß man nach Herrn Gellerts Angabe, um dieses Amalgama zu bereiten, den Spießglanz in das heiße Queckſilber tragen, und ihn mit Wasser bedecken. Diese Amalga-

mirung soll weit besser gerathen, wenn man den Spießglanzkönig mit Eisen, oder mit einer alkalischen Erde bereitet hat. Der Spießglanzkönig scheidet sich dann nicht von dem Queckſilber, wie er sonst nach Verflieſsung einiger Zeit zu thun pflegt.

Spießglanzasche, Cineres Antimonii; Fr. Cendres d'Antimoine; Engl. Ashes of Antimony; Ital. Cenere d'Antimonio; s. Spießglanzoxid. Es ist der durch's Rösten oder Entschwefeln des rohen Spießglanzes entstehende graue Oxid.

Spießglanzarsenikſalz, s. oben, unter Spießglanz, S. 331.

Spießglanzbenzoesalz, s. daselbst.

Spießglanzbereitung, s. oben, unter Spießglanz, S. 327.

Spießglanz-Bernsteinsalz, s. daselbst, S. 331.

Spießglanzbezoar, s. unter Bezoar, Th. 4, S. 385.

Spießglanzblumen, Flores antimonii; Fr. Fleurs d'Antimoine; Engl. Flowers of Antimony; Ital. Flori d'Antimonio; der mehr oder weniger vom Schwefel und dem Wasserstoffgase befreite halbmetallische Theil des Spießglanzes. Die Bereitung dieser Blumen geschieht auf folgende Weise. Man nimmt einen irdenen Topf, oder auch einen irdenen großen Schmelztiegel, der oberwärts an der Seite eine Oeffnung hat, setzt auf solchen drei oder vier Aludel oder Sublimirtöpfe, erhitzt den Topf bis zum Glühen, trägt durch die Seitenöffnung gepülvertes Spießglanz hinein, und läßt die Sublimirung erfolgen. Mit diesem Eintragen fährt man nun so lange fort, bis man glaubt, daß die Aludel inwendig mit so viel Spießglanzblumen überzogen sind, als man haben will, und kehrt dann diese Blumen mit einer Feder zusammen. Die zu dieser Sublimirung bestimmte Geräthschaft an Gefäßen darf nicht ganz verschlossen seyn, weil der Zutritt der Luft das Subliminen überhaupt, insbesondere

Nach Lemerys Bemerkung soll man diese Arbeit sehr abkürzen können, wenn man mit einem Blasebalge auf die Oberfläche des Spießglanzes zu bläset. Es würde dann auch zweitens, wenn Alles ganz verschlossen wäre, die Ausdehnung der Dämpfe oder der Luft die Gefäße unvermeidlich zertrümmern. Man erhält durch diese Operation nicht nur weiße, sondern auch graue, gelbe und pomeranzenfarbige Blumen. Von Allen läßt sich nicht auf gleiche Art urtheilen. Die meisten sind wirkliches Spießglanz-Oxid oder Spießglanzkalk, welcher aber auch brechenerregende Kraft besitzt. Die pomeranzenfarbenen Blumen sind schon dem Kermis ähnlich, die gelben halten mehr Schwefel, als Spießglanzoxid, und die grauen mehr Spießglanzoxid, als Schwefel. Nach Lemery's Anweisung rothe Spießglanzblumen zu machen, soll man gleiche Theile Spießglanz und Salmiak nehmen, oder auch 8 Unzen Spießglanz und 14 Unzen Salmiak, man kann auch zweimal mehr Salmiak, als Spießglanz nehmen, solches mit einander vermischen, und dann destilliren. Es geht etwas flüchtiges Alkali aus dem Salmiak über, und es sublimiren sich rothe Blumen. Nach Wallerius sollen diese Blumen noch besser gerathen, wenn man sie mit dem auf dem Boden des Sublimirkolbens liegen gebliebenen Rückstande, und mit noch etwas Spießglanzkönig zusammengerieben noch einmal sublimirt. Nach Scopoli soll man auch ein rothes Sublimat erhalten, wenn man mit dem Haar- oder federförmigen Spießglanzerze Queckſilber vermischt, und solches im Treibefeuer behandelt. Dieses Sublimat löset sich zum Theil in Wasser auf, und durch Natron schlägt sich aus dieser Auflösung ein weißes Pulver nieder.

Spießglanzborax, s. unter Salz, Th. 133, S. 244.

Spießglanzbutter, Butyrum Antimonii, Causticum antimoniale; Fr. Beurre d'Antimoine;

Engl. Butter of Antimony; Ital. Butirro d'Antimonio, ein Gemisch aus rohem Spießglanze mit ätzendem Queckſilberſublimate, welches durch die Deſtillation zur Conſiſtenz einer Butter gebracht worden. Die Bereitung geſchieht auf folgende Weiſe: Man reibe in einer gläſernen Reibſchale mit einem gläſernen Läufer vorſichtig und unter Wegwendung des Geſichts zuvor zart abgeriebenen ätzenden Sublimat mit halb ſo vielem rohen, ebenfalls zart geriebenen Spießglanze genau unter einander, und bringe dieſes Gemenge, ſo, daß nichts an ihrem Halſe hängen bleibe, in eine reine gläſerne Retorte, mit einem kurzen und weiten Halſe, der nicht tief in der Vorlage ſtecken muß, ſetze die Retorte tief in eine Sandkapelle, lege eine Vorlage an, und verkitte gut die Gefäße. Man gebe anfangs nur ein ſchwaches Feuer, und ſteige damit nach und nach, bis einige Tropfen in die Vorlage übergehen, und erhalte dann das Feuer in dieſer Stärke. Der Hals der Retorte wird bald inwendig mit einer Eisrinde überzogen und undurchſichtig werden. Man bringe nun vorſichtig eine glühende Kohle in kleiner Entfernung an den Hals der Retorte, ſo wird die Eisrinde fließen, und noch flüſſig, aber ſchmierig in die Vorlage kommen, und darin wieder gerinnen, der Hals der Retorte aber wieder durchſichtig werden. Man ſehe nun nach einiger Zeit nach, ob der Hals der Retorte noch undurchſichtig iſt, und verfahre wieder auf dieſelbe Weiſe; wenn aber das, was übergeht, die Spießglanzbutter, eine gelbliche oder bräunliche Farbe annimmt, ſo läßt man mit dem Feuer nach, und wenn die Gefäße in etwas erkaltet ſind, nehme man die Vorlage vorſichtig ab, kratze, was noch von Butter in dem Halſe der Retorte ſteckt, mit einem reinen hölzernen Stäbchen ab, lege eine neue ganz reine Vorlage an, verkitte ſie dann wieder gehörig, und gebe wieder Feuer, ſo, daß wenn der Sand etwas erwärmt iſt, ſo viel

verstärkt werden kann, daß der Boden der Sandkapelle glüht, so werden sich anfangs bunte Blumen (Spießglanzblumen) in dem Halse der Retorte zeigen, und sich nach und nach in dem obern Theile des Bauches eine dichte Rinde ansetzen, die bei genauerer Untersuchung wahrer Zinnober ist, und auf dem Boden etwas von Spießglanzmetall zurückbleiben. — Dieses Spießglanzpräparat wurde auch ehemals Spuma venenata duorum dracorum genannt, und als ein kaustisches Mittel in der Medizin angewendet, besonders sollte es gegen den kalten Brand dienen. In den neuesten Arzneimittellehren findet man dieses Mittel nicht angeführt. S. auch unter Spießglanzoxid.

Spießglanzchromsalz, s. oben, S. 331.

Spießglanzcitronensalz, eine Verbindung der Citronensäure mit oxidirtem Spießglanze; s. auch unter Salz, Th. 133.

Spießglanzerz, Spießglanzerze, Minerae Antimonii; Fr. Mines d'Antimoine; Ital. Miniere di regolo d'Antimonio, die rohen Spießglanzerze, wie sie in den Gruben gefunden werden. Man kannte bis zum zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts noch keinen metallischen Antimonium oder Spießglanz, nur erst durch Anton Swab ist derselbe in Schweden entdeckt und bekannt geworden. Er fand ihn in der Salberger Grube in einer kalkartigen Bergart, und beschreibt ihn in den Abhandlungen der Schwedischen Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1748. Er bestand aus glänzenden weißen, unregelmäßigen Flocken, und wurde nicht nur dieses Ansehens, sondern auch seines wirklichen Arsenikgehaltes wegen lange für Mißpickel gehalten. Nach von Cronstedt soll er sich mit dem Queckſilber verquicken. Nach Bergmann soll ein gediegener metallischer Spießglanz auch an einem andern Orte gefunden worden seyn, der in der Upsaler akademischen Erzsammlung aufbewahrt wird. Nach Lehmann

sollder Schwedische gediegene Spießglanz noch Schwefel halten, weil er mit Natron Schwefelleber giebt. In den allemondischen Gruben in Frankreich fand Monge z der Jüngere einen $\frac{3}{100}$ metallischen Arsenik enthaltenden gediegenen Spießglanzkönig, oder ein metallisches Antimonium; auch entdeckte der genannte Forscher natürliches Spießglanzoxid, in weiße, krystallisirte, aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, wie im Zeolith, sich zerstreuende Fasern zusammengehäuft, der sich vor dem Löthrohe auf der Kohle verflüchtigte, und in Salpetersäure unauflöslich war. Gewöhnlich ist der metallische Spießglanz mit dem Schwefel vereiniget, mit welchem derselbe den Spießglanz macht, und das man als das wahre Erz des metallischen Spießglanzes betrachten muß. Nach dem Plinius kannten die Alten schon dieses Spießglanzerz unter dem Namen: Lapis spumae candidae nitentisquae; Stimmi; Stibium; Alabastrum; Larbason; Platyophthalmon. Man findet es in der Erde theils strahlicht, theils haar- oder federförmig, welches Letztere daher Spießglanzfedererz genannt wird; dann auch zartblätterig, oder auch derb, Spießglanzblende genannt; dann in vierseitig abgestumpfte oder in sechsseitige Säulen, mit stumpfen vierseitigen Pyramiden angeschossen, alle von bleygrauer Farbe; nur die Nadeln des Spießglanzfedererzes pflegen mit verschiedenen Farben anzulaufen, die man Spießglanzblüthen nennt, oder zu nennen pflegt. Dieses Erz ist 4,000 bis 4,200 vor dem Schmelzen, nach demselben aber 4,700 bis 5,000 specifisch schwer, abfärbend, brüchig, und leichtflüssig, verraucht mit Schwefelgeruch und einem weißen Dampfe in sehr starkem Feuer ganz. Im Centner enthält es zuweilen bis 74 wenig entwasserstoffgastes Metall und 26 Schwefel. Wird es nach Bergmann allmählig im Tiegel erhitzt, so verliert es etwa $\frac{22}{100}$, der Rück-

stand ist grauer Kalk oder ein graues Oxid, welches also noch etwas Schwefel führt. Das Spießglanzfedererz, welches Demeste für ein Werk einer durch unterirdische Hitze bewirkten Sublination hält, enthält zuweilen im Centner, nach Sage, 86 rohen Spießglanz und $\frac{8}{200}$ oder 4 Silber, und aus 8 Centnern des seltensten schwarzen Spießglanzfedererzes, welches der Herr von Born Antimonium plumbum mineralisatum, e crystallis tenuissimis capillaribus, nigris, aggregatis, nennt, erhielt Scopoli 121 Pfd. Schwefel, 156 Pfd. metallischen Spießglanz oder Spießglanzkönig, und 506 Pfd. eines weißlichen Rückstandes, der sich ohne Zuthat verglasen und zum Theil in der Schwefel-, Salz- u. Salpetersäure auflösen ließ; mit schwarzem Flusse geschmolzen viele Eisenkörnchen gab, und mit Salmiak gelbe Blumen lieferte. Der zuletzt genannte Schriftsteller besaß eine Stuffe, in welcher lange und concentrische Fasern von Spießglanzerze, durch einige ziemlich große Schwerspathkrystalle durchstrichen, und eine andere aus einzelnen Spießglanzfasern, die mit einer, dem Chalcedon gleichenden, Kieselrinde bedeckt waren. Außer diesen genannten Erzen, welche eine graue Farbe haben, kennt man auch noch ein rothes Spießglanzerz, in welchem das metallische Spießglanz mit Schwefel und Arsenik zugleich vermengt ist. Es sieht einigen Eisenerzen und gewissen Arten von Blenden sehr gleich, unterscheidet sich aber von denselben durch seine große Schmelzbarkeit; denn es ist so leichtflüssig, daß es bei der Flamme eines Lichts in Fluß kommt. Demeste vergleicht es mit dem Kermes und güldischen Spießglanzschwefel. Es ist übrigens nur selten. — Hiernach hat man also: Graues Spießglanzerz, welches mitunter, besonders bei dem Spießglanzfedererze, mit mancherlei Farben verläuft, und rothes; dann hat man auch noch Spießglanzocher. Die Eintheilung des

Spießglanzerzes nach den oben angeführten Arten in Unterarten ꝛc. ist fast bei allen Mineralogen verschieden. Indessen ist die folgende Eintheilung wohl die beste.

1. Gediegener Spießglanz, reiner metallischer Spießglanz, Antimonium nativum, Fr. Antimoine native ou vierge, welches der oben S. 342 angeführte Spießglanz ist, jedoch nicht ganz rein von Schwefel. Die Seiten bilden keine gleichförmige, sondern ungleichförmige Figuren, haben bald größere, bald kleinere Flächen. In Königswasser, Aqua regis, löset er sich auf und wird durch Wasser niedergeschlagen. Im Feuer zerschmilzt er erst zu Blumen, und dann in ein Glas; s. auch oben, S. 342.

2. Strahlichtes Spießglanzerz, Antimonium sulphure mineralisatum striatum, striis griseo coerulescente, Stibium striatum; Fr. Antimoine strié. Die Farbe dieses Erzes ist graublau; es besteht aus gröbern und feinern glänzenden Strahlen, ist mürbe, schmelzt am Lichte, und giebt im Feuer einen weißen Rauch. Von diesem Erze findet man als Unter- oder abweichende Arten:

a) Gleichstrahlichtes Spießglanzerz, Antimonii minera striata, striis parallelis. Es besteht aus Faden oder Strahlen, welche parallel neben einander laufen.

b) Halmartiges Spießglanzerz, Antimonii minera striata, striis sparsis, inordinatis, vel decussantibus. Es hat den Namen halmartiger Spießglanz, weil die Strahlen desselben den gröbern Aehren des Getreides gleichen; sie sind in der Bergart zerstreut, und durchschneiden einander oft. Von dieser Art ist gemeiniglich das Spießglanzerz, welches man in den Droguereihandlungen und in den Apotheken findet. Ungarn liefert dieses Produkt größtentheils den Deutschen.

c) Sternstrahlichtes Spießglanzerz, Antimonii minera striata, striis stellatis. Die Strahlen dieses Spießglanzes bilden einen Stern.

d) Schuppenartiges Spießglanzerz, Antimonii minera striata, striis in spuamulas concretis. Die Strahlen dieses Spießglanzerzes bestehen in breiten Fäden, oder aus Fäden, die in Schuppen oder Lagen fest zusammengesetzt sind; es gleicht beim schnellen Anblicke einem Bleyglanze. Man nennt dieses Erz auch glänzendes Spießglanzerz oder antimonialischer Glanz, Galena stibii. Die noch hin und wieder sichtbaren Strahlen in einigen Schuppen bringen es unter diese Abtheilung, denn würde man dieses Kennzeichen nicht finden, so könnte es eine besondere Art ausmachen. — Man findet diese Arten des strahlichten Spießglanzes in Schweden in verschiedenen Districten, so z. B. in der Stripos Kupfergrube im Norbärgskirchspiele, und dann in Westmanland.

3. Spießglanzfedererz, antimonialisches Federerz, Antimonium magna copia sulphuris mineralisatum, lanae instar, fibris capillaribus separatis. Minera antimonii plumosa; Fr. Mine d'Antimoine en plume. Dieses Erz enthält, wie auch schon oben, S. 343, angeführt worden, ganz feine Fasern, welche wie Wolle oder Federalaune zusammengewachsen sind. Die Fäden sind auch von einander abgesondert. Es ist reich an Schwefel, wodurch es auch sehr leichtflüssig wird, und beinahe wie der Schwefel selbst schmilzt. Man findet es in verschiedenen Gruben in Ungarn, Schweden und in Deutschland.

4. Krystallförmiges Spießglanzerz, Antimonium sulphure mineralisatum vel Antimonii minera cristalisata; Fr. Mine d'Antimoine cristallisée. Dieses Erz ist von grauölauer Farbe, in-

wendig strahlicht, dem auswendigen Ansehen nach gleicht es den Krystallen oder Drusen, oder ist auch sonst figurirt. Von dieser Art hat man folgende Unterarten angenommen:

a) Krystallförmiges Spießglanzerz von ungewisser Figur, Antimonii minera cristallisata figurae incertae.

b) Pyramidalförmiges Spießglanzerz, Antimonii minera cristallisata turrita.

c) Drusichtes und knotiges Spießglanzerz, Antimonii minera cristallisata tuberosa et nodosa.

4. Rothes Spießglanzerz, Antimonium sulphure et arsenico mineralisatum rubrum, Minera antimonii colorata; Fr. Mine d'Antimoine colorée, s. oben, S. 344. Man findet dieses Erz stets strahlicht, nur die Vererzung mit Arsenik hat dem Spießglanze diese Farbe gegeben, so wie überhaupt der Schwefel und Arsenik gemischt in oder mit ihrem Dampfe, den metallischen Körpern eine rothe oder gelbe Farbe mittheilen. Man findet von dieser Art folgende Unterarten:

a) Rothes Spießglanzerz, Antimonii minera colorata rubra.

b) Gelb und roth abwechselndes Spießglanzerz, Antimonii minera colorata ex rubro flava.

c) Bleiches Spießglanzerz, Antimonii minera colorata pallida.

Man hat aus dem rothen Spießglanzerze eine besondere Art bloß wegen der Farbe gemacht, sonst würde es wegen seiner Strahlen mit Nr. 1 übereinkommen. — Der Spießglanzocher ist wohl mehr ein Produkt des Eisens, aber er wird oft beim Spießglanze gefunden, und so kann das Eisenoxid sich an dem Spießglanz abgesetzt haben. — Die Spießglanzerze

brechen, wie auch schon zum Theil unter Spießglanz, oben, S. 338, angeführt worden, mit Gold, mit Silbererz, Eisen- und Bleyerz, auch mit einem Theile Arsenikerz, und mit Zinnober. Strenge arsenikalische Zink- und Eisenerze, wie Blende, Rothschlag, Wolfram, haben, dem äußeren Ansehen nach, viel Aehnlichkeit mit den Spießglanzerzen, indem sie auch Strahlen besitzen, sie unterscheiden sich aber, außer anderen Kennzeichen, vom Spießglanze leicht dadurch, daß die letzteren Erze alle am Lichte schmelzen, die zuerst genannten aber kaum im stärksten Feuer.

Man findet in einigen mineralogischen Schriften auch folgende Eintheilung der Spießglanzarten:

I. Gediegenes Spießglanzerz, Antimonium nativum s. Regulus antimonii nativus.

II. Mineralisirtes Spießglanzerz, Antimonium mineralisatum.

1) Durch Schwefel: Antimonium sulphure mineralisatum. Antimonium p. sic dictum.

a) Mit groben Strahlen.

b) Mit feinen Strahlen.

c) Dicht; in Sachsen und Ungarn.

d) Krystallisirt, Crystallisatum. Ungarn.

1) Hat eine prismatische oder spitzige Pyramidalfigur, in welchem letztern Falle die Spizzen zusammenlaufen.

2) Durch Schwefel und Arsenik, Antimonium auripigmento mineralisatum. Rothes Spießglanzerz.

Antimonium solare.

a) Mit feinen Fasern.

b) Aehren ähnlich. Braunsdorf in Sachsen. In Ungarn.

c) Durch geschwefeltes Silber, Federerz.

d) Durch geschwefeltes Silber, Kupfer, Arsenik.

e) Durch geschwefeltes Bley.

Man hat auch noch einige Eintheilungen, die ich aber hier übergehe, weil es hauptsächlich nur auf die Hauptart ankommt, und diese ist der im Handel und in den Apotheken vorkommende gereinigte Spießglanz unter dem Namen: Antimonium crudum, s. oben unter Spießglanz.

Um das Spießglanzerz zu probiren, so verfährt man auf trocknem Wege auf dieselbe Art, wie man den Spießglanz im Großen aus seiner Bergart auszuschmelzen pflegt, durch eine Art von Saigerung, die schon oben, S. 328, angegeben worden. Vor dem Löthrohre fließt der rohe Spießglanz mit Rauch und Zerfressung der Kohle, und verfliegt zuletzt ganz; der metallische Spießglanz oder Spießglanzkönig fließt auch auf der Kohle mit einem weißen Rauche und mit Erzeugung silberfarbner Blumen. Sein Oxid färbt den Borax, das schmelzbare Harnsalz und den Natron vorzüglich hyacinthfarben, und wird durch Eisen und Kupfer daraus metallisch gefällt. Hundert Theile desselben geben mit gleich vielem Weinsteine und weißem Flusse, oder mit zweimal mehr schwarzem Flusse 3 bis 4 Minuten vor dem Gebläse geschmolzen, 78 bis 79 Theile Spießglanzmetall. Auf dem nassen Wege kann man den gediegenen Spießglanzkönig, oder metallischen Spießglanz am besten dadurch probiren, daß man ihn durch starke Salpetersäure zerfressen läßt, und die etwa noch aufzulösenden Theilchen aus der Salpetersäure durch hinzugegossenes Wasser abscheidet. Den mit Schwefel vereinigten metallischen Spießglanz scheidet man von seinem Vererzungsmittel durch die Auflösung und zuletzt veranstaltete gelinde Kochung in einem aus drei Theilen Salz und einem Theile Salpetersäure zusammengesetzten Königswasser, aus dem man ihn dann durch zugegossene starke Salpetersäure während des Siedens in Gestalt eines weißen Oxids niederschlägt, und im Seihepapiere sammelt. Der Schwefel scheidet

sich gleich bei der Auflösung ab und kann nach dem Waschen und Trocknen gewogen werden. Die durchgeseihete Flüssigkeit, aus welcher mit Salpetersäure der weiße Spießglanzoxid geschieden ist, kann man durch Abrauchen bis zur Trockne auf Arsenik probiren; denn wenn das Spießglanzerz Arsenik enthält, so bleibt beim Abrauchen der gedachten Feuchtigkeit, die der Spießglanzoxid im Seihepapiere zurückließ, ein dephlogisticirter Arsenik oder eine Arsenikſäure zurück. Dieselbe Feuchtigkeit kann man durch Blutlauge und andere schickliche Mittel auf die noch vielleicht beigemischten Metalle und Erdarten untersuchen. Da auch das ätzende Alkali, sowohl den Schwefel, als den metallischen Spießglanz mit Beihülfe der Wärme auflöset, so kann man die dem rohen Spießglanze etwa noch beigemischten Silber- und andern Metalltheilchen, welche sich von dem ätzenden Alkali nicht auflösen lassen, auf diese Weise von dem metallischen Spießglanze und Schwefel trennen. — Die Gewinnung der Spießglanzerze ist mit der Gewinnung der übrigen Erze gleich; s. unter Erz und Eisen.

Was den Handel mit den Spießglanzerzen anbetrifft, so wird mit dem rohen Spießglanze eigentlich kein Handel getrieben, sondern nur mit dem schon gereinigten, welcher im Handel unter dem Namen Antimonium crudum oder roher Spießglanz vorkommt, um ihn noch von den Spießglanzpräparaten und von dem metallischen oder gediegenen Spießglanze zu unterscheiden, da er immer noch Schwefel enthält. Wie der Handel mit dem genannten Spießglanze geführt wird, und woher man ihn bezieht, ist schon oben, unter Spießglanz, S. 337, angeführt worden. Hier muß nur noch bemerkt werden, daß man ihn auch aus Siebenbürgen, Polen, in Deutschland aus dem Bayreuthischen, und noch aus vielen andern Gegenden bezieht.

Spießglanzessenz, von Hurham, ein nach einer zwölftägigen Digestion reinlich durchgeseiheter Aufguß des Spießglanzglases, mit vierundzwanzig Mal mehr dem Gewichte nach von Madeirawein. Nach Faukkens Erfahrungen lösen saure Weine mehr von dem Spießglanze auf, als süße. Mit zwölf Theilen guten Most und einem Theile Spießglanzglas bekommt man durch eine vierundzwanzigstündige Digestion einen Aufguß, der, nach einer vorsichtigen Durchseihung, bis auf den dritten Theil eingedickt, den Namen eines Brechsaftes, Sapa vomitoria, erhält, der, wenn er mit Oel übergossen eine Zeit lang aufbewahrt wird, zuweilen süßliche Krystallen in sich erzeugt. Alle diese zum Behuf der Heilkunst angewandten Aufgüsse des Glases vom Spießglanze, selbst die bei langer Aufbewahrung von Zeit zu Zeit durch die Absetzung der aufgelöseten Spießglanztheilchen immer schwächer und in der Wirkung sich sehr ungleich werdenden Spießglanzessenz des Hurhams bedarf derjenige Arzt nicht, sagt Leonhardi, der den Brechweinstein, mit welchem die gedachten Bereitungen sämmtlich übereinstimmen, gehörig zu brauchen gelernt hat.

Spießglanzglas, durchsichtiges, glasigtes, schwefelhaltiges Antimoniumoxidul; Stibium oxydulatum, Vitrum Antimonii; Fr. Oxide d'Antimoine sulfuré sitreux, Verre d'Antimoine; Engl. Glas of Antimony; Vetro d'Antimonio. Diese Zusammensetzung wird auf folgende Weise bereitet. Man vermengt gröblich gepülvertes schwefelhaltiges Antimonium mit einem halben Theile ausgeglüheten Kohlenpulver, und breitet das Gemenge auf einem flachen irdenen Kalzinirscherben gleichförmig so aus, daß es nirgends höher als vier Linien liegt. Man röstet es über einem mäßigen Feuer bei öfterem Umrühren mit einem irdenen Werkzeuge unter einem gut ziehenden Rauchfange. Durch dieses Verfahren ver-

flüchtiget der größte Theil des Schwefels, und das des Schwefels beraubte Antimonium wird in den oxidulirten Zustand versetzt. Das Rösten muß nur langsam geschehen, auch muß das Feuer so bereitet werden, daß das Antimonium nicht schmilzt, oder das Pulver in kleine Klumpen zusammen bäckt. Das Rösten wird so lange fortgesetzt, bis das Antimonium nicht mehr raucht, wobei man gegen das Ende das Feuer bis zum Glühen des Kalzinirscherbens verstärken muß. Es bleibt dann ein aschgraues Pulver zurück, welches feuerbeständiger und weniger schmelzbar, als rohes Antimonium ist; dieses ist oxidulirtes Antimonium mit etwas schwefelhaltigem Antimonium vermischt. Dieses graue Pulver wird in einem bedeckten Schmelztiegel, welcher schon glühend ist, geschüttet, und schnell in Fluß gebracht, wobei man das Hineinfallen des Kohlenstaubes sorgfältig vermeiden muß. Die gut geflossene Masse wird auf eine erwärmte Marmor- oder Kupfertafel ausgegossen. Die geschmolzene Masse stellt nach dem Erkalten ein hyacinthrothes Glas dar, welches noch schöner an das Licht gehalten in dünnen Massen durchscheint. Dieses Glas ist spröde, mäßig schmelzbar, und giebt, so lange es im Flusse steht, einen weißen Rauch von sich. Wenn man dasselbe ausgießt, so verdichtet sich dieser Rauch zum Theil zu weißen Blumen, welche sich sowohl an die Oberfläche des Glases, als an die Platte, auf welche man dasselbe ausgießt, anlegen. Die Säuren lösen das Spießglanzglas mit Leichtigkeit auf. Im Feuer löset es alle Erde auf und verglaset sie. Soll dieses Glas gut ausfallen, so muß das Antimonium gehörig geröstet worden seyn. Würde es zu schwach geröstet, so fließt das erhaltene Oxid schon in geringer Hitze zu einer unvollkommnen glasigten, oder vielmehr schlakigten Masse, welche eine dunkte Leberfarbe annimmt und undurchsichtig wird. Würde das Oxid hingegen zu stark geröstet, so hält es

schwer, dasselbe in Glas zu verwandeln; in diesem Falle kann man durch einen Zusatz von etwas schwefelhaltigem Antimonium diesen Zweck erreichen. Wenn das Oxid beim Rösten zusammenbacken sollte, so muß man es erst erkalten lassen und pülvern, ehe das Rösten weiter fortgesetzt wird. Beim Schmelzen müssen alle eiserne Geräthschaften entfernt werden. —

Dehne erhielt aus einem Pfunde des aschgrauen Pulvers $\frac{3}{4}$ Pfund Spießglanzglas. Nach Klaproth ist das Spießglanzglas als verglastes oxydulirtes Antimonium zu betrachten, dem noch etwas Schwefel beigemischt worden. Die Gegenwart des Schwefels giebt das schwefelhaltige Wasserstoffgas zu erkennen, welches bei der Auflösung dieses Glases in Salzsäure entweicht. Daß aber das Antimonium nicht im vollkommen oxidirten Zustande in dieser Zusammensetzung enthalten sey, zeigt sein Verpuffen mit glühenden Kohlen, wodurch es in ein vollkommenes Oxid verwandelt wird. Nach Bergmann beträgt die Menge des Schwefels ungefähr 4 Prozent. Vermengt man das Spießglanzglas mit doppelt so viel schwarzem Flusse, und schmelzt es in einem bedeckten Tiegel, so erhält man ungefähr 80 Theile metallisches Antimonium, oder Spießglanzkönig. Die Bestandtheile desselben würden sich demnach folgendermaßen bestimmen lassen: 80 Theile Antimonium, 16 Theile Sauerstoff und 4 Theile Schwefel. Gewöhnlich enthält das Spießglanzglas etwas Kieselerde aufgelöset, welche dasselbe aus dem Schmelztiegel in sich genommen hat. Seine Menge fand Vauquelin in einigen Gläsern 9 bis 12 Prozent. Bergmann hat das Spießglanzglas aus dem vollkommenen Antimoniumoxid in Schwefel durch Schmelzen bereitet. Er mengte 8 Theile des ausgewaschenen, trockenen, weißen, vollkommenen Antimoniumsoxids genau mit einem Theile gepülverten Schwefel, und ließ das Gemenge in einem bedeckten

Tiegel einige Minuten gleichförmig fließen, worauf es ausgegossen wurde. Das erhaltene Glas verhielt sich ganz wie das auf die oben angegebene Art bereitete. Wurden zwei Theile vollkommenes Antimoniumoxid und ein Theil Schwefel angewandt, so wurde kein Spießglanzglas erhalten, sondern der Schwefel nur verflüchtiget; er riß Antimoniumoxid mit sich fort. Vier Theile Oxid und ein Theil Schwefel gaben eine schwarze, gleichsam fibröse Masse; sechzehn Theile Oxid und ein Theil Schwefel gaben ein grünliches Glas.

Der Gebrauch des oxidulirten schwefelhaltigen Antimoniums, oder des Spießglanzglases ist, außer daß es als Pigment mehreren Glasflüssen zugesetzt wird, hauptsächlich in der Heilkunst. Es gehört hier zu den heftig wirkenden Mitteln. Man gab dieses Mittel ehemals von 1 bis zu 4 Gran, wo es als ein überaus heftiges Brechmittel wirkte, und um ihm diese Kraft zu benehmen, so brannte man drei oder viermal Branntwein darüber ab, nachdem es vorher jedesmal auf dem Marmorsteine zart gerieben worden. Man gab es dann von 10, 20 bis 30 Gran. Es wirkt von oben und unten gelinde und macht bisweilen Schweiß. Auch auf folgende Weise nahm man demselben seine Kraft des Erbrechens, so daß er nur bloß noch als Purgiermittel wirkte. Man rieb dasselbe zu Pulver, digerirte es zwei oder drei Tage lang in Spiritus Vini, in welchem vorher $\frac{1}{2}$ Unze Mastix aufgelöset worden, und rührte es dann beständig herum. Man ließ hierauf den Weingeist in gelinder Wärme verdampfen, und so blieb nun der Mastix und der Spießglanz mit einander vermischt zurück. Die Dosis von diesem Pulver war 6 Gran. In neuester Zeit hat man seine Wirkung mit Wachs gleichförmiger zu machen gesucht, da die Wirkung desselben schon daher ungleich ist, indem sich nicht mit

Gewißheit bestimmen läßt, wie viel sich davon im Magen auflöset. Dieses wachshaltige Spießglanzglas, Vitrum Antimonii ceratum; Fr. Verre d'Antimoine corrigé avec la cire; Engl. Glass of Antimony corrected by wax; Ital. Vetro d'Antimonio corretto con la cera, soll eine Erfindung der Engländer seyn, indessen ist diese Erfindung nicht so neu, als man glaubt; denn Spielmann *) hat aus The Gentlemans Magaz. 1753 erwiesen, daß diese Bereitung schon zur Zeit König Karls des Zweiten in Irland und Schottland bekannt gewesen ist, daß es aber nicht in England erfunden, sondern vom westlichen Deutschland aus als ein ruhrstillendes Mittel bekannt geworden sey. Die Bereitung dieses Mittels geschieht auf folgende Weise: Ein Quentchen gelbes Wachs wird in einem eisernen Gefäße geschmolzen, und darunter eine Unze fein gepülvertes Spießglanzglas gerührt. Man läßt es eine halbe Stunde lang unter beständigem Umrühren stehen, gießt es dann in eine papierne Kapsel, und pülvert es nach dem Erkalten. Dieses Gemisch hat eine braune Farbe; man reibt es dann aufs Neue wieder fein, und giebt ihm den Namen des mit Wachs verbesserten oder gemilderten Glases vom Spießglanze. Die Gabe davon ist von 6 Gran bis zu 10 oder 12 Gran. Nach Klaproth soll der Arzt durch Erfahrung auszumitteln suchen, ob der geringe Zusatz von Wachs die Wirkung dieses Medikamentes sicherer und zuverlässiger mache. Nach Macquer soll auf diese Weise die brechenmachende Kraft des Glases vom Spießglanze vermindert werden, weil das Wachs diesem Glase eine gewisse Menge Wasserstoffgas mittheile. Man hat dieses Präparat eine Zeit lang für ein vortreffliches Mittel in der Ruhr und in Blutflüssen der Frauenzimmer angesehen.

*) Instit. chem. §. 91 p. 318.

Da überhaupt das Glas vom Spießglanze zum Gebrauche der Heilkunst dient, so muß auch darauf gesehen werden, daß man es gut zubereite; es muß daher, wenn es gut seyn soll, mäßig schmelzbar und mäßig durchsichtig, weder zu hoch, noch zu dunkel hyacinthfarbig seyn. Man hat ehemals aus diesem Präparate verschiedene Heilmittel bereitet: z. B. Hurhams Spießglanzessenz, s. oben, S. 351. Auch das Aqua benedicta Rulandi, ein in den Apotheken bekannter Brechwein, wurde daraus verfertiget. Die Bereitung geschah auf folgende Weise: Man ließ 1 Unze Spießglanzglas mit 30 Unzen Franzwein vierundzwanzig Stunden, oder, um es gleich zu gebrauchen, ein Quentchen Spießglanz mit 3 Unzen weißen Wein eine Nacht hindurch digeriren, und dann die Flüssigkeit vorsichtig durch Löschpapier laufen. George Wilsons purgierendes Spießglas, Antimonium catharticum Wilsonii; Fr. Antimoine purgatif de Wilson; Engl. Cathartic Antimony of Wilson; Ital. Antimony purgatifo de Wilson, ist ebenfalls eine Bereitung aus dem Glase des Spießglanzes. Man zieht bis zur Trockne über Letzteres dreimal mehr Schwefelsäure aus einer Retorte ab, und süßt das Rückbleibsel völlig aus. Hierauf schmelzt man es mit gleichviel Glauber- und zweimal mehr Doppelsalz fein zusammengerieben bei gelindem Feuer eine Viertelstunde im Schmelztiegel. Man pülvert den Ertrag der Schmelzung, und wäscht und trocknet ihn. Durch diese doppelte Behandlung soll man dem Glase des Spießglanzes das noch den größten Theil in ihm befindliche Wasserstoffgas entziehen. Es soll auch dieses Mittel ohne Brechreiz sicher unterwärts wirken, und in der völligen Siphilis mit Nutzen gebraucht worden seyn. Wilson *) gab

*) Compleat. course of chymistry, Loud., 1746.

es zu 2 bis 10 Granen, und in der Bleykolik gab es dessen Vater sogar bis zu einem halben Quentchen mit reichlichem Nachtrinken von warmem Wasser, und wenn es nicht, wie es sollte, bald starkes Erbrechen und häufige Stuhlgänge mit Erleichterung machte, noch mehr als erst, oder auch ein anderes Brechmittel, z. B. Ruhrwurz mit Brechweinstein. Jetzt scheint dieses Mittel aus den Pharmacopoen gänzlich verdrängt worden zu seyn, wenigstens findet man es in den neuesten Arzneimittellehren nicht mehr angeführt.

Georg. Ern. Stahl de vitro Antimonii. Hal., 1702.
Frid. Just. Müller de vitro Antimonii. Goett, 1751.
Bergmann de antimonialibus, sulphuratis, in seinen Opusc. phys. chem., Vol. III, p. 165.
Vogel. Analect. chem. de vitro Antimonii Diss., Göttingen, 1754.
Crell's chemisches Journal, Th. III, S. 79 — 87.

Spießglanzkalk, s. Spießglanzoxid.

Spießglanzklyssus, eine Verpuffung des Spießglanzes mit Salpeter.

Spießglanzkönig, metallisches Spießglanz, Regulus Antimonii, Antimonium Bergmanni, Stibium purum; Fr. Regule d'Antimoine; Engl. Regulus of Antimony; Ital. Regulo di Antimonio. Der Spießglanzkönig, oder das metallische Spießglanz, ist ein in dem rohen Spießglase enthaltenes Halbmetall, welches durch schickliche Handgriffe von dem Schwefel gereiniget worden ist; also das reine Metall, Halbmetall. Dieses Halbmetall besitzt, wenn es recht rein und gehörig ausgeschmolzen worden, eine glänzend weiße Farbe, und besteht aus übereinander liegenden Blätterchen. Wenn es gut geschmolzen worden und etwas langsam erkaltet, auch seine Oberfläche bei dem Festwerden nicht durch die Berührung der zu schnell geglüheten Schlaken einen Zwang erleidet, so wird man diese regelmäßige Stellung sowohl innerlich, als äußerlich gewahr. Diese Krystallisirungsart bringt

auf der Oberfläche des in der Kegel- oder Brodform stehenden Spießglanzkönigs ein Bild hervor, welches gleichsam einem strahlenden Sterne gleicht, und dessen Strahlen wie die Zweige des Farrenkrautes aussehen. Die Alchymisten sahen diesen Stern für etwas sehr Bedeutungs- und Geheimnißvolles an, und da sie gewohnt waren, von den heiligsten Dingen eine eben nicht geschickte Anwendung auf ihre Arbeiten zu machen, sagt Macquer, so war dieser Stern nichts Geringeres, als der Stern, der den Weisen erschien, um sie zu der Wiege des neugebornen Königs zu führen. Allein sowohl Stahl in seinem Werke: Opusculum Chymicum genannt, als auch Reaumür in seiner Abhandlung vom Jahre 1724, haben dieses Phänomen erklärt, daß es nämlich eine regelmäßige Stellung der Grundmassen des metallischen Spießglanzes ist, die nach einer vollkommenen Schmelzung und durch ein langsames Erkalten Zeit und Gelegenheit gehabt haben, diejenige Lage und Richtung neben einander anzunehmen, nach welcher sie, vermöge ihrer ursprünglichen Gestalt, von Natur zu streben suchten; und späterhin ist diese Erscheinung von den Chemikern als eine solche befunden worden, welche allen metallischen Materien gemein ist. Sie machen zwar nicht alle einen Stern, weil ihre ersten gleichartigen Theile sämmtlich andere Gestalten haben, sie zeigen aber immer andere regelmäßige Bildungen, welche von der Gestalt der gedachten Theile herrühren. Der metallische Spießglanz ist hart, besitzt aber so, wie die übrigen Halbmetalle, keine Geschmeidigkeit, und zerspringt unter dem Hammer in kleine Stücken. Auf der Wasserwage gewogen, verliert er ein Siebentheil seiner Schwere. Die Wirkung der Luft und des Wassers berauben ihn, so wie alle ander unvollkommene Metalle, seiner glänzenden Oberfläche, ohne ihn jedoch zu zerstören, und ohne ihn zu einem starken Rosten, als das Kupfer

und das Eisen, zu bringen. Seine eigenthümliche Schwere ist nach Bergemann 6,800, nach Brisson 6,702; ein Würfelschuh desselben wiegt 469 Pfd. 4 Lth. 2 Qt. 49$\frac{1}{6}$ Gr. — Der metallische Spießglanz fließt bei einer mäßigen Hitze, und sobald er zu glühen anfängt, nach Mortimers Versuchen, bei dem 810ten Grade der Wärme nach Fahrenheit, oder 432 Grad Celsius, und bis auf einen gewissen Grad erhitzt wird, so raucht er immer fort, und zerstreut sich, weil er halbflüchtig ist, so wie die übrigen Halbmetalle, in Dünsten. Vor dem Löthrohre auf der Kohle geschmolzen und geglüht, verraucht er bei schnellem, ununterbrochenem Zublasen mit einem weißen Rauche, und unterhalb um die Kugel bilden sich weiße, krystallische Spießchen. Die Dämpfe des metallischen Spießglanzes erzeugen bei dem Zutritte der freien Luft die sogenannten silberfarbenen Blumen des metallischen Spießglanzes. Verkalkt oder oxidirt man dieses Metall bei einem mäßigen Feuer, so geht immer mehr Wasserstoffgas verloren, und es verwandelt sich nach und nach anfangs in ein graues Oxid, das sich bei einer starken Hitze nach dem Grade seiner Oxidirung entweder zu einer glasartigen und brüchigen, oder braunen und undurchsichtigen Materie, oder zu einem durchsichtigen röthlichen Glase schmelzen läßt. Die zuerst erwähnte Materie ist eine Spießglanzleber, und die zweite Spießglanzglas. Wird die Oxidirung noch länger fortgesetzt, so wird das Oxid des metallischen Spießglanzes immer mehr von seinem Wasserstoffgase entblößt, und ihm auch seine Farbe, seine Flüchtigkeit, und seine Schmelzbarkeit entzogen. Es wird zuletzt denjenigen weißen Spießglanzoxiden ähnlich, welche man auf eine geschwindere Weise bereitet, und es schweißtreibendes Spießglanzoxid, ingleichen mineralischen Bezoar nennt. Das Oxid vom metallischen Spießglanze ist

dem Gewichte nach $\frac{4}{100}$ schwerer, als das Metall, welches es gab. Nach Bergmanns Versuchen scheint das Oxid bei der Oxidation um $\frac{22}{100}$ schwerer zu werden. Der Salpeter beschleuniget beträchtlich die Oxidirung. Die mineralischen Säuren lösen den metallischen Spießglanz nur sehr schwer auf, am besten aber die Salpetersäure oder das Scheidewasser. Die Salzsäure kann man mit dieser metallischen Materie sehr gut verbinden, indem man die Spießglanzbutter bereitet. Die concentrirte Schwefelsäure löset das Metall auf. Bei dem Abziehen von vier Theilen Schwefelsäure über einen Theil metallischen Spießglanzes, wird derselbe zu einer weißen, schwammigten und sehr ätzenden salzartigen Masse zerfressen, welche an der Luft zerfließt, und aus deren Auflösung mit Wasser sich ein Spießglanzvitriol, oder ein schwefelsaurer Spießglanz, Vitriolus Antimonii, Stibium vitriolatum, erhalten läßt. Was überhaupt die Verbindung und Wirkung der verschiedenen Säuren mit dem metallischen Spießglanze anbetrifft, so sehe man den Artikel Salz, Th. 133, S. 242 u. f., nach. Der Schwefel wirkt gleichfalls auf den metallischen Spießglanz, und kann sich wieder mit demselben verbinden, und solchen in rohen Spießglanz, oder in Spießglanzerz verwandeln. So löset ihn auch die Schwefelleber, oder das schwefelsaure Kali auf, und giebt mit ihm eine spießglanzhaltige Schwefelleber. Man hat den metallischen Spießglanz in Schweden unvererzt angetroffen, wie auch oben, S. 342, angeführt worden. Rein und von seinem Schwefel geschieden, erhält man ihn leicht nach dem gewöhnlichen Verfahren, wie man die andern metallischen Stoffe aus ihren Erzen gewinnt, das ist, durch die Entziehung der Vererzungsmittel, vermöge der Oxidirung und durch die nachherige Schmelzung der metallischen Erde mit einer solchen Materie, die ihren

Wasserstoffgas an solche absetzen kann. So erlangt man z. B. durch die Schmelzung des grauen Spießglanzoxids mit dem schwarzen Flusse, oder mit Seife, wie es Kunkel anführt, und nachher Geoffroy gethan hat, einen sehr schönen metallischen Spießglanz. Das gewöhnliche Verfahren, nach welchem man dieses Metall in den chemischen Laboratorien im Kleinen verfertiget, und welches man in den meisten chemischen Schriften beschrieben findet, ist weit bequemer, weil man die Oxidirung nicht anzustellen nöthig hat. Dasselbe besteht darin, daß man vier Theile rohen Spießglanz mit drei Theilen Weinstein, und anderthalb Theilen Salpeter vermischt, dieses Gemenge in einem großen glühend gemachten Schmelztiegel theilweise verpufft, und endlich die Schmelzung veranstaltet. Wenn der Schmelztiegel erkaltet ist, so wird er zerschlagen, und man findet den metallischen Spießglanz unter den salzigen Schlacken, von welchen man ihn ohne Schwierigkeiten durch den Hammer scheidet, wie solches schon oben angeführt worden. Diese sonst genannte Schlacke des Spießglanzkönigs ist eine wahre Spießglanzleber, nur daß sie noch mehr Kali enthält. Zur Bereitung des einfachen Spießglanzkönigs im Großen, empfiehlt Demachy gegen 100 Pfund graues Spießglanzoxid 50 Pfund trockne, gepülverte Weinhefen zu nehmen, statt deren Hahnemann schwarze, ungebrannte Potasche, oder einen Fluß aus 50 Pfund Kalk und 18 Pfund Kohlenstaub anräth. Der Ertrag der Schmelzung ist nach Demachy 50 bis 60 Pfund. Der Salpeter, der, wie oben angeführt worden, dem Spießglanze in der Arbeit zugesetzt wird, verzehret den größten Theil des Spießglanzschwefels sehr schnell, und der Weinstein verbrennt und verwandelt sich in ein Natron. Dieses Natron bemächtiget sich, verbunden mit dem natronisirten Salpeter, eines Theils des Spießglanzschwefels,

und erzeugt mit demselben eine Schwefelleber, oder ein schwefelsaures Kali, welche einen Theil des metallischen Spießglanzes auflöset, also verschlackt. Außerdem enthalten die Schlacken auch etwas schwefelsauren Weinstein.

Der metallische Spießglanz, oder Spießglanzkönig, war besonders ehemals in der Heilkunst nicht unwichtig; er galt wegen der kräftigen Arzeneimittel, die er der Heilkunst verschaffte, als eine der wichtigsten metallischen Materien; auch wird er noch jetzt hin und wieder gebraucht; s. auch oben, unter Spießglanz, S. 334. Wenn man ihn in Substanz nehmen läßt, so bewirkt er Abführungen und Brechen, jedoch nach den Beobachtungen von Aerzten, nur auf eine völlig unregelmäßige und unsichere Art; weil er nur in dem Maaße auf unsern Körper wirkt, wie er aufgelöset, oder von denjenigen Substanzen zernagt wird, die er in den ersten Wegen antrifft. Diese Auflösungsmittel desselben sind nicht nur in Rücksicht der Mannigfaltigkeit der Speisen, sondern auch in Rücksicht der veränderten Anlagen und besonderen Temperaments-Eigenschaften sehr veränderlich oder verschieden. Als man anfing den Spießglanz in der Heilkunst zu gebranchen, so ließ man nämlich kleine Kugeln, Pillen, von metallischem Spießglanze oder Spießglanzkönig machen, welche die Wirkung hervorbrachten, daß sie den ganzen Darmkanal durchliefen, und endlich mit den Abführungen, die sie bewirkten, wieder ausgeworfen wurden. Da diese Pillen nach diesem geleisteten Dienste weder an Größe abgenommen, noch in ihrer Natur merklich verändert worden waren, und immer wieder unzählige Male zu dem nämlichen Gebrauche angewendet werden konnten, so wurden sie immerwährende oder ewige Pillen, Pillulae aeternae, Fr. Pilules perpetuelles, genannt. Man machte ferner Becher aus metallischem Spießglanze, worin

man Wein stehen ließ, welcher dadurch abführende und brechenmachende Kräfte erhielt, und brauchte diesen Wein zum Purgieren. Da aber der Wein den metallischen Spießglanz, Spießglanzkönig, durch seine Stärke und die in ihm enthaltene Säure auflösete, und in diesen zwei Stücken bei den Weinen große Unterschiede vorkommen, so gewahrt man leicht, daß ein dergleichen Purgierwein in seinen Wirkungen eben so unzuverlässig ist, als die vorher erwähnten Pillen. Daher hat man späterhin alle diese alten Spießglanzarzneien ganz abgeschafft, und erfand dafür bessere. Die unzuverlässige Wirkungsart der Spießglanzmittel, und auch die verdrießlichen Zufälle, die sie schon oft veranlaßten, haben wahrscheinlich sehr viel Veranlassung zu dem Widerstande gegeben, den verschiedene Aerzte, übrigens Männer von Verdienst, gegen diese Mittel lange Zeit leisteten, um sie zu gebrauchen. S. auch oben, unter Spießglanz, S. 333. Macquer sagt in seinem chemischen Wörterbuche, 2te Deutsche Ausgabe, Th. 6, S. 296 u. f.: „Es ging mit dem Spießglanze, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man sich über Dinge streitet, welche man noch nicht ganz versteht; man hatte nämlich auf beiden Seiten Recht und Unrecht. Diejenigen, welche den Gebrauch des Spießglanzes mißbilligten, irrten ohne Zweifel darin, daß sie eine solche Substanz geradezu verwarfen, welche doch der Heilkuust eine mächtige Stütze gewähren kann; eben so waren die aufrichtigsten Vertheidiger dieses Metalls, nicht weniger zu tadeln, weil sie von diesem Mittel übertriebene Lobeserhebungen machten, da solches nicht sattsam bekannt, und noch nicht hinlänglich gut zubereitet war; auch konnten die Versuche in ihrer Neuheit noch nicht die Wirkungen zeigen, die sie zu ihrer Annahme berechtigten." — Es war ein förmlicher offener Krieg, der dieses Metalls wegen unter den Aerzten geführt wurde.

In dem Baldingerschen Magazine für Aerzte, St. X, S. 915, befindet sich das Gutachten, welches wider den Gebrauch des Spießglanzes in der Heilkunst von der Pariser medicinischen Facultät ausgefertiget worden. Zu der Aufnahme dieses Mittels, besonders aber des rohen Spießglanzes in der Arzneikunst, hat vorzüglich Kunkel das Meiste beigetragen. Der Gebrauch dieses Spießglanzes findet noch hin und wieder in den oben S. 334 angeführten Fällen Statt.

Man hat übrigens verschiedene Arten des metallischen Spießglanzes oder Spießglanzkönigs, indem man den Spießglanz mit Eisen, Kupfer, Zinn, Bley, Silber, Gold, Wißmuth ꝛc. verbindet, das heißt, mit einem von den genannten Metallen. Wenn man z. B. den rohen Spießglanz mit einer hinlänglichen Menge von einem der genannten Metalle schmelzt, so kann man den metallischen Antheil des Spießglanzes von dem schwefelichten scheiden. Es erfolgt bei dieser Gelegenheit eine wirkliche Fällung auf dem trocknen Wege. Man zieht jedoch bei dieser Fällung des Spießglanzkönigs oder metallischen Spießglanzes vor allen andern Metallen das Eisen vor, weil es mit dem Schwefel die meiste Verwandtschaft hat. Das gewöhnliche Verfahren hierbei ist, daß man einen Theil Hufnägel, welche aus dem geschmeidigsten und mit dem Schwefel am besten zusammenschmelzenden Eisen bereitet werden, in einem Schmelztiegel weißglühet, und darauf doppelt so viel rohen Spießglanz, Antimonium crudum, in den Tiegel trägt, und demselben, nachdem er gut bedeckt worden, ein starkes Schmelzfeuer giebt. Das Eisen vereiniget sich dann mit dem Schwefel, kommt dadurch in einen völligen Fluß, und wird zugleich leichter, als der metallische Theil des Spießglanzes, dem sein Schwefel dann entzogen worden; jenes macht den obersten Theil von

der im Flusse stehenden Masse, dieser hingegen, welcher auf den Boden des Schmelztiegels fällt, den untersten aus. Die Hauptsache ist bei diesem einfachen Verfahren, daß man der Masse einen solchen Grad von Hitze giebt, als zu einer vollkommnen Schmelzung erfordert wird, wenn das Ganze gut gelingen soll. Man thut daher wohl, nach einigen Chemisten, wenn man ungefähr einen fünften Theil Salpeter gegen die genommene Menge des Spießglanzes zusetzt, sobald das Gemenge zu schmelzen anfängt. Wenn die Schmelzung gut gerathen ist, so findet man in dem nach dem völligen Erkalten zerbrochenen Schmelztiegel einen schönen Metallsatz von metallischem Spießglanze oder Spießglanzkönig mit einer ziemlich hohen Schlake bedeckt, welche durch die Verbindung des Eisens mit dem Spießglanze entsteht. Nach Gmelin soll man, um einen solchen Spießglanzkönig zu bereiten, zu 2 Theilen glühender Eisenfeile, welche aber frisch und rein seyn muß, vier Theile gelinde erwärmtes Spießglanzpulver im Umrühren vermischen, dann einen Theil Kreidepulver darunter rühren, und bei nicht starkem Feuer Alles in einen dünnnen Fluß bringen, so soll man $\frac{3}{4}$ des Gemischten vom Spießglanze als König erhalten; und noch wohlfeiler soll die Ausbringung seyn, wenn man mit Wiegleb und Gmelin auf einen Theil glühendes altes Brucheisen zwei Theile grobgestoßenen Spießglanz u. $\frac{2}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ Theil rohe Potasche trägt, und im Windofen in einen dünnen Fluß bringt, nachher aber ausgießt. Ein solcher mit Eisen bereiteter metallischer Spießglanz oder Spießglanzkönig (Regulus Antimonii martialis) muß, wenn er recht rein und klar ist, in allen Stücken mit dem gemeinen Spießglanzkönig od. Spießglanze übereinkommen. Um den metallischen Spießglanz oder Spießglanzkönig vermittelst anderer Metalle aus dem rohen Spießglanze zu erhalten, kann man nicht einerlei Verhältniß wegen

der ungleichen Anziehungskraft derselben beobachten. Von dem Silber und von dem Zinne nimmt man immer gegen das rohe Spießglas die Hälfte, von dem Kupfer gleiche Theile, und von dem Bleye doppelt mehr. Von den hierbei vorkommenden metallischen Schlacken ist die vom Zinne die leichtflüßigste; dann folgt in Rücksicht der Schmelzbarkeit die vom Silber, dann die vom Kupfer, hierauf die vom Eisen, und zuletzt die vom Bleye. Da der metallische Spießglanz immer von dem Metalle etwas annimmt, mit welchem er ausgeschmolzen worden, so fällt er auch sehr verschieden aus. So pflegt sich z. B. der mit Kupfer gefällte Spießglanzkönig leichter, als der mit Eisen gefällte verblasen zu lassen. Die netzförmige Bildung, die bei der Zusammensetzung gleicher Theile des kupfrigen und des mit Eisen bereiteten metallischen Spießglanzes erscheint, führt den Namen Rete Vulcani. Der eisenhaltige metallische Spießglanz mit Kupfer und Zinn zusammengeschmolzen, liefert den sogenannten Metallkönig, Regulus metallorum, Electrum majus, der mit Salpeter verpufft und geschmolzen zur Bereitung der Metalltinkturen angewendet wird. Schmelzt man den mit Eisen bereiteten metallischen Spießglanz mit halb so viel, und doppelt mehr Zinn, so erhält man den zinnhaltigen metallischen Spießglanz, Regulus antimonii jovialis, auch Electrum minus genannt. — Der noch eisenhaltige metallische Spießglanz giebt, wenn er mit einer gewissen Menge Salpeter verpufft und sodann ausgesüßt wird, ein bräunliches Oxid, Stomachium Poterii, der mit dem sogenannten eisenhaltigen schweißtreibenden Spießglanzoxide, Antimonium diaphoreticum martiale, Pulvis anticachecticus Ludovici übereinkommt, welchen man ehemals durch die Verpuffung eines Gemenges von gleichen Theilen Eisenfeile und rohem Spießglanze mit drei

Theilen Salpeter bereitete. — Wenn man die noch heiße Schlacken des metallischen Spießglanzes zu Pulver reibet, sie in gemeinem Wasser kocht oder auflöset, diese Auflösung durchseihet, und dieses Durchgeseihete mit irgend einer Säure vermischt, so entsteht ein Niederschlag, der eine braune Farbe hat, und den Namen güldischer Spießglanzschwefel führt, Sulphur Autimonii auratum, welches Einige als das Primum ens des Goldes betrachteten. Die Dosis als Heilmittel war von 1 bis 4 Gran; s. auch den Art. Spießglanzschwefel. — Der medicinische metallische Spießglanz, medizinische Spießglanzkönig, Antimonii Regulus medicinalis, Fr. Regule d'Antimoine medicine, ist ein Gemisch aus fünf Theilen Spießglanz, vier Theilen Kochsalz, und einem Theile Weinstein, welcher durch der Schmelzen bereitet wird; s. auch den Art. Spießglanzleber, u. Spießglanzrubin. — Auch der metallische Spießglanz oder der Spießglanzkönig wird gleich dem Antimonium Crudum, wie oben, S. 336, angeführt worden, in den Künsten und Gewerben gebraucht. Man nimmt ihn in Zusammensetzung solcher Metallgemenge, die zu Spiegeln und Teleskopen gebraucht werden. Man setzt ihn ferner dem Zinne zu, woraus Knöpfe, Gabeln, Löffel u. s. w. gegossen werden. Mit zweimal mehr Zinn und Kupfer giebt er das Härtezinn; ferner dient er in Versetzung mit 48 mal mehr Krystallglasr zum weißen Schmelzglase, noch besser aber dessen weißes Oxid. Auch kommt derselbe zu dem Metallgemische od. Metallgemenge, woraus die Schriften der Buchdrucker gegossen werden. Dieser metallische Spießglanz wird im Großen zu Harlem in Holland, zu Venedig, zu Orleans und Pontoise in Frankreich, und in Deutschland an mehreren Orten verfertiget.

Spießglanzkonigsblumen, silberfarbener Spießglanzschnee; Flores Reguli Antimonii argentini; Nix Antimonii; Fr. Fleurs argentines de Regule d'Antimoine; Engl. Argentine flowers of Regulus of Antimony; Ital. Fiori argentini del Regulo d'Antimonio, ein krystallinisch erscheinendes Spießglanzoxid, welche Metalloxidation nur durch den Zutritt des Sauerstoffs oder der Luft ganz möglich wird. Wenn man dieses Präparat machen will, so thut man metallischen Spießglanz in einen unglasirten irdenen Topf oder Schmelztiegel, der eine gewisse Weite hat, und setzt dieses Gefäß in einen Ofen, so, daß wohl der Boden desselben schnell glühend werden kann, aber nicht so der obere Theil. Man bedeckt dieses Gefäß mit einem Deckel, jedoch nur so, daß noch Luft hineindringen kann, um die Oxidation zu befördern. Hierauf giebt man eine gute Stunde, und noch länger, Feuer. Nach dem Erkalten des Schmelztiegels findet man an den Seiten desselben und oben auf dem rückständigen metallischen Spießglanze weiße Blumen in Gestalt sehr glänzender und durchsichtiger schöner Nadeln, die man mit einer Feder zusammenkehrt. Man kann dann eine zweite Sublimirung vornehmen, die wie die erste angestellt wird, und auf diese Weise so lange fortfahren, bis daß das ganze Metall in Oxid verwandelt worden. Nach Baumé soll man den Schmelztiegel so schief legen, daß der ganze obere Theil desselben außerhalb des Ofens zu stehen kommt. Dieses Oxid oder diese Blumen sind, wie die ersten Metalloxide, schwerer, als der metallische Spießglanz, woraus sie bereitet worden. Baumé erhielt aus einem Pfunde Metall auch mehr als ein Pfund Oxid oder Blumen. Weil man ehemals den durch Eisen gefällten Spießglanzkönig dazu nahm, so glaubte man, daß Eisen erzeuge die Blumen, und daher wurden sie auch Nix ferri, Eisen-

schnee genannt*). Nach Macquer sollen die Blumen nichts anders seyn, als die fast alles Wasserstoffgases beraubte Erde des Spießglanzkönigs. Dieses Oxid soll weder Stuhlgänge, noch Brechen verursachen; indessen wird es von Einigen doch als ein Auflösungs- und kräftig eröffnendes, fäulnißwidriges, die Säfte besserndes, Fieber brechendes, Schweiß und Harn treibendes, auch zuweilen abführendes Mittel gepriesen. Jetzt kommt es in den Apotheken, oder vielmehr in der Heilkunst, nicht mehr vor.

Spießglanzleber, spießglanzhaltiges Schwefelkali, geschwefeltes Spießglanzkali, Hepar Antimonii; Franz. Foie d'Antimoine; Engl. Liver of Antimony; Ital. Fegato d'Antimonio, eine Verbindung aus Antimonium, Schwefel und Kali, welche Produkte in einem Tiegel zu gleichen Theilen zusammengeschmolzen werden. Das gut geschmolzene Gemisch hat anfangs ein glasartiges Ansehen und eine rothbraune Farbe, wird aber an der Luft feucht. Man erhält eine ähnliche Verbindung, wenn man schwefelhaltiges Antimonium oder Spießglanz mit mehr oder weniger Schwefel und kaustischer Lauge kocht. Der Unterschied zwischen beiden ist, daß in der tropfbarflüssigen Zusammensetzung der schwefelhaltige Wasserstoff völlig gebildet angetroffen wird, dahingegen bei der durch Schmelzen bereiteten Spießglanzleber die Zusammensetzung desselben erst dann bestimmt wird, wenn damit Feuchtigkeit in Berührung kommt. Verpufft man gleiche Theile schwefelhaltiges Spießglanz und Salpeter mit einander, so erhält man nach dem Schmelzen gleichfalls eine Spießglanzleber, welche sich von der vorhergehenden dadurch unterscheidet, daß sie nicht feucht in der Luft wird. Man kann, um sie

*) S. Johann Hieron. Zanichelli Dissertatio de ferro ejusque nivis praeparatione, in qua varia de ipso metallo explicantur. Venetiis, 1719.

zu bereiten, den mit dem gepülverten Spießglanze gemengten trockenen Salpeter in einem eisernen Topfe oder Mörser durch eine glühende Kohle anstecken, wodurch eine starke Verpuffung erfolgt. Wird nun nach dem Verpuffen die Mischung gut geschmolzen, so findet man, nach dem Erkalten des Tiegels, die Masse in zwei von einander verschiedenen Substanzen getheilt. Die im untern Theile des Gefäßes sich befindende Substanz ist braun und schlackenartig, sie ist die eigentliche Spießglanzleber, die darüber liegende Masse ist grau und leichter, sie läßt sich von der darunter liegenden durch Hammerschläge trennen. Sie ist ein Gemisch aus schwefelsaurem Kali und Theilen der Spießglanzleber. Wenn das Schmelzen nicht gehörig verrichtet wird, und die Masse nicht dünn genug fließt, so bleibt diese Substanz mit der Schwefelleber vermischt. Wenn man sich, nach Klaproth, der Detonation des Antimoniums mit Salpeter zur Bereitung der Spießglanzleber bedient, so läßt sich der Vorgang bei diesem Prozesse folgendermaßen erklären. Die Säure des Salpeters wird zersetzt, der Sauerstoff derselben verbindet sich theils mit dem Schwefel des schwefelhaltigen Antimoniums zu Schwefelsäure, theils mit dem metallischen Antimonium, und versetzt dieses in den oxidulirten Zustand. Die Menge des Salpeters reicht aber nicht hin, allen Spießglanz zu oxidiren, auch entgeht ein Theil des Schwefels bei der Umwandlung in Säure. Dieser unveränderte Antheil Schwefel verbindet sich mit einer verhältnißmäßigen Menge des frei gewordenen Kali zu schwefelhaltigem Kali, welches einen Theil des oxidirten Antimoniums auflöset; der übrige Theil des Kali vereiniget sich mit der entstandenen Schwefelsäure zu schwefelsaurem Kali. Kocht man die gepülverte Spießglanzleber mit Wasser, so nimmt dieses die auflöslichen Theile in sich. Der Rückstand hat eine braunrothe Farbe, und wurde ehe-

mals Metallsafran, Crocus metallorum, genannt. Man erhält auch spießglanzhaltiges Schwefelkali, oder Schwefelleber, wenn man ein Gemenge aus acht Theilen schwefelhaltigen Spießglanzes, sechs Theilen rohen Weinsteins, und drei Theilen getrockneten, gereinigten Salpeters, alles fein gepülvert, mit einander vermengt, und das Gemenge in einem glühenden Schmelztiegel nach und nach verpufft, wie auch schon unter Spießglanzkönig, oben, S. 361, angeführt worden, allein ein beträchtlicher Theil des Antimoniums od. Spießglanzes entgeht der Wirkung derselben, wegen ihrer geringen Menge, und wird durch das Kohligte des Weinsteins hergestellt, und man bekommt daher bei diesem Verfahren nach dem Schmelzen der Masse und dem Ausgießen in einen erwärmten Gießpuckel nach dem Erkalten metallisches Antimonium oder Spießglanzkönig, der aber nicht ganz frei von Schwefel ist, und dessen Menge ungefähr den vierten Theil des angewandten, schwefelhaltigen Antimoniums beträgt. Die Schlacke, die dabei entsteht, ist das spießglanzhaltige Kali, s. den oben angeführten Ort. — Nach Hofmanns Vorschrift bereitet man eine kalkerdige Spießglanzleber auf folgende Weise: Man mengt 10 Theile gebrannte Austerschalen, 4 Theile schwefelhaltiges Antimonium, und 3 Theile Schwefelblumen genau mit einander, und setzt das Ganze in einem gut verklebten Tiegel eine Stunde lang einem mäßigen Glühfeuer aus. Nach dem Erkalten zerreibt man die röthlich gelbe Masse zu einem feinen Pulver, und bewahrt dieses in wohl verstopften Gläsern auf. Nach der Preußischen Pharmakopöe wird dieses Präparat auf folgende Weise bereitet: Man reibt $1\frac{1}{2}$ Unzen frisch gebrannten Marmorkalk, und eine halbe Unze Spießglanzschwefel zusammen, übergießt die Mischung mit 12 Unzen destillirtem Wasser, und

verdunstet in einer Porzellanschale Alles, bis zur Trockne. Man erhält dann ein gelblichweißes Pulver, welches in Ansehung der Bestandtheile mit dem nach der vorhergehenden Vorschrift bereiteten übereinkommt. In beiden Fällen verbindet sich die Kalkerde mit dem Schwefel, und bildet eine erdige Schwefelleber, von welcher das Antimonium, nachdem es vorher oxidirt worden, aufgelöset wird, und man erhält eine kalkerdige Spießglanzleber. Nach Klaproth soll die von der Preußischen Pharmakopöe gegebene Vorschrift der ältern von Hoffmann vorzuziehen seyn, indem bei dieser durch zu langes fortgesetztes Glühen das Mittel ganz unwirksam werden kann. Ehemals war die Spießglanzleber in der Heilkunst im Gebrauche, und ihre Bereitung wurde in der Chemie für sehr nöthig gehalten, und einer großen Aufmerksamkeit gewürdiget; allein in neuester Zeit ist sie sowohl aus der Chemie, wie aus der Heilkunst verschwunden, nur die kalkartige Spießglanzleber ist hin und wieder noch zum ärztlichen Gebrauche angewendet worden. Der Brechwein wurde aus dem Metallsafran auf folgende Weise gemacht. Man goß auf 3 Unzen Metallsafran 3 Pfd. Wein, ließ es zwei oder drei Tage stehen, und rührte es während der Zeit immer um. Man gab diesen Wein, nachdem er sich gesetzt hatte, klar von 1 bis 3 Unzen zum Brechen ein. Ferner machte man aus der Spießglanzleber den Brechweinstein (Tartarus emeticus), indem man von der Spießglanzleber 2 Unzen, vom gereinigten Weinstein (Cremor Tartari) 8 Unzen nahm, und dazu das nöthige Wasser that, und Alles in einem irdenen Gefäße 8 bis 9 Stunden kochen ließ, die Auflösung durchseihete, und solche bis zur Trockne abrauchte. Dieser Tartarus emeticus solubilis wurde von 2 bis 8 Gran als ein vortreffliches Brechmittel gereicht. Ehemals bediente man sich auch des Metallsafrans,

die Flecke der Augen damit zu vertreiben, das ausgetriebene Geblüt aufzulösen, und die Geschwüre der durchsichtigen Hornhaut und der Augenlieder, oder das Jucken und den Ausschlag derselben Theile zu heilen. Jetzt ist er, wie schon oben bemerkt worden, hier außer Gebrauch gekommen. — In der Thierarzeneikunst wird die Spießglanzleber noch angewendet, besonders in den Krankheiten der Pferde, indem sie bei den Thieren kein Brechen, wohl aber Schweiß erregt. Man giebt von derselben alle Tage einige Wochen lang dem Mastviehe bis zu 2 Unzen, um es fett zu machen, und die Unreinigkeiten zu vertreiben.

Bremser in Trommsdorffs Journal der Pharmacie, Bd. VI, St. I, S. 153.
Grens Pharmakologie, 2te Auflage, Bd. II, Abth. II, S. 355.

Spießglanzmetall, Antimonium nativum, der gediegene Spießglanz, wie man ihn an mehreren Orten gefunden hat, besonders aber in Schweden, s. oben, S. 342 und S. 350. Dann führt auch diesen Namen der Spießglanzkönig, Regulus Antimonii, oder Stibium nativum s. purum, wenn er durch einen chemischen Prozeß von allen ihm beiwohnenden fremden Theilen gereiniget worden, und zu einem wahren metallischen Spießglanze geworden ist; s. auch oben, S. 357 u. f.

Spießglanzmittel, Medicamentum Antimonii; Fr. Remedes d'Antimoine, alle diejenigen Mittel, welche aus dem Spießglanze bereitet worden sind, und zum Theil noch bereitet werden. Ueberhaupt alle pharmaceutische Präparate des Spießglanzes; s. oben, S. 334.

Spießglanzocher, Aethiops mineralis, s. antimonialis. Man erhält dieses Produkt durch das Abreiben des Queckſilbers mit gleich viel oder doppelt mehr

Spießglanzschwefel und mineralischen Kermes, oder mit doppelt so vielem Spießglanze.

Spießglanzöl, Oleum Antimonii; Fr. Huile d'Antimoine; Engl. Oil of Antimony; Ital. Olio d'Antimonio, eine durch wiederholtes Rectificiren der Spießglanzbutter, und durch Abscheiden der überflüssig in derselben enthaltenen Spießglanztheilchen flüssiger gemachte Verbindung der Salzsäure und des Spießglanzmetalles. Einige ältere Apothekerbücher führen auch noch ein Spießglanzöl durchs Zerfließen, Oleum Antimonii per deliquium, auf, welches nach ihrer Vorschrift auf folgende Weise bereitet wird. Man vermischt eine beliebige Menge Spießglanz mit zweimal mehr Weinsteinsalz, und läßt das Gemenge im Keller zerfließen.

Spießglanzoxid, Spießglanzkalk, Antimonium diaphoreticum, Stibium oxidatum album; Fr. Oxide d'Antimoine, Diaphoretique mineral; Engl. Oxid of Antimony, Diaphoretic Antimony, white calx of Antimony; Ital. Diaphoretico minerale, Calce bianca di Antimonio. Ein weißes Spießglanzoxid, welches durch die Verpuffung des Spießglanzes mit drei Theilen Salpeter bereitet wird; s. unter Spießglanz, oben, S. 329. — Das Spießglanzoxid oder der Spießglanzkalk spielte ehemals eine bedeutende Rolle in der Heilkunst, das heißt, der sogenannte mineralische schweißtreibende Spießglanzkalk, der weiße Spießglanzkalk, Diaphoreticum minerale s. Antimonium diaphoreticum, so wie überhaupt das gewaschene und nicht gewaschene Spießglanzoxid, Antimonium diaphoreticum ablutum et non ablutum. Wenn nämlich das Spießglanzoxid vermittelst des Salpeters von allem Schwefel und Wasserstoffgase befreiet, und dann rein gewaschen worden; auf diese Weise bereitet erhält es den

Namen: schweißtreibendes Spießglanzoxid. Es bewirkt weder Brechen, noch Purgieren, und aus diesem Grunde schreibt man ihm eine schweißtreibende Kraft zu. Es wurde noch im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in Verstopfungen, im Seitenstechen, in der Rose, und in den Krankheiten der Haut, so wie überhaupt in allen bösartigen Krankheiten, nach damaliger Angabe der Aerzte, mit Erfolg gebraucht; auch in neuester Zeit ist es noch in einigen Krankheiten von Aerzten als ein Diaphoretikum angewandt, und in Arzneimittellehren als solches empfohlen worden, s. oben, S. 334; auch gebrauchte man es zum Pulvere Cornachino, und dem Pulvere febrifugo Richardi Morton. Die bei der Bereitung des schweißtreibenden Spießglanzoxids nach der Verpuffung in dem Schmelztiegel zurückbleibende, und folglich aus dem Spießglanzoxide und aus der bei dieser Operation erzeugten Salze bestehende Masse soll auflösende, und sogar wegen der gedachten Salze, abführende Kräfte besitzen. Man nannte daher die unabgespülte oder unabgesüßte Masse: unabgesüßtes schweißtreibendes Spießglanzoxid, Antimonium diaphoreticum non ablutum; sie machte einen Theil von dem sogenannten Auflösungsmittel des Rotrou aus, welcher Arzt im 17ten Jahrhunderte zu Saint-Cyr in Frankreich lebte, und sich vorzüglich durch seine glücklichen Kuren der Skrofeln und Kröpfe berühmt machte. Sein Auflösungsmittel bereitete er durch ein sechsstündiges Oxidiren des mit anderthalbmal mehr reinem Salpeter verpufften einfachen metallischen Spießglanzes (Spießglanzkönigs) im bedeckten Schmelztiegel, und durch das Abbrennen von eben so viel, als metallischer Spießglanz genommen worden war, einer Zimmttinktur, welche er durch viertägiges Ausziehen eines Theils Zimmtrinde mit sechzehn Theilen Weingeist bereitet, und mit welcher er das sogleich nach

dem Erkalten des Tiegels herausgenommene, und durch Reiben und Sieben feingemachte Spießglanzoxid zusammengerührt hatte. Nach vollendetem Abbrennen trocknet man das Pulver unter fleißigem Umrühren über dem Feuer, und verwahrt es vor der Luft in einer wohlverstopften Flasche. Außer diesem Mittel gehört auch noch hierher das durch siebenmalige Verpuffung und Schmelzung mit Salpeter, und durch anhaltendes Brennen bereitete Poudre de la Chevallerie. Auch bereitete man aus dem schweißtreibenden Spießglanzoxide (mit halb so viel Salmiak und Alaun, und sechsmal mehr Bleyweiß versetzt, und drei Stunden lang unter einer mäßig rothglühenden Muffel verkalkt oder oxidirt) das Neapolitanische Gelb, auch Neapelgelb genannt, s. diesen Artikel, Th. 101, S. 707 u. f. Das unausgesüßte weiße, schweißtreibende Spießglanzoxid wird auch von Einigen salpetrichtes schweißtreibendes Spießglanzoxid, Antimonium diaphoreticum nitratum, genannt. Dieses Oxid muß nach dem Aussüßen schneeweiß und geschmack- und geruchlos seyn. Es löset sich nicht nur in Aetzlauge, sondern auch in zweistündigem Kochen zu 52 Gran in 20,000 Granen destillirten Wassers auf. Seine wässrige Auflösung fällt den Kupfersalmiak weißbläulich grün. Es läßt sich auch zu metallischem Spießglanze wieder herstellen, jedoch nicht ohne gehörige Aufmerksamkeit; es muß dann mit schicklichen brennbaren Materien, z. B. mit Leinöl, Talg, schwarze Seife, Kohlenstaub ꝛc. versetzt, und in wohlverschlossenen Gefäßen geschmolzen werden. Wo dasselbe noch zum arzneilichen Gebrauche benutzt wird, muß es in wohlverschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden, weil es durch Anziehen des Wasserstoffgases grünlich, gelb, in Säuren wieder auflöslich und Brechen erregend wird. Seine Verfälschung durch Kreide oder Bleyweiß verräth sich durch Aufbrausen

mit Essig im Sieden, und durch Fällung mit Laugensalz oder Kali aus dem Essige, im letztern Falle zu einem, nach der Einbringung mit Oele, im glühenden Löffel als Bley darstellbarer Niederschlag. Das graue Oxid des Spießglanzes wird Spießglanzasche genannt, s. diese, S. 339.

Spießglanzphosphorsalz, s. Th. 133, S. 247.

Spießglanzrubin, Rubinus Antimonii, Magnesia Opalina; Fr. Rubine d'Antimoine; Engl. Rubis of Antimony; Ital. Rubino d'Antimonio, eine Art des spießglanzhaltigen Kali, oder des schwefelhaltigen Spießglanzkali, der Spießglanzleber, welcher aus gleichen Theilen Salpeter und rohem Spießglanze, die mit einander verpufft werden, und denen man noch eine gleiche Menge Kochsalz zusetzt, bereitet wird. Man nannte ihn auch medizinischen Spießglanzkönig (Regulus Antimonii medicinalis, Febrifugum Craanii, Antimonium diaphoreticum rubrum). Die Bereitung geschah aus 5 Theilen Spießglanz, 4 Theilen Kochsalz, und einem Theile Weinstein durch das Schmelzen. Der Zusatz von Kochsalz soll aber völlig nutzlos seyn. Dieses Mittel ist, wie die übrigen aus dem Spießglanze, jetzt gar nicht mehr im Gebrauche.

Spießglanzsafran, Metallsafran, Crocus metallorum; Fr. Safran des metaux; Engl. Saffron of metals; Ital. Croco di metalli, die mit Wasser ausgesüßte, und mit Salpeter bereitete Spießglanzleber; siehe auch oben, unter Spießglanzleber, S. 371.

Spießglanzsalpeter, s. unter Salz (Antimonium-), Th. 133, S. 248.

Spießglanzsalz, s. daselbst.

Spießglanzschnee, Nix Antimonii; Fr. Neige d'An-

timoine; Engl. Snow of Antimony; Ital. Neve d'Antimonio, eine Benennung der Blumen des metallischen Spießglanzes oder des Spießglanzkönigs. S. auch den Art. Spießglanzkönigsblumen, oben, S. 368.

Spießglanzschwefel, goldiger, Sulphur Antimonii auratum; Fr. Soufre doré d'Antimoine; Engl. Golden Sulphur of Antimony; Ital. Solfo dorato d'Antimonio. Ein Gemisch von Schwefel und metallischem Spießglanze oder Spießglanzkönig, welches man aus der Auflösung der Schlaken des einfachen Spießglanzkönigs durch die Fällung mit einer Säure erhält. Diese Schlaken sind weiter nichts, als ein schwefelhaltiges Spießglanzkali, oder eine Spießglanzleber, welche man im Wasser auflöset, und mit der Auflösung irgend eine Säure vermischt, welche Säure sich dann des Kali der Schwefelleber bemächtiget, vermittelst dessen die schwefelichten und metallischen Theile des Spießglanzes in dem Wasser sich niederschlagen. Obgleich nun dieser Niederschlag gleich dem rohen Spießglanze aus Schwefel und metallischem Spießglanze besteht, so sind doch dessen Eigenschaften ganz verschieden. Es fehlt ihm die metallische Farbe, und er besitzt eine Brechen machende Kraft, die man an dem rohen Spießglanze nicht antrifft, welches daher rühren soll, weil der Schwefel dieses Niederschlags mit dem metallischen Antheile nicht so innig und genau, als in dem rohen Spießglanze verbunden ist. In dem goldigen Spießglanzschwefel ist der metallische Theil nur gewissermaßen mit dem Schwefel vermengt, und größtentheils frei und unverbunden, da er hingegen in dem rohen Spießglanze fast mit dem Schwefel zusammenhängt. Der goldige Spießglanzschwefel hat auch einige Aehnlichkeit mit dem mineralischen Kermes, unterscheidet sich aber von demselben wesentlich darin, daß mit dem Kermes noch eine

geringe Menge Kali vereiniget bleibt, und daß der Schwefel in dem Kermes in einem größern Verhältnisse, als in dem goldigen Spießglanzschwefel ist. Auch tritt die Aehnlichkeit schon dadurch hervor, daß beide Produkte weder riechen noch schmecken, auf glühenden Kohlen rauchen und schmelzen, im weißglühenden Schmelztiegel ganz verfliegen, bei ihrer Schmelzung auf einem goldenen Löffel einen schwarzen metallisch glänzenden Stoff hinterlassen, mit Salpeter verpuffen, in Aetzlauge sich auflösen, mit Salzsäure ohne Erhitzung Sauerstoff hervorbringen, verbunden mit dieser Säure etwas, was sich als ein weißes Pulver durch Laugensalzauflösung aus derselben wieder fällen läßt; sie versetzen sich mit der Schwefelsäure, und noch mehr mit der Salpetersäure, und geben mit jener mehr, mit dieser weit weniger Sauerstoff von sich, und sind im Weinstein ebenfalls unauflöslich. Die Unterschiede des Mineralkermes und des goldenen Spießglanzschwefels sind folgende: der Kermes ist ein sammtartig, rothpomeranzenfarbenes, der Spießglanzschwefel ein leichteres oder höheres pomeranzenfarbenes Pulver. Jener ist augenscheinlich schwer, dieser leichter. Jener besteht aus ungefähr gleich viel Spießglanzoxid und Schwefel, dieser besteht hingegen nach Maaßgabe seiner verschiedenen, nachher noch zu erwähnenden Bereitungen aus drei Theilen Spießglanzoxid, und drei, sieben bis neun Theilen Schwefel. Jener ist in Salzlauge reichlicher, dieser spärlicher auflöslich. Ueber den mineralischen Kermes, s. unter Kermes, Th. 37. Die Verhaltnisse des Schwefels und des metallischen Spießglanzes sollen, nach Meuder in seiner Abhandlung vom Spießglase, in dem goldigen Spießglanzschwefel sehr verschieden seyn. Wenn man nun nach dessen Verfahrungsart zu wiederholten Malen so viel Säure, als zur Hervorbringung eines Niederschlages erfordert wird, hinzusetzt, und jeden Nieder-

schlag allein aufhebt, so bemerkt man, daß die ersten Niederschläge röther und reichhaltiger an Spießglanze ausfallen, als die Letzteren, welche bläſſer sind, und wenig oder mehr Spießglanz bei sich führen. Nach Göttling bereitet man diesen Spießglanzschwefel auf folgende Weise. Man schmelzt zwei Theile gestoßenen Spießglanz, drei Theile Schwefel, und zehn Theile Potasche bei starkem Feuer schnell zusammen, stößt dies in einen Mörser aus gegossener Masse zu Pulver, kocht dieses in einem eisernen Kessel mit Wasser aus, seihet die Auflösung noch warm durch, schlägt mit sehr verdünnter Schwefelsäure den Goldschwefel nieder, und läßt ihn in gelinder Wärme trocknen. Eine andere Bereitungsart dieses Schwefels von demselben oben angeführten Chemisten, der auch Bergmann seinen Beifall giebt, ist folgende: Er kocht nämlich auch drei Maaß Lauge, die aus $\frac{3}{4}$ Pfd. gereinigter Potasche, und einem Pfunde frischen lebendigen Kalkes bereitet worden, 9 Loth von einem aus zwei Theilen rohen Spießglanzes und drei Theile gemeinen Schwefels zusammengesetzten Pulver so lange, bis sich aller Schwefel aufgelöset hat, und schlägt aus der mit vielem Wasser verdünnten durchgeseiheten Schwefellauge den Spießglanzschwefel mit verdünnter Schwefelsäure nieder. Aus dieser Menge erhält man gut ausgesüßten und gelinde abgetrockneten goldfarbenen Spießglanzschwefel ungefähr $\frac{1}{4}$ Pfd. Man findet nun noch eine große Anzahl Bereitungsarten dieses Schwefels, von andern Chemikern, die aber hier alle übergangen werden müssen. — Der goldige Spießglanzschwefel hat gleichfalls in der Heilkunst ehemals Aufsehen erregt, mann nannte ihn, außer Sulphur auratum, auch Sulphur Embryonatum, welcher aus der Magnesia Saturni gezogen wird. Glauber nannte ihn Panaceam und Sulphur purgans universale. Cardilucius, ein ehemals berühmter Deutscher

Chemiker, hat dieses Präparat lange Zeit unter dem Namen Centaurii mineralis verborgen gegeben. Zu derselben Zeit hat es ein gewisser Wundarzt, mit Namen Laliegerie, und ein Karthäuser Mönch unter dem Namen Kermes, oder Alkermes minerale, oder Pulvis fratris Carthusiani gegeben. In England war dieser Schwefel unter dem Namen Pulvis Russelani im Gebrauche, wie man solches aus der Batheanischen Pharmacopöe, welche zu London mit Wilhelm Salmons Noten im Jahre 1698 herausgekommen ist, gewahrt. Er wurde im 17ten Jahrhunderte für ein Panacee oder ein Universalmittel gehalten, besonders als ein Urin treibendes, und den Schweiß oder die Ausdünstung beförderndes Mittel. Er wurde als Purganz von 1 bis zu 4 Gran. gegeben; auch die verdickten Säfte zu verdünnen und zu verbessern, besonders bei anhaltenden Fiebern. Es wurde hiervon von $\frac{1}{2}$ bis 1 Gran alle drei, vier bis sechs Stunden gereicht. Die Mischung geschah mit etwas Zukker, und die Verdünnung durch Wasser, Wein, oder eine andere dazu passende Flüssigkeit. Man verdünnte es auch zuweilen mit süßem Mandelöle, und gab es dann in einer Conserve. Es waren überhaupt wenige Krankheiten, worin das Pulver vom Spießglanzschwefel, oder der gepülverte Spießglanzschwefel nicht angewendet worden wäre, als in den Pocken und Masern, in Wechselfiebern, im Skorbut, Reißen in den Gliedern, Brustschmerzen, Blutspeien, in chronischen Uebeln, welche in Verstopfung der Eingeweide ihren Grund haben; in der Wassersucht, in der fallenden Sucht, in der rothen Ruhr, in der Lungenentzündung, im Stickfluß, in hartnäckigen Cacherien der Jungfrauen ꝛc. ꝛc.; äußerlich in der Entzündung der Augen ꝛc. Er wurde in allen den genannten Krankheiten nur in kleiner Dosis gegeben. Glauber, Friedrich Hoffmann, Schröder, Johann Junker ꝛc.

empfahlen dieses Mittel ganz besonders in den genannten Krankheiten. Späterhin haben sich die Aerzte bemühet, den goldfarbenen Spießglanzschwefel durch die Fällung mit allerhand metallhaltigen Auflösungen, z. B. mit schwefelsaurer Eisen-, Queckſilber-, und Goldauflösung mit den Theilchen dieser Metalle zu verbinden, u. wie sie glaubten, ihn dadurch mit besonderer Kraft zu versehen, ingleichen ihn mit rohem oder versüßtem Queckſilber zusammenzureiben, sondern auch, wie z. B. Jakobi, Mangold, Abr. Vater, und Theden, am besten aber Hermbstädt, gesucht, solchen in so großer Menge, als nur immer möglich ist, in den Weingeist zu bringen, und hierdurch mehrere Tinkturen zu bereiten; s. Spießglanztinktur.

Spießglanzseife, s. den folgenden Artikel.

Spießglanztinktur, Tinctura Antimonii; Fr. Teinture d'Antimoine; Engl. Tincture of Antimony; Ital. Tintura d'Antimonio. Unter diesem Namen kennt, sagt Klaproth, die ältere und neuere Chemie mehrere Bereitungen, bei denen man sich des Weingeistes als Auflösungsmittel bedient, und wo zu den Substanzen, welche mit Alkohol behandelt werden, Antimonium genommen wird. Mehrere dieser Bereitungen enthalten keine Spur von Antimonium, und führen daher mit Unrecht den Namen Spießglanztinkturen. Hier einige Bereitungsarten:

1) Kalische, scharfe Spießglanztinktur, Tinctura Antimonii acris. Diese Tinktur zu bereiten, schütte man einen Theil gepülverten, metallischen Spießglanz, der mit drei Theilen fein geriebenen, trocknen Salpeter vermengt worden, löffelweise in einen geräumigen, glühenden Schmelztiegel. Nach erfolgtem Verpuffen wird die Masse noch eine Stunde lang geglühet, um das Kali völlig ätzend zu machen. Man verstärkt hierauf das Feuer, damit der Inhalt des Tiegels eine Viertelstunde lang dünne fließt; schüttet hier-

auf die geschmolzene Masse in einen eisernen, mit Kreide ausgestrichenen, erwärmten Mörser, zerstößt sie warm, und übergießt das Pulver in einem Kolben mit zwölf Theilen Alkohol, gießt nach einigen Tagen die Flüssigkeit klar ab, und filtrirt sie. Der Rückstand kann noch einmal mit einer der vorigen gleichen Menge Alkohol übergossen, und nach einer der vorigen ähnlichen Behandlung, die Flüssigkeit mit der schon erhaltenen Tinktur vermischt werden. Ueberhaupt läßt sich der Rückstand durch neues Kalciniren so oft zur Benutzung dieser Tinktur anwenden, als noch Kali in hinreichender Menge vorhanden ist. Diese Tinktur enthält, nach Klaproth, kein Antimonium, und unterscheidet sich von einer Auflösung des kaustischen Kali in Alkohol nicht im mindesten. Die Farbe dieser Tinktur ist bei der Bereitung eine weiße durchsichtige, allein sie verändert sich sehr bald, und wird rubinroth und undurchsichtig. Dehne sah sie mit starker Salzsäure, und eben dergleichen Salpetersäure, mit aus Grünspan entwickelter scharfer Essigsäure, zwar auch, aber schwächer, mit Essig und Schwefelsäure noch schwächer, mit aufgelösetem Natron aber gar nicht rauchen. Ein mit Salpetersäure befeuchtetes, und über das Glas, worin sich dergleichen Tinktur befindet, gelegtes Löschpapier veranlaßt, daß sich an ihm und am Glase Salpeter erzeugt.

2) Mangold's Spießglanztinktur kommt mit der vorhergehenden so ziemlich überein. Man gewinnt sie, indem man auf 1 Loth Goldschwefel 4 Unzen scharfe Spießglanztinktur gießt, und die Mischung unter öfterem Umrühren in gelinder Wärme digerirt; dann aber dieselbe bis zum Sieden erhitzt. Mangold behauptet, daß diese von ihm angegebene Tinktur dieselbe sey, welche Abraham Vater erfunden *), sie

*) Progr. de Tinct. antim. invent. virt. et effic. Viteb., 1749.

in schweren Krankheiten mit Nutzen angewendet, aber ihre Bereitungsart nicht öffentlich bekannt gemacht hat.

3) Gmelins schwarze Spießglanztinktur, oder die bittere mineralische Tinktur, Tinctura Antimonii nigra s. mineralis amara. Der Erste, welcher diese Tinktur erwähnt, war der Apotheker Dietrich in Nürnberg *); der aber nichts weiter davon erwähnt, als daß sie mit dem medizinischen metallischen Spießglanze oder Spießglanzkönig bereitet worden. Gmelin und Modeln verdanken wir die Mittheilung der Bereitungsart dieser Tinktur, indem sie solche durch mannigfaltige Versuche heraus gebracht haben. Nach Klaproth soll sie sich von der tartarisirten Spießglanztinktur, s. weiter unten, nur dadurch unterscheiden, daß sie eine reichlichere Menge spießglanzhaltiges Schwefelkali enthält. Man bereitet sie auf folgende Art. Man läßt 4 Unzen fein gepülvertes, schwefelhaltiges Antimonium oder Spießglas in einem Decktiegel fließen, und trägt nach und nach $1\frac{1}{2}$ Unzen gepülverten trocknen Salpeter auf einmal zu einem halben Quentchen ein, wobei nach jedesmaligem Eintragen der Tiegel bedeckt wird. Man läßt hierauf das Ganze ungefähr eine Viertelstunde lang gut fließen, gießt die geschmolzene Masse aus, pulvert sie heiß, schüttet sie in 8 Unzen starke reine Potaschenlauge, und digerirt sie damit so lange, unter öfterm Umschütteln, bis sie eine breiartige Consistenz erhalten hat, und etwas davon dem Alkohal eine braune Farbe ertheilt. Man übergießt hierauf Alles noch warm mit 8 Unzen Alkohol, und zieht die Tinktur aus, welche eine dunkle schwarzrothe Farbe hat, und ekelhaft bitter schmeckt. Nach Hagen **) soll man eine ähnliche Tinktur erhalten, wenn man die bei der Bereitung des Mineralkermes übrig bleibende Lauge bis zur Honigdicke ver-

*) Commerc. litt. Nov. 1731, p. 133.
**) Hagen's Lehrbuch der Apothekerkunst, S. 536.

dunstet, und dann das durch Alkohol Auflösliche vermittelst dieser Flüssigkeit aus derselben ausgezogen wird. Diese Tinktur hat eine schwarzbraune ins Grünliche fallende Farbe, eine dünnölige Consistenz, und einen laugenhaften bittern Geschmack. Sie giebt dem Veilchensyrub eine grüne Farbe; im Stehen wird sie rothgelb; bei dem Abziehen oder Abbrennen ihres Weingeistes bleibt eine schwarzgrüne wässrige Feuchtigkeit zurück, welche den fünften Theil des Ganzen beträgt, und, wenn sie auch abgeraucht wird, ein schwärzlichgraues Salz hinterläßt, welches einen bittern und alkalisch schwefelichten Geschmack besitzt, und von welchem 1 Quentchen, als so viel etwa in jeder Unze der Tinktur enthalten seyn soll, nach der Auflösung mit Wasser, und nach der Vermischung mit Säuren gegen 14 Gran eines mineralischen Kermes absetzt. Bei dem Ausstellen einer Unze dieser Tinktur an die Sonne, setzten sich in Lavatters Versuchen 16 Gran mineralischer Kermes zu Boden. Auch diese Tinktur soll nur wenig Spießglanz enthalten; denn Heyer konnte aus der Unze kaum $\frac{1}{2}$ Gran Spießglanztheilchen ausscheiden; die dunkle Farbe dieser Tinktur scheint also mehr von den mit Kali geschwängerten Salpeter herzurühren, welcher, wenn er frisch bereitet worden, viel Brennstoff oder Wasserstoffgas enthält, u. Göttling erhielt auch aus dem grünlichen Rückstande des auf Sauerstoff benutzten Salpeters durch Digerirung mit Weingeist eine fast schwarze Tinktur; wo also an gar keine Spießglanztheilchen zu denken war; und Göttlings Erfahrung hat sich auch bei den Versuchen mehrerer Chemisten mit dieser Tinktur bestätiget.

4) Thedens Spießglanztinktur, Tinctura Antimonii Thedenii, bereitet man gleichfalls aus Spießglanzleber, sie unterscheidet sich jedoch von der

oben beschriebenen wesentlich dadurch, daß die Spießglanzleber durch Essigsäure zersetzt wird. Das von Theden angegebene Verfahren besteht in Folgendem: Man übergießet Spießglanzleber, welche durch Zusammenschmelzen aus einem Theile schwefelhaltigem Spießglanze, und drei Theilen Kali bereitet worden, mit so viel Weinessig, als zur Sättigung des Kali erfordert wird, und verdunstet dann Alles zur Trockne. Der trockene Rückstand wird mit sechs Theilen Alkohol übergossen, dieser dann abdestillirt, und dieses Abdestilliren wird dreißigmal wiederholt, doch so, daß das durch die Fugen als Dunst Entwichene jedesmal wieder ersetzt wird. Zuletzt zieht man durch Monate langes Digeriren über Lampenfeuer mit dem überdestillirten Alkohol eine Tinktur aus. Durch die Behandlung der Spießglanzleber mit Essig wurde diese zerlegt, die Essigsäure nahm das Kali an sich, während der Schwefel und der Spießglanz niedergeschlagen wurden. Das essigsaure Kali, welches unter den angeführten Umständen gebildet wird, wird vom Alkohol aufgelöset, und diese Tinktur ist, ihrem Hauptbestandtheile nach, eine Auflösung des genannten Salzes in Alkohol, welche durch den im rohen Essig befindlichen Extraktivstoff gefärbt worden. Enthält sie ja Antimonium, so ist die Menge desselben äußerst unbedeutend, und es bedarf dieser Umstände nicht, um eine dieser ähnlichen Zusammensetzung zu bereiten. Wahrscheinlich, sagt Klaproth, entlehnte Theden sein Verfahren aus dem Basilius Valentius. Selbst Göttling, der aufmerksame Forscher in der Chemie, fand in der Thedenschen Spießglanztinktur gar keine Spießglanztheilchen, und sah sie daher nur für eine mit vielen groben ölichten Essigtheilchen geschwängerte Blättererdenauflösung an. Gren ist der Meinung, daß die wenigen Spießglanztheilchen, welche diese Tinktur neben der Blättererde enthält, der müh-

samen Bereitung nicht werth sind, und dieses Urtheil erkennen auch mehrere Chemiker an.

Man glaubte nun, da man die angeführten Tinktur nicht für so vortheilhaft in der Heilkunst hielt, dadurch wirksamere Spießglanztinkturen zu erhalten, wenn man Oelseife mit dem Spießglanze in Verbindung brächte, und so eine sogenannte seifenartige Spießglanztinktur, Tinctura Antimonii saponata, darstellte.

5) Schulz gab zur Bereitung einer solchen Tinktur folgende Vorschrift: Man koche einen Theil Venetianische Seife in drei Theilen starker ätzender Kalilauge, verdunste die Auflösung zur Trockne, löse die Masse durch Digeriren im Alkohol auf, und digerire vier Theile dieser Auflösung mit einem Theile frischbereiteter Spießglanzleber.

6) Jacobi's seifenartige Spießglanztinktur, Tinctura Antimonii saponata Jacobi s. Sulphur Antimonii auratum liquidum. Die Darstellung dieser Tinktur geschah mittelst der Spießglanzseife, welche in drei Theilen scharfer Spießglanztinktur aufgelöset ward. Die Spießglanzseife fertigte er auf folgende Weise an: Man koche Spießglanzleber mit Wasser, und verdunste die geklärte Flüssigkeit so weit, daß ein frisches Ey darauf schwimmt. Der Hälfte derselben setzt man gleiche Theile Mandelöl oder Mohnöl zu, und kocht die Mischung bei gelindem Feuer unter beständigem Umrühren so lange, bis die Vereinigung erfolgt ist, worauf die audern Hälfte der Lauge nach und nach zugesetzt und Alles bis zur Seifenconsistenz eingekocht wird. Diese Tinktur enthält sehr viel Seife und Spießglanzschwefel, wird aber, so wie auch andere seifenartige Spießglanztinkturen, leicht ranzig; auch soll der in der Seife enthaltene wasserstoffhaltige Spießglanzschwefel von dem höchst entwässerten Alkohol nicht aufgenommen wer-

den, mithin kann die auf dem angegebenen Wege bereitete Tinktur keinen Spießglanzschwefel enthalten, sie ist demnach ein concentrirter, mit Kali übersättigter Seifenspiritus.

7) Hermbstädts seifenartige Spießglanztinktur, Tinctura Antimonii saponata Hermbstädtii. Der Herr Geheime Rath Hermbstädt hat sich mit Verbesserung der spießglanzhaltigen Seifentinkturen beschäftiget, und nach seiner Vorschrift soll man zur Bereitung einer solchen Tinktur 4 Unzen Spießglanzschwefel mit 6 Unzen ätzendem Kali und einer hinreichenden Menge Wasser so lange kochen, bis Alles aufgelöset worden. Die Auflösung wird bis auf 2 Pfd. verdunstet, und mit 8 Unzen frischem Mandelöle versetzt, womit man sie unter stätem Umrühren kocht, bis sie steif ist oder wird. Man übergieße dann diese Seife in einem Kolben mit 3 Pfd. Alkohol, digerire sie damit drei Tage unter öfterem Umschütteln, destillire 24 Unzen Flüssigkeit ab, und setze zu der rückständigen Tinktur 4 Unzen Zimmetwasser mit eben so viel Pomeranzenblüthwasser hinzu. Diese Tinktur soll mit Wasser sehr milchen, und bei der Vermischung mit Schwefelsäure unter Aufsteigung des Schwefellebergeruchs sehr viel goldigen Spießglanzschwefel enthalten, nämlich aus der Unze 35 Gran von einem aus 12 Gran metallischem Spießglanze und 23 Gran Schwefel bestehenden Gemenge.

8) Nach der Preußischen Pharmacopöe soll man eine Spießglanzseife auf folgende Weise bereiten. Man nimmt 1 Unze Spießglanzschwefel, und löset sie in der nöthigen Menge ätzender Kalilauge durch gelinde Digestion auf, und verdünnt die Auflösung mit drei Theilen Wasser, worin man 6 Unzen medizinische Seife zergehen läßt, und verdunstet die Mischung bei gelinder Wärme zur Consistenz der Pillen-

masse. Ist die Masse noch röthlich; so fügt man so lange Aetzlauge hinzu, bis sie völlig weißgrau erscheint. Werden von dieser Seife 8 Unzen in 12 Unzen schwarzer Spießglanztinktur und eben so viel destillirtem Wasser aufgelöset, so erhält man die seifenartige Spießglanztinktur, Liquor saponis stibiati, der Preußischen Pharmacopöe, nämlich nach der alten Ausgabe dieser Pharmacopöe. Da die Spießglanzseife, sagt Klaproth, nur im frischen Zustande das ist, was sie seyn soll, und mit der Zeit chemische Veränderungen erleidet, indem der Wassergehalt derselben einen steten Uebergang des Schwefels in schwefelhaltigen Wasserstoff veranlaßt, welcher nach und nach im gasförmigen Zustande entweicht, so daß endlich aller Schwefel verschwindet, so muß die Seife jedesmal frisch angefertiget werden; auch darf man von diesem Liquor nicht eine sehr große Menge bereiten, weil derselbe ähnlichen Veränderungen unterworfen ist. — Nach einer neuen Ausgabe der Preußischen Pharmacopöe bereitet man den Liquor sap. stib., indem man 1 Unze Spießglanzschwefel in der nöthigen Menge Aetzlauge durch gelinde Digestion auflöset, diese Auflösung in einer Auflösung von 3 Unzen medicinischer Seife, welche aus 6 Unzen Alkohol und eben so viel Wasser bereitet worden, schüttet, die Mischung in gelinder Wärme digerirt, und den Liquor in wohl verstopften Gläsern aufbewahrt. Die gute Bereitung dieser Tinktur, so wie ihre Unverdorbenheit erkennt man, wenn die durch Hinzumischung einer Säure bewirkte Gerinnung unter eigelber Farbe erscheint, und solchergestalt deren verhältnißmäßigen Gehalt des goldfarbenen Spießglanzschwefels darlegt.

9) Dippel's Spießglanztinktur, oder dessen chemische Seife oder mit Wachholderöl versetzte alkalische Kupfer- und Spießglanztinktur, Tinctura alkalina veneris et

Antimonii Juniperina Dippelii s. Sapo chemicus. Die Bereitung geschieht auf folgende Weise. Die geriebene Spießglanzleber wird mit so vielem Wachholderöle, oder einem andern ätherischen Oele, das nur nicht zu flüchtig ist, übergossen, so, daß ein dicker Brei gebildet wird. Aus dieser Masse zog er nachmals mit Alkohol eine Tinktur aus. Auch in diesem Präparate soll man kein Antimonium finden.

10) Huxhams Spießglanztinktur, eine weinigte Auflösung des Spießglanzglases, s. Spießglanzessenz, oben, S. 351.

Die Spießglanztinkturen sind schon im siebzehnten Jahrhunderte in der Heilkunst angewendet, ja als Heilmittel sehr gerühmt worden. Man hat sie in bösartigen Fiebern, im Schlage, in der Lähmung, den Flüssen, der Krätze, dem Skorbut, der Wassersucht, den Verstopfungen ꝛc. angewendet, und wie man in alten Schriften findet, mit Erfolg; die neuen Aerzte wollen die Wirkungen, die man denselben zuschreibt, nicht gefunden haben, daher findet man sie in einigen der neuesten Arzeneimittellehren nicht angeführt. Nach Lemery's Wahrnehmung sollen die Spießglanztinkturen beim innerlichen Gebrauche Ekel hervorbringen. Man gab sie in Gaben von 4 bis 20 Tropfen. Es kam ehemals auch eine Spießglanztinktur unter dem Namen Tinctura Lilii Paracelsi vor, welche aus dem metallischen Spießglanze u. aus feinen geschlagenen Kupferblättern bestand, indem man von den Letzteren 2 Unzen in einem Schmelztiegel glühen ließ, und dann 3 Unzen pulverisirten Spießglanzkönig dazu that. Sobald das Antimonium und das Kupfer in Fluß gekommen, so warf man nach und nach 4 Unzen Zinn dazu, und rührte die Materie zuweilen mit einem Eisen um. Wenn Alles gehörig geschmolzen worden, goß man solche in ein mit Talg bestrichenes Gefäß, so gab sich das Ganze in eine reguliniſche Masse zusammen.

Man rieb oder stieß dann diese Masse zu Pulver, und vermischte sie mit $1\frac{1}{2}$ Pfund Salpeter und $\frac{1}{2}$ Pfund Kohlenstaube, trug hierauf diese Mischung in einen glühenden Schmelztiegel, und bedeckte diesen jedesmal bis die Verpuffung vorüber war. Die Materie ward nun zwei oder drei Stunden lang bei einem heftigen Feuer calcinirt, und beständig mit einem eisernen Spatel umgerührt. Dann ward sie in einen eisernen Mörser ausgegossen, und sobald sie fest ist, schnell zerstoßen, das Gestoßene in eine Phiole gethan, und eine hinlängliche Menge von Weingeist hinzugegossen, so daß Letzterer drei bis vier Finger hoch darüber stand, und das Ganze funfzehn Tage lang im Sandbade digerirt. Diese Tinktur wurde von den Pariser Aerzten als ein den Schweiß und Urin treibendes Mittel empfohlen, und zu 20 bis 100 Tropfen in einer dazu passenden Flüssigkeit gereicht. Sie wurde in bösartigen Fiebern, dem Schlage, in der Lähmung, in Flüssen, der Krätze, dem Skorbut, in der Wassersucht ꝛc. gegeben.

Vitae animalis morbus et medicina. Auct. Christ. Democrito L. B. 1711, p. 93.

Basilius Valentinus Chymische Schriften. Hamburg, 1694. S. 460.

P. E. Gmelin, Dissertatio de Antimonii tincturis minus usitatis utcunq. saluberrimis. Tubingae, 1759.

Model's chymische Nebenstunden, S. 169.

Audr. El. Buchner resp. Diethelm Lavater, Dissertatio de Antimonio variisque ejus tincturis cum alcalino menstruo factis. Halae, 1767.

Mangold's chymische Erfahrungen und Vortheile, S. 49 u. f.

Schulzii praelect. ad dispensat. Brandenb., p. 634.

Joan. Christ. Jacobi de Sulphure Antimonii aurato liquido, in den Actis ac ad elect. Mogunt. Scient. util. 1757. I. p. 321.

Joan. Theoph. Guericke de Sulphure Antimonii aurato liquido. Erford., 1776; überſetzt, Braunſchweig, 1784.
Hermbſtädts phyſikaliſch=chemiſche Verſuche und Beobachtungen, Bd. 2, S. 117.
Pharmacop. Boruss. Edit. alt. p. 116.

Spießglanztinktur (alkaliſche Kupfer-), ſiehe oben, S. 389.
— (Dippels), ſ. daſelbſt.
— (Gmelins), ſ. daſ., S. 384.
— (Hagens), ſ. daſ.
— (Hermbſtädts), ſ. daſ., S. 388.
— (Huxhams), ſ. daſ., S. 390.
— (Jacobis), ſ. daſ., S. 387.
— (Mangolds), ſ. daſ., S. 383.
— (Paracelſus), ſ. daſ., S. 390.
—, der Preußiſchen Pharmakopöe, ſ. daſelbſt, S. 388 u. f.
— (ſcharfe), ſ. daſ., S. 382.
— (ſchwarze), ſ. daſ., S. 384.
— (Schulzens), ſ. daſ., S. 387.
— (ſeifenhaltige), ſ. daſ.
— (Thedens), ſ. daſ., S. 385.

Spießglanzvitriol, ſiehe unter Salz, Theil 133, S. 249 u. f.

Spießglanzweinſtein, ſ. daſelbſt, S. 251.

Spießglanzweiß, Cerussa Antimonii; Fr. Ceruse d'Antimoine; Engl. Ceruse of Antimony; Ital. Cerussa d'Antimonio, eine Benennung der Perlmaterie oder einer weißen Erde, die ſich aus dem Abſüßungswaſſer des ſchweißtreibenden Spießglanzoxids abſondern läßt. Dieſe Materie iſt der feinſte Theil des weißen Spießglanzoxids, welcher durch das in dieſer Operation erzeugte Kali des Salpeters aufgelöſet worden. Nach Andern führt den Namen Spießglanzweiß das durch das Verpuffen des Spießglanzkönigs

oder metallischen Spießglanzes erhaltene weiße Oxid. Beide weiße Spießglanzoxide sind dem schweißtreibenden u. dem mineralischen od. Spießglanzbezoar gleich.

Spießglanzzinnober, Cinnabaris Antimonii; Fr. Cinnabre d'Antimoine; Engl. Cinnabar of Antimony; Ital. Cinabro d'Antimonio. Bei der vermittelst des Spießglanzes bewirkten Zersetzung des ätzenden Queckſilbersublimats, welche bei der Destillirung oder Vermischung dieser zwei Substanzen vorfällt, erhält man auch einen künstlichen Zinnober, welcher Spießglanzzinnober genannt wird; s. oben unter Spießglanzbutter, und unter Zinnober, in Z.

Spießglanz-Zubereitungen, die aus dem Spießglanze auf chemischem Wege bereiteten Produkte, wie die Spießglanzblumen, die Spießglanzbutter, das Spießglanzglas, die Spießglanzleber, d. Spießglanztinkturen ꝛc., s. oben die verschiedenen Artikel des Spießglanzes. Die neuere Chemie, welche die Zusammensetzung aller natürlichen Produkte, oder den Grundstoff aller natürlichen Produkte auf Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und das eigenthümliche Wesen der Materie selbst reducirt, hat auch die älteren Benennungen vieler Produkte der Scheidekunst mit den Begriffen ihres Systems mehr analogeren vertauscht. Die älteren Chemisten hielten sich bei der Benennung ihrer Zubereitungen mehr an das äußere Ansehen, an die Aehnlichkeit, die sie mit andern natürlichen Produkten hatten, u. an den Werth, welchen sie diesen beilegten; daher die Benennungen Spießglanzblumen, Spießglanzleber, wegen der Aehnlichkeit mit der Farbe der Blumen, der Aehnlichkeit mit der Leber; Spießglanzkönig, wegen der Vorzüglichkeit und der Reinheit dieses Produktes; Spießglanzkalk, weil es Aehnlichkeit mit dem Kalke hat ꝛc. ꝛc. So z. B. heißt jetzt

die Spießglanzbutter, die von einigen Chemisten auch Eisöl vom Spießglanze, Oleum glaciale Antimonii; Fr. Huile glaciale d'Antimoine, genannt wird, oxidirtes salzsaures Antimonium, weil es eine Verbindung der Salzsäure mit dem metallischen Spießglanze ist, und da man alle diejenigen Eigenschaften, welche die Salzsäure haben muß, bei derjenigen antrifft, welche mit dem Queckſilber verbunden ist, so wird das genannte Produkt, die Spießglanzbutter, auch durch eine Vermischung des metallischen Spießglanzes mit dem ätzenden Sublimate dargestellt, s. oben, S. 340; der Spießglanzkönig heißt metallischer Spießglanz; die Spießglanzleber, schwefelsaures Kali haltiges Antimonium, oder Spießglanz; der Spießglanzkalk, Spießglanzoxid ꝛc. ꝛc.

Spießglanz-Zusammensetzungen, die Zusammensetzungen, welche vermittelst des Spießglanzes und anderer Materien auf chemischen Wege erhalten werden, wie z. B. mit den verschiedenen Säuren zu Salzen, s. unter Salz (Antimonium-), Theil 133, S. 242 u. f.

Spießgras, s. Th. 14, S. 419.

Spießhaar, an den Hunden, Haare, welche steifer als gewöhnlich sind, und den Schweinsborsten gleichen. Auch das struppige Haar der Menschen, welches gleich Spießen zusammengefilzt herabhängt, erhält zuweilen diesen Namen; s. oben, S. 323, und Weichselzopf, in W.

Spießhahn, Spießhähne, in der Oekonomie, Hähne, welche weder krähen, noch zur Zucht dienlich sind, und daher für den Bratspieß in der Küche bestimmt sind; also zum Braten, einen Braten daraus für den Tisch zu machen.

Spießhirsch, s. Spießer, oben, S. 325.

Spießhorn, Sphinx Auge, ein Dämmerungsfalter, s. diesen Artikel, im Supplement.

Spießig, Bei- und Nebenwort, 1) aus Spießen, oder langen Spießen bestehend; daher der Spießglanz, der metallische Zinnober, weil diese Mineralien ein spießiges Gewebe haben. — 2) Im gemeinen Leben mancher Gegenden ist spießig dürre, zerbrechlich; nach Adelung wahrscheinlich daher, weil es eine Figur von einem langen, dünnen Spieße, oder auch von irgend einem andern Stamme ist. — Spießiges Leder, bei den Gerbern, dasjenige Leder, welches nicht gehörig gegerbt worden, und daher hart und spießig ist.

Spießkrabbe, Cancer hastatus, eine Art Krabben, welche Th. 48, unter Krebs, übergangen worden.

Spießkraut, Spießkräuter, welche gleich Spießen gestaltet sind, eine den Spießen ähnliche Gestalt haben, unten breit sind, und oben spitz zugehen, oder auch gleich einem Spaten ꝛc. gestaltet sind.

Spießkrebs, s. unter Krebs, Th. 48, S. 137.

Spießkuchen, ein Buttergebackenes, welches man auf folgende Art zubereitet. Man nimmt ein Maaß guten Rahm (Sahne), und läßt darin etwas frische Butter zergehen; dann schlägt man zwölf Eyer in einen Topf, quirlt sie gut durcheinander, gießt Beides zusammen, rührt es gut durch, und mischt mit dieser Masse ein schönes Weizenmehl, welches recht weiß seyn muß, zu einer dicklichen Masse. Hierauf läßt man Schmalz in einer Pfanne heiß werden, setzt darunter eine Bratpfanne, und betröpfelt den Spieß damit, um nun die Masse darüber zu thun. Hierauf nimmt man vier Löffel voll Teig, thut es über den Spieß, was in die Bratpfanne herabfällt, wird immer wieder aufgegossen, und stellt den Spieß vorn an das Feuer, bis der Teig dreimal herum benetzt oder begossen worden. Nach dem vierten Gusse streut man

etwas geschnittene Muskatenblüthe darüber; bei dem letzten Gusse läßt man es dagegen lichtbraun werden, und wenn es gar gebacken ist, wird es mit einem Messer von oben und von unten abgelöset, und von dem Spieße gezogen.

Spießlerche, Krautvögelchen, ein Name der Heidelerche, weil sie wahrscheinlich diejenige Lerche ist, welche am häufigsten gefangen, und an Spießen gebraten, und dann gegessen wird; s. Th. 77, S. 167.

Spießmacher, Spießschmid, ehemals ein eigenes Handwerk, welches Wurfspieße und Flitzpfeile verfertigte, jetzt aber mit den übrigen Eisenhandwerkern oder Handwerkern, welche in Eisen arbeiten, wie die Schmiede, Schlosser, Spornmacher ꝛc., verschmolzen worden ist.

Spießnagel, Spießnägel, eine Art kleiner Nägel von bestimmter Größe, welche den Namen daher erhalten haben, weil sie dazu gebraucht werden, die langen Nebeneisen oder Federn der Spießeisen an den Schaft anzuschlagen. In der Fabrik zu Roda werden dergleichen Nägel in dreierlei Sorten gemacht, wovon 100 Stück $4\frac{1}{2}$, 6 und 9 Pfd. wiegen, und $13\frac{1}{2}$ und 18 Gr., auch 1 Rthlr. 1 Gr. kosten.

Spießnatter, Coluber Pelias, eine wenig bekannte Natter, welche unter Natter, Th. 101, übergangen worden.

Spießruthe, ein im gemeinen Leben für Spießgerte übliches Wort, besonders in so fern diese Ruthen zur Bestrafung der Soldaten gebraucht werden, wie es ehemals beim Militaire gebräuchlich war. Daher sagt man durch die Spießruthen laufen, wofür man im gemeinen Leben nur Spießruthen laufen sagt, von den in Reihen gestellten Soldaten mit solchen Ruthen gehauen werden, welche Strafe auch das Gassen-Laufen genannt wird, s. auch Th. 16, S. 406; Th. 52, S. 537 u. f., und

unter Soldat, Theil 155. — Die Strafe des Spießruthen- oder Gassen-Laufens bei den Soldaten, ist in neuester Zeit, als eine die Menschheit entehrende und das Ehrgefühl verletzende, oder gänzlich abstumpfende Strafe in cultivirten Staaten ganz abgeschafft worden. Bei uns, in Preußen, geschah solches von unserem jetzigen Monarchen, Friedrich Wilhelm dem Dritten, bei der Reorganisirung des Militairs nach dem unglücklichen Kriege mit den Franzosen, im Jahre 1806; s. auch im Artikel Soldat, Th. 155. — Figürlich pflegt man auch zu sagen, daß Einer Spießruthen laufe, wenn er von Andern durchgehechelt wird, wenn er unter die Klatschzungen kommt, wenn er die Musterung, sey es nun wegen seiner Körpergestalt, oder seines Anzuges, oder wegen sonst anderer Eigenschaften passiren muß. Dieses Spießruthenlaufen ist immer noch das Gelindeste, was Einem begegnen kann, weil man solches nur in Mienen und Blicken gewahrt, nicht aber von der Zunge herabgleiten hört, welches erst nach der Musterung geschieht. — Im Schwabenspiegel heißt eine Spießruthe, ein Spißholz.

Spießschnecke, s. Pikenier, unter Schnecke.

Spießschmidt, s. Spießmacher.

Spießträger, Scarabaaus Lancifer, eine Art Käfer, s. Käfer, im Supplement.

Spießtreiber, in einigen Gegenden eine Name des Bratenwenders, es sey solcher ein Mensch, ein Thier, das man hin und wieder auch zum Drehen des Bratspießes abrichtet, wie z. B. einen Hund, oder eine Maschine.

Spießwurm, Oniscus Entomon, s. unter Wurm, in W.

Spießwurzel, in den Gewächsen die Hauptwurzel, welche gemeiniglich zugespißt ist, auch gerade unter sich in die Erde geht, die Pfahlwurzel, Herz-

wurzel, Hauptwurzel, bei den Weinstöcken auch Pfeilwurzel.

Spießzahn, ein spitziger oder zugespitzter Zahn, der Hundszahn, weil die Hunde solche Zähne haben.

Spigelia, Spiegelie, s. Th. 157, S. 459 u. f.

Spik, s. Lavendel, Th. 66, S. 541.

Spiknard, s. unter Narde, Th. 101, S. 258.

Spiköl, s. Lavendelöl, Th. 66, S. 551.

Spilanthus, s. Fleckblume, im Supplement.

Spilge, Chrisobalanus, s. Icaco, Th. 29, S. 289.

Spill, s. Spille.

Spillbaum, s. Spindelbaum.

Spillbaummotte, Phalaena evonymella, ein Phaläne oder Nachtfalter, Nachtschmetterling.

Spille, eine Art gelber Pflaumen; s. Spilling.

Spille, in der Verkleinerung Spillchen, ein in den gemeinen Sprecharten für Spindel sehr gangbares Wort, welches so, wie dieses, theils den Begriff der Spitze, theils auch der Länge und Runde hat, wozu noch zuweilen der Begriff der Bewegung um die Achse kommt. — 1. Mit dem herrschenden Begriffe der Spitze ist die Spille ein zugespitztes Hölzchen, welches man wie einen Kräusel zwischen den Fingern der rechten Hand herumdreht, darauf zu spinnen; im Hochdeutschen die Spindel; s. Spillmagen. An dem Woll- oder Schweißerrade zum Wollspinnen sind die Spillen ähnliche dünne Hölzchen, worauf die Baumwolle gesponnen wird. — Im Jagdwesen sind die Spillen kleine spitzige Pfähle, das Wachtelgarn damit zu befestigen, daher man sie auch Spieße oder Pfahlhölzchen nennt. — In der Landwirthschaft einiger Gegenden heißen im gemeinen Leben die Aehren, welche gerade in die Höhe stehen, Spillen, und das Zeitwort spillen bedeutet dann in die Aehren schießen. Im Englischen ist Spill, ein Zapfen, ein Nagel, im Italienischen Spillo, sowohl eine Stecknadel, als auch der Zapfen in einem Fasse. — Die

Spille am Leiterwagen, welche quer durch die beiden Arme, und durch die Deichsel geht, um beide zusammen zu halten, scheint gleichfalls ein Nagel zu seyn, oder er war es doch ursprünglich.

2. Mit dem Hauptbegriffe der Länge und Runde ist die Spille in sehr vielen Fällen eine Welle oder Walze, welche, wenn sie groß und dick ist, auch wohl Spillbaum genannt wird. — So ist die Spille auf den Schiffen eine bewegliche Welle, die Anker damit herauf zu winden, da denn auch die ganze Maschine, welche eigentlich eine Winde ist, den Namen einer Spille erhält. Auf dem Raume des Schiffes wird nämlich eine eiserne viereckige Pfanne in ein starkes Holz eingelassen, worin ein eiserner Zapfen des untersten Endes der Spille zu stehen kommt, und einläuft. Oben am Kopfe ist derselbe mit zwei eisernen Ringen oder Zwingen, die ungefähr 1 Fuß weit von einander entfernt sind, beschlagen, durch welchen Kopf hernach zwei Hörner über das Kreuz gesteckt werden können, um die Spille damit herum zu drehen. Der Länge nach ist die Spille ein starkes Stück Holz, und in diesem Verhältnisse auch von verschiedener Dicke, insbesondere beträgt die Dicke des Bauches, worüber die Taue sich wickeln, $3\frac{1}{5}$ Fuß im Durchschnitte. — Dann sind die Spillen auch die Stangen auf den Masten, von welchen die Flaggen und Wimpel wehen. Wo aber auch der Begriff der Spitze Statt findet. — In den Bergwerken nennt man diejenige Stange, woran die Kunststangen befestiget sind, Spille. — In der Anatomie wird derjenige Knochen des Vorderarmes, welcher einer Radspeiche gleicht, sowohl die Speiche, als die Spille genannt. — Bei den Nadlern heißt der zu den Nadelknöpfen aufgesponnene Draht die Spille, welcher Name vermuthlich zunächst demjenigen Drahte zukommt, worauf dieser Knopfdraht gesponnen wird. — Bei den Stein-

schneidern sind die Spillen kegelförmige Zapfen, welche die Scheibe zum Schneiden tragen. Auch sind die Spillen bei diesem Gewerbe kleine Werkzeuge, womit die Tafelschneider allerlei figürliche Sachen in Stein schneiden. Sie sind hier das, was die Steinzeiger sind, nur daß die Spillen größer sind. Das Ende dieser Spillen, das in die Hülse der Maschine, worauf geschnitten wird, gesteckt wird, hat hinten einen starken Cylinder von Bley, der genau in die Hülse paßt. Einige dieser Spillen haben eine geschärfte Scheibe, gewöhnlich von Kupfer, mit welcher der Künstler kleine Steine zerschneidet. Diese, so wie alle andere Scheiben oder Räder, haben nur einige Linien im Durchmesser, wieder andere aber wohl 4 oder 6 Zoll. Es ist gleichgültig, ob sie von Eisen oder Kupfer sind. Andere Spillen haben eine breite Stirne, und die stärkste ist nicht über $\frac{1}{4}$ Zoll dick. Noch andere sind vorne spitzig, mit diesen schleift der Künstler die Ecken in ausgehöhlten Gefäßen. Mit hohlen cylindrischen Spillen drehet er die Löcher im Stockknopfe und in Etuis aus. Bei dem Poliren der Steine bedient sich der Künstler eben der Spillen von dergleichen Gestalt, nur von einer Komposition von Zinn und Bley. — Bei den Glockengießern ist die Spille die eiserne Stange, an welcher die Schablone herumgeführt wird, wenn die Glockenform gebildet wird. Diese Spille steht mit dem untersten Zapfen in dem Zapfenloche des Pfahls unter dem Kreuze in der Damgrube. Das obere Ende läuft in einem Loche des Kolbens über der Grube, das aber genau über dem Zapfenloche des Pfahls oder der Stange der Damgrube seyn muß, damit die Spille senkrecht stehe. Die Spille läßt sich bei dieser Stellung leicht mit der Schablone abnehmen, wenn Feuer in dem Kerne brennt. Die Spille trägt bei größern Glocken drei, bei kleinen aber nur zwei eiserne Arme oder Scheeren,

worin die Schablone gestellt wird; s. unter Glocke, Th. 19, S. 111. — In der Landwirthschaft ist die Spille, Pflugspille, die kleine unter dem Pfluge durchlaufende bewegliche Achse, daran die Räder gesteckt und befestiget werden.

Was die Ableitung dieses Wortes anbetrifft, so ist dasselbe, nach Adelung, nicht aus Spindel gemacht, sondern ein eigenes, aber nur im Suffixo verschiedenes Wort. Speiche, Speer, Spier, Spieß, Spitze ꝛc. sind alles Wörter eines Stammes, in welchen theils der Begriff der Spitze, theils der Länge und Dünne, theils auch der Bewegung um die Achse, und folglich auch der Runde, der herrschende ist. Spille ist ein Intensivum von Speil, womit ohne Präfixum auch Beil, Pfahl, Pfeil, Welle ꝛc. verwandt sind.

Spille, in der Anatomie, s. oben, S. 399.
— , im Bergwerke, s. daselbst.
— (Broot-), im Schiffbaue, s. unter Schiffbaukunst, Th. 143.
— (Gang-), s. daselbst.
— , im Jagdwesen, s. oben, S. 398.
— (Kreutz-), s. Th. 49, S. 258.
— , in der Landwirthschaft oder Oekonomie, s. oben, S. 398.
— , am Leiterwagen, s. das., S. 399.
— , beim Nadler, s. daselbst.
— (Pflug-), s. oben.
— , im Schiffbaue, s. oben, S. 399 und Th. 143, unter Schiffbaukunst.
— , auf den Schiffen, s. daselbst.
— , in der Sprachkunst, s. oben.
— , beim Steinschneider, s. das., S. 399, 400.
— , in den Wollspinnereien, s. das., S. 398.

Spillen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben, und auch hier nur in dem

zusammengesetzten verspillen, zerspillen üblich ist, welches theils unnütz vereinzeln und dadurch verlieren, theils auch verschwenden bedeutet. Es ist, nach Adelung, in dieser Bedeutung sehr alt, denn schon im Kero ist spildanter, verschwenderisch. Spillen ist ein Intensivum von einem veralteten spielen, welches noch in dem Oberdeutschen kostspielig, Kosten verursachend, üblich ist, und zu spalten, im gemeinen Leben spellen, zu gehören scheint.

Spillenholz, im gemeinen Leben das Holz aller derjenigen Bäume, und der Stauden, welche zu Spillen oder Spindeln brauchbar sind, z. B. der weiße Ahorn, s. Spindelbaum. — Im Forstwesen versteht man darunter dasjenige Holz, das aus seinem Samen entsteht, zum Unterschiede von demjenigen, welches gesäet worden.

Spillenschneider, beim Nadler derjenige Arbeiter, der die Gewinde des auf die Spille gewundenen Drahtes zu den Nadelknöpfen zerschneidet. Er sitzt bei dieser Arbeit auf der Erde, mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen, hält 10 bis 12 Stück Spillen oder gewundenen Knopfdrath zwischen dem Daumen und dem Anfange des Zeigefingers der linken Hand recht fest, und hat alle Faden gehörig gleich gelegt. Mit der rechten Hand führt er die große Scheere, welche mit einem Schnitt alle Stücke mit einmal zerschneidet. Er muß von jeder Spille nicht mehr als zwei Gewinde Draht abschneiden, woraus nämlich ein Nadelknopf besteht. Mehr oder weniger abschneiden, würde das Stück unbrauchbar machen; s. auch unter Nadel, Th. 100. — Ein geschickter Arbeiter kann in einem Tage 144,000 Knöpfe zuschneiden, und in Zeit von einer Minute macht er ungefähr 70 Schnitte mit der Scheere.

Spilling, Spillinge, Spillen, Spindelpflaumen, eine Art Pflaumen, s. unt. Pflaume, Th. 112, S. 27, und S. 84 u. f.

Spillingspflaumenbaum, s. Pflaume, T. 112, S. 84.

Spillingswalze, Walzen an dem Mundstücke der Pferdestangen, die den Spillen ähnlich sind.

Spillklampen, im Schiffsbaue, s. Trommel.

Spillmagen, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, einen Verwandten von der Spillseite, weiblichen Seite, zu bezeichnen, von Mag, ein Verwandter, u. Spille, die Spindel, ein altes Sinnbild des weiblichen Geschlechtes; s. auch Lehns-Vetter, Th. 69, S. 739.

Spillmütze, eine Schlafmütze.

Spillnagel, wird die eiserne Spille auf beiden Seiten des Schubkarrenrades genannt, welche gleichsam die Achse vorstellt.

Spillort, s. Pflöckort, Th. 112, S. 189.

Spillseite, ein veraltetes Wort, die weibliche Seite oder Linie in den Geschlechtsregistern zu bezeichnen. Man sagt auch bloß Spille schlechthin.

Spillspaken, im Schiffsbaue, s. unter Schiffbaukunst, Th. 143.

Spillthüre, beim Zimmermann, Thüren, welche die Zapfen, um die sie sich drehen, ungefähr in der Mitte haben, daß bei der Oeffnung die eine Hälfte sich aus- und die andere einwärts dreht.

Spina, Dorn, Stachel, Gräte, s. diese Artikel. Bei den Römern war Spina in den Spielbahnen oder Circis, eine Mauer von Ziegelsteinen, die, der Länge nach, in der Mitte derselben sich hinzog, dagegen weder unten, noch oben anstieß, sondern so viel Raum ließ, daß vier Wagen mit sechzehn Pferden neben einander ohne alle Hindernisse zwischen derselben und den Säulen der Rennbahn, Spielbahn, hindurch rennen oder laufen konnten. Oben und unten vor einer solchen Spielbahn standen noch die Metae, und auf derselben allerhand Altäre, kleine Tempel, Säulen, Bildsäulen, und dann auch besonders ein oder zwei Obelisken oder Spitzsäulen. Den

Namen Spina erhielt sie daher, weil sie wie der Rückgrat in einem Fische mitten durch ging.

Spina dorsi, s. Rückgrat, Th. 128, S. 384.

Spinat, Spinacia Linn., eine Pflanzengattung, welche in die fünfte Ordnung der zwei und zwanzigsten Klasse (Dioecia Pentandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört. Die Geschlechter sind getrennt auf zwei Pflanzen; die männliche Blume hat einen fünftheiligen, die weibliche einen vierspaltigen Kelch, ohne Krone. Man hat zwei Arten, mit stachelichtem Samen u. zugespitzten Blättern, u. mit glattem Samen u. rundlichen Blättern. Die Namen, welche der Spinat noch führt, sind: Binetsch, Spinet, Pinet, Spinetsch, Grünkraut; Schwed. Spinat, Dänisch Spinat, Spinatz, Ital. Spenaci, Holl. Spinagie.

1) Gemeiner Spinat, Spinat mit stachelichtem Samen, Spinacia Oleracea, fructibus sessilibus. Hort. cliff. 457. Hort. ups. 296. Spinacia Oleracea, foliis sagittatis, seminibus aculeatis. Mill. n. 1. Spinacia vulgaris, capsula seminis aculeata. Tourn. Inst. 533. Lapathum hortense, s. Spinacia semine spinoso. Bauh. pin. 114. Fr. Epinar commun ou mâle; Epinard; Engl. Common prickly Spinach, oder prickly-seeted Spinach. Dieser Spinat ist ein Sommergewächs, und wurde ehemals in England stark gebauet, er war daselbst ein sehr beliebtes Küchengewächs, und da derselbe sehr dauerhaft ist, ja hierin die rundblättrige Sorte bei weitem übertrifft, indem er im Winter nicht so leicht erfriert, so gebraucht man denselben auch durchgängig zu Winterspinat. Die Blätter dieser Spinatart sind dreieckig, und wie die Spitze eines Pfeils gestaltet, die Stängel sind hohl, mit Zweigen besetzt und krautartig, und erreichen eine Höhe von 2 Fuß. Die männlichen Blüthen wachsen in langen Aehren, haben aber keine Blumenblätter, sondern nur fünf haarför-

mige Staubfäden, mit länglichen, zweiknöpfigen Staubkölbchen, welche gelblichen Blüthenstaub enthalten, und solchen, wenn er zur Reife gelangt ist, und die Pflanzen von ungefähr erschüttert werden, von sich werfen, nach welchem Ausschütten sie bald absterben. Die weiblichen Blüthen wachsen an besonderen Pflanzen, wie auch schon die Klasse, wozu diese Pflanze gehört, anzeigt, sie sitzen dicht an jedem Gelenke der Stängel haufenweise bei einander, sind klein, und haben weder Staubfäden, noch Blumenblätter, sondern nur einen rundlichen zusammengedrückten Fruchtknoten, aus welchem späterhin rundliche Samenkörner entstehen, welche kurze, spitze Stacheln haben. Sie blühen im Junius, und geben im Anfange des Augusts reifen Samen. In den Englischen Küchengärten findet man von dieser Art des gemeinen Spinates zwei oder drei Sorten, welche in Ansehung der Größe und Gestalt ihrer Blätter sehr verschieden sind, und deren Samenkörner mehr oder weniger Stacheln haben. Um diesen Spinat zum Wintergebrauche auszusäen, wählt man dazu ein freiliegendes Stück Land, und säet den Samen im Anfange des Augusts, und wo möglich zu einer Zeit, die sich zum Regen anläßt, also feucht ist; denn bei anhaltender Dürre soll der Samen, nach der Erfahrung von Küchengärtnern, zu ungleich aufgehen. Ein Theil keimt dann bald, ein anderer Theil aber erst nach einem erfolgten Regen, und wenn der Regen zu lange ausbleibt, so geht dann kaum die Hälfte davon auf. Sobald die aufgegangenen Pflanzen etwas herangewachsen sind, müssen sie mit der Hacke vom Unkraute gereiniget, und da, wo sie zu dicht stehen, so weit verdünnt werden, daß jede Pflanze 3 bis 4 Zoll Raum bekommt. Damit aber das mit der Hacke losgerissene Unkraut gleich vertrocknen kann, muß diese Arbeit nur bei trocknem Wetter vorgenommen werden. Nach vier oder fünf Wochen pflegt das Unkraut wieder herangewach-

sen zu seyn, und dann muß der Spinat wiederum bei trockner Witterung eben so bearbeitet werden. Wenn es aber ja bei feuchter Witterung geschehen muß, so darf das mit der Hacke losgerissene Unkraut nicht zwischen dem Spinate liegen bleiben, es muß von dem Beete weggeschafft werden; denn wenn der Spinat vor dem Winter nicht völlig rein gemacht worden, so wächst das Unkraut über ihn hin und erstickt ihn, und dann geht er bei nasser Witterung in Fäulniß über. Im October pflegt dann ein solcher Spinat schon brauchbar zu seyn. Wenn man dann nur die äußeren großen Blätter zur Speise abnimmt, und die niedrigen kleinen Herzblätter, damit solche erst größer werden, noch sitzen läßt, so hat man den ganzen Winter hindurch, und nachher bis in den April, da der zeitige, im Frühjahre zu Sommerspinat gesäete Spinat erst brauchbar wird, brauchbaren Winterspinat. Dann pflegt er aber in Samen zu gehen, und muß vollends verbraucht werden.

2) Runder Spinat, rundblättriger Spinat, Spinat mit glattem Samen, Spinacia foliis oblongo-ovatis, seminibus glabris. Spinacia glabra. Mill. n. 2. Spinacia vulgaris, capsula seminis non echinata. Tourn. Inst. 533. Lapathum hortense s. Spinacia semine non spinosa. Bauh. pin. 115. Fr. Epinar de la grande espece; Egl. Oblong oval-leaved Spinach. Diese Sorte unterscheidet sich von der vorhergehenden durch ihre ovalrunden dicken Blätter, welche unten keine Ecken haben; durch ihren glatten Samen, welcher keine Stacheln hat, und durch ihre Stängel und Blätter, welche fleischiger und saftreicher sind. Man hat von derselben zwei oder drei Sorten, die in Ansehung der Dicke und Größe, auch Rundung ihrer Blätter unterschieden sind. Dieser Spinat muß im Frühjahre auf ein freiliegendes Stück Land zu Sommer-

spinat gesäet werden. Man kann ihn entweder allein säen, oder nach Art der Pachtgärtner, die ihr Gartenland zu so vielen Gartengewächsen, als nur immer möglich ist, zugleich zu nutzen suchen müssen, diesen Spinat und langen Radis unter einander säen, obgleich es, wenn die Gartenpacht wohlfeil ist, an und für sich selbst besser ist, jedes allein zu säen. Die aufgegangenen Pflanzen müssen nachher mit der Hacke vom Unkraute gereiniget, und erstlich bis auf etwa 3 Zoll weit verdünnt werden. Sobald sie sich nachher wieder berühren, so kann schon, damit sie mehr Raum bekommen, um sich auszubreiten, ein Theil Pflanzen zur Speise ausgestochen, und sie dadurch noch weiter verdünnt werden. Dieses kann in der Folge, wenn man die wegzunehmenden Pflanzen zur Speise zu nutzen Gelegenheit hat, auch zweimal wiederholt werden, bis jede Pflanze zuletzt 8 bis 10 Zoll Raum hat. Auch lockert man bei dieser Gelegenheit den Boden jedesmal mit der Hacke auf, wodurch das Unkraut zerstört wird, und der Spinat gut zu wachsen pflegt. Die breit- und dickblättrige Sorte, welche in England Plantain Spinach genannt wird, pflegt besonders dann im fetten Boden eben solche große Blätter zu bekommen, als der große Grindwurz (Rumex obtusifolius Linn., Engl. The Butter Dock, oder broad-leaved Dock) und dennoch sehr mürbe zu seyn. Um am Sommerspinat keinen Mangel zu leiden, muß man im Frühjahre drei bis vier Aussaaten nach einander machen; die erste im Januar, in einen trocknen Boden; die andere anfangs des Februars in einen etwas feuchteren Boden, die dritte Aussaat im Anfange des März in einen ganz feuchten Boden; die vierte im Anfange des Aprils, und auch eine im Mai. Die späteren Aussaaten müssen gleich bei der ersten Bearbeitung mit der Hacke stärker verdünnt werden, als die beiden ersten Aussaaten; denn theils braucht man bei

ihnen, weil man so lange, bis sie ihre völlige Größe haben, von den ersten Aussaaten hinreichenden Spinat hat, nicht auf die Nutzung der zur Verdünnung zwischen ihnen wegzunehmenden Pflanzen zu sehen, theils geht auch der Spinat, wenn man ihn gleich anfangs zu der gehörigen Weite verdünnt, nicht sobald in Samen, als wenn er dichter steht. Diese Aussaaten sind aber keinesweges als geschlossen zu betrachten; denn da man im Sommer bei großen Tafeln zu Suppen ꝛc. den Spinat häufig gebraucht, so muß man, um stets einen Vorrath davon zu haben, den ganzen Sommer über um jede dritte Woche etwas davon nachsäen. Weil er aber in einem leichten und trocknen Boden, bei heißer und trockner Witterung, und besonders, wenn er nicht einzeln genug steht, ehe er einmal für die Küche brauchbar geworden ist, in Samen geht, so müssen die späteren Aussaaten in einen feuchten und starken Bodengemacht werden. Ueberhaupt richtet sich die Aussaat des Spinats stets nach dem Klima, worin dieses oder jenes Land liegt. Wenn der Spinat im Frühjahre bei uns in Deutschland ausgesäet wird, so muß dieses so zeitig geschehen, als es die Witterung erlaubt, gleich anfangs des Monats März, und auf ein recht fettes, die Morgensonne habendes Beet, und so dünne, als möglich, so wird diese Aussaat gegen die Mitte des Aprils brauchbar. Man kann diese Frühreife dadurch befördern, wenn man den Samen auf ein recht fettes, warmes, sonnenreiches Beet in Reihen säet. Das Versetzen der Pflänzchen, wo sie zu dicht an einander stehen, ist darum nöthig, damit die stehenbleibenden um so größere, stärkere und vollsaftigere Blätter bekommen. Zum Herbstgebrauche säet man den Samen ungefähr in der Mitte des Monats Juli auf ein etwas feuchtes Beet aus. — Zum Wintergebrauche geschiehet das Aussäen am besten zu Ende Juli bis ungefähr gegen die Mitte des Augusts, in ein trocknes,

fettes Land, das keine Morgensonne hat. Die Aussaat geschieht gleichfalls nicht zu dick, und die Pflanzen müssen gegen den Winter hin so verdünnt werden, daß sie ungefähr 4 bis 5 Zoll weit auseinander stehen. Damit der Spinat aber im Winter nicht über die Erde zu stehen komme, so kann man das Beet nach dem Säen und nach einem Regen, wenn das Land nicht mehr schmierig ist, etwas fest treten. Man kann auch den Winterspinat noch in den Monaten September, October und November aussäen, wenn es nicht eher geschehen kann.

Die Samenerziehung des Spinats. Wenn man neuen Spinatsamen von der ersten Sorte nöthig hat, so kaun man einen Theil Winterspinat im April zum Samen stehen lassen, weil er sonst, da er zu der genannten Zeit in Samen zu schießen pflegt, aus dem Garten fortgeschafft wird. Wenn aber weißer Winterkohl zwischen ihm gepflanzt seyn sollte, so darf man zwischen demselben keinen Spinat zur Saat stehen lassen, sondern muß denselben, damit der Kohl zur Beförderung seines Wachsthumes, behäufet, und der Boden um ihn aufgelockert und gereiniget werden kann, ganz von dem Beete wegschaffen, und in diesem Falle zur Erziehung eines neuen Samenvorraths, ein besonderes Beet, welches mit sonst nichts bepflanzt werden muß, mit Spinat besäen. Im Februar, und in Ländern, wo der Winter länger anhält, im März, wenn für den Spinat vom Froste keine Gefahr mehr zu befürchten ist, muß man von der Spinatsorte, von welcher man einen neuen Samenvorrath verlangt, auf ein freiliegendes fettes Stück Land eine Aussaat machen, die aufgegangenen Pflanzen zuerst mit der Hacke bis auf 6 oder 8 Zoll verdünnen, und das Unkraut zugleich mit wegnehmen, diese drei bis vier Wochen abermals mit der Hacke bearbeiten, und jeder Pflanze dann wenigstens 12 bis 14 Zoll Raum geben, weil

sie das ganze Beet dann doch mit den Seitenzweigen, welche sie treiben, zu bedecken pflegen, und das Beet überhaupt vom Unkraute rein halten, weil solches, wenn man es frei fortwachsen läßt, den Spinat zu dünnstänglich in die Höhe drängt, und ihm großen Schaden thut. Wenn der Spinat zur Blüthe in die Höhe gegangen ist, kann man unter ihm ganz deutlich zweierlei Arten von Pflanzen, nämlich männliche und weibliche, wahrnehmen. Die Blüthenähren der männlichen Pflanzen bekommen keine Blumenblätter, sondern nur Staubfäden, welche den Blüthenstaub in sich haben; sie sind zur Befruchtung der Fruchtknoten der weiblichen Pflanzen bestimmt, damit der Same zum Aufgehen tüchtig werde. Die Gärtner nennen diese männlichen Pflanzen gemeiniglich Fimmelspinat, oder tauben Spinat. Unwissende pflegen ihn, um den weiblichen und wirklich Samen tragenden Pflanzen mehr Raum zu verschaffen, so bald sie ihn von diesen unterscheiden können, auszureißen. Dieses Ausreißen der männlichen Pflanzen vor der Befruchtung der weiblichen Zeugungstheile, ist sehr nachtheilig; denn der erzielte Samen von den weiblichen Pflanzen geht dann nach dem Aussäen gewöhnlich nicht auf; es ist daher nothwendig, daß männliche Pflanzen stehen bleiben. Es braucht gerade keine große Anzahl zu seyn, wenn nur hin und wieder einige stehen bleiben, weil sie sehr viel Blüthenstaub haben, und solchen, wenn sie vom Winde bewegt werden, ziemlich weit von sich werfen. Wenn die Samenkörner weiß zu werden und abzufallen beginnen, folglich reif sind, müssen die ganzen Stauden aus der Erde gezogen werden, und damit der Same vollends trocken werde, muß man ihn einige Tage ausgebreitet hinlegen, und damit er überall gleich trockne, täglich umgewandt, auch vor den Vögeln, damit solche ihn nicht wegholen, gut in Acht genommen werden. Wenn er völlig trocken geworden,

muß er ausgedroschen und gereiniget, und an einem Orte aufbewahrt werden, wo er vor den Mäusen, welche ihm sehr nachgehen, sicher ist.

Das eigentliche Vaterland des Spinates ist noch nicht bekannt. Zu uns scheint er aus England herüber gekommen zu seyn; auch findet man seine Kultur schon in alten Englischen Werken über den Küchengartenbau. — Auch als Viehfutter ist der Spinat von vielen Landwirthen empfohlen worden, und man hat ihn daher auch als Futterkraut zu bauen angefangen, welches besonders den Kühen sehr angenehm ist. Soll er als ein solches Futter gebauet werden, so säe man den Samen im August oder September in's Feld, z. B. in Gerstenacker, nachdem der Acker gestürzt worden, aber nicht in Reihen.

In der Heilkunst ist der Spinat ehemals auch als ein kühlendes, den Leib erweichendes und eröffnendes Mittel angewendet worden. Er soll auch die in den ersten Wegen vorhandenen scharfen und gallichten Säfte verbessern, und die daher entstehende Hitze stillen. Obgleich der Spinat wenig Nahrung giebt, so wurde er doch von einigen Aerzten in der medicinischen Kochkunst empfohlen, und besonders in Schärfen der Säfte; seine Zubereitung muß dann aber auch diesem Zwecke entsprechen, sonst würde er eher schaden, als nützen. In dieser Hinsicht muß man denselben, nachdem er abgebrühet worden, mit Butter ohne alles Wasser aufsetzen, weil er im Kochen viel Wasser oder viel Brühe von sich giebt, die zu seiner Zubereitung hinreichend ist; er wird dadurch weit schmackhafter und angenehmer, je mehr von seinem Wasser verdampft; um ihn der Gesundheit zuträglich zu machen, muß er im Kochen mit Salz, Butter, Pfeffer, Muskatennuß, oder andern Gewürzen gewürzt werden. Man empfahl ihn denjenigen Personen, welche das Fieber oder eine Auszehrung hatten, so auch den Alten, die an

Verstopfung litten, für jene die Hitze zu mäßigen, bei diesen den Leib zu öffnen, welches er weit besser, als die Stuhlzäpfchen, Klystiere, oder die aus dem Aloe oder dem Skamonium bereiteten Pillen thun soll. Er soll ferner den trocknen Husten heilen und den Auswurf befördern, die aus ihm mit süßem Mandelöle oder frischer Butter bereiteten Brühen sollen, beim fortgesetzten Trinken, die Engbrüstigkeit und Heiserkeit heilen. Der berühmte ehemalige Leibarzt Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich, Guido Crescenz Fagan, pflegte beständig den in Fleischbrühe gekochten Spinat zu essen, und statt des Getränkes Honigwasser zu trinken, und dadurch erleichterte er nicht nur die Trockenheit des Leibes, der er unterworfen war, sondern er erleichterte auch die Engbrüstigkeit, mit der er heftig geplagt war. Nach Einigen soll der Spinat, häufig genossen, Melancholie verursachen, und nach Andern soll er Ekel erregen; allein diese Beschuldigungen sind längst durch viele Erfahrungen widerlegt worden; denn der Ekel, den er erregen soll, ist kein Ekel durch den Geschmack oder sonst eine Eigenschaft des Spinates selbst erzeugt, sondern es ist ein Ueberdruß, der durch einen zu häufigen Genuß desselben entsteht, wie es mit allen Speisen, die man zu häufig genießt, und wenn es auch die köstlichsten wären, der Fall ist. Wer einen zu schwachen Magen hat, der darf weder Spinat, noch andere Kohlarten essen, weil sie ihm Beschwerden verursachen; jedoch kann er den Spinat immer noch eher vertragen, wie andere Kohlarten, z. B. Weißkohl ꝛc., nur muß man ihn etwas würzen. Sowohl Tragus, als S. Pauli, verschrieben ihn mit Nutzen zu verschiedenen kühlenden Brühen. Das Rezept dazu ist folgendes: Man nehme $\frac{1}{2}$ Pfd. Kalbfleisch, und koche dasselbe in 3 Pfd. gemeinem Wasser bis auf 2 Pfd. ein, setze dann Spinat, Mangold, Salat, und Meldeblätter, von jedem eine

Hand voll zu, koche es eine Viertelstunde lang, mache eine Brühe daraus, theile sie in zwei Theile, und lasse sie früh am Morgen und des Abends nehmen. In der neuesten Zeit ist der Spinat aus der Heilkunst verschwunden, und nur noch ein Produkt der nicht medicinischen Küche, in welcher er sich auch immer in seinem Werthe erhalten wird.

Gebrauch des Spinats in der Kochkunst. Der Spinat wird auf mancherlei Weise zubereitet gegessen, und gewährt auch, wenn er gut zubereitet worden, eine sehr angenehme, und wenn gleich nicht kraftdoch saftvolle Speise, die von Hohen und Niedrigen genossen wird. Um den Spinat, Winter- und Sommerspinat, zur Speise zuzubereiten, muß er erst blanchirt oder abgewellt werden, das heißt, man muß ihn vorher gut nachsehen, dann waschen, damit zwischen den Blättern keine Würmer ꝛc. bleiben; dann tauche mbn ihn mehrere Male in kochendes Wasser, damit er seine Steifheit verliert; hierauf wird er durch kaltes Wasser gezogen, damit der Sand und die Unreinigkeiten, die sich zwischen die Blätter setzen, gänzlich hinweggespühlt werden. Man kocht ihn dann in vollem Wasser gar, und soll er seine lebhafte grüne Farbe behalten, so werfe man etwas Salz dazu. — Auf die gewöhnliche Weise bereitet man den Spinat, indem man ihn, wie vorher angeführt worden, verlieset, wäscht und blanchirt, dann in kaltem Wasser nachwäscht, gut ausdrückt, und auf einem Küchenbrette fein hackt. Man nehme, nach der Quantität des Spinats, ein gutes Stück Butter und Schinken, lasse es auflaufen, mehrere Löffel Mehl gelbbraun darin werden, thue den gehackten Spinat dazu, lasse ihn ein wenig schwitzen, fülle dann gute Bouillon auf, abgerührt, mit ein wenig Muskatennuß und Salz versetzt, und nicht zu lange kochen lassen, weil sonst der Spinat gelb wird. Man kann zur Veränderung auch

Sahne statt der Bouillon und ein wenig Zucker dazu nehmen, wo er dann à la Crême heißt. Man giebt hierzu Coteletts, Omeletts, gebackne Saucischen, Grillet von Hühnern, Ochsenzunge und Wurst, auch Fricandeaux. —

Spinat à la Crême mit farcirten Eiern. Der Spinat wird in Brunnenwasser mit dem gehörigen Salze dazu abblanchirt, abgekühlt, damit er recht grün bleibt, geschnitten, und mit einer Crême von Mehl, etwas Zucker und Sahne gahr gekocht. Die Eier werden hart gekocht, halb von einander geschnitten, die Dotter klar gewiegt, etwas geriebene weiße Semmel, eine starke Messerspitze Butter, etwas Zucker u. Muskatennuß dazu gethan, mit einer Eidotter stark durchgerührt, und in das getheilte Eiweiß gestrichen, auf einer Tortenpfanne, jedoch nicht braun, backen lassen, u. beim Anrichten um den Spinat garnirt.

Spinat mit Milch. Man koche den Spinat in Wasser u. Salz halb gahr, gieße solches durch den Durchschlag ab, und koche ihn mit einem Löffel voll Kalbfleischbrühe, guter Milch und etwas Zucker über gelindem Kohlenfeuer langsam gahr. Man kann denselben mit Frikandellen, auch mit andern Sachen garnieren. Ueberhaupt garnirt man den Spinat mit gebacknen oder verlornen Eiern, und geröstetem Brode; mit gefüllter Karbonade; glassirten Frikandos, gespicktem Kalbsrücken; gefüllter und gespickter Kalbsbrust; gedämpften Hammel- u. Kalbsfilets; gespickter und gebratener Kälbermilch; gespickter und gebratener Lammskeule; glasirten Kalbfleischrouletten; gefüllten und gebratenen Pupietten und gebacknen Eiern; mit Gans und gekochten in Scheiben geschnittenen Schinken; gebacknen Heringen in Blätterteig und verlornen Eiern; glassirten Tauben, gebratenem Kapaun oder Huhn; Hühnerhateletten, Kälbermilch, Speck- und Schinkenhateletten; Rinds- u. Schweins-

zungen, grillirt, geräuchert oder frisch; mit einem großen Eierkuchen, welcher mit Krebsen, Milchfleisch, Morcheln und Trüffeln gefüllt und aufgerollt . . ; mit Bressols von Rindfleisch; Mettwurst; gebacknen Fischen oder Krebsen; geklopften und in Butter gebratenen Kalbfleischscheiben; Austerpastetchen; gebacknen Artischocken; geräuchertem u. gebratenem Lachs; gebratener Kalbsleber ꝛc. ꝛc.

Spinatstrudeln. Zwei Eimer Spinat werden verlesen, gewaschen, gut ausgedrückt, damit kein Wasser darin bleibe; dann mit 2 Quart Milch gestoßen und durch eine Serviette gedrückt, daß nichts von dem Safte in dem Spinate bleibe. Hierauf mit 6 ganzen Eiern versetzt, und durch ein Haarsieb mit einem Eßlöffel voll Essig laufen lassen. Man lasse nun diese Masse auf dem Feuer zusammenlaufen und gieße sie auf ein Haarsieb. Man kann diese Masse auch in reinem Wasser, ohne viel zu rühren, waschen, und wieder ablaufen lassen, daß kein Wasser darin bleibt. Jetzt rührt man ein halbes Pfund Butter zur Sahne mit diesem Ausgepreßten, thut das Gelbe von 12 Eiern, mit Zucker abgeriebene Citronschale, ein Viertelpfund bittere Macronen, etwas Zimmt und den Schnee dazu. Man backe Plinzen von einer Seite, bestreiche sie mit dieser Masse, rolle sie, dann in kleine runde Stücke geschnitten, in eine Randschüssel gelegt, etwas von der Masse mit zwei Eiern, ein Viertelquart Sahne und Zucker gut zusammengerührt, und über die Strudeln gegossen, eine Stunde backen lassen, und mit Zucker glacirt. Hierzu gebe man folgende Sauce: Man koche Sahne mit Zucker, Zimmt und Citronenschale ab, legire sie mit drei Eiern, und gebe sie in einer Sauciere besonders.

Beignets von Spinat. Man nehme einen Eimer Spinat, und stoße denselben, nachdem er geputzt und gewaschen worden, recht fein mit zwei Quart

Milch, drücke ihn hierauf durch eine Serviette. In diese Milch thue man sechs ganze Eier, arbeite sie gut durch, und lasse das Ganze durch ein Haarsieb laufen; dann einen Theelöffel voll Essig dazu gethan, und auf dem Feuer langsam käsen lassen. Man thue die Masse auf ein Haarsieb, damit die Wadicke ablaufe, rühre sie dann in einem Reibenapfe mit Zucker, Zimmt und dem Gelben von neun Eiern durch, und versetze sie mit einem Achtelpfunde bittrer, vorher klein gehackter Macronen, thue etwas Schnee dazu; in angefeuchteten weißen Oblaten, wie kleine Würste geformt, mit Eiern und Semmel garnirt, ausgebacken, mit Zucker glacirt, und zur Tafel gegeben.

Spinatwürste. Man nehme eine gute Hühnerfarce, versetze sie mit passirten Champignons, Schalotten, Kräutern und abblanchirtem Spinat, der in Butter geschwitzt worden, thue etwas abgeriebenen Citronenzucker, Muskatennuß, und ein Viertelpfund Parmesankäse dazu, verdünne es mit abgekochter Sahne und vier rohen Eiern, und fülle es in Därme; dann blanchirt und auf dem Roste in Butterpapier langsam geröstet, damit der Spinat seine Farbe nicht verliert.

Spinattorten. Nachdem der Spinat gehörig zu recht gemacht und gekocht worden, thue man ein wenig Zucker und Citronschale daran, lasse solchen abkühlen, dann in einen feinen mürben Blätterteig gethan, eine Torte davon gemacht, und solche in dem Ofen gebacken. — Man kann auch von feinem mürben Teige einen Boden oder Unterblatt in eine Tortenpfanne legen, den Rand sauber umkrausen, den Spinat hinein thun, mit ein Paar klein gehackten und hart gesottenen Eiern, fein geriebenem Brode, ein wenig geriebenem Parmesankäse, und Zucker zusammen mengen, und solches darüber streuen und sie backen, so, daß es von dem Uebergestreueten eine dicke Kruste bekomme, so ist die Torte gut zubereitet. — Eine

dergleichen Torte von einem festen Teige. Es wird so viel Spinat, als man zu gebrauchen gedenkt, rein gemacht oder blanchirt, nach dem Waschen rein ausgedrückt, mit weißem Wein ganz kurz und mürbe eingekocht, mit ein Paar gestoßenen Zwiebacken, Salz, Butter, Zucker, Zimmt und eingemachten Citronenschalen zusammengemischt, kalt werden lassen, und eine Torte in festem Teige daraus bereitet, welches auf folgende Weise geschieht: Man setzt nämlich Butter mit ein wenig Wasser zum Feuer, läßt es aufkochen, rührt damit etwas feines Mehl an, aber nicht zu steif, sondern nur so, daß der Teig eben bearbeitet werden kann, dann verfertiget man ein Unterblatt, so groß, als man die Torte verlangt, der Teig muß aber auch etwas dünn ausgetrieben werden. Hierauf wird ein feiner Rand um das Unterblatt gemacht, als wenn man einen Rand um eine Schüssel setzt, und derselbe zierlich zubereitet; dann thut man den Spinat hinein, verfertiget einen dünnen Deckel darüber, und läßt es im Ofen backen. Wenn man anrichten will, pflegt man es los zu machen, u. Citronensaft darein zu drükken. — Eine Englische Spinattorte wird auf folgende Weise gemacht. Der Spinat wird vorher rein gemacht, gewaschen, hernach klein gehackt, in einem Mörser fein zerstoßen, so daß er durch ein Handtuch gestrichen werden kann, und wenn er durchgestrichen worden, schlägt man neun bis zehn Eier aus, nimmt das Weiße von der Hälfte derselben mit dazu, schlägt diese Eier mit ein wenig Sahne recht klar, zu dem Spinate gethan, nebst etwas gestoßenem Zwiebacke, Salz und Orangensaft, auf dem Feuer abgerührt, damit es dick werde, dann abkühlen lassen, und auf ein Unterblatt von Butterteig in eine Tortenpfanne gelegt, der Rand des Teiges zierlich ausgebildet, und im Ofen backen lassen. — Eine Wiener Spinattorte. Man nehme 1 Pfd. Mandeln, wische sie sau-

ber ab, ohne sie zu häuten oder zu schälen, und stoße sie gröblich klein; dann nehme man vier Eidotter, und das Klare schäumend in einem Topfe durch den Quirl, thue dazu ½ Loth Gewürznelken, eine geriebene Muskatennuß, ein halbes Pfund gesiebten Zucker, die klein geschnittenen Schalen von zwei Limonien, auch den Saft derselben, und rühre es gehörig ab. Hierauf ein umgekehrtes Tortenblättchen, nebst den Reifen damit bestrichen, mit Oblaten belegt, den Teig darauf gethan und im Ofen gebacken. Sobald dieses geschehen, siedet man ¼ Pfd. Zucker mit ¼ Quart Wasser in einer messingenen Pfanne, bis er sich spinnt oder Faden zieht, rührt ¼ Pfd. gehackte Mandeln darein, nimmt zwei Hände voll Spinat, stößt ihn klein, drückt das Wasser aus, setzt es zum Feuer, und läßt es sieden; dann durchgeseihet, unter die Mandeln gerührt, damit sie schön grün werden. Man schlägt Eierklar oder Eiweiß zu einem Schaume ab, rührt es darein und läßt es noch ein wenig sieden. Wenn nun die Torte gebakken ist, wird dieses darauf gegeben, mit einem schönen weißen Eise vermischt, solche wieder in den Ofen gesetzt und ausgetrocknet, damit das Eis hart wird, so ist sie fertig.

Neues lehrreiches und vollständiges Magazin für ein junges Frauenzimmer, die ganze Kochkunst und Zukkerbäckerei, sammt Allem, was damit verknüpft ist, vollkommen zu erlernen. Neue Aufl. Carlsruhe, 1779. 1r Band, S. 593, 594, 743; 2r Band, S. 1039, 1041. — Magdeburgisches Kochbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Magdeburg, 1804, 3 Bde. 2r Bd., S. 292 u. f.; 3r Bd., S. 63. — Kochbuch für die elegante Welt. Leipzig, 1819, S. 33. — Lehrbuch der Kochkunst, oder neuestes praktisches Berliner Kochbuch für alle Stände von C. W. Sametzky, 2te Auflage, 1r. Theil. Berlin, 1828, S. 76, 77, 242. 2r. Theil, Berlin, 1830, S. 150, 169.

In den Künsten und Gewerben ist bloß der Same angewendet worden. So z. B. hat man aus dem Samen des Spinats, Spinacia Oleracea, zu Besançon Brod gebacken. Man ließ den Samen trocknen, mahlen, und das Mehl mit Sauerteig aufgehen. Das Brod ist davon nicht nur ganz vortrefflich geworden, sondern man bekam halbmal mehr Brod, als von dem gewöhnlichen Getreide.

Spinat (Englischer), eine Benennung, die einige Ampferarten führen, weil sie, gleich dem Spinate, gegessen werden können. So führt der Gemüseampfer, Patienzkohl, Rumex Patientia Linn., den Namen: langer Englischer Spinat; s. Italienische Grindwurzel, unter Grindwurzel, Th. 20, S. 89 u. f.; der blutartige Ampfer, die röthliche Grindwurzel, Rumex sanguineus Linn., s. daselbst, S. 97, den Namen: rother Englischer Spinat; und der alpenliebende Ampfer, die runzlige Alpengrindwurzel, Rumex Alpinus Linn., siehe daselbst, S. 100, Nr. 9, den Namen: runder Englischer Spinat. Auch der Dorf- oder gemeine Gänsefuß, guter Heinrich, Chenopodium Bonus Henricus, führt den Namen des Feldspinats, s. unter Melde, Th. 88, S. 133, Nr. 1. Auch das Kraut dieser Pflanze kann als Spinat gegessen werden.

— (Erdbeer-), s. unter Meier, Th. 87, S. 611.

— (Feld-), s. unter Spinat (Englischer).

— (gebaueter), eine Benennung des Sommer- und Winterspinats, welcher in den Gärten kultiviret wird, zum Unterschiede von dem wilden Spinate so geheißen.

— (gemeiner), s. oben, S. 404.

— (rundblättriger), s. daselbst, S. 406.

— (Sommer-), s. das., S. 406, 407.

— (stachliger), s. das. 404.

Spinat (wilder), Spinacia fera, fructibus pedunculatis. Linn. Species plantarum. Tom. II, p. 1456. Der Stängel dieser einjährigen Pflanze ist glatt; die Blätter sind gestielt, delta-eiförmig, stumpf. Die Früchte eiförmig, an beiden Seiten fast gestielt, glatt und sehr stumpf; sie stehen in Blattwinkeln zu drei und mehreren beisammen auf Stielen, die ungefähr so lang, als die Früchte sind. Das Vaterland dieser Pflanze ist Sibirien.

— (Winter-), s. oben, S. 404.

Spinatpflanzen, der Spinat, nachdem er aus dem Samen hervorgegangen oder hervorgeschossen.

Spinatsamen, der von den zum Samen stehen gebliebenen Pflanzen eingeerndtete Samen, s. oben, S. 409.

Spinatstrudeln, s. daselbst, S. 415.

Spinatsorte, s. daselbst, S. 416.

Spinatwurst, s. das.

Spind, in einigen Gegenden auch die Spinde, ein nur in einigen Provinzen, besonders des nördlichen Deutschlands übliches Wort, einen Schrank zu bezeichnen, s. diesen Artikel, Th. 148, S. 152.

Spindel, i. d. Verkleinerung Spindelchen, ein Wort, welches für Spille üblich ist, und so wie dieses sowohl d. Begriff der langen dünnen Spitze, als auch der Bewegung um seine Achse hat. — 1. Mit dem herrschenden Begriffe der langen dünnen Spitze ist die Spindel in vielen Fällen ein langer dünner, entweder an einem oder an beiden Enden zugespitzter Körper, von welcher Art die Spindel ist, deren man sich noch in einigen Gegenden, besonders Ober-Deutschlands, zum Spinnen bedient, welche ein spitz zulaufendes Hölzchen ist, das man zwischen den Fingern der rechten Hand herumdreht. Man gebraucht dieses Werkzeug um Flachs darauf zu spinnen, damit es einen feinen Faden erhält, so wie man fast alle feine Garne zu Spitzen und Zwirne auf dieser Spindel spinnt. Dieses Werkzeug

ist ein gedreheter Stock, der anstatt des Rockens dient, woran der Flachs gewickelt wird, welcher gesponnen werden soll, unten ist ein Brettchen, welches auf kurzen Füßen ruht, befestiget, worauf die Spinnerin die Füße stellt, und damit den Wocken festhält. Mit der linken Hand zieht sie den Faden aus dem Flachse, welchen sie an die Spindel anlegt, und indem sie mit der rechten Hand die Spille umdreht, so dreht sie zugleich den aufgezogenen Faden, und nachdem derselbe so lang ausgezogen worden, als die Spinnerin mit der rechten Hand reichen kann, so wickelt sie den fertigen Faden auf die Spille, welche unten an dem einen Ende eine runde Scheibe hat, woran sich der aufgewickelte und gesponnene Faden anlegt, und die Spinnerin wikkelt den gesponnenen Faden kegelförmig auf, und wenn die Spille voll ist, so zieht sie das Ganze leicht von der Spindel, und spinnt solche von neuem voll. Mit einer bewunderungswürdigen Geschwindigkeit wird der Faden mit der Spindel gesponnen, und dieses so fein als auf keinem Trittrade; s. auch unter Spinnen und Spinnrad. — Um die Arbeiten mit diesem Werkzeuge zu bezeichnen, sagt man: Mit der Spindel und an der Spindel spinnen. Die Spindel mit den Fingern fassen. Und in der Götterlehre, Mythologie, heißt es: Die Parcen haben das Leben der Menschen auf ihrer Spindel; s. unter Parce, Th. 107, S. 476. — Bei den Vogelstellern heißt die spitzige Leimruthe auch die Spindel; daher sagt man: Vögel auf der Spindel fangen, wenn man sie auf einer der Spindel gleichenden Leimruthe fängt. — In einem Thurme ist die Spindel der dem Scheine nach spitzig zulaufende lange Baum, worauf der Knopf befestiget wird.

2. Mit dem herrschenden Begriffe der Bewegung um seine Achse, ist es sowohl eine um ihre Achse be-

wegliche Welle, als auch eine Achse, um welche sich ein anderes Ding in einer schraubenförmigen Linie bewegt, von der letzteren Art ist die Spindel in der Mechanik, das ist, eine jede Welle, um welche eine Schraube geführt wird. An einer Wendeltreppe ist es die senkrechte Säule, um welche die ganze Treppe herumgeht, und welche auch der Mönch genannt wird, welchen Namen in den Schneckenhäusern auch die kleinere Säule führt, um welche die Gänge gewunden sind. — Zu der ersten Art beweglicher Wellen gehören die horizontalen Spindeln der Drechsler, dasjenige was sie drechseln wollen, daran zu befestigen, man hat daher Klebspindeln, Schlagspindeln, Ringspindeln ꝛc. Die von dem Drechsler gedrehete Spindel für Spinnerinnen ist demnach ein langes, auf der Drechselbank an beiden Enden spitzig zugedrehetes, am dritten Theile seiner Länge aber etwas starkes Stäbchen, durch dessen Umdrehen die Spinnerin die vom Rocken abgezogenen Faden spinnt, und vollends darauf wickelt, oder wenn es eine Woll- oder Flachsrad-Spindel ist, vom Rade darauf wickeln läßt. Sie sind bald groß, bald klein, nachdem die Materie ist, und das Gespinnste werden soll. Man hat auch eiserne oder stählerne Spindeln, besonders an den Spinnrädern; s. unter Spinnen und Spinnrad. — In der Mechanik führt der senkrechte Baum des Göpels, worin der Korb und die Trifft gehen, den Namen der Spindel, welchen Namen auch der lange dünne Knochen des Vorderarms, Radius, führt, welcher auch die Speiche und die Spille genannt wird; s. oben, S. 399. — Bei den Nadlern heißt der Draht, worüber der Knopfdraht gesponnen wird, sowohl die Spille, als die Spindel. — Beim Gelbgießer ist die Spindel dasjenige Stück einer Drehbank dieses Professionisten, welches die abzudrehende Sache hält. Mit dem Rie-

gel der Drehbank parallel, aber in einiger Entfernung, befindet sich an der rechten Seite der Drehbank ein messingenes rundes Stück, etwa 2 Zoll dick, die Spitze des einen Endes wird von einer hölzernen Schraube in der einen Säule des Gestelles gehalten, doch so, daß sie sich in einem Zapfenloche am Ende der Schraube umdrehen läßt. Das andere Ende der Spindel durchbohrt eine messingene Docke, und auf die Spitze der Spindel wird beim Drehen ein kleiner hölzerner Stock gesteckt, in dessen vordere Aushöhlung das Messing paßt, welches man abdrehen will. — Beim Uhrmacher ist die Spindel dasjenige Stück einer Uhr, welches die Gleichmäßigkeit des Steigerades und auch der ganzen Uhr bewirkt. Es ist eine kleine Stange mit zwei Lappen oder Stückchen Blech, welche sich hin und her bewegen, und wenn ein Lappen in der Luft schwebt, der andere in einen Zahn des Steigerades greift, und es in der Gleichheit erhält. Sie läuft in dem steifen Kloben, in dessen Ausschnitt sie sich frei bewegen kann. Die Spindellappen sind vorn abgeschärft, und die Zähne des Steigerades auf einer Seite nach einem Zirkelbogen ausgeschnitten, weil sich die Spindellappen im Kreise bewegen. Die Spindel wird mit ihren beiden Lappen gewöhnlich aus einer starken Uhrfeder geschnitten, und mit der Feile ausgearbeitet. Die Neigung der beiden Spindellappen gegen einander auf ihrer Spindel beträgt bei den Taschenuhren ungefähr 90 Grade, und wenn sie diese Stellung auf der Spindel noch nicht haben, berichtiget man sie mit einer Zange. Der Uhrmacher geht am sichersten, wenn er die Neigung der Spindellappen bei den Taschenuhren nach den Zähnen des Steigerades abmißt. Jeder Spindellappen ist $\frac{1}{5}$ vom Durchmesser des Steigerades breit. Man findet noch besser ihre Breite, wenn man die Spindellappen in einen Zahn des Steigerades legt, und so lange von seiner Breite etwas abfeilt, bis nur

die Spitze des Zahns vorspringt. Bei den großen Stubenuhren wird die Welle nebst den Spindellappen aus einem Stücke Stahl geschmiedet und in Wasser gehärtet; sie müssen aber hernach wieder hafergelb oder strohgelb anlaufen, weil man sonst die Welle nicht abdrehen könnte, wenn sie nicht etwas wieder erweicht würde. Von der Stellung der Lappen auf ihre Welle odtr Spindel gegen einander hängt der starke oder schwache Gang des Perpendikels ab; denn je größer die Neigung beider Spindellappen gegen einander ist, desto stärker wirft der Perpendikel aus, und umgekehrt. Die Uhrmacher geben aber gern dem Perpendikel eine kleine Schwingung, wenn er mit dem Spindellappen in einer Federuhr vereiniget ist, weil diese Uhren nur mit geringer Kraft auf das Pendul wirken. Sie messen den Abstand der Spindellappen gemeiniglich bloß nach dem Augenmaße ab, und bei einer Federuhr mit einem etwas langen Pendel muß die Neigung der beiden Spindellappen gegen einander ungefähr einen Winkel von 60 Graden machen; bekommt sie daher einen kürzern Pendel, so kann man diesen Winkel kleiner annehmen, ist aber der Perpendikel länger, so muß auch die Neigung der beiden Lappen gegen einander mehr als 60 Grade betragen. Der Haken an der Welle der Spindellappen, woran der Perpendikel vermittelst eines seidenen Fadens in einer Federuhr hängt, muß gerade in der Mitte zwischen beiden Spindellappen stehen. Siehe auch unter Uhr, in U. — Die Spindel der Thurmuhren mit ihren Lappen ist eine Stange mit zwei Lappen von Eisen, worin das Steigerad mit seinen Zähnen wechselweise greift. Durch diese Spindel mit ihren Lappen wird hier, wie in allen andern Uhren, die Kraft oder Geschwindigkeit der Räder gehemmt, daß sie nicht sogleich ablaufen, sondern so lange aufgehalten werden, daß dadurch der Weiser die Stunden zeigen kann.

Durch diese Spindellappen wird auch die Perpendikelstange bewegt, daß sie ihre Vibrationen verrichten muß. Beide Spindellappen müssen aber so eingerichtet werden, daß einer nicht breiter, als der andere ist, auch einen rechten Winkel von 90 Graden machen; denn stehen sie weiter, als 90 Grade auseinander, so wirft die Perpendikelstange nicht weit genug aus, und durchschneidet nur einen kleinen Zirkel oder Raum; stehen sie aber enger, als 90 Grade zusammen, so wirft zwar die Perpendikelstange weiter aus und durchschneidet einen weitern Zirkel, die Uhr geht dagegen schwerer und erfordert mehr Gewichte, weil die Steigradszähne die Lappen höher heben müssen. Die Perpendikelstange muß auch zwischen den beiden Lappen einen Winkel von 45 Graden machen, sonst hinkt der Gang, weil sich der Lappen, welchem die Perpendikelstange näher ist, schwerer hebt, als der andere, von welchem dieselbe mehr entfernt ist. Diese Spindel nebst ihren Lappen wird horizontal über das liegende Steigrad gelegt, so, daß sie mit demselben parallel ist, und mitten über die Steigradszapfen weggeht; denn legt man sie schief über das Steigrad, so muß man den einen Lappen schmal und den andern breit machen, welches einen ungleichen Gang verursachen würde. — In Hinsicht der Sprachkunst ist die Spindel ein naher Verwandter, sagt Adelung, von winden, und in Ansehung der langen dünnen Spitze ist es von Spille, Speer, Spieß, Spitze ꝛc. nur im Suffixo verschieden; siehe auch den Artikel Spille, oben, S. 398 u. f.

Spindel, im Bergwerke, 1) das Holz, welches in der Höhe gerichtet ist, und darin der Korb und die Trift am Göpel geht. — 2) Das Eisen, daran der Helm an dem Zuge mit der Schraube befestiget ist. — 3) Ist die Spindel am Zuge das geschmiedete Eisen an demselben, durch welches im Geschlichts des

Schwengels ein Stocknagel geht, der den Schwengel an den Zug befestiget.

Spindel, beim Buchdrucker, in der Druckerpresse die große eiserne Schraube, welche den sogenannten Tiegel auf die Form drückt.

—, in der Conchyliologie, verschiedene Conchylien, welche diesen Namen wegen ihrer spindelförmigen Windungen führen, z. B. die Französische Spindel, Murex Cotus; die Javaische Spindel, Murex Javanus; die linksgewundene Spindel; die Niederländische Spindel, Murex antiquus; die Nordische Spindel, Murex despectus; die stumpfe Spindel, Marex trapezium; die Syrakusische Spindel, Murex Syracusanus ꝛc. ꝛc.; s. auch den Art. Murex, Th. 98, S. 82 u. f.

—, beim Drechsler, s. oben, S. 422.

— (Französische), s. Spindel, in der Conchyliologie.

—, beim Gelbgießer, s. oben, S. 422.

—, beim Goldspinner, ein zum Gold- und Silberspinnen von einem starken Eisendrahte verfertigtes Instrument, mit einem hölzernen Wörtel in der Mitte, von oben aber mit einem zarten Häkchen versehen, durch dessen Herumdrehen das Gold und Silber über die beiden Fäden gesponnen wird.

—, beim Handschuhmacher, s. Spindel (Wende-).

— (Javaische), s. Spindel, in der Conchyliologie.

— (Kleb-), bei den Drechslern, eine Spindel, große runde Sachen aus einem Brette, welches darin befestiget wird, zu drehen.

— (Lanzen-), die Lanze, die spindelförmige eiserne Spitze an einer Lanze.

— (linksgewundene), s. Spindel, in der Conchyliologie.

Spindel, in der Mechanik, s. oben, S. 422.
— , beim Nadler, s. daselbst.
— (Niederländische), s. Spindel, in der Conchyliologie.
— (Nordische), s. daselbst.
— (Ring-), ein Werkzeug beim Drechsler, s. oben, S. 422.
— (Schlag-), s. daselbst.
— (Schwielen-), s. unter Kinkhorn, Th. 37.
— (Solen-), s. unter Wasserwage, in W.
— , zum Spinnen, s. oben, S. 420.
— , in der Sprachkunst, s. daselbst, S. 425.
— , im Thurme, s. das., S. 421.
— , beim Uhrmacher, s. das., S. 423.
— , beim Vogelsteller, s. das., S. 421.
— , an der Wendeltreppe, s. das., S. 422.
— (Wende-), bei dem Handschuhmacher, s. unter Handschuh, Th. 21, S. 460.

Spindelbaum, 1) eine Spindel in Gestalt eines Baumes, das ist, eine große, lange und starke Spindel, von welcher Art die Spindel in dem Göpel der Bergleute in den Bergwerken ist. — 2) Ein Baum, dessen hartes und festes Holz vorzüglich zu Spindeln für das weibliche Geschlecht gebraucht wird, im gemeinen Leben Spillbaum, in welchem Verstande mehrere Bäume und Stauden diesen Namen führen, z. B. der gemeine weiße Ahorn, Acer campestre Linn., welcher Spillbaum, Spielbaum und Spuhlbaum, und dessen Holz Spindelholz genannt wird; dann die Espe oder Zitterpappel, Populus tremula Linn.; dann der eigentlich Spindelbaum, Evonymus Europaeus Linn., dessen Holz, weil es zu Zwecken für die Schuhmacher gebraucht wird, auch Zweckenholz heißt.

Der Spillbaum Evonymus, oder der eigentlich und vorzugsweise mit diesem Namen belegte Baum,

gehört in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems, und hat folgende Gattungskennzeichen. Die Blume umgiebt den Fruchtknoten, und hat einen vier- oder fünftheiligen Kelch, vier oder fünf Blumenblättchen, eben so viele dem Fruchtboden einverleibte kurze Staubfäden; auch einen kurzen Griffel mit einer stumpfen Narbe; sie hinterläßt eine vier- oder fünfeckige gefärbte, und nicht ganz trockne Kapsel, welche vier oder fünf Fächer, und in jedem Fache einen mit einem Umschlage bekleideten Samen hat. Die bekanntesten Arten sind:

1) Europäischer Spillbaum, Spindelbaum, Spuhlbaum, Haudsbaum, Lausbaum, Pfaffenhütlein, Pfaffenmütze, Pfaffenkäpplein, Pfaffenpfötchen, Pfaffenröslein, Zweckholz, Mirschelinsholz; Evonymus Europaeus, floribus plerisque quatrifidis, foliis sessilibus, Linn. Syst. veg. p. 198. Spec. plant. p. 286. Evonymus vulgaris, granis rubentibus; Bauh. pin. 428; Engl. Spindle-tree, Prick-wood; Fr. Fusain, Bonnet de Prêtre; Schwed. Alster, Benved; Holl. Paapenhout. — Dieses Gewächs ist in allen Ländern von Europa sehr gemein, und wächst meistens in den Hecken, auch hin und wieder in den Wäldern. Es führt, außer den oben angeführten Namen, noch mehrere, welche unter Pfaffenbaum, Th. 109, S. 349, angeführt worden. Wenn dieses Gewächs strauchartig wächst, so wird es nur höchstens 8 Fuß hoch; allein in den Gegenden, wo es sich zu einem Baume erhebt, bekommt es eine Höhe von 16 bis 20 Fuß. Der Stamm ist dann gewöhnlich 5 und mehrere Zoll dick; die Rinde ist aschgrau, eckig und rauh, und an den sehr jungen Zweigen ist sie glatt. Die Zweige stehen gerade und ziemlich horizontal gegen einander über; die Blätter

stehen ebenfalls paarweise, haben gar keine oder nur kurze Stiele, und sind eyrund-lanzettförmig, scharf zugespitzt, am Rande mit sehr feinen, stumpfen, sägeartigen Zähnchen ausgezackt, 3 bis 4 Zoll lang und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breit, glatt und hellgrün; im Herbste werden sie dnrchscheinend roth und fallen spät ab. In den Winkeln entspringen einzelne glatte, dünne Blumenstiele, welche an den Enden eine kleine Dolde von 3, 5 bis 6 grünlich oder gelblich weißen Blumen tragen, welche im Mai oder Junius zum Vorschein kommen, und die darauf folgenden Früchte werden im Oktober oder November reif, und haben dann meistens eine schöne hellrothe Farbe, bei völliger Reife springen sie an den Ecken ein wenig auf, so, daß der Same etwas entblößt wird, aber doch nicht heraus fällt. Die Samen sind eyrund und glatt, und haben eine eigene dunkelgelbe, schleimichte Hülle. Es giebt von diesem Baume oder Strauche, welcher in allen seinen Theilen einen sehr unangenehmen Geruch und Geschmack hat, einige Varietäten, die von einigen Schriftstellern für besondere Arten gehalten werden; z. B. 1) eine Varietät mit großen und breiten Blättern, rundlichen Blumenblättchen, und fast lauter fünftheilige Blumen und Früchte. 2) Eine andere kleinere Art mit schmäleren Blättern, länglichten Blumenblättchen, und fast lauter viertheilige Blumen und Früchte; und 3) eine Varietät mit warzigten Zweigen und Stämmen, rothgetüpfelten Blumen, und schwarzem Samen. Die Blätter dieses Strauches werden, nach der Beobachtung von Linné und andern Botanikern, unberührt gelassen von dem Rindviehe, von den Ziegen und Schafen aber gefressen, obgleich ihnen der Genuß derselben nach einigen Erfahrungen schädlich und zuweilen tödlich seyn soll. Alle Theile der Pflanze, vorzüglich die Früchte, innerlich genommen, sollen ein heftiges Erbrechen und Purgiren erregen. Den Schafen sind diese Früchte

ein tödliches Gift; den Meisen und Rothkehlchen aber eine angenehme Speise. Wenn man diese Früchte trocknet, zerstößt und das Pulver mit Rockenmehl vermischt auf den Kopf streuet, oder noch besser, es in einer Salbe anwendet, tödtet es die Läuse; auch dienen sie wider den Grind und andere Unsauberkeiten und Unreinigkeiten des Kopfes bei Kindern. In Frankreich ist dieses Mittel von den Landleuten zu dem genannten Gebrauche angewendet worden; auch ein Decoct dieser Früchte, die Haare damit zu waschen. — In der Oekonomie hat man auch vorgeschlagen, aus dem Samen dieses Gewächses Oel zu pressen, oder denselben auf Oel zu benutzen, so wie man andere ähnlich Pflanzensamen dazu gebraucht; s. Reichs-Anzeiger, Jahrg. 1796, Bd. 1, S. 308. — In der Toilettenkunst wurden die noch grünen Samen in Lauge gekocht, ehemals auch zum Färben der Haare benutzt, um Blondins und Blondinen, den Haaren nach, zu machen. Man kann diese Farbe auch in der Färbekunst auf Saffianleder benutzen; man soll auch eine dem Orlean ähnliche Farbe daraus bereiten können. Jetzt wird der Same, die Frucht ꝛc. dieses Gewächses zu den genannten Mitteln in der Heilkunst und zu den Färbereien nicht mehr angewendet, wohl aber das Holz wegen seiner dem Buchsbaume gleichenden Eigenschaften; denn es ist gelblich, fein aderich, und wenn es gut getrocknet worden, sehr hart und zähe, von Drechslern und Instrumentenmachern zu verschiedenen Gegenständen, z. B. zu Röhren, Spillen oder Spindeln, woher der Baum auch den Namen erhalten, Zahnstochern und vielen andern Instrumenten, und eingelegten Arbeiten der Tischler und Instrumentenmacher, die ein hartes und zähes Holz erfordern; dann giebt es, zur Kohle gebrannt, die beste Zeichen- oder Reißkohle, auch gepülvert dienen diese Kohlen zur Verfertigung des Schießpulvers besser, als andere.

In den Gärten kann man einen solchen Strauch sehr gut zu niedrigen lebendigen Hecken benutzen, nur werden seine Blätter von einer Raupe (Phalaena castralis Linn.) zerfressen.

2) Afrikanischer Spill- oder Spindelbaum, Evonymus Colpoon, floribus omnibus quadrifidis, foliis petiolatis, ovalibus obtusis, Linn. Syst. veg. p. 198. Colpoon compressum Berg. Cap. 38, f. 1, f. 1. Crataegus foliis subrotundis sinuosis flore ac fructu racemoso. Burm. Afr. 240, t. 86. Diese Art des Spindel- oder Spillbaumes ist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hause, und daselbst ein Strauch oder Baum, welcher von den Einwohnern, die aus seinem Holze Löffel und kleine Tröge machen, Löffelholz genannt wird. Die Gelenke seiner Zweige sind flach zusammengedrückt, die Blätter sind oval, stumpf und gestielt; die Blumen sind viertheilig, und die Früchte viereckig; sie wachsen in traubenförmigen Büscheln.

8) Amerikanischer Spindel- oder Spillbaum; Evonymns Americanus, floribus omnibus quinquefidis, foliis sessilibus. Linn. Syst. veg. p. 198. Spec. plant. p. 286. Evonymus foliis lato-lanceolatis serratis. Hort. Ups. p. 30. Evonymus Virginianus Pyraeanthae foliis, capsula verrucarum instar exaspera. Pluk. alm. 139, t. 115, f. 5. Rhus Virginianum, folio Myrti. Comm. Hort. 1, p. 157. Dieser Strauch ist in Virginien, Carolina, und in den meisten Theilen von Nordamerika zu Hause, und wird ungefähr 8 bis 10 Fuß hoch. Seine Zweige und Blätter stehen, wie bei Nr. 1, gerade einander gegenüber; Letztere sind sehr kurz gestielt, länglich zugespitzt, dick, steif, aderig, am Rande fein gezähnt, auf der Oberfläche glänzend und dunkelgrün, auf der untern aber blaßgrün; sie dauern das ganze Jahr hindurch. Die Blumen sind

gelblichgrün, und entspringen auf dünnen einfachen Stielchen, deren gemeiniglich je zwei in den Winkeln der Blätter zusammen stehen; die darauf folgenden Früchte haben eine hochrothe Farbe. Man zieht diesen Strauch besonders in den Gärten Englands, wo er gut in freier Luft fortkommt, jährlich im Julius blühet, aber selten reife Früchte trägt. Auch bei uns in Deutschland kommt er gut fort, und wird zur Zierde in den Gärten gebraucht.

Spindelbaummotte, Phalaena castralis Linn., ein Nachtfalter, der sich an dem Spindelbaume aufhält, daran seine Eyer legt, damit die herausgekrochenen Raupen ihre Nahrung auf den Blättern finden können, die sie fast ganz zernagen oder zerfressen, s. oben, unter Spindelbaum Nr. 1.

Spindelgras, eine Art Gras, welches spindelförmig in die Höhe schießt, eine spindelförmige Spitze hat.

Spindelholz, in Sachsen eine Benennung der gemeinen Ahorns; s. Th. 1, S. 240.

Spindelkraut, Spinnrockendistel, Strahlkopf, Atractylis Linn., s. Strahlkopf. Auch der wollige Saflor, Carthamus lanatus, s. unter Saflor, Th. 130, S. 302, führt den Namen gelber Spinnrockendistel, gelb. Spindelkraut.

Spindellappen, beim Uhrmacher, eine Spindel, deren Lappen so eingefressen sind, daß sie Ungleichheiten erzeugen; sie sind zu weich, und man kann die Feile nicht gut anwenden, ohne sie nicht zu verderben. Um die Grube aus dem untersten Lappen zu bringen, feilt man, indem die Unruhe in einer Kerbe des Lagers liegt, nach der Länge. Bei dem obersten Lappen müßte es auch so geschehen, und es läßt sich zuweilen mit einer abgebrochenen Zapfenfeile thun. Gemeiniglich ist ihm aber nicht anders zu helfen, als mit einer schmalen Feile überzwerch. Die Politur darf hier nicht vergessen werden, und dann muß man auch das Haupt-

augenmerk darauf haben, daß man den rechten Winkel nicht verändere. Eine von der Löthung des Butzens herrührende Ungleichheit wird mit dem Grabstichel weggeschafft, oder man muß die Unruhe erhöhen, oder endlich die Spindel in der Mitte weißblau anlassen, und mit dem Hammer ausrecken, zu welchem Mittel man sich aber nicht gern entschließt.

Spindelpresse, eine mit einer Spindel oder Schraubenspindel versehenen Presse, in welchem Falle aber die meisten Pressen diesen Namen verdienen. In engerer Bedeutung ist es eine Art Weinpresse, wo eine bloße Spindel zwischen ihren Nadeln und Kranzhölzern geht, und auf den untersten Satz drückt; zum Unterschiede von einer Baumpresse, die mit Zwingbäumen versehen ist, die Wirkung der Spindel auf die Schwellen und Druckbäume zu verstärken.

Spindelrebe, Celastrus scandens Linn., s. unter Celasterbaum, Th. 7, S. 763, Nr. 2.

Spindelschnecke, s. oben, unter Spindel.

Spindelstrauch, Celastrus, s. Celasterbaum, Th. 7, S. 761 u. f.

Spindelthüre, Spillthüre, s. oben, S. 403. In Holland sind dergleichen Thüren bei Schleusen, wo keine großen Schiffe passiren, jetzt noch am gebräuchlichsten, weil sie leicht beweglich sind, auch weniger kosten, als die sonst gewöhnlichen, hinten sind sie bloß mit den sogenannten Hrrel oder Thürpfosten, oder auch sogenannten Schlagthüren der Schleusen und Siele versehen.

Spindelwirtel, bei den Spinnerinnen, die sich der Spindel bedienen, ein dicker Ring (Wirtel), welcher unten an die Spindel oder Spille gesteckt wird.

Spindelzunge, in den Bergwerken, die untere viereckigte Warze des Bleuelzapfens an der Korvelle oder dem Spindelbaume eines Göpels, woran der viereckige Zapfen gemacht ist, der in dem unten befindli-

chen Schuh, oder, nach Maaßgabe der Spindelzunge, in dem ausgehöhlten, konisch runden, 3 Zoll dicken Zapfen läuft, und die Welle herumtreibt. Man kann die Spindelzunge herausnehmen, und wenn es nöthig ist, verstählen.

Spinder, Bierschröter, s. Th. 4, S. 277.

Spinell, Spinellus, Fr. Rubis Spinelle, ein rother Edelstein, der mannigfaltige Abstufungen hat; s. unter Rubin, Th. 128, S. 270 u. f.

Spinellen, Spinling, Prunus spinosa, s. Th. 112, S. 127.

Spinet, Ital. Spinetta, ein musikalisches Instrument, eine Art Klavier, welches ehemals Klavizymbel genannt wurde. Man schlägt die Saiten mit bekielten Spitzen.

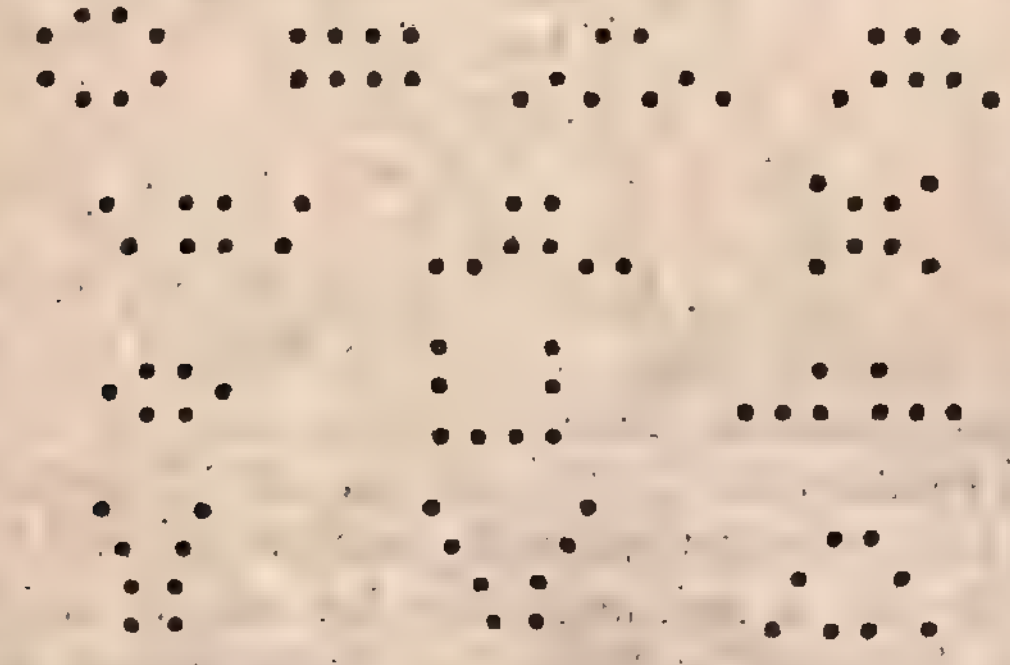
Spinetdraht, eine Gattung Messings- oder Eisendrahts, welche zu Manicordien, Spinet-Klaviersaiten ꝛc. ꝛc. angewendet wird.

Spinifex, die Lateinische Benennung des Spießgrases.

Spinne, im Hüttenwesen, ein Instrument, welches eben so groß, als die Mündung der Form seyn muß, und worüber diese geschlagen wird.

Spinne, Aranea L.; Fr. l'Araignée; Engl. Spider, ein überall bekanntes ungeflügeltes Insekt, mit acht Augen, acht Füßen, und Warzen am Hintern, aus welchen es die Fäden zu seinem Gewebe zieht. Nach Cüvier gehört die Gattung der Spinnen zur Klasse der Insekten mit Kinnladen und ohne Flügel, und in die dritte Ordnung: Spinnenartige Insekten, Unogatae Fabr.; Fr. Aracnéides, und macht hier die zweite, nach der Klasse aber die siebente Ordnung aus. Die Gattungskennzeichen sind: ein verdickter Bauch, nur durch einen Stiel mit der Brust verbunden. Auf dem mit der Brust verwachsenen Kopfe stehen acht Augen; die Oberkiefer

enden mit einer beweglichen, durchbohrten Giftklaue. Vor dem After liegen vier Spinnwarzen, wovon jede wie ein Sieb gebauet ist, so daß sich ein ganzes Bündel von Fäden herausziehen läßt, welche Fäden in einem zusammenkleben, und aus allen vier Warzen bilden die Fäden den eigentlichen Faden, der zum Gewebe zu ihrer Wohnung gebraucht wird, der also aus einigen Dutzend Fäden besteht. Die Männchen sind kleiner und haben einen beweglichen Fortsatz an den Palpen. Die Spinnen unterscheiden sich überhaupt von den Skorpionen durch ihren eirunden oder länglichen Hinterleib ohne Schwanz, und durch ihre Freßspitzen, welche sich bei den Männchen zuweilen in eine Kolbe endigen, und die männlichen Zeugungstheile enthalten, wie auch weiter unten vorkommen wird. Mehrere Naturforscher theilen die Spinnen nach der Stellung ihrer sechs bis acht Augen ein. Man hat bei denselben folgende Stellungen gefunden:



Da sich die Stellungen der Augen nur sehr unvollkommen angeben lassen, so haben einige Naturforscher den Wunsch geäußert, das große Geschlecht der Spinnen auf eine andere Weise einzutheilen, besonders ist Illiger der Meinung gewesen, daß man solches in mehrere andere zerfällen könne. — Man theilt sie, nach

Oken, in Weber-, Jäger-, Krebs- und Minirspinnen.

Die Weberspinnen unterscheiden sich von den übrigen Spinnen durch ihre längeren Vorderfüße, und durch die Netze, die sie weben. Diese Insekten sind sehr grausam, und schonen selbst ihre eigene Gattung nicht. Die Gewebe, welche sie verfertigen, haben verschiedene Gestalten. Einige hängen sie perpendikulair auf, und weben sie in Kreise, mit weiten Maschen; sie stellen sich in den Mittelpunkt und fangen nur die kleinsten Fliegen; andere befestigen sie in irgend einem dunkeln Winkel, geben ihnen ein sehr dichtes Gewebe, verstecken sich in einer besonders gearbeiteten Höhle, und fallen von da aus selbst die größten Fliegen an. Finden sie Widerstand, so knebeln sie ihr Schlachtopfer mit mehreren Fäden, welche sie im Kreise darüber hinspinnen, so daß solches in der Bewegung gehemmt wird, und sich nicht gleich durcharbeiten kann, besonders weil die Füße dabei zusammengezogen werden. Die Spinnen fangen dann gleich an den Gefangenen, Geknebelten mit ihrem Saugrüssel zu stechen und ihm die Säfte auszuziehen, und dann den Leichnam wegzuwerfen, ihn an das äußerste Ende des Gewebes zu tragen, damit er keinen Verdacht bei den andern kleinen Insekten erregt, die sich dem Gewebe nähern. Uebrigens leben die Spinnen einsam, und nähern sich sogar einander mit Furcht zur Zeit der Begattung, und bei dieser Gelegenheit wird zuweilen diejenige Spinne, welche sich zu weit wagt, von der andern aufgefressen. Die bekanntesten Arten der Weberspinnen sind folgende:

1) Die Hausspinne, Fensterspinne, Winkelspinne, Zimmerspinne, Aranea domestica; Fr. l'Araignée des maisons; sie ist die gemeinste von denen, welche horizontale Netze weben, und häutet sich alle Jahre; Kopf und Brustschild sind

hell; ihr Hinterleib ist eyförmig, blaßbraun, mit fünf schwärzlichen Flecken bezeichnet, die länglich sind, über quer liegen, und fest aneinander hängen. Die vordern sind breiter, werden aber gegen die Hintertheile nach und nach schmäler. Ihre Beine sind schwarz und braun geringelt. Ihre Augen stehen in einem ovalen Kreise auf der Stirn, wie oben, S. 435, vorgezeichnet worden. Sie macht ihr Gewebe in den Häusern in den Winkeln der Zimmer; dann an den Fenstern und unter den Dächern. Einige machen noch einen Unterschied zwischen der Haus- und zwischen der Fensterspinne, weil Erstere bloß horizontale, Letztere aber kreisförmige Gewebe mache; allein man hat gefunden, daß die Winkelspinnen, wenn sie keinen Winkel treffen, oder sich sonst nicht in einem Zimmer irgend wo mit ihrem Gewebe festsetzen, oder solches an die Wand befestigen können, auch ein kreisförmiges Gewebe machen; auch übrigens in der Gestalt, Farbe ꝛc. nur wenig verschieden sind; auch selbst die Größe ist kein genaues Kennzeichen, sondern manchen Veränderungen unterworfen. Auch beschränken sich die Zimmer- oder Hausspinnen nicht bloß auf Winkelgewebe, sondern dehnen ihre Gewebe an Orten, wo sie nicht gestört werden, über ganze Theile der Gemächer aus, so daß ein solches Gewebe einem ausgespannten Netze gleicht, welches an alle Gegenstände, die sich im Gemache etwas erhaben befinden, angeheftet worden, welches eine eigene List dieser Insekten verräth, weil in einem solchen lang ausgespannten Netze, ohne bestimmte Form, sich die Fliegen leichter fangen, indem sie durch den Schatten betrogen werden, dagegen fliegen, hängen bleiben, und so eine Beute ihres Feindes werden. Die Haus- oder Zimmerspinne macht ihr Gewebe in den Zimmerwinkeln, Ecken der Zimmer, nur ganz einfach, aber dennoch mit vieler Kunst. Sobald sie ihr Gewebe beginnt, so läßt sie zur Befestigung des

Fadens, nach der Beobachtung genauer oder treuer Naturforscher, bei dem Anfange ihres Gespinnstes einen kleinen Tropfen von einer klebigen Feuchtigkeit an die Wand fallen, welcher sich nach und nach verhärtet und den Faden sehr fest hält; dann geht sie von diesem Anfangspunkte zurück, verlängert den Faden, und so bald sie an den Ort kommt, wo das andere Ende des Fadens befestiget werden soll, so faßt sie ihn mit den Krallen, zieht ihn scharf an, und befestiget ihn auf eben die Weise, wie sie es bei dem Anfange gethan hatte. Auf diese Art spinnt sie verschiedene Fäden nebeneinander, welche als der Webezettel des Gewebes, das sie verfertigen will, anzusehen sind. Auf dieselbe Weise verfährt sie auch mit den Querfäden oder dem Einschlage in ihrem Gewebe, wo sie das eine Ende an den erst gesponnenen Faden und das andere an die Wand befestiget. Alle diese nun gesponnenen Fäden sind klebericht, und bleiben daher überall, wo sie sich berühren, an einander hängen. Nachdem sie nun das Hauptgewebe in dem Winkel des Zimmers vollendet, und es von der Spitze des Winkels aus so abschüssig gemacht hat, daß die Fliegen um so sicherer in das Gewebe kommen und darin hängen bleiben müssen, so legt sie oben in dem Winkel ihre Höhle, ihren Versteck an, welcher so groß ist, daß sie mit einer gefangenen Fliege, die sie in diesen Hinterhalt zieht, um sie zu tödten und sich von ihren Säften zu nähren, Platz darin hat. Die Oeffnung zu dieser Höhle ist zirkelrund angelegt. Bei denjenigen Geweben, welche nicht in dem Winkel, sondern an der freien Wand, jedoch in der Nähe der Decke angelegt werden, und die horizontal, gleich einer Brücke über einen Fluß gehen, liegt die Höhle in der Mitte des Gewebes, so daß beide Seiten offen oder frei liegen, und die Spinne von den Fliegen gar nicht bemerkt werden kann, die um so eher in dieses Netz gerathen, weil sie sich gern an solchen Stellen

der Wand aufzuhalten pflegen. Ein aufmerksamer Beobachter einer Hausspinne, theilt über den Fleiß und die Geschicklichkeit dieses Insektes in den gelehrten Beiträgen zu dem Braunschweigischen Anzeigen vom Jahre 1781, St. 22, S. 170, Folgendes mit.

Ich bemerkte ungefähr vor vier Jahren, sagt derselbe, eine große Spinne in einem Winkel meines Zimmers, die ihr Gewebe machte. Die Magd hatte zwar schon oft ihren Besen wider die Arbeiten dieses kleinen Thieres aufgehoben; allein ich war damals so glücklich, die gänzliche Zerstörung dieses Gewebes zu verhindern, und diese Mühe wurde mir dann durch die angenehme Unterhaltung, die sie mir verschaffte, reichlich belohnt. In drei Tagen war das Gewebe mit unglaublichem Fleiße wieder hergestellt, und es schien, als ob die Spinne über ihren neuen Wohnplatz recht vergnügt wäre. Sie marschirte oft rund herum, untersuchte die Stärke eines jeden Theils, begab sich in ihre Höhle, und kam sehr oft wieder heraus. Der erste Feind aber, dem sie entgegen gehen mußte, war eine andere und weit größere Spinne, welche kein eigenes Gewebe hatte, und deshalb das Eigenthum ihres Nachbars angreifen wollte. Es erfolgte hierauf bald ein hitziges Gefecht, in welchem der Feind den Sieg zu haben schien, so daß die arbeitsame Spinne zu ihrer Höhle ihre Zuflucht nehmen mußte. Dann wurde ich gewahr, daß der Sieger alle List brauchte, den Feind aus seiner Verschanzung heraus zu ziehen. Er schien bald fortzueilen, kehrte aber eben so schnell wieder um, und als er endlich sah, daß alle seine Kriegslist vergeblich war, so fing er an das neue Gewebe ohne Schonung zu zerstören. Dieses veranlaßte ein anderes Gefecht, und wider alle meine Vermuthung siegte die arbeitsame Spinne und tödtete ihren Gegner. Da sie nun auf diese Weise in dem ruhigen Besitze ihres Eigenthums war, so brachte sie drei Tage mit der größten Geduld an der Ausbesserung ihres Gewebes zu, und blieb diese ganze Zeit über, so viel ich bemerken konnte, ohne alle Nahrung. Endlich fiel eine große Fliege in das Netz, und suchte sich mit der größten Mühe wieder herauszuwickeln. Die Spinne

ließ sie immer mehr und mehr sich verwickeln; allein die Fliege schien für das Gewebe doch zu stark zu seyn. Mit einem Male that die Spinne einen Ausfall, und in einer Minute war ein neues Netz um ihren Gefangenen herumgesponnen, wodurch die Bewegung seiner Flügel dergestalt verhindert wurde, daß sie sich dieser gefesselten Fliege sogleich bemächtigte und sie in ihre Höhle schleppte. Auf diese Weise lebte sie in einem sehr ungewissen Zustande, indessen schien sie die Natur zu einer solchen Lebensart ausgerüstet zu haben, indem sie sich von einer Fliege länger als eine Woche erhalten konnte. Ich legte einstmals eine Wespe in das Gewebe, sobald aber die Spinne herauskam, um sie, wie gewöhnlich die Fliegen, zu erhaschen, und jetzt gewahr wurde, mit welchem Feinde sie es zu thun hatte, so zerriß sie sogleich alle Banden, welche die Wespe fesselten, und bemühete sich aus allen Kräften, einen so furchtbaren Feind wieder loszuwickeln. Kaum war die Wespe wieder in Freiheit gesetzt, so erwartete ich, daß die Spinne die gemachten Lücken ihres Gewebes wieder ausfüllen würde; allein diese schienen unersetzlich zu seyn, so daß sie lieber das ganze Gewebe verließ, und ein neues anfing, welches in der gewöhnlichen Zeit zu Stande kam. Ich wünschte nunmehr zu wissen, wie viel Gewebe eine einzige Spinne liefern könnte, und daher zerstörte ich dieses, und das kleine Insekt verfertigte bald wieder ein anderes; kaum aber hatte ich das zweite wieder zerstört, so schien auch sein Vorrath ganz erschöpft zu seyn, und es konnte nicht mehr spinnen. Die Kunstgriffe, welche die Spinne jetzt anwandte, um sich zu erhalten, da sie das beste Mittel, ihren Unterhalt zu erlangen, verloren hatte, waren in der That bewunderungswürdig. Sie fing an ihre Füße wie einen Ball zusammen zu rollen, und dann lag sie viele Stunden nacheinander ganz unbeweglich und lauerte auf ihren Raub, und sobald ihr eine Fliege von ungefähr zu nahe kam, so fuhr sie auf einmal heraus, und war oft so glücklich, ihre Beute zu erhaschen. Sie fing aber bald an dieses Leben überdrüssig zu werden, und beschloß daher das Eigenthum einer andern Spinne anzugreifen, da sie kein eigenes Gewebe mehr machen konnte. Sie

that mit großem Muthe einen Angriff auf ein benachbartes Gewebe, wurde aber anfangs mit vieler Tapferkeit von der Inhaberin zurückgetrieben. Dieser fehlgeschlagene Angriff machte sie aber nicht muthlos, sondern sie fing an eiu anderes Gewebe drei Tage lang zu belagern, und nahm es endlich ein, da sie die Eigenthümerin darin getödtet hatte. Auf diese Weise lebte die hier erwähnte Spinne drei Jahre. Sie wechselte alle Jahre ihre Haut, und bekam neue Füße. Ich habe ihr zuweilen einen Fuß ausgerissen, und er ist in zwei oder drei Tagen wieder gewachsen. Anfangs fürchtete sie sich, wenn ich mich dem Gewebe nahete, zuletzt wurden wir aber so bekannt zusammen, daß sie mir eine Fliege aus der Hand nahm, und sobald ich einen Theil ihres Gewebes anrührte, sogleich aus ihrer Höhle kam, um sich entweder zur Vertheidigung oder zum Angriffe zu rüsten.

Ein Schriftsteller macht bei Erwähnung der Spinnen folgende nicht unrichtige Bemerkung: daß Thiere dann erst, wenn sie in Gesellschaft mit einander leben, sich fleißig und sinnreicher zeigen, so, daß man ihre Geschicklichkeit, wovon ihr natürlicher Instinkt die einzige Triebfeder ist, nur zu oft bewundern muß. Der Elephant und der Biber geben davon die deutlichsten Beweise, so lange sie mit einander in Verbindung sind, das heißt, jede einzelne Thierfamilie, so bald sich aber der Mensch in ihre Gesellschaft eindrängt, so verlieren sie gleich allen Muth und Trieb zum Fleiße, und lassen nur sehr wenig von ihrer Geschicklichkeit blicken, die sie vorher in ihrem gesellschaftlichen Zustande so merkwürdig gemacht hatte. Unter den Insekten haben die Arbeiten der Bienen und Ameisen die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Naturforscher, so wie aller für die Natur und ihre Schönheiten empfänglicher Menschen zu allen Zeiten auf sich gezogen; allein ihre ganze Erfindungskunst und Geschicklichkeit verschwindet, sobald sie von einander getrennt sind, und eine einzelne Biene oder Ameise scheint alle Arbeitsamkeit ver-

loren zu haben, und ist das dümmste Insekt, welches in der Einsamkeit schmachtet und bald umkommt; nicht so ist es mit der Spinne. Unter allen einsam lebenden Insekten ist sie das fleißigste und sinnreichste, und ihre Handlungen, wenn man sie genau in ihrer Lebensart beobachtet, übersteigen beinahe allen Glauben. Bei einer scheinbaren Ueberlegung ihrer Handlungen, die höchste Verschlagenheit und List, welches auch schon aus den Geweben ihres Aufenthaltes, wie schon oben angeführt worden, hervorgeht, wodurch sie die kleinen Insekten, wie Fliegen, Wanzen ꝛc., zu täuschen sich bemühet, und sie in ihr Garn lockt, welches noch mehr sichtbar wird, wo sie ihre Netze im Zimmer ungestört weben kann, auf welche Weise sie bemühet ist, ihre Schlingen zu legen, um Fliegen zu erhaschen. Bei großen ausgedehnten Gespinnsten, bei Geweben, die sich oft über die Hälfte des Zimmers verbreiten, revidirt sie am Abende von Station zu Station das ausgedehnte Gewebe, ob sich nicht irgendwo eine Fliege oder sonst ein kleines Insekt gefangen hat; auch vermehrt sie theilweise ihr Fangnetz durch neue Fäden, wenn es ihr hin und wieder nicht dicht genug erscheint, und Insekten durchschlüpfen und es dabei leicht zerreißen können. Hauptsächlich ist dieses Insekt aber zu einem beständigen Kampfe, nicht allein mit andern Insekten, sondern auch mit seines Gleichen, gebildet; denn der Körper der Spinne ist vorne stark und wie gepanzert, und daher gegen die Angriffe anderer Insekten undurchdringlich, und ihr Leib ist in eine glatte biegsame Haut eingehüllt, welche sogar den Stich einer Wespe vereitelt. Ihre Füße sind mit starken Zangen versehen, welche den Krebsscheeren nicht unähnlich sind, und ihre große Länge dient ihr wie ein Spieß, um jeden Feind in der Entfernung zu halten. Zum Beobachten und Auflauern dienen ihre acht Augen, und zum Festhalten und Tödten ihres Raubes, ihrer

Beute, dienen die Krallen ihrer Füße und die Zangen ihres Mundes. Obgleich die Spinne übrigens tapfer bei den Angriffen auf ihre Feinde sich zeigt, so verräth sie doch auch eine gewisse Furcht und Aengstlichkeit, wenn irgend ein etwas großes und starkes Insekt, z. B. eine Bremse, Wespe ꝛc., in ihr ausgespanntes Netz geräth; sie läuft dann hin und her, bald zu dem Insekte, bald wieder nach ihrer Höhle, besonders wenn das Insekt ein starkes Geräusch durch Brummen und Summen macht, und nur erst wenn es etwas still geworden, fängt sie an es einzuspinnen, jedoch nur immer erst dann, wenn sie ihm gewachsen zu seyn glaubt, sonst zerreißt sie selbst lieber an der Stelle, wo das Insekt sich gefangen hat, das Gewebe, damit es durchfallen kann, wie auch schon oben, S. 440, angeführt worden, als daß sie das Einspinnen desselben versucht, welches ihr beim nicht Gelingen Nachtheil bringen könnte, und dann bei der Anstrengung des Insektes, um sich los zu machen, auch ein großer Theil des Gespinnstes zerstört werden würde.

Der durch seine gelehrten physisch-chemischen Werke bekannte Herr von Isjonval hat auch die Spinnen bei ihrer Arbeit mit ungemeiner Sorgfalt beobachtet, und gefunden, daß sowohl ihre Genauigkeit, als Feinheit, Regelmäßigkeit und die sinnreiche Manier, mit welcher sie die Insekten, die sie fangen wollen, in ihre klebrigen Fäden einwickeln, die höchste Bewunderung verdient. Ferner hat er auch bemerkt, daß sie sehr empfindlich für die Electricität sind, und als Barometer gebraucht werden können. Wenn nämlich sehr schlechtes Wetter einfallen will, so lassen sie ihre Arbeit gänzlich liegen, und halten sich stille in einem Winkel. Bei veränderlicher Witterung arbeiten sie über einem geringen Durchmesser, wenn nämlich die Punkte, wo sie ihre Fäden anlegen, nicht so weit von einander entfernt sind. Sobald hingegen gutes bestän-

diges Wetter ist, so greifen sie das Werk nicht allein mit außerordentlicher Thätigkeit an, sondern verbreiten sich auch damit über einen beträchtlichen Raum. Die Spinnen unterscheiden auch sehr genau einen Regen, auf welchen gutes Wetter folgt, und eine Nässe, die kaum vom Barometer angezeigt wird, aber die Vorbereitung zu einer anhaltenden schlimmen Witterung ist. Ferner hat der Herr von Isjonval sich auch überzeugt, daß die Spinnen in Pferdeställen nützlich sind, indem die Pferde durch sie vor den Fliegen geschützt werden. (Lichtenbergs Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte, Bd. 7, fortg. von J. H. Voigt, St. 2, S. 47.)

Was nun das Begattungsgeschäft der Hausspinne anbetrifft, so ist dieses um so merkwürdiger vor den andern Insekten, da das Spinneweibchen keiner andern an Grausamkeit bei diesem Akte gleicht. Wenn nämlich im Herbste der Begattungstrieb bei dem weit kleineren Männchen, als dem Weibchen, rege wird, oder eintritt, so verläßt es sein Gewebe, und nähert sich, aber furchtsam und schüchtern, dem Aufenthalte des Weibchens. Ist es nahe genug, so rührt es dasselbe mit seinen Fühlhörnern an, aber fährt im Nu ängstlich zurück, als ob es von demselben verfolgt würde, und dieses ist auch sehr oft der Fall bei den zur Begattung gar nicht geneigten Weibchen, welche dann die Männchen anzugreifen und zu tödten pflegen. Bleibt aber das Weibchen ruhig sitzen, so ist dieses ein Zeichen ihrer Geneigtheit zur Begattung; das Männchen wiederholt dann, obgleich stets ängstlich, seine zärtlichen Versuche, bis es von der gänzlichen Bereitwilligkeit des andern Theils überzeugt zu seyn glaubt. Jetzt springen die männlichen Zeugungsglieder aus dem Knöpfchen am Ende der Fühlhörner, das Geburtsglied unter der Brust, oder zwischen der Brust und dem Bauche des Weibchens öffnet sich gleichfalls,

und die Begattung geht vor sich. Aber kaum ist dieser Akt vorüber, so verändert sich das Weibchen zu einer kleinen Furie, und das Männchen kann nur durch die schnellste Flucht seinem Tode entgehen. Sobald nun das Weibchen empfangen hat, und ihre Eier legen will, so bringt sie einen Theil ihres Gewebes unter die Eier, wickelt diese sorgfältig ein, und brütet sie in ihrer Höhle aus. Wird sie in ihrer Höhle beunruhiget, so sucht sie niemals zu entfliehen, ohne ihre junge Brut in ihren Zangen mit sich fortzutragen, und auf solche Weise werden sie oft das Opfer, sagt ein Schriftsteller, ihrer mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit. — Ein großer Contrast dieser kleinen Amazone mit der Liebe zu dem männlichen Geschlechte. Sobald als die Jungen ihre künstliche Umhüllung verlassen haben, so fangen sie an zu spinnen, und wachsen unbemerkt heran. Sind sie so glücklich, schon in den ersten Tagen ihres Daseyns eine Fliege zu erhaschen, so wird sie mit einer gewissen Freude ausgesogen, welche Freude sich in ihrer emsigen Beschäftigung dabei ausdrückt; sie können aber auch drei oder vier Tage ohne die geringste Nahrung leben, und wachsen dabei, so daß sie fast mit jedem Tage ihre vorige Größe verdoppeln. Dieser Wachsthum dauert aber bei ihrem ganzen Körper nicht immer fort, sondern er erstreckt sich bei zunehmendem Alter auf ihre Füße, welche immer länger werden, und endlich, wenn eine Spinne vor Alter ganz steif wird, und den Raub nicht mehr erhaschen kann, so stirbt sie zuletzt vor Hunger.

Die Kreuzspinne, Fensterspinne, Gartenspinne, Mauerspinne, Aranea Diadema, eine der größten von denjenigen Spinnen, welche ein kreisförmiges Gewebe machen. Die Gestalt hat diese Spinne mit der Hausspinne gemein, nur ist ihr Bauch größer als eine Erbse, rothbraun oder rosröthlich mit einem weißen Rückenkreuze aus Flecken, das heißt, mit

einer Längsreihe von weißen und schwarzen Punkten, nnd drei Querreihen auf dem Hinterleibe. Die Augen stehen, wie sie oben, S. 435, zuerst angeführt oder gestellt worden ⁘. — Die Eier hängen sie in einem Beutel von gelber Seide an eine Wand. Die Jungen kommen erst im Mai aus. — Wie die Kreuzspinnen ihr künstliches kreisförmiges Gewebe von einem Baume zum andern, oder von einer Mauer zur andern ziehen, oder vielmehr ihre Gewebe durch lange Fäden durch die Luft an die genannten Gegenstände befestigen, hat lange viele Naturforscher beschäftiget. Schon in der Carteſiſchen Physik ist dieses Gegenstandes gedacht worden; s. Philosophie moderne et naturelle par le Sr. ***. Amsterd., 1690, am Ende des Buches, S. 559. Der Philosoph stellt sich vor, die Spinne hänge an einem Faden von irgend einem Zweige herab, habe Fäden ausgestoßen, die sich auch wohl mitunter in mehrere zertheilen. An ihren Enden sind sie frei, lassen sich von der Bewegung der Luft treiben, wenn einer von den freien Fäden irgendwo mit seinem Ende anhängt, so fühlen sie das, laufen dahin, und fangen nun von demselben ihr Gewebe an. Käſtner*) sagt: daß die Spinne Fäden ausstoße, die mit ihren Enden frei schweben, sey ihm gar nicht bekannt; es könnten aber an der Spinne Fäden hängen, die mit einem Ende frei schweben, wenn sie nämlich da abgerissen sind; auch soll sich nach seiner Meinung ein solches frei schwebendes Ende so wenig anhängen, als ein Zwirnsfaden, der mit seinem Ende an etwas Festes käme. — Hier scheint Käſtner doch zu irren. Ein frei herabhängender Zwirnsfaden wird, wenn er vom Winde an einen andern Gegenstand geführt oder

*) Neues Hannöverſches Magazin vom Jahre 1787, St. 703, S. 1641.

geworfen wird, wie z. B. an einen Baum, an eine rauhe Mauer ꝛc., nicht hängen oder kleben bleiben, dies ist gewiß, wohl aber ein Faden eines Spinngewebes, denn dieser ist nicht nur weit leichter, als der Zwirn, sondern auch klebrig, wie man an den Fäden des sogenannten fliegenden Sommers gewahrt, welcher sich überall festsetzt, und anhängen und kleben bleibt, und dieses um so eher an etwas Rauhem, wie an Bäumen, Mauern ꝛc. ꝛc. Daß Fäden der Spinnen klebrig sind, beweiset auch eine Anmerkung in der Théologie des insectes de Mr. Lesser, avec des remarques de Mr. P. Lyonnet. Haag, 1742, Th. 1, S. 327, wo es heißt: Wenn man trocknen Sand auf Spinnegewebe werfe, so bleibe er nur an den Fäden hängen, die als Seiten der Vielecke, welche das Gewebe bildet, eigentlich spiralartig um den Mittelpunkt gehen, nicht an denen, die als Halbmesser aus dem Mittelpunkte gehen, zum Beweise, daß diese nicht klebrig sind. — Man kann die Spinnfäden mit der Seide in den Cocons der Seidenwürmer vergleichen, die auch etwas Klebriges und Rauhes hat, wodurch sie überall, woran sie geräth, sitzen bleibt, besonders an Tuch ꝛc., und erst mit Mühe wieder abzuziehen oder abzunehmen ist; und daher kann auch leicht der durch den Wind fortgeführte, oder auch nur stark bewegte Faden an einen Gegenstand gerathen, an dem er kleben bleibt. Dieser Meinung sind auch mehrere Naturforscher, nur ist hier derjenige Umstand in Betrachtung zu ziehen, daß die Spinne nie einen Faden von sich herausgesponnen hängen läßt, ohne ihn irgendwo sogleich zu befestigen; der einzige mögliche, oder denkbare Fall wäre hier, daß sie sich z. B. von einem Baume ein wenig herablasse, und dann vom Winde zu dem andern geschleudert würde, sich da sogleich festhalte, und den Faden befestige; wenn nur dieser feste Punkt mit dem, wovon die Spinne ausgeht,

nicht oft gleiche Höhe hätte, und auch so weit von dem andern entfernt wäre, zuweilen über zwei Schritte. Jemand meint, daß wenn die beiden festen Punkte nicht weit von einander entfernt sind, sie etwa durch einen Sprung dahin gelangten. Kästner ist auch der oben angeführten Meinung, daß die Spinne sich von einem festen Punkte herablasse, und an dem Faden schwebend von der Luft an einen andern festen Gegenstand geführt werde, daselbst setze sie Saft ab, und ziehe so aus ihrem Behälter einen Faden, indem sie zugleich von der Stelle, wo ihr erster Faden oben fest war, herabhängt. Auf diese Weise sind zwei Fäden vorhanden, die einen Winkel machen, in dessen Spitze die Spinne ist. Wird sie an einen andern festen Gegenstand geführt, so ist ein Faden zwischen beiden Gegenständen vorhanden. Indessen soll sie, nach des so eben angeführten Schriftstellers Meinung, nicht von diesem ihr Gewebe anfangen, sondern zurücklaufen, bis an eine Stelle, die sie zum Mittelpunkte desselben annimmt; auch befestiget und bauet die Spinne ihre Wohnung von innen auswärts, und nicht von außen einwärts. Ein aufmerksamer Beobachter der Natur, hat sich auch mit diesem Gegenstande beschäftiget, und theilt darüber in den Hannöverschen gelehrten Anzeigen, vom Jahre 1751, St. 67, S. 633, Folgendes mit:

> Meine Neugierde hat sich besonders sehr lange damit beschäftiget, wie die Kreuzspinnen es anfangen, um die ersten Grundfäden zu ziehen, da ich fand, daß sie solche von einer Wand an die andere, und von einem Baume an den andern ausspannen, und ihr Netz dazwischen machten. Ich schlug mehrere Werke darüber nach, welche von den Spinnen Nachricht geben, sie sagten aber hiervon entweder gar nichts, oder gaben an, daß sich die Spinne von einer gewissen Höhe herab an einem Ende ließe, und an ihrem Faden so lange in freier Luft hinge, bis sie ein Wind

an einen gegenüberstehenden Ort triebe, da sie denn den ersten Grundfaden ihres Gespinnstes befestigte. Ich hatte aber ihre Arbeit viel zu lange beobachtet, als daß die Unmöglichkeit hiervon mir nicht gleich hätte sollen in die Augen leuchten. Ihre Grundfaden sind viel zu künstlich und ordentlich gezogen, als daß sie von einem zufälligen Stoß des Windes können hergeleitet werden. Kein Tauwerk auf einem Schiffe wird ordentlicher ausgespannt, als die Grundfäden eines solchen Gespinnstes. Ich habe ein solches Gewebe hinweggenommen, und in einer einzigen Nacht ist die Spinne wieder mit einem neuen fertig gewesen. Eine recht starke Kreuzspinne, besonders wenn man sie füttert, macht einem neugierigen Naturforscher dieses Vergnügen einige Nächte nach einander. Sie ist zu Zeiten in ein Paar Stunden mit diesem Gewebe zu Stande, und zwar in einem ganz verschlossenen Zimmer. Wie viele einander ganz entgegenlaufende Windstöße wären hier nöthig, wenn die Spinne durch solche in ihrer Arbeit sollte gebracht werden. Wie kann ein solcher Wind in einer verschlossenen Kammer so stark werden, daß er eine recht dicke Spinne von einer Wand an die andere werfen kann. Wer ihnen folgt, wird noch gewahr werden, daß ihnen aus andern Ursachen kein Wind zu statten kommen kann. Ich habe gesehen, daß sie ihr Gespinnst an zwei hohe Häuser befestigte, zwischen welchen ein niedriges Gebäude dergestalt stand, daß wenn die Spinne sich nur etwas herabgelassen, sie unmöglich vom Winde an denjenigen Ort getrieben werden konnte, wo sie einen Faden befestiget hatte. Ich habe folgende zwei Befestigungsarten wahrgenommen, auf welche Weise sie mit ihrem Faden von einem Orte zum andern gelangen. Ich sah einmal aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes meiner Wohnung an die Wand nieder. Nachdem ich nun nach einer gewissen Sache scharf sehen wollte, bekam ich eine große Kreuzspinne ins Gesicht, welche an der Wand des Hauses heraufkroch, bis sie ganz nahe unter mein Fenster gelangte. Hier fing sie an einen Faden mit ihren Füßen aufzurollen, den ich vorher noch nicht bemerkt hatte. Ich glaubte anfangs, sie zöge

denselben aus ihrem Leibe; ich gab daher genau Acht, was sie damit machen würde. Sie wickelte zwei kleine weiße Flocken davon zusammen, und als dieses geschehen, kroch sie geschwind durch die freie Luft über einen Hof an einen Baum, und als ich die Sache genauer untersuchte, so war ein Faden zwischen meinem Hause und dem Baume, an welchem sie fortlief. Es war vermöge der Umstände nicht möglich, daß sie der Wind von dem Baume, wo sie ihren Sitz hatte, an das gegenüberstehende Haus hätte werfen können; denn der Raum zwischen dem Hause und dem Orte ihres Aufenthaltes war viel weiter, als die Höhe, wovon sie sich herabgelassen hatte. Sie konnte daher den Faden zwischen dem Hause und dem Baume nicht anders angebracht haben, als daß sie sich von dem Baume herabgesponnen, auf der Erde bis an das Haus, und an selbigem in die Höhe gekrochen, und so den Faden hinter sich hergezogen, wie ich denn mehrere auf diese Art von einem Orte zum andern habe gehen sehen. Hierdurch war nun der Faden weit länger geworden, als es nöthig war, deshalb wickelte sie davon zwei Flocken an einander, daß der Faden als ein Bogen in freier Luft schwebte, und sie durch denselben den Baum wieder erreichen konnte. Den folgenden Tag sah ich mich wieder nach derselben um, und da hatte sie an den ersten sehr langen Faden einige andere befestiget, und solchen an ein benachbartes Dach geklebt, und dadurch den großen Faden straffer gezogen, und die Grundfäden erhalten, worein sie ein großes rundes Netz gesponnen. Ich habe nachher mehr dergleichen lange Grundfäden untersucht, und gefunden, daß sie immer ein oder ein Paar zusammengerollte kleine Flocken oder runde Knoten gehabt, und bin dadurch in der Meinung bestärkt worden, daß diese Fäden auf eben die Art, wie oben beschrieben worden, von einem Orte zum andern getragen, und durch die ineinander gewickelten Flocken verkürzt wurden. Ich habe ferner wahrgenommen, daß eine Spinne, wenn sie von einer Höhe von ungefähr 4 Fuß an ihrem Faden herabgelaufen, sie sich dann zwei bis drei Spannen weit bewegen und in freier Luft fortschwingen kann, wohin sie will. Ich habe es zweimal ge-

sehen, daß dieses Spinnen gethan, und einen Ort gesucht, wo sie ihren Faden befestigt haben. Es ist dieses beide Male in einer verschlossenen Kammer geschehen, wo ich ganz stille saß und keine bewegte Luft vorhanden war, welche die Spinne hätte treiben können. Sie bewegte sich ganz langsam nach verschiedenen Gegenden, bis sie einen Ort gefunden hatte, wo sie ihren Faden sicher ankleben konnte, woran sie dann wieder zurück in die Höhe ging. —

Das Letztere habe ich selbst in meinem Zimmer an einer Spinne beobachtet, daß sie sich an dem Faden, woran sie sich von der Decke des Zimmers herabgelassen hatte, fortschwingen konnte, jedoch geschah dieses nur in geringer Entfernung, und ohne ihren Faden an einen andern Gegenstand ankleben zu können, weil diese von der Spinne zu entfernt waren; auch war sie nur sehr klein; also war bei derselben auch nur eine geringe Kraft sich fortzuschwingen vorhanden. Woher aber diese Kraft entsteht, sich an ihrem eigenen Faden nach verschiedenen Richtungen fortzuschwingen, muß genaueren Forschungen vorbehalten bleiben. Ich konnte übrigens dieses Fortbewegen in verschiedenen Richtungen des Zimmers genau sehen, da es am Abende bei Lichte und in der Nähe des Tisches geschah, woran ich saß und arbeitete. Treibende Luft, Zug, Wind war nicht vorhanden, es müßte denn von der Hitze der brennenden Lampe geschehen seyn, welche auf die Zimmerluft, wenigstens auf denjenigen Theil derselben gedrückt hätte, der der Lampe am nächsten war, und dadurch die Spinne fortbewegt haben; allein dieses widerlegte sich dadurch, daß sie oft Minuten lang ganz stille an dem Faden perpendikulair herabhing, ohne die geringste Bewegung zu machen; hier hätte sie sich also eben so gut bewegen müssen, wenn irgend ein Druck oder eine Bewegung auf dieselbe gewirkt hätte; allein so war dieses gar nicht der Fall. Auch wickelte sie den Faden bald einmal wieder auf, indem sie wieder in die

Höhe stieg, bald ließ sie sich wieder daran herab, also auch ein Beweis, daß die Büschelchen nicht etwa zusammengedrehet oder verhärtet sind, sondern sie ordentlich, gleich einem Knäul, aufgewickelt seyn müssen, damit sie solche wieder entwickeln kann, wenn es Noth thut. Diese Eigenschaft, sich an einem Faden herabzulassen und sich daran hin und her zu bewegen, scheint übrigens nicht allein der Kreuzspinne, sondern auch der Hausspinne, überhaupt allen Webespinnen eigen zu seyn; so wie es noch an hinreichenden Beobachtungen fehlt, ob die Hausspinne unter Umständen, wo sie von Gegenständen ausgeschlossen ist, woran sie ihr gewöhnliches dreieckiges Netz weben kann, nicht auch ein kreisrundes webt, und die Kreuzspinne ein dreieckiges. So wie überhaupt noch viele Abweichungen von den beiden gewöhnlichen Formen vorkommen. Uebrigens ist das zirkelförmige Gewebe, in dessen Mitte sich die Spinne aufhält, das künstlichste, und um so mehr tritt diese Kunst hervor, wenn man die Verfertigerin daran arbeiten sieht, wie sie gleichsam mechanisch, ohne Mühe die concentrischen Fäden an einander befestiget, sie ganz parallel laufen läßt, den Zirkel immer erweitert, und so gleichsam zwischen den Grundfäden ihr zartes Luftgebäude hervorzaubert.

Die Fortpflanzung dieser Spinne oder Spinnenart geschieht wie bei der Hausspinne; auch bei dieser Art ist das Weibchen eine Furie, wenn sie keine Lust oder keinen Trieb zur Begattung fühlt; auch hier nähert sich das Männchen mit der größten Vorsicht dem Weibchen, um seine Liebkosungen anzubringen, und entfernt sich eben so schnell von demselben, wenn sie gekrönt worden, aus Furcht ermordet zu werden. Das Weibchen legt 500 bis 600 Eier, wozu sie einen Beutel, gleich dem Cocon eines Seidenwurmes, webt, wie auch schon oben, S. 447, angeführt worden, und läßt sie darin ausbrüten, welches gewöhnlich im Mai bei

warmer Witterung geschieht, wo dann die Jungen, die man mit den bloßen Augen kaum erkennen kann, gleich zu weben anfangen, und auch eben so künstliche Gewebe machen, wie die Alten. Man hat die Gespinnste der Kreuzspinne zu Seidenzeugen schon zu des Hydaspis Zeiten angewendet; denn die Gesandten der Serer, welche an diesen Fürsten abgeschickt wurden, brachten demselben schon Zeuge zum Geschenke, die von den Spinnen in ihrem Lande gewebt oder gesponnen worden, und von denen ein Stück in Purpurfarbe getaucht, das andere aber schneeweiß war *). Es gab daher unter den Serern schon eben so scharfsinnige Leute im Erfinden, wie in der neuesten oder in unserer Zeit. Und wenn man daher viel Aufhebens, besonders im verwichenen Jahrhunderte machte, daß man aus Spinngewebe eine Art Seidenzeug verfertigen könne, woraus Handschuhe, Westen ꝛc. gemacht worden sind, so darf man die Bewunderer oder Erstauner über diese Erfindung nur auf die Serer verweisen, die zu ihrer Zeit schon die Kunst besaßen, Gespinnste aus Spinngewebe zu Zeugen ꝛc. zu verfertigen. Man hat in neuester oder der jetzigen Zeit sehr wenig von dem Gebrauche der Kreuzspinnen-Gewebe, besonders von den Coconartigen Säcken, worin sie die Jungen in den Eiern ausbrüten, oder wohl besser, reifen lassen, welche auch in Hinsicht der Farbe mit den Seiden-Cocons Aehnlichkeit haben, gehört, obgleich die Einsammlung derselben in großen Städten gewiß sehr wenig Mühe machen würde, da man in guten warmen Jahren, denen kein zu nasser oder feuchter Winter und Frühjahr vorangegangen, sie in großer Anzahl an den Stadtmauern antrifft; ich selbst fand sie an einer der Berliner Stadtmauern zu Tausenden an den zum

*) Heliodors äthiopische Geschichte, Bd. 10, S. 452, der Deutschen Uebersetzung.

Theil daran wild wachsenden Kräutern, und dann an der Mauer selbst; welche Erndte könnte daher hier nicht gehalten werden, und wo finden sich nicht Kreuzspinnen in Menge, besonders bei der so unbeschreiblich zahlreichen Nachkommenschaft, welche sie haben. Man kann sie selbst im Zimmer ziehen, jedoch nicht mit Vortheil. Man muß sich dann an den Schmutz, den sie machen, nicht kehren, besonders da sie sich gern in der Nähe des Fensters einspinnen, oder den Sack für ihre Jungen weben. Ich erstaunte, in meinem Zimmer, welches eine freie Aussicht nach Feld, Gebüsch und Heide hat, in einem warmen Frühlinge im Monat Mai den Ausbruch der Brut einer Kreuzspinne zu sehen. Die Jungen hielten sich zusammen, und schienen noch mit einem feinen Gewebe vereiniget oder doch umstrickt zu seyn. Es war nichts als Leben in dem Balle oder Knäuel; man unterschied nur den runden Hinterleib in der Größe eines Sandkorns, und von hellerer Farbe, als bei den Alten, es war ein helles Gelbgrau oder Graugelb an das Licht gehalten; indessen nahm man auch mit den bloßen Augen die Bewegungen ihrer kleinen Füße wahr, welche ein lichtes Gelb hatten. Die Anzahl überstieg, nach einer oberflächlichen Schätzung, gewiß noch die oben angeführte Summe. Nach Reaumür soll jede Kreuzspinne, indem sie ihr Gewebe macht, wenigstens 6000 Fäden auf einmal hervorbringen. Nimmt man an, daß eine Spinne nur 500 Eyer legt, und diese auskommen oder reif werden, die Jungen gleich zu spinnen anfangen, und ihre Fäden, der äußern Ansicht nach, denselben Gehalt, wie die der Alten haben, und auch die Anzahl derselben den Fäden der Alten gleich ist, welche Ausbeute an Stoff kann hier nicht zur Verfertigung von Zeugen gewonnen werden! — Nach Versuchen soll die Seide, oder das Gespinnst, womit die Kreuzspinne ihre Eyer überzieht, die Stärke, Dauer-

haftigkeit, und auch die Fähigkeit die Farben anzunehmen, kurz alle Eigenschaften haben, welche die einige Millionen Menschen ernährende ächte Seide hat. Der Herr Professor Joh. Siegm. Popowitsch sah ein Paar Strümpfe, welche der ehemalige Aufseher der Linzerischen Zeugmacherei Weibel, ein Schweizer, aus der in seinem Zimmer gesammelten Seide der Kreuzspinnen sich hatte stricken lassen, die ganz vorzüglich waren, und die er länger getragen hatte, als die besten aus gewöhnlicher Seide gemachten Strümpfe. Die ganze Decke des Zimmers des genannten Aufsehers war mit einem Gestricke oder Geflechte von Bindfaden überspannt, darauf etliche hundert Kreuzspinnen ihre Netze aufstellten, worunter er wohnte. Nachdem die Spinnen wahrgenommen, daß man ihnen ordentlich ihre Nahrung reiche, wurden sie träge in der Netz- oder Spinnarbeit. Die weiblichen Spinnen warteten lieber, bis ihr Ernährer mit einem Teller frisch getödteter Fliegen ins Zimmer trat, als daß sie selbst sich nach Nahrung umgesehen, und ihre Netze um so größer ausgebreitet hätten. Sie ließen sich plötzlich alle, jede an ihrem Faden, herab, und jede nahm eine Fliege und trug sie eilends auf ihrem Faden in's Lager hinauf und fraß sie, oder sog ihr daselbst die Säfte aus. Wenn er auch ohne Teller ins Zimmer trat, ließen sie sich doch alle herab, und sahen, oder schienen nach seinen Händen zu sehen, ob er ihnen Etwas brächte. Merkten sie nun, daß er nichts für sie hatte, so kehrten alle wieder schleunig auf ihrem Faden zurück, jede an ihren Ort. Ihnen war Weibel so gut bekannt, als seinen Vögeln, die er gleichfalls im Zimmer hatte; denn wenn ein Anderer ins Zimmer kam, so bewegte sich keine von ihrer Stelle. Die einzige Nahrung, die Fliegen fing er in Gläser, die inwendig mit Honig überstrichen waren. Der Gebrauch dieser Seide ist durch ein in Französischer Sprache gedrucktes Buch

bekannt gemacht worden, daraus Weibel die Kunst, sie zu sammeln, gelernt hat. Der oben erwähnte Professor macht hierzu die Bemerkung, daß man solches wohl nicht für einen erträglichen Vortheil für die Haushaltung ansehen kann, weil es weit mühsamer sey, auch eine viel ekelhaftere Wartung abgebe, so viele tausend Kreuzspinnen mit Fliegen aufzuziehen, als die Seidenwürmer mit vorgeworfenen Blättern des Maulbeerbaumes zu füttern. — Rechnet man die Excremente der Kreuzspinne hinzu, die in der That etwas Ekelhaftes haben, so möchte eine solche Zucht im Zimmer wohl nicht anzurathen seyn, um so weniger, da die Spinnen, außer dem mühsam anzuschaffenden und daher kostbarem Futter mit frisch getödten Fliegen, auch im Fleiße, wie oben angeführt worden, nachlässen sollen, also die Zucht gerade in der Hauptsache, warum sie betrieben wird, im Zimmer nicht vortheilhaft oder ergiebig ist. Dieserhalb ist aber das Ganze nicht zu verwerfen oder ganz aufzugeben, als eine nicht in's Werk zu setzende Sache; man muß ihre Gespinnste im Freien aufsuchen, oder aufsuchen lassen, und besonders in trocknen warmen Sommern, wie schon oben, S. 453, angeführt worden, wo man sie zu Tausenden an alten Mauern ꝛc. angesponnen antrifft. Die gewebten Strümpfe von diesem Gespinnste sollen die Eigenschaft des Erwärmens in eben dem Grade besitzen, wie die Schafwolle, ja selbst in einem noch höheren Grade, welches hier freilich auf Versuche ankommt, die wiederholt damit gemacht werden müßten.

Auch die Kreuzspinnen sind ein sicherer, ja untrüglicher Wetterprophet. Die hangenden Spinnen haben zweierlei Arten ihr Netz zu weben, woran man erkennen kann, was man für Wetter bekommen wird. Will es regnigt und windig werden, so machen sie die Hauptfäden, worin ihr ganzes Gespinnst hängt, sehr kurz, will hingegen das Wetter gut und warm

werden, so geben sie diesen Hauptfäden in Vergleichung mit jenen, eine bedeutende Länge. Es erhellt hieraus, daß die Spinnen nicht allein, wie alle Barometer, ein nahes, sondern auch ein entferntes Gefühl von dem haben, was in der Atmosphäre vorgehen wird. Der Barometer bürgt nur für gutes Wetter, oder zeigt nur gutes Wetter bis Uebermorgen an; allein wenn die Spinne lange Fäden spinnt, so kann man mit Gewißheit auf zehn bis zwölf Tage hinaus gutes Wetter erwarten. Diese Anzeigen sind gewiß in vielen Fällen in ihren Folgen wichtig, hauptsächlich aber für die Arbeiter des Feldbaues; daher, sagt ein Schriftsteller, hat man längst gewünscht, daß die besten Barometer, Thermometer, Hygrometer, Endiometer, nicht im Besitz der Verzehrer, sondern der Erzeuger, der Erndter, wenigstens in den Händen der Landpfarrer seyn möchten. Es ist daher ein großes Glück, daß unter den Gaben, die die gütige Natur dem Landmanne spendet, ein so wohlfeiles Werkzeug sich befindet, auf dessen Empfindlichkeit und daher Untrüglichkeit, in Ansehung der künftigen Witterung, er sich stets verlassen kann. Die Barometer sind oft sehr fehlerhaft, besonders bei der Anzeige von beständig schön. Was bei ihnen diese Anzeige hervorbringt, ist ein Zustand der Luft, welcher, indem er der Sonne die größte Kraft giebt, oft und plötzlich sich mit einer großen Menge Electricität schwängert, wenn nicht die gänzliche Auflösung des trocknen Wetters, doch wenigstens jene Ungelegenheiten erzeugt, deren Vorherwissen so wichtig wäre. Die Arbeit der Spinne hebt dagegen alle Ungewißheit, selbst in Ansehung solcher schnellen Veränderungen. Die Spinne, die vielleicht das sparsamste aller Thiere ist, geht nicht eher an das Werk, und macht nicht eher einen so großen Aufwand an Fäden, die sie aus ihren Warzen zieht, als bis sie von dem vollkommensten Gleichgewichte aller constituirenden Theile der Luft, auf

eine beträchtliche Zeit hinaus versichert ist. Und selbst wenn es schon weit ins Jahr ist, und sie nicht mehr anders, als auf den Abzug und in den, schlechtem Wetter angemessenen Dimensionen arbeitet, und man dann die Spinne bei einem Regenwetter ihr Gewebe wieder ausbessern sieht, das der Regen verstört hat, kann man darauf rechnen, daß das Regenwetter nicht anhalten, sondern einer dauerhaften guten Witterung Platz machen werde. Siehe über die Witterungsanzeige durch die Spinne auch oben, unter Hausspinne die davon handelnde Stelle, S. 443, nach.

Ob übrigens die Kreuzspinnen Gift bei sich führen, ist noch nicht ganz ausgemacht. Die neuesten Naturforscher wollen dieses nicht zugeben; sie halten die Kreuzspinnen für ganz rein von allem Gifte; die ältern hielten sie für giftig, wenigstens wird es von einigen behauptet, besonders die große Kreuzspinne. Indessen hat einer der größten Gelehrten, la Lande, Spinnen als den ausgesuchtesten Leckerbissen genossen, wodurch er die Giftartigkeit dieses Insektes widerlegt. Es wollen aber doch Einige die Bemerkung gemacht haben, daß die Excremente der Kreuzspinne, wenn sie auf irgend eine entblößte Stelle eines sonst bedeckten Theiles vom Körper kommen, solche ein kleines Brennen verursachen, und eine rothe Stelle beim Fortwischen hinterlassen. — Die Kreuzspinne lebt nicht bloß außerhalb der Gebäude in Gärten, an Mauern ꝛc., sondern sie kommt auch in die Gebäude, in die Zimmer, und webt ihr Netz hauptsächlich daselbst an den Fenstern. Den großen gelben Sack, worin sich ihre Eier befinden, und der dem Cocon eines Seidenwurmes gleicht, hängt sie in den Zimmern an die Wände, besonders an die Kranzleisten ꝛc., und läßt daselbst die Jungen ausbrüten. Den Sack oder Cocon überspinnt sie von allen Seiten, so daß noch eine besondere sehr dichte Hülle darüber gewoben ist, die man mit einiger Mühe

von dem Cocon abziehen muß, um diesen zu erhalten. Ein Naturfreund sperrte, um die Brut und das Gespinnst der Spinne zu beobachten, eine große Spinne, nach seiner Beschreibung eine Kreuzspinne, in eine Schachtel, weil er sie wegen ihres dicken Leibes für weiblichen Geschlechts ansah. Sie legte auch in weniger als zehn Tagen ein Nest voll Eier, und hatte solche in dem Papiere, womit die Schachtel ausgelegt war, fleißig bespounen, und dieses so dick, daß wenn es gleich darauf geregnet hätte, der Regen nicht würde zu den Eiern durchgedrungen seyn. Er schnitt das Gespinnst an einer Seite auf, und fand einen fast runden Klumpen von etwa funfzig Eiern darin, die gelbbräunlich aussahen, und wie Krebseier aneinander hingen. In zwölf Tagen war dieses Nest am Fenster ausgebrütet, und die Jungen hatten die Eierschalen, die als weiße Häutchen erschienen, verlassen. Die jungen Spinnen sahen am Bauche gelblich aus, wie die Eier, aus welchen sie gekrochen; nur die Füße waren anfangs ganz weiß. Sie hielten sich einige Tage in dem Gespinnste zusammen, und krochen nur im Sonnenschein ein wenig heraus. Es war nicht zu bemerken, daß sie während der Zeit von dem Gespinnste etwas gefressen hatten, weil es gar keine Veränderung zeigte. Nach fünf Tagen verloren sie die gelbe Farbe, und es zeigte sich nach und nach eine mehr dunkelbraune. Da sie nun weiter auszukriechen begannen, so wurden sie mit dem Neste, darin sie gegen Abend zusammen krochen, wahrscheinlich um sich zu erwärmen; an einen andern Ort, wo sie mehr Raum hatten, gestellt. Hier spannen sie in acht Tagen so viel, als man ihnen kaum zugetraut hätte, und vertheilten sich in dem Gespinnste, welches aber kein kreisförmiges, sondern nur ein sehr langes und breites Gewebe war, und ihr erstes Lehrstück in der Webekunst zu seyn schien. Aus Mangel an Nahrung, die ihnen nicht so gereicht werden konnte,

starben sie nach und nach ab. Die Alte lebte von Fliegen, die ihr zuweilen gereicht wurden, und spann nach vier Wochen wieder einen Sack mit Eiern, die aber nicht auskamen, und daher für das folgende Jahr aufgehoben werden mußten. Ein Paar andere Spinnen, welche noch einmal so dick waren, als die vorigen, und einer mittelmäßigen Haselnuß in der Dicke des Leibes glichen, haben keine Fliegen fressen wollen, auch keinen Sack gesponnen, noch Eier gelegt. Sie starben daher ehe vierzehn Tage um waren, aus Mangel an Nahrung, die ihnen nicht gereicht werden konnte, oder aus Betrübniß der Gefangenschaft, in der sie gehalten wurden. Auch die Kreuzspinnen ziehen gegen einander zu Felde, und der Ueberwundene wird eine Beute des Ueberwinders, der ihn tödtet. Man hat anfangs geglaubt, daß sie solches aus Hunger thun; allein alle dieserhalb angestellten Beobachtungen haben bewiesen, daß solches bloß aus Mißtrauen, überhaupt aus Feindseligkeit gegen einander geschieht; denn man hat gut genährte Spinnen zusammen in ein Glas gethan, und gesehen, wie sie sich einander anfallen, und die stärkere die schwächere tödtet, so daß bei mehreren eingesperrten Spinnen die stärkste von allen allein den Platz behauptete. Hier war nun nicht Hunger die Ursache zu diesem allerfeindseligsten Verfahren, sondern eine Neigung zum Morde, zur Zerstörung ihrer Gattung. — Diese Art Spinnen ist es, die, sey es nun aus welcher Ursache es wolle, den Abscheu und Ekel vor den Spinnen hervorgebracht. Wahrscheinlich wegen ihrer auffallend sonderbaren, ja man könnte hier sogar sagen abentheuerlich-abschreckenden Gestalt. Die langen Beine, die gleich Stelzen in die Höhe stehen, der dazwischen liegende kugelrunde rostbraune Leib, der dagegen ganz unverhältnißmäßige kleine Kopf und die Brust, kurz der ganze Spinnekörper hat etwas Abschreckendes, welches sich nur fühlen, aber nicht be-

schreiben läßt; und bei dessen öfteren Anblick, bei der Gewohnheit sie öfter zu sehen, die unangenehme Empfindung bei vielen Menschen doch nicht ganz unterdrückt werden kann. Bei diesen Menschen liegt dieser Abscheu wohl etwas tiefer, als ihn bloß der Einbildung zuschreiben zu wollen; er ist ein Erbstück, eine Uebertragung der Eltern auf das Kind; denn man findet, daß diese Furcht vor den Spinnen ein Eigenthum ganzer Familien ist, besonders aber findet sie sich bei den Frauenzimmern, die oft beim Anblick einer Spinne Convulsionen und andere Zufälle erhalten. Dieses Alles kann uns aber nicht bestimmen, die Häßlichkeit der Spinne als entschieden anzunehmen; denn dadurch würde man verrathen, daß man nicht alle Arten derselben kennt, oder doch wenigstens alle uns vorgekommene Spinnen nicht genau genug betrachtet habe, um daran mancherlei Schönheiten, besonders in den Zeichnungen auf dem Rücken und an den Beinen zu entdecken, und Jemand macht bei Erwähnung mancherlei Schönheiten der Spinnen die nicht unpassende Bemerkung, daß der bizarre Anzug mancher Damen in verschiedenen Zeiten weit weniger den Namen merveilleux verdiene, als die Spinne den Namen der Häßlichkeit. Und nimmt man an, daß der Begriff von Häßlichkeit überhaupt sehr schwankend, und nur relativ ist, und Jemand etwas häßlich findet, was der Andere schön nennt, so möchte sich die Häßlichkeit der Spinne wohl auf diesen Satz zurückführen lassen. Auch liegt die Furcht vor den Spinnen nicht so in dem Begriffe von der Häßlichkeit ihrer Gestalt, als in der Vermuthung des Giftes, welches sie bei sich haben sollen, daß sie stechen, und durch den Stich unserm Körper das Gift mittheilan, wie dieses bei den größern, rauhen Spinnen, den Taranteln ꝛc. vermuthet wird; allein auch hierauf kann sich der Begriff von Häßlichkeit, von Ekel, den man bei ihrem Anblicke empfindet,

nicht allein gründen; denn es giebt ähnliche Insekten, die wirklich stechen, und Gift durch den Stich beibringen, wie z. B. die Wespe, Biene, Hummel ꝛc., und die man deswegen nicht für häßlich ansieht, wenn man gleich sie fürchtet, und sie sich abzuwehren sucht. So ist der Frosch vielen Menschen ein scheußliches Geschöpf, Andern dagegen ist er angenehm, und sie essen sogar seine Keulen oder Schenkel in Fricassee oder gebraten, und wirklich sind sie, en Fricassée genossen, eine sehr zarte und auch delikate Speise; auch diente der Frosch dem großen Naturforscher Spallanzani als eine Art Spielwerk, indem er ihm in einer gewissen physiologischen Absicht eine Hose, ein Paar Beinkleider, anzog; und so finden wir es mit mehreren Thieren und Insekten. — Man findet oft in öffentlichen Blättern, besonders im ehemaligen Reichsanzeiger, jetzt Anzeiger der Deutschen, Anfragen: wie man Personen die Furcht vor den Spinnen benehmen könne; um so mehr, da Personen, die sich's zur Schande anrechnen, vor einem so kleinen Thierchen, wie die Spinne, sich zu fürchten, es versucht haben, sich dieser Furcht zu entschlagen; allein alle ihre Bemühungen waren vergebens, und es zeigte sich, daß diese Furcht mit den zunehmenden Jahren mehr zu-, als abnahm. Ein Arzt in Halle bringt bei diesen Anfragen im Anzeiger vom Jahre 1793, Bd. 1, S. 995, eine Geschichte, welche der Hofrath Ritter von Zimmermann in seinem Werke: von der Erfahrung in der Arzneikunde, Th. 2, Kap. 14, von S. 592 bis 593, erzählt, in Erinnerung, worin gesagt wird, wie ein Mensch, der eine große Furcht vor den Spinnen hat, von solcher auf eine leichte und sichere Art befreit werden kann. Die Geschichte ist im Auszuge folgende: Wilhelm Matthew, ein sonst gar nicht furchtsamer junger Mann, bekam, so oft er eine Spinne in seiner Nähe sah, Con-

vulsionen, und diese Antipathie wider die Spinnen war bei ihm so groß, daß er nicht im Stande war, eine aus schwarzem Wachse in seiner Gegenwart von einem seiner Freunde verfertigte Spinne zu berühren. Der Ritter v. Zimmermann rieth ihm folgende Kur: Er soll mit Bleistift einzelne Theile von einer Spinne, und nachher die ganze Spinne zeichnen, nachher diese Theile und endlich diese Spinne, so wie sie in der Natur ist, abmalen; hierauf einzelne Theile mehrerer Spinnen, endlich ganze; dann todte, und zuletzt lebendige Spinnen sich vorlegen lassen. Matthew verwarf diesen Vorschlag; indessen hat ihn ein Anderer aufgenommen, und dessen Nutzen erprobt gefunden, indem er sich durch die Befolgung derjenigen Regeln, die der Herr von Zimmermann oben dagegen angegeben hat, von einer fast unüberwindlich scheinenden Furcht vor den Kröten in soweit befreit hatte, daß er diese Thiere ganz mit Gleichgültigkeit betrachten und sie auf sich zu kriechen sehen konnte, da er vorher bei deren Anblick schon in der Entfernung zitterte. — Ob übrigens dieses Mittel bei allen Menschen ohne Unterschied einen gleichen Erfolg hat, ist zu bezweifeln, gewiß nicht bei denen, wo diese Furcht von den Eltern angeerbt worden; ja, ich kenne Leute, die einen ähnlichen Abscheu, einen Ekel vor Mäusen und Ratten, wie Andere vor den Spinnen haben, und dieser Abscheu ist ihnen geblieben, sowohl beim Anblick der lebendigen, wie der todten, ja sogar bei den abgebildeten genannten Thieren, und sie haben sich auf keine Weise davon befreien können. Sie haben nun zwar diese Thiere weder ganz, noch einzelne Theile davon gezeichnet, allein sie würden durch dieses Zeichnen doch nicht den Abscheu und Ekel davor überwunden haben; denn wenn gezeichnete oder gemalte Mäuse und Ratten einen widrigtn Eindruck machen, wird dieser Eindruck durch das Selbstzeichnen nicht vermin-

dert oder ganz vertilgt werden; er wird in eben dem Grade bleiben, wie es anfangs der Fall war. Wenn aber die Furcht, der Abscheu vor diesen Thieren bloß durch etwas äußerlich Widriges entstanden ist, was mehr in der Einbildung liegt, mehr die Einbildung beschäftiget, so kann allerdings die oben von dem Ritter v. Zimmermann angeführte Methode sehr zweckmäßig seyn, und die Furcht und den Abscheu dagegen heben, weil diese Furcht ꝛc. nur in der Einbildung lag, nur darin gegründet war. Mit der Gewöhnung an dieses Schreckbild durch das Zeichnen, verschwindet es nach und nach in der Einbildung; man sieht es jetzt von der rechten Seite in der Wirklichkeit an, und entdeckt, daß man sich getäuscht hatte. Ganz anders ist es aber mit dem Abscheu und Ekel, der im Innern, in der Natur selbst liegt, und von den Eltern übertragen oder angeerbt worden ist. Hier helfen alle äußeren Mittel nicht nur nichts, sondern sie erhöhen noch den Abscheu und Ekel. Dergleichen Personen sind von dieser Krankheit nicht zu heilen, wenigstens nicht in den Jahren, wo Körper und Geist, beide schon für alle äußeren Eindrücke empfänglich sind. Vielleicht wäre es möglich, wenn Eltern, die mit einem gleichen Uebel befallen sind, solches auch bei ihren Kindern ahnen, und daher in zarter Kindheit sie mit den Gegenständen durch Andere bekannt zu machen suchen, da sie selbst, an diesem Uebel leidend, dieses wohl nicht verrichten können; man würde dann wenigstens erfahren, ob gewisse Gegenstände, die bei den Eltern Furcht, Abscheu und Ekel hervorbriugen, sich schon bei dem zarten Kinde äußern, und also die Disposition dazu schon im Körper stecke oder vorhanden sey; denn nur in zarter Jugend lassen sich wohl dagegen wirksame Mittel anwenden, die das Uebel heben können.

Daß sowohl die Kreuzspinne, als auch die Haus- oder Zimmerspinne den Schnupf- und Rauchtabak

lieben soll, wollen einige Beobachter dieser Thiere bemerkt haben. So fand ein Naturfreund, der zugleich ein starker Tabaksschnupfer und Raucher war, in seinem Schnupftabake, der etwa von dem Kaufmanne nicht hinlänglich zugedeckt gewesen seyn mußte, vertrocknete Spinnen und Spinnenbeine. Um sich nun davon zu überzeugen, ob diese Spinnen nicht zufällig in den Tabak gekommen, vielleicht bei Reinigung des Magazins oder Gewölbes des Kaufmanns hinein gefallen sind, oder auf sonst eine Art in ein Tabaksfaß gejagt worden, und darin von dem Geruche oder der Beitze des Tabaks umgekommen sind, so stellte er auf eine Kammer zu wiederholten Malen Schnupftabak (Rappé) in einem offenen Gefäße hin, und er fand nicht lange darauf eine lebendige Spinne, die sich darein vergraben hatte, und nur noch mit einem hervorragenden Beine eine zitternde Bewegung machte. Bei dem Rauchtabake hat er gleichfalls bemerkt, daß, wenn derselbe nicht genug verwahrt ist, die Spinnen gern hineinkriechen. Auch schon gebrauchte Tabakspfeifen sollen den Besuchen der Spinnen ausgesetzt seyn. Der Mittheiler dieser Beobachtung macht dabei die Anmerkung: daß diese Entdekung den Liebhabern des Schnupftabaks einen Widerwillen gegen den Gebrauch desselben verursachen könne, welches jedoch wegfalle, wenn der Tabak gut verwahrt werde. Es sei hier nur die Frage: 1) Was ist die Ursache hiervon? 2) Kann der Rauch- und Schnupftabak dadurch auf irgend eine Weise schädlich werden? —

Man hat nun noch einige Arten Kreuzspinnen, welche bloß in der Farbe verschieden sind. So giebt es eine Art Kreuzspinne, welche eine ganz weißfahle Farbe hat, 8 Linien lang und 6 Linien dick ist, und ein dreifaches, mit weißen Punkten gebildetes Kreuz auf dem Rücken hat. Der Bauch hat die Größe einer Haselnuß, und die Füße, vorzüglich die

langen, waren stärker, als bei andern Kreuzspinnen. Auf dem Bauche ging eine schwärzliche Linie von der Spitze der Spinne bis auf den Rücken herauf. Die Augen hatten dieselbe Stellung, wie bei der oben beschriebenen Kreuzspinne, S. 446. Ueberhaupt variirt die Kreuzspinne in Größe und Farbe ins Unendliche; man hat sie von einer dem Scharlach nahe kommenden Mennigröthe gefunden. Hier alle Varietäten dieser Art anzuführen, ist nicht der Ort.

3) Die fliegende Sommer- oder auch Herbstspinne, Aranea obtextrix, eine kleine Spinne, in der Größe eines Stecknadelknopfes, von welcher der fliegende Sommer, die Marien- oder Jungfrauenfäden, s. Th. 155, S. 498 u. f., herkommen sollen. Der längliche Vorderkopf dieser Spinne hat acht graue Augen, welche folgenden Stand haben, oder auf folgende Weise geordnet sind: ⁘ Der Hintertheil des Körpers ist eyrund, der Körper selbst glänzend schwarzbraun; die Füße sind von mittler Länge und gelblich; das ganze Insekt ist mit einzelnen Haaren besetzt. Diese Spinne kommt, nach Bechstein *) dem ich hier in der Beschreibung dieses Insekts größtentheils folge, im Anfange des Octobers in den Wäldern, Gärten und Wiesen, wo die Eyer desselben ungestört und unverletzt ausgebrütet werden können, zum Vorschein, und die Jungen breiten sich von da über das ganze Feld aus, so daß man sie den ganzen October hindurch bis in die Mitte des Novembers auf dem trocknen Boden von ganz Deutschland, ja wohl von ganz Europa antrifft, und da ihre Vermehrung so groß ist, so sieht man oft ganze Gegenden von diesen Thierchen wimmeln. Die Jungen,

*) Lichtenberg's Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte. Bd. 6, S. 55 u. f.

die ihren völligen Wachsthum noch nicht erreicht haben, sind nicht größer als eine Stecknadelspitze, bloßen Augen fast ganz unbemerkbar, schwarz und mit grauen Füßen. Im Anfange des Oktobers, wenn nur erst wenige Junge aus den Eyern ausgeschlüpft sind, bemerkt man im Sonnenscheine nur einzelne Fäden ihres Gewebes, welche sie von Zweig zu Zweig, und von Halm zu Halm ausspinnen; in der Mitte dieses Monats wird ihr Gespinnst aber schon bemerklicher, und in der letzten Hälfte sieht man, wenn man sich so hinstellt oder hinlegt, daß man die Sonnenstrahlen sich in den zarten Fäden spiegeln sehen kann, Zäune, Wiesen, Saat, Stoppeln, und gepflügte Aecker, selbst ganze Fluren, wie mit einem feinen weißen Flor dicht überzogen. Diese Art Spinne gehört nicht zu denjenigen, welche ein künstliches Gewebe verfertigen, sondern zu denen, welche einzelne Fäden von einem Orte zum andern ziehen; daher gehört sie zu den Weberspinnen, weil sie webt. Linné hat sie unter eine eigene Abtheilung gebracht. Die Fäden selbst sind, wegen der Kleinheit des Thieres, das sie spinnt, so fein und zart, daß man einen einzelnen, ohne Sonnenschein, mit bloßem Auge durchaus nicht erkennen kann, sondern dazu wenigstens ein zusammengedreheter Faden von sechs und mehreren einfachen erforderlich ist, den man aber sehr leicht, da die Fädchen spröde sind, und sich nicht leicht zusammen kleben, in seine einzelnen Bestandtheile wieder zerlegen kann. Die hellen und stillen Tage in den oben angegebenen Monaten sind die Zeit, wo sie sehr fleißig weben, und besonders, wenn des Morgens Reife gefallen sind. Von zwölf bis zwei Uhr des Nachmittags sind die Stunden, wo sie am fleißigsten sind und man ihre Industrie bewundern kann. Gewöhnlich findet man dann, wenn man mit guten Augen versehen ist, oder sich ein Vergrößerungsglas mitgebracht hat, eine so große Anzahl

oder Menge bei der Arbeit hin- und herschweifen, daß man es für ein Mückenspiel halten sollte. Wie nun die feinen Fäden sich losreißen und davon ziehen ꝛc., ist schon Th. 155, S. 500 u. f. beschrieben worden. — Da man in dem Gewebe dieser Spinne sehr oft, außer anderen Insekten, mehrere Spinnenarten findet, wie z. B. die Kastanienspinne, die schwarz und weiß gefleckte Staupenspinne, die ausgestreckte Spinne ꝛc., so hat man auch den fliegenden Sommer andern Spinnen zugeeignet, und besonders glaubt man, daß er von der zuletzt genannten, der ausgestreckten Spinne, Aranea extensa, herrühre; s. den folgenden Artikel.

4) Die ausgestreckte Spinne, Aranea extensa. Diese Spinne variirt sehr; am häufigsten findet man sie graubraun, mit heller zackiger Rückenbinde, weißgrauer Seitenbinde. Sie ist von mittelmäßiger Größe, hat einen langen und schmalen Hinterleib, und vorgestreckte Füße. Eine zweite Varietät dieser Spinne, die auch sehr häufig vorkommt, hat in der Mitte einen breiten auf beiden Seiten gezackten Purpurstrich, nach der Länge durchschnitten, nebst einem andern dünnen und goldfarbigen Streifen; dann folgt ein weißer Strich auf jeder Seite des rothen, nebst einem dünnen purpurfarbigen Streife in dem weißen, dann ein etwas breiter und dunklerer Streifen, von eben der Farbe, auf der Seite des Hintertheils. Unter dem Bauche hat sie zwei gelbe Streifen, welche einen breitern und schwarzen Strich in sich fassen, der nach der Mitte des Bauches und nach der untersten Seite des Oberleibes geht. Der Oberleib ist wie bei der ersten Art braun, und so auch die Füße. Diese Spinne hält sich in der Nähe von Gewässern und Sümpfen auf, und spinnt ihr Gewebe auf schmalen Zweigen und Hecken. Die Begattung geschieht wie bei den oben angeführten Spinnarten. Diese Spinne

wird von Einigen auch für diejenige gehalten, von der der fliegende Sommer oder das Mariengarn herkommen soll. Ein Naturforscher*) sagt über diese Spinne Folgendes.

Im Herbste, an einem ganz heitern Tage, stand ich mit meinem naturforschenden Freunde, dem Herrn Adjunctus Leffler, am Ufer unseres Werraflusses, und machten eben Betrachtungen über die Sommerfäden, als wir eine gräuliche schmalleibige Spinne, von mittlerer Größe, an einem dürren freien Aste eines vor uns stehenden Baumes in die Höhe eilen sahen. Unsere Augen verließen sie keinen Augenblick. Sobald sie an die äußere Spitze kam, sahen wir sie zu unserm Erstaunen mit großer Fertigkeit und Geschwindigkeit in der freien Luft über den Fluß setzen, der an dem Orte gewiß über 50 Schritte breit war. Es schien, als wenn sie gleich einem Schiffe mit vollen Segeln durch die Luft führe, das Ende ihrer Reise konnten wir zwar nicht mit unsern Augen erreichen, und daher konnte sie vielleicht viel weiter in der Luft fortgeflogen oder geschifft seyn, als wir vermutheten, so viel sahen wir aber ganz deutlich, daß von der Spitze des Astes an, wo die Spinne ihre Laufbahn anfing, ein starker Faden sich wagerecht schwebend in der Luft ausdehnte, von welchem wir nicht mit Gewißheit sagen konnten, ob er der Spinne statt einer Brücke oder statt eines Schiffes gedient hatte, weil unserm Gesicht die Entfernung zu groß und die Gegenstände zu klein waren. Ich habe beides für möglich zu halten Ursache. Hier nun zuerst die Untersuchung, wie es möglich ist, daß sich die Spinne eine Brücke über einen Fluß schlagen kann. Wie bekannt, können die Spinnen aus den Warzen, die neben ihrem After liegen, und gleich Sieben durchlöchert sind, eine unglaubliche Menge Fäden ziehen. Sie drücken nämlich durch die Kraft gewisser Muskelfibern aus den Oeffnungspunkten sehr vieler Röhrchen ihrer Spinnwarzen, so viel Spinnmaterie nach ihrem Gefallen heraus, als sie zu einem starken oder schwachen Faden nöthig ha-

*) Der Naturforscher, 12s. Stück, S. 118.

ben. An den beiden hintern Spitzen der Warzen sitzen krumme Häkchen, welche ihnen instar filatorii zur Abtheilung und Dirigirung der Fäden dienen. Hier nehmen die Spitzen der Hinterfüße, die auch krumme Nägel haben, den Faden ab, und ziehen ihn immer nach und nach weiter aus den Warzen heraus. Sobald ihn nun die Bewegung der Luft sanft fortbewegt oder ihn wohl gar ein starker Windzug mit Gewalt fortzieht, so wird den Füßen ihre Arbeit sehr erleichtert, und der Faden kann sich bald um viele Ellen verlängern. Die Spinne sitzt so lange bei der Entledigung des Fadens ruhig, bis sie dadurch, wenn sie den Faden mit dem Haken ihrer Füße anzieht, an dem Widerstande merkt, daß er sich nun an etwas müsse angehängt haben. Dann befestiget sie gleich den Anfang des Fadens an ihrem Sitze fest, und schneidet ihn entweder mit ihren scharfen Nägeln vom Leibe ab, oder windet ihn nur um etwas herum, um ihn noch weiter fortzuführen; sie kann nun durch den zarten vielgliederichten Bau ihrer mit Häkchen versehenen geübten Füße sicher und mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit auf diesem Faden, als auf einer Brücke, hin und herlaufen, und ihn nach ihrem Gutdünken verdoppeln. Um nun zu sehen, mit wie viel Wahrscheinlichkeit ein Luftschiff mit der Spinne oder die Spinne sich auf einem Luftschiffe fortbewegen kann, so darf man hier nur an einige andere physikalische Experimente erinnern, z. B. wie die elektrischen Drachen in die Luft steigen, Metalle auf dem Wasser schwimmen können ꝛc., um auch zu finden, daß sie sich auf einem, aus sich selbst herausgezogenen Faden in die Luft begeben kann. Sobald ihr Faden, welcher von der Luft, die ohnedies über dem Wasser dicker und schwerer ist, wagerecht getragen wird, so lang aus den Warzen herausgezogen worden ist, daß dessen Schwere um ein Merkliches abnehmen mußte, und daß die Spinne an dem Widerstande des Fadens seine große und hinreichende Ausdehnung in der Luft wahrnimmt, so begiebt sie sich auf denselben. Hier wird sie nun sicher, ohne ins Wasser zu fallen, von dem Faden getragen. Die schnelle Bewegung ihrer dünnen langen und haarigen Beine erleichtert ihr, gleich den

Rudern ihre Reise sehr. Kommt sie an das Ende ihres schwebenden Fadens, so fängt sie zwar an zu sinken; sie hat aber sehr gute Augen, und wird gewiß, wenn der Faden zu kurz seyn sollte, um an das Ufer kommen zu können, ihre Gefahr erkennen und zurücklaufen. Ist er aber hinreichend, so wird sie, ihrem Naturtriebe nach, ganz sanft ans Land gesetzt, und in eine andere Gegend kommen, wo sie sich vielleicht vor der üblen Witterung und vor dem Hunger schützen kann. Wenn aber keine Windstille ist, so geht auch diese Reise nicht so gut von Statten. Ein geringer Wind wird dieses Fahrzeug hin und her treiben, ein Sturmwind kann es aber ganz mit sich fortreißen, und es gleichsam ankerlos machen. In beiden Fällen faßt die Spinne mit ihren Fangarmen und an beiden Vorderfüßen ihr Gewebe fest, und streckt ihre übrigen sechs langen Beine wagerecht auseinander, wie der Vogel seine Flügel; sie kann sich nun ohne Lebensgefahr ihrem Schicksale überlassen, wohin sie mit ihrem Luftschiffe getrieben wird. Junge Spinnen habe ich verschiedene Male, da sie sich eben von der Höhe herabließen, auf diese Art durch den Wind losreißen und fortführen sehen. Ob aber erwachsene, schmalleibige Spinnen, besonders im späten Herbste, ihrem Instinkte nach, bei ihrer letzten Häutung ihre mehrsten Säfte ausgeleert haben, nicht auch zufälliger Weise solche Luftreisen mitmachen können, daran ist wohl nicht zu zweifeln, und daher sind auch belebte Sommerfäden, das heißt, in denen man noch lebendige Spinnen antrifft, nicht zu bezweifeln, ungeachtet ich nicht glaube, daß die Spinne aus eigenem Triebe, wie manche ehemals dafür gehalten haben, gleich den Zugvögeln durch die Luft fortziehen.

Nach dem eben genannten Naturforscher sollen auch diese Spinnen den sogenannten fliegenden Sommer weben, und nicht die unter Nr. 3 beschriebene Spinne allein, ja man trifft, nach ihm, in den Gärten und Wäldern vom Anfange des Septembermonats an, vielerlei Spinnen, und besonders auf den Bäumen eine überaus große Menge dünnleibiger

rölhlicher und gelber Spinnen an, die ihre verborgene Winkel verlassen haben, und mit großer Emsigkeit von einem Aste, von einem Zweige, von einem kleinen Reischen, ja von einem Blatte zum andern unregelmäßige Fäden hin und her ziehen. Des Morgens nach dem Reife fallen die große Menge Fäden, die sie gesponnen, erst in die Augen; man kann sich dann kein prächtigeres Schauspiel vorstellen, als wenn die Sonne diese mit vielen vom Reife gleichsam candirten Fäden besponnene Bäume bescheint, und so ist es auch mit den niedrigen Kräutern an der Erde; man gewahrt nur Gespinnste. Man findet diese Fäden von einem Grashalme zum andern, von einem Pflanzenstengel zum andern, von einem Steine, einer Erdfurche zur andern. Man hat die Sommerfäden auf den höchsten Bergen und Felsen aufgefangen, und sie mit denen in den Thälern ganz gleich gefunden; ja man hat ganze Klumpen, ganze Ballen dieser Sommerfäden aufgefangen und sie durch das Vergrößerungsglas betrachtet, worunter sie sich als eine Menge in einander geworrener und zusammengedrückter Fäden darstellten, welche man im warmen Wasser durch Hülfe eines Pinsels wieder auseinander breiten konnte. Die jungen Spinnen, welche unter zwei Jahren ihre Vollkommenheit zur Zeugung noch nicht erhalten haben, haben gewöhnlicher vor dem Winter, als im Frühling, gleich andern Geschöpfen die Mauserzeit oder die Häutung auszustehen. Wie oft oder wie vielmal sie während ihres Wachsthums ihre Haut abwerfen, dies weiß man so eigentlich nicht zu bestimmen; so viel ist aber allgemein ausgemacht, daß bei ihnen zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung diese häufigen Ausleerungen der ihnen zu der Zeit höchst beschwerlichen, fadigen Spinmaterie eben so nöthig seyn müssen, als dem Seidenwurme vor seiner Verpuppung. Auch die Hausspinnen sollen, nach einigen Naturforschern,

Beiträge zu dem fliegenden Sommer geben, besonders wenn sie im Spätsommer und im Anfange des Herbstes ihr Gespinnst unter den Dächern der Häuser machen, und es auch auf den Dächern und über die Förste hin und her ziehen. Diese werden dann vom Winde losgerissen und in die Luft fortgeführt. Wenn man sich, sagt ein Schriftsteller, im Herbste auf einen hohen Thurm begiebt, wenn am Mittage die Sonne heiß scheint, der Himmel blau, und die Luft hell und heiter, und ohne heftige Bewegung ist, und sich nun in eine solche Stellung zu setzen sucht, daß sich das Auge im Schatten befindet, und durchschauet die Luft nach einer Direction gerade über sich, so weit als das Auge nur dringen kann, so wird man nicht nur eine Anzahl von zarten Fäden erblicken, sondern auch über die Menge, über die Heere in der Luft schwimmender Insekten erstaunen. — Die Sommerfäden würden also, nach mehreren Naturforschern, nicht allein von der fliegenden Sommer- oder Herbstspinne, Aranea obtextrix, und der ausgestreckten Spinne, Aranea extensa, allein geliefert, sondern auch von vielen andern Spinnen, welche ihr Gewebe im Freien oder doch so machen, daß es von dem Winde aufgehoben und fortgeführt werden kann.

5) Die Derhamsspinne, Aranea Derhamii, unterscheidet sich von der Hausspinne, Aranea domestica, sowohl in der Farbe, als in der Stellung der Augen, und scheint auch keine bloße Varietät der Letzteren zu seyn; denn diese hat schwarze Flecken auf einem graubraunen Grunde, und Erstere lichtbraune auf einem braunen Grunde, und die Augen haben folgende Stellung; ⁘, einen Bernsteinglanz und sind ganz durchsichtig. Die Länge dieser Spinne, von der Spitze des Afters bis an den vordersten Theil

der Stirn, ist 7 Linien. Der Hinterleib ist etwas länger, als der Rückenschild, eyförmig, in Rücksicht der ganzen Spinne nur von mittler Größe und über und über mit häufigen schwarzbraunen Haarborsten besetzt. Die Grundfarbe desselben ist ein lichtes schmutziges Braungelb, welches aber wegen der häufigen schwarzen Fleckchen, bald dunkler, bald lichter erscheint. Diese Flecke bilden die ganze Zeichnung des Hinterleibes durch ihr Zusammenfließen an verschiedenen Stellen, besonders aber an der Oberfläche des Hinterleibes, wo sie, indem sie zusammentreten, zwei schwarze, beiderseits verloschene Längsbinden bilden, welche parallel neben einander herlaufen, und davon jede sechs lichtgelbbraune Flecken enthält, von denen die zwei vordersten die ansehnlichsten sind, und die übrigen Stufenweise an Größe abnehmen. Bei der Anglie-derung des Bruststückes mit dem Hinterleibe, stehen zu beiden Seiten zwei große braune Flecken. Die Spinnwärzchen sind nur ein wenig hervorragend. Die Füße sind lang, untereinander aber von ungleicher Länge, dick, und von den Schenkeln an bis gegen die äußerste Spitze nach und nach in das Dünne auslaufend; das längste Paar ist das vierte, darauf folgt das erste, dann das zweite, und endlich das dritte Paar. Sie sind alle mit schwarzen Borstenhaaren besetzt, von Farbe lichtbraun, durchsichtig, und mit schwarzen, in der Mitte sich aber immer in das Braune verlierenden Binden versehen. Die Fußklauen sind klein und schwarz. Diese Spinne ist sehr wild und hat ein furchtbares, für viele Menschen Ekel erregendes Ansehen. Sperrt man sie in Behältnisse, worin sie ihre Gefängenschaft merkt, so dauert sie nicht lange, und stirbt bald. Sie spinnt ihr Gewebe sehr dicht, florähnlich und groß in den Höhlungen der Bäume, Winkeln der Mauern, und an andern finstern Orten. Man findet diese Spinne auch häufig in den Gebäuden den

ganzen Sommer hindurch. Schon in ihrer Jugend kann man dieselbe von allen übrigen Arten leicht unterscheiden. Die Verschiedenheiten derselben betreffen bloß die bald lichtere, bald dunklere Farbe und Zeichnung.

6) Die Kreidespinne, weiße Spinne, Aran. cretata, salba, eine vier Linien lange Spinne, welche eine ganz weiße Grundfarbe hat und recht artig aussieht. Das Bruststück ist ganz milchweiß. Die acht Augen haben folgende Stellung ⁘ ; von den zwei äußersten laufen über die ganze Länge des Rückenschildes zwei blaßgrüne Binden. Uebrigens ist die ganze Oberfläche nur hin und wieder mit einzelnen sehr kleinen, kaum sichtbaren schwarzen Borsten besetzt. Die Fußspitzen sind milchweiß, der Hinterleib hat eine kugelförmige Gestalt, ist aber vorn etwas mehr hervortretend, und hat zwei gewölbte Flächen, eine obere und eine untere. Die Oberfläche ist vorn etwas platt gedrückt, und man gewahrt daselbst drei eingedrückte Punkte, welche in ein Dreieck geordnet sind, von dem ein einziger ganz vorn, und zwei neben einander hinter demselben erscheinen, auch bemerkt man noch zwei kleine Flecken gleich Punkten. Der ganze Oberthei l des Hinterleibes ist kreideweiß, nur gegen den Oberrand desselben kommt eine gegitterte gleichfarbige Zeichnung zum Vorschein, welche viel Aehnlichkeit mit dem gegitterten Gewebe des in die Quere durchschnittenen Elfenbeins hat, so viele sehr zarte, dunklere in Zweige vertheilte Striche kommen an beiden Seiten derselben vor. Die untere Fläche des Bauches ist ebenfalls weiß, jedoch ist die Zeichnung beiderseits sehr fleckig oder geronnen, indem verschiedene schwarzgraue Zwischenräume sich in dieser weißen Farbe verschieden durchkreuzen, und über den After

einen schwarzgrauen Fleck bilden. Die fünf Spinnwärzchen am Bauche in der Nähe des Afters ragen wenig hervor. Rückwärts zwischen dem Bauche in der Oberfläche des Hinterleibes befinden sich zwei hintereinander stehende, in die Quere laufende matte rostfarbene kurze Querlinien, und zwischen dem After und der Wurzel des Hinterleibes kommen am Bauche drei Paar, schwach vertiefte schwärzliche Punkte, die ebenfalls hintereinander stehen, zum Vorschein. Ueber der Brust am Bauche ist der Hinterleib etwas dunkler, und hat gleichsam eine wässerige Farbe, in der von beiden Seiten ein gelblicher Fleck erscheint. Die Füße haben eine milchige Farbe und sind sparsam mit schwarzen Borsten besetzt. Die vordersten zwei Paare sind noch einmal so lang, als die hintersten, und sechsgliedrig. Diese Spinne ist selten, und wird im Monat Mai auf verschiedenen Pflanzen, theils in, theils unter den Blumenkronen in einem unordentlichen Gewebe gefunden. Besonders will man sie an den weißen Rosen bemerkt haben, deren Farbe sie trägt, nur hat diese bei der Spinne nicht einen gelblichen Schimmer, sondern ist wie mit Kreide bestäubt. Sie ist sehr böse, und beißt in Alles, was man derselben nur immer vorhält. Ihre Füße hält sie immer zur Seite ausgestreckt, und kriecht, nach Art der Krebsspinnen Linnés, bald vor, bald rückwärts. Schnell sieht man sie niemals anhaltend fortlaufen, doch macht sie, wenn man sie stört, bald hin, bald her einige sehr schnelle Schritte, bleibt aber dann gleich wieder stehen. Sie kann sehr lange hungern. Ein Naturforscher hatte eine dergleichen Spinne ohne alle Nahrung über ein Vierteljahr in einer Flasche eingeschlossen gehalten, zwischen welcher Zeit sie kaum merklich einfiel, sich auch niemals häutete, ein Beweis, daß sie schon ihre völlige Größe erreicht haben mußte. Diese Spinne hat Aehnlichkeit mit

der Kelchspinne, Aranea Calycina, des Linné, nur ist diese gelblicher, und es fehlen derselben die rostfarbenen Flecke. — Auch die Osbeckische Spinne, Aranea Osbekii, des Skopali ist sie nicht, weil sie keine so große Anzahl von Punkten hat. Das Gespinnste von derselben ist ganz weiß. Wie schon oben angeführt worden, glaubten einige Naturforscher, daß sie ihre Farbe von den weißen Rosen habe, auf denen sie angetroffen wird, und durch welche, bei genauer Betrachtung, etwas Grünliches durchschimmert; allein man findet sie auch auf andern Blumen, und dann ist ihre Farbe, wie schon oben bemerkt worden, ein lichtes Weiß, wie Kreide- oder Cremnitzerweiß. Eine Abänderung von dieser Spinne hat um den weißen Rücken eine halbmondförmige rothe Einfassung.

7) Die marmorirte oder gefleckte Spinne, Aranea marmorea. Sie hat die Gestalt der Kreuzspinne, auch die Augen haben dieselbe Stellung, wie bei der ebengenannten Spinne, nur unterscheidet sie sich von derselben leicht an dem weißpunktirten Zirkel, der um die schwarz- und weißpunktirte Kreuzlinie des Unterleibes geht. Eine Abänderung davon ist von gleicher Gestalt, Farbe und Größe, nur gewahrt man auf ihrem perlfarbenen und hellbraunen dicken Leib kein Kreuz, sondern vier in einem regelmäßigen Quadrate tief eingedrückte Grübchen, und darunter zwei schwarze halbmondförmige Linien. Sie ist sehr lebhaft in ihrem Laufe. Einem Naturfreunde, der Beobachtungen zu machen ins Freie gegangen war, lief sie an seinem Stocke hinauf. Sobald er diesen wagerecht in die Höhe hob, stand sie auf einmal still. Hier betrachtete sie nun derselbe ganz in der Nähe im Beiseyn mehrerer glaubwürdiger Personen, die auf die Handlungen dieser Spinne neugierig waren. Man ließ derselben hier vollkommene Ruhe, und

gewahrte ganz deutlich, daß sie nicht so müßig war, als man glaubte; denn sie bewegte die etwas hervorragende Wärzchen an ihrer hintern Oeffnung sehr heftig, und drückte sie an den Stock fest an, auf einmal fuhr sie wie ein Pfeil an einem starken Faden, der einen sehr schönen Seidenglanz hatte, drei Ellen tief senkrecht herab. Da eben ein starker Wind ging, so mußte sie eine anhaltend schwankende krumlinie Bewegung machen; allein ungeachtet ihrer beträchtlichen Schwere, blieb sie immer in einerlei Entfernung von dem Stocke fest hangen. Den schönsten Anblick gewährte der Faden, als er sich durch den Wind in zwölf andere sehr feine Fädchen spaltete oder theilte, welche in der Sonne wie Reif glänzten. Die Spinne merkte jetzt wahrscheinlich, daß sie sich an einem Gegenstande befand, wo sie mit ihrem Gespinnste zum Gefangenen gemacht werden konnte, daher drehte sie ihren Vorderleib ganz in die Höhe, und zog sich mit größter Schnelligkeit wieder empor. Man konnte hierbei deutlich die ersten Anlagen zu den klumpigen dicken Sommerfäden machen sehen; denn im Hinaufsteigen wußte dieses industriöse Geschöpf durch die Geschicklichkeit ihrer Füße die zwölf Fäden dergestalt an einander zu schlagen, zu verwickeln, und an ihren Leib zusammen zu ziehen, daß diese zwölf drei Ellen lange Fäden nunmehr in eine schneeweiße Masse, von ungleicher Figur, und einer Länge von 2 Zoll zusammengeschrumpft waren. Die Spinne zog diesen weißen Klumpen auf dem Stocke eine Zeitlang hinter sich her, und verlängerte dadurch das eine Ende desselben mit ihrem Faden noch einige Zoll. Man ließ sie nun von dem Stocke an den Stamm eines Baumes laufen, und hier entledigte sie sich, sobald sie ihre Freiheit merkte, gar bald ihrer Last, und riß den Faden ab, welcher nun mit seinem weißen Klumpen in die Luft flog. Der Naturfreund nahm

diese ganze aufgefangene Masse mit nach Hause, nnd erkannte sie nach wiederholten vielfältigen Vergleichungen und Versuchen mit der Materie der Sommerfäden für einerlei. Hieraus gewahrt man nun, daß nicht bloß die oben, S. 466, angegebene kleine Spinne allein die Sommerfäden webt, sondern auch andere Spinnen, wenn gleich nicht in der Menge.

8) Die kugelichte Spinne, Aranea globosa. Sie ist durchaus glänzend schwarz, und hat nur an den Seiten des Unterlebes ein Paar röthliche Streifen; der Unterleib hat eine weiße Linie. Die Augen haben folgende Stellung .:.:. .Die Beine fallen aus der schwarzen in die Pechfarbe. Sie hält sich in den Gärten auf; man findet sie daselbst im Spätsommer oder im Anfange des Herbstes. — Eine Varietät von dieser Spinne hat an den Seiten zwei zinnoberrothe Flecken.

9) Die Blattspinne, Aranea foliata, eine $2\frac{1}{2}$ Linien lange Spinne. Der Rückenschild hat eine schwarze, etwas ins Graue fallende Grundfarbe; sie scheint dem unbewaffneten Ange gleichsam aus lauter schwarzgrauen, dicht aneinander stehenden Punkten zu bestehen, nimmt man aber zum Vergrößerungsglase seine Zuflucht, so gewahrt man, daß diese Zeichnung aus undeutlichen, den arabischen Charakteren nicht unähnlichen, Flecken zusammengesetzt ist, und davon jene einzelnen Fleckchen besonders merkwürdig sind, welche gleich an den zwei Seitenrändern des Rückenschildes vorkommen. Eine schmutzig gelbgrüne, bei manchen Exemplaren auch ganz grüngraue Binde, kommt oberhalb des Rückenschildes zum Vorschein. Sie hat die Breite der Augenreihen, läuft über den ganzen Rücken gleich breit herab, und ihr Rand ist zu beiden Seiten unordentlich gezähnt. An dieser breiten Binde bemerkt man noch drei matte kurze Linien,

wovon die mittlere die längste ist, welche vom Vordertheile des Rückens anfangen, parallel dicht neben einander laufen, und kaum die Hälfte der Länge des Rückenschildes erreichen. Das Bemerkenswürdigste von diesen drei Binden ist, daß sie augenblicklich verschwinden, wenn man die Spinne gegen das einfallende Licht hält, so daß der Schatten anf den Rücken fällt, und man bemerkt dann nur einen schlitzförmigen schmalen Fleck, welcher von der mittleren dieser drei Linien gebildet wird. Um also diese drei Linien genau zu beobachten, muß man die Lichtstrahlen gerade darauf fallen lassen. Zu beiden Seiten der dritten Binde befinden sich noch zwei schmale in die Länge laufende gleichfarbige Binden. Die Augen haben folgende Stellung : : : : und sind schwarzglänzend. Der Hinterleib ist länglich eyförmig, oben etwas herzförmig. Auf seiner Oberfläche hat er einen blattförmigen lichtgrauen Fleck. Diese blattförmige Hinterleibeszeichnung giebt den vorzüglichsten Unterscheidungscharakter bei dieser Spinne, daher sie auch den oben angeführten Namen erhalten hat. Der ganze Hinterleib ist mit schwarzen Borstenhärchen sparsam besetzt, welche an den Seitenstreifen des Leibes in Reihen geordnet vorkommen. Die Füße sind gelbbraun, mit dunkelbraunen Punkten zerstreut besetzt, aus welchen allemal ein gegen das Ende des Fußes mit einer Spitze zugekehrtes Borstchen entspringt, und die andern zwei Paare sind um vieles länger und stärker als die hintersten. Die schwarzen Fußklauen sind an der innern Seite gezähnt. Man findet diese Spinne auf der gemeinen Klette (Arctium Lappa Linn.) im Monat July und August, worauf sie ihr Gewebe spinnt, das eine ungleiche Form hat, indem sie die Blätter hin und her mit ihren Fäden bezieht. Sie gehört daher zu der **Gartenspinne.**

10) Die schöne blutrothe Spine, Aranea speciosa. Diese schöne Spinne, deren Farbe die hellste Blutfarbe an Schönheit übertrifft, ist 2 bis 3 Linien lang und 1 bis 1½ Linien dick. Die Verschiedenheit in der Länge und Dicke rührt wohl nur von dem Alter der Spinne, von den noch nicht ausgewachsenen, also jungen, und von den ausgewachsenen alten Spinnen her; daher wahrscheinlich diese Verschiedenheit in den Angaben, die man findet. Der Kopf verhält sich an Größe zu dem Leibe oder dem Bauchstücke bei den kleineren Exemplaren, wie zwei zu drei, bei den größeren wie eins zu zwei. Die Augen haben folgende Stellung ⁘. Bei diesen Spinnen ist nicht allein der Leib, sondern auch das Kopfstück roth, ja selbst die Füße, jedoch sind Letztere nicht so schön roth, sondern diese Farbe erscheint hier mehr weißlich, welches von der Durchsichtigkeit herrührt. Uebrigens sind die Füße nur kurz. Verwundet man diese Spinne, so giebt sie einen schönen carmoisinrothen Saft von sich, welcher also diese schöne rothe äußer Farbe giebt. Man findet diese Spinne in einigen Gegenden selten, in andern aber weit häufiger. Sie kommt im August und September, sowohl auf den Feldern, als auch in den Gärten vor; in den Letzteren hat man sie an den Gartenfenstern in kreisförmigen Geweben bemerkt; sie gehört daher zu den Spinnen, welche kreisförmige Gewebe machen.

11) Die doppelpunktirte Spinne, Aranea bipunctata, von glänzend schwarzer Farbe und nur mittelmäßiger Größe. Auf dem runden Hintertheile derselben sitzen zwei kenntbare eingedrückte Punkte, zwei weniger kenntbare stehen oben. Mitten zwischen den Punkten läuft, der Länge nach, ein brauner Strich, und ein anderer, welcher eben die Farbe hat,

und einen halben Mond bildet, umgiebt die vorderste Kante des Hintertheils. Der Bauch ist in der Mitte schwarz, auf den Seiten aber braun. Die Füße sind braun und haben schwarze Ringe. Man trifft diese Spinne an den Fenstern, besonders der einsam stehenden oder nicht bewohnten Gebäuden an, sie scheint diesen Aufenthaltsort am liebsten zu wählen; das Augensystem fehlt. — Eine Abänderung dieser Art ist wahrscheinlich die Aranea nocturna. Sie ist gleichfalls von mittelmäßiger Größe, glänzend schwarz, und hat braune Füße. Der Hintertheil des Leibes hat verschiedene eingedrückte Punkte, und unter denselben zwei weiße und ganz kleine; außer diesen hat das Insekt einen weißen Strich, der einem halben Monde gleicht, welcher die oberste Kante des Hintertheils umgiebt. —

12) Die Kastanienspinne, Aranea bimaculata. Diese kleine Spinne, welche noch nicht die Größe eines Flohes hat, und oft in den Sommerfäden verwickelt gefunden wird, ist ganz Kastanienbraun. Ihr Leib ist eyrund, niedergedrückt, uneben, mit zwei weißen Flecken besetzt, von welchen der vorderste größer ist, und aus zwei weißen zusammengelaufenen Punkten besteht; der hinterste ist kleiner und besteht auch aus zwei zusammengesetzten Punkten. Man hält auch diese kleine Spinne für diejenige, von welcher das Mariengarn, die Sommerfäden herrühren, weil man sie oft darin verstrickt, wie auch schon oben angeführt worden, antrifft. Nach Bechstein soll diese kleine Spinne mit ihrem Gewebe nur von dem Gewebe der fliegenden Sommerspinne, Aranea Obtextrix, überzogen und so beim Losreißen desselben durch den Wind mit in die Luft geführt werden. — Indessen scheint es doch, daß sie auch Antheil an dem Gespinnste des fliegenden Sommers hat, so wie

mehrere andere Spinnen. Ihr Augensystem finde ich nicht angeführt.

13) Die sechsäugige Spinne, Aranea sexoculata. Die Stellung der Augen dieser Spinne ist folgende · ⁚ · Der Unterleib ist mehr oder weniger grün, und die Füße sind eisenfarbig und behaart. Man findet sie im October häufig an den Mauern.

14) Die rothfüßige Spinne, Aranea rufipes, eine kleine Spinne, welche sich am Strande der Flüsse und Seen, und auch an andern Orten aufhält. Sie hat einen gleichen Ober- und Unterleib, das heißt, von einerlei Größe, und ist schwarz; der erste ist vorn, wo die Augen sitzen, sehr erhaben. Sie hat lange Fühlfüße, mit dicken Knoten am Ende, und die Füße sind roth. — Alle hier beschriebenen Spinnen findet man in Deutschland.

Die Jägerspinnen oder Jagdspinnen, Wolfsspinnen, Wanderspinnen, machen die zweite Klasse in dem weitläuftigen Geschlechte oder der großen Familie der Spinnen aus. Sie weben keine große Netze, wie die Weberspinnen, sondern machen sich nur eine Wohnzelle. Sie fangen die ihnen zur Nahrung dienenden Insekten im Sprunge. Die Begattung geschieht wie bei der vorhergehenden Klasse. Man zählt zu dieser Klasse auch die nomadisch lebenden Spinnen, welche bloß umherschweifen, und willkührliche Zellen zur Ausbrütung ihrer Jungen machen. Die bekanntesten dieser Spinnen sind:

1) Die gescheckte Jägerspinne, die Hüpfspinne, Aranea scenica. Der Hinterleib oder Bauch dieser Spinne ist mit abwechselnd schwarzen und weißen Sparren bezeichnet, das ist, der Bauch ist schwarz und hat drei weiße Querbinden. Sie

läuft vor- und rückwärts an den Mauern, und springt auf ihre Beute.

2) Die Sackspinne, Aranea saccata, welche zugleich mit der Kreuzspinne im Sommer erscheint. Die Augen dieser umherschweifenden Spinne haben folgende Stellung ⁘. Ihr Hinterleib ist netzförmig und rostrothbraun; die Füße sind haarig. Man findet sie in den Gärten, wo sie an der Erde umherläuft, und sich durch einen, aus weißlicher Seide gesponnenen, Sack auszeichnet, der unter ihrem Bauche festsitzt, und worin sie ihre Eyer trägt. Sie vertheidiget sich muthig, und wenn man ihr denselben abreißt, so sucht sie ihn wieder zu erlangen, und sich an den Leib zu befestigen.

Hierher gehören nun noch: die dunkle Spinne, Aranea obscura, welche graubraun von Farbe ist, sehr lange Hinterfüße hat, und auf Bäumen lebt, von denen sie von Zweig zu Zweig auf ihre Beute herabschießt oder hüpft; und die Wanderspinne, Aranea viatica, deren Augen folgende Stellung ⁙ haben, und die vom Ende April bis Ausgang Augusts nicht selten auf Feldern und Ländereyen angetroffen wird, und nur nomadisch lebt, kein Gewebe macht, sondern nur eine Zelle für ihre Jungen. Ueber diese Spinnen sehe man auch die Art. Wolfsspinnen und Wanderspinnen nach.

Die Krebsspinnen sind Wasserspinnen, welche sich besonders in stehenden Gewässern aufhalten, nicht auf der Oberfläche laufen, wie die Jägerspinnen, sondern gewöhnlich untertauchen. Die zwei vordern Fußpaare sind die längsten bei ihnen. Sie spinnen nur für die Jungen eine Hülse unter dem Wasser, und laufen seitwärts. S. den Art. Wasserspinnen.

Die Minirspinnen. Sie haben ihren Namen von den Erdlöchern, welche sie sich machen, und in welchen sie sich Zellen bauen, oder ihre Eyer in zusammengewickelte Blätter legen, die sie durch ein Gespinnst zusammenziehen, oder so umspinnen, daß es eine Hülle wird. Die bekanntesten Arten sind:

1) Die Tarantel, Aranea Tarantula. Sie ist die größte Spinne in Europa, gegen 1 Zoll lang, und bewohnt vorzüglich das mittägige Europa, wo man sie in Unter-Italien, dann auf den Inseln Sicilien und Corsika, auch in Dalmatien und Ragusa antrifft. Sie soll ihren Namen von der Stadt Tarent in Apulien haben, weil sie daselbst wohl am meisten angetroffen wird oder sich in dieser Gegend hauptsächlich aufzuhalten pflegt. Einige wollen, daß ihr Biß daselbst am gefährlichsten seyn soll; dieses ist aber nur eine bloße Vermuthung, keine Gewißheit. Der Brustschild hat schwarze, dreieckige Flecken, und der Hinterleib ist, so wie die Füße, schwärzlich gestreift. Sie sollen aber auch, nach einigen Schriftstellern, in der Farbe variiren, bald aschfarbig, bald dunkelgelb, jedoch ist die schwarze marmorirte Zeichnung die gewöhnlichste. Die aus dem Maule gehenden zwei Stacheln oder Freßzangen sind sehr spitz, und mit denselben oder durch dieselben soll sie auch ihr Gift auslassen. Sie legt ihre Eyer in Löchern, welche sie sich in thonigem Boden aushöhlt, und worin die Jungen ausgebrütet werden; auch findet man sie in Steinritzen auf dem Felde. Man behauptete ehemals, daß ihr Biß den sogenannten St. Veitstanz hervorbringen soll, das heißt, ihr tödtlicher Stich, wie man glaubte, könne nur durch eine für den Verwundeten geeignete Musik, nach welcher der Gebissene oder Verwundete bis zur Erschöpfung tanzen muß, geheilt werden; allein dieses soll nur eine Fabel, ein Mährchen seyn. Ihr Biß soll zwar gefährlich seyn, aber nicht zu allen Zeiten im

Jahre, nur in den heißen Sommermonaten soll er Schmerzen und Anschwellung der Theile um die Wunde erregen. Sie soll in der genannten Zeit selbst auf den Menschen los gehen, und ihm einen Stich beizubringen suchen; allein auch dieses, von einigen Schriftstellern erzählt, scheint wohl ohne Grund zu seyn, und es könnte nur geschehen, wie bei den Wespen, Bienen ꝛc., wenn sie gereizt werden, oder man sie fortzujagen sucht; sonst stechen alle diese Insekten, wenn man sie ganz ruhig sitzen läßt, gar nicht oder doch nur sehr selten. Ueberhaupt sollen diese Spinnen in andern Gegenden gar nicht gefürchtet werden, wie dieses zum Beispiel, nach Germar*) in Dalmatien der Fall ist, wo ihr Stich nur eine unbedeutende Entzündung verräth. In Apulien soll der Stich jedoch in den heißen Monaten nicht bloß eine Entzündung, sondern auch andere Zufälle hervorbringen. Anfangs soll der Stich, gleich einem Wespenstiche, nur eine leichte Entzündung hervorbringen, in deren Mitte oder an dem Orte des Stiches selbst erscheint ein kleiner blauer oder schwärzlicher Fleck, bald darauf zeigt sich eine Geschwulst, mit heftigen Schmerzen begleitet, die Brust wird beklommen, der Athem schwer, der Puls geht schwach und die natürlichen Funktionen des Körpers werden gehemmt; obgleich diese Zufälle nach der Körperbeschaffenheit des Gestochenen, und der Spinne selbst, indem es mehrere Varietäten davon giebt, sich merklich ändern. Ob die Zufälle der Raserei, die man in manchen Werken angeführt findet, wirklich so bedeutend sind, daß die Kranken völlig ihrer Sinne beraubt werden, und Einige lachen, Andere weinen, wiederum Andere sich auf mancherlei Weise geberden,

*) Reise nach Dalmatien und in das Gebiet von Ragusa, von Ernst Friedrich Germar. Leipzig und Altenburg, 1817. S. 270.

die den höchsten Grad des Wahnsinns andeuten, muß dahin gestellt bleiben, weil man in den neuesten Werken, worin dieses Insekts Erwähnung geschieht, darüber nichts angemerkt findet; indessen wäre das Gift wirklich so bösartig, als es mitunter versichert wird, daß man es so gefunden habe, so können auch wohl die genannten Zufälle dabei vorkommen. Man soll auf den Stich sogleich, nachdem er geschehen, zerquetschten Knoblauch mit Theriak legen, welches das weitere Umsichgreifen des Giftes verhindern soll. Vielleicht würde auch dasjenige Mittel, welches wider den Bienen- und Wespenstich so vorzügliche Dienste leistet, nämlich gleich Baumöl oder zerquetschte Oliven auf den Stich gethan, hier auch von Wirkung seyn. Daß es übrigens mit dem schon oben angeführten St. Veitstanz wohl nur ein Mährchen ist, geht schon daraus hervor, daß man auch besondere Instrumente dazu vorgeschrieben hat, nämlich die Geige, die Zither, und die Zimbel von weißem oder gelben Bleche, Tamborello in der Landessprache genannt; auch soll nicht jedes Spiel und jeder Gesang dazu passen; denn so wie die Taranteln verschieden seyen, so müsse auch das Spiel und der Gesang so lange probirt werden, bis man den rechten finde, nach welchem der Kranke zu tanzen anfange; es müsse gerade diejenige Musik seyn, die auf sein krankes Gefühl wirke, es in der Betäubung, worin er sich befinde, errege, daß er zu tanzen beginne, und solches so lange fortsetze, bis er ermüdet zu Boden falle, und dadurch in einen heftigen Schweiß gerathe. Dieses Mittel mußte so oft wiederholt werden, bis der Kranke wieder hergestellt war; gewöhnlich vierzehn Tage lang. Man fing ihn alle Morgen mit Aufgang der Sonne an, und setzte ihn zwei bis drei Stunden hintereinander fort, dann ward es erlaubt sich auf ein Bett zu legen, und den Schweiß ruhig abzuwarten, wobei

jeder Ausbruch abgetrocknet werden mußte. Dann wurde er wieder angefangen, so daß sie täglich an zwölf Stunden mit diesem Tanz zubringen mußten. Es werden auch Rückfälle angegeben, welche sich besonders nach Verlauf eines Jahres um dieselbe Zeit wieder einstellen sollen, als zu welcher der wieder Hergestellte die Krankheit gehabt hat. Diese Rückfälle sollen aber nur in einer Mattigkeit und Trägheit des Körpers bestehen, die so lange anhalten, bis die heißen Monate, in welchen der Tarantelbiß so schädlich ist, vorüber sind. Man nannte die Krankheit Tarantismus oder Tanzkrankheit, St. Veitstanz, weil dieser Heilige zuerst diesen Tanz oder vielmehr die Mittel dazu, die Musik, angerathen haben soll. — Wenn etwas an dieser Kur daran ist, da mehrere alte Schriftsteller ihrer Erwähnung thun, so läßt sie sich nur mit der damaligen Zeit, und den Begriffen, die man von der Heilkunst, besonders in Italien, hatte, entschuldigen; starke, schweißtreibende Mittel würden gleiche Wirkungen hervorgebracht haben, ohne den Schweiß des Kranken durch solche Mittel zu erregen. Der bekannte Kircher schreibt von den wunderbaren Kuren dieser Tanzkrankheit sehr weitläuftig in seiner Arte magnetica.

2) Die Vogelspinne, Aranea avicularia. Diese Spinne soll, nach einigen Entomologen, nur $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, und so dick wie eine Faust seyn, dieses würde aber mit der Länge nicht übereinstimmen, also ist hier anzunehmen, daß sie von verschiedener Größe ist. Abgesehen hiervon, so ist so viel gewiß, daß sie eine von den größten aller bekannten Spinnen ist. Das Vaterland derselben ist Süd-Amerika, wo sie besonders in Surinam in Mauern und Baumlöchern angetroffen wird; sie spinnt Baumblätter zu einem Neste zusammen. Die Farbe dieser Spinne ist überall ein schwärzliches Braun, auf dem Brustschilde hat sie

einen Quereindruck. Die Füße sind gleichfalls braun und sehr behaart, so wie der ganze Körper. Die Freßzangen sind lang und stark, gegliedert, und haben gleichfalls die Farbe des Körpers. Diese Spinne ist den kleinen Vögeln sehr nachtheilig, indem sie nicht nur ihre Eyer aufsucht und sie aussaugt, sondern sie sogar selbst tödtet. Besonders verfolgt sie die Kolibris, und sucht sie durch ihren Stich zu tödten, ja selbst dem Menschen ist ihr Biß oder Stich gefährlich.

3) Die Mauerspinne, Aranea cementaria. Diese Spinne ist nur klein und hat auf dem ganzen Körper eine braune Farbe; sie gräbt sich in die Erde an Abhängen ein Loch, tapeziert es mit Geweben aus, und verschließt es mit einem Deckel. Außer dieser hier genannten und beschriebenen Mauerspinne giebt es noch mehrere Arten, sowohl in Europa, als auch außer demselben, deren Beschreibung aber hier übergangen werden muß.

Hierher gehören nun auch noch die sogenannten Afterspinnen (Phalangium), welche mehrere Entomologen zu den Krebsspinnen (Chelifer, Geoffroi) rechnen, oder sie wenigstens unter dem Namen Afterspinne, in zwei Abtheilungen bringen, wie Cüvier. Der Charakter dieser Spinnengattung ist folgender: Sie haben den Körper und die Beine der Spinnen, und, so wie diese, keine Fühlhörner. Dagegen haben sie nur zwei zusammenstehende Augen auf der Mitte des Brustschildes, und ihre Kinnbacken, welche eine unbewegliche Klaue einer beweglichen gegenüber haben, stellen Kneipzangen vor. Der Leib ist kugelicht, und die Zeugungswerkzeuge sind einfach und liegen unter dem Bauche. — Die erste Abtheilung sind die Afterspinnen mit Freßspitzen, die sich in Scheren endigen, wie bei den Skorpionen, und die eigentlich Krebsspinnen genannt werden. Hierher gehört der Bücherskorpion, Phalangium cancroi-

des, s. unter Bücherwurm, Th. 7, S. 330, und unter Skorpion, Th. 155, S. 74. — Die zweite Abtheilung hat fadenförmige Freßspitzen und lange Beine, die fünf bis sechsmal länger sind, als der Leib, und hierzu gehört der gemeine Langbein, Weberknecht, Habergeis, Tod, die Glücksspinne, Phalangium Opilio; Fr. le Faucheur ordinaire. Der Leib dieses Insektes ist wie ein Schrotkorn, jedoch mehr oval, die Farbe ist gräulich, unten weißlich; die Beine sind über einen Zoll lang, und bewegen sich, wenn sie dem Insekte ausgerissen werden, noch lange nachher. Diese Insekten schwärmen bei Nacht allenthalben in Häusern und Gärten herum, halten sich auch an dem alten Gemäuer auf. Am liebsten ziehen sie aber des Abends nach dem Lichte in die Zimmer. Auch sitzen sie an den Wänden in der Nähe des Fensters. — Andere Insekten dieser Art, überhaupt dieser zweiten Abtheilung, müssen übergangen werden. — Die Wasserspinnen, welche auch zu dieser Klasse gerechnet werden, kommen, wie schon oben, S. 484, erwähnt worden, unter W. vor.

Was nun die Fortpflanzung der Jäger- und der Erd- oder Minirspinnen anbetrifft, da von den Weberspinnen das Nöthige hierüber schon unter Hausspinne und unter Kreuzspinne, oben, S. 444, und S. 452, gesagt worden, so müssen sie schon mehr auf die Unterbringung ihrer Eyer bedacht seyn, als die Hausspinne ꝛc.; denn diese findet auf einem leichten und kurzen Wege an den Wänden, Mauern, unter dem Dache, und in jedem Winkel des Gebäudes, für sich, ihre Eyer und ihre Brut eine Sicherheit, und der Instinkt treibt sie auch nicht weiter, als bis dahin. Die Feld- und Erd- oder Minirspinne würde aber in ihrem Geschlechte und ihrer Art durch Regen und Frost im Winter gewiß zerstört

werden, viele Vögel würden dadurch ihre Nahrung verlieren, wenn ihnen nicht noch andere Triebe zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung von der Natur gegeben worden wären. So z. B. legen einige Minir- oder Erdspinnen im Frühling ihre Eyer in ein Behältniß, welches sie als einen dicken Hintertheil mit sich fortschleppen, in welchem die Eyer so lange, bis die Brut aus demselben hervorgekommen ist, aufbewahrt werden, worauf dieses Behältniß, als ein überflüßiger Theil, sich von selbst absondert und wegfällt. Die Jungen setzen sich, nachdem sie aus dem Eye an das Tageslicht gekommen, auf den Rücken ihrer Mutter, oder ziehen sich auch wieder, wenn die Frühlingswitterung für sie zu kalt und naß ist, in ihr erstes Behältniß, wenn solches noch nicht abgegangen ist, zurück. Die Mutter trägt indessen ihre Jungen, die sich gleich einem kleinen Höcker auf einander setzen, auf dem Rücken herum, und diese verlassen ihre Mutter nicht eher, als bis die Luft und Erde von der Sonne so erwärmt worden, daß sie darauf ausdauern können. Andere Erdspinnen, Wanderspinnen, legen ihre Eyer in einen kleinen Sack, von der Größe einer Erbse, wie z. B. die Sackspinne, Aranea saccata, s. oben, S. 484. Für diesen Sack, der ihr Liebstes in sich faßt, tragen sie auch die größte Sorgfalt. Wo sie hinkriechen, da schleppen sie solchen auch mit, indem sie denselben durch Gespinnste an sich befestiget haben, und mit den Hinterfüßen zugleich hinter sich herziehen. Stehen sie still, so setzen sie sich, wie eine Glucke, auf ihre Eyer; scheint die Sonne, so tragen sie den Beutel dahin, damit er von der Sonne erwärmt wird, und bei einfallendem Regen tragen sie ihn vor demselben in Sicherheit; sie setzen sich auch wohl noch zu mehrerer Sicherheit auf denselben. Einige Feldspinnen ziehen Blätter oder Gras zusammen, und verwahren damit oder verbergen darein ihre gelegten Eyer, um die sie

sich weiter nicht mehr bekümmern. Andere machen wieder um ihre Eyer ein Gespinnst, und befestigen dieses irgendwo über der Erde, daß die Sonne es bescheinen, und die darin befindlichen Eyer ausbrüten kann. Den Sommer über findet die ganze Brut der Wander-, Erd- oder Minirspinnen in dem aufgewachsenen Getreide, dem langen Grase, und andern über der Erde hervorragenden Gewächsen, Aufenthalt und Gelegenheit, kleine Insekten zu erhaschen, überhaupt auf Raub auszugehen; den Insektenfressern entgehen sie als zu unbedeutend, dagegen werden ihre Eltern ein Raub derselben. So lange der Sommer dauert, finden sie Schutz und Unterhalt mit ihrer Brut in den Gewächsen, und auch erregt sich bei ihnen kein Trieb, das freie Feld zu verlassen, sobald aber diese gegen den Herbst geerndtet werden oder auch abwelken, und Regengüsse sich einstellen, so wird auch ihre Existenz unsicher, und sie müssen auf Winterquartiere denken, ehe sie aber diese beziehen, werden viele eine Beute der Vögel, andere kommen beim Abmähen des Getreides und des Grases um, andere wieder werden noch eher, als sie die Felder verlassen wollten, mit den Garben und dem Heue weggefahren; indessen retten doch noch viele ihr Leben, obgleich sie immer in Gefahr schweben, von steten Regengüssen ersäuft und weggespült, von Thieren und Menschen zertreten oder auch von ihren Verfolgern entdeckt und gefressen zu werden. Allein auch noch jetzt giebt ihnen der Instinkt nicht die Richtung, ihren Aufenthalt zu verlassen, noch jetzt wohnen sie auf dem Felde in den Stoppeln des abgemäheten Getreides, auf Erdklößen, Grashalmen ꝛc. ꝛc. Die Spinnmaterie, die sie früher hin und wieder sich zur Decke ꝛc. webten, können sie jetzt nicht mehr so anbringen, als vorher; auch sparen sie solche zu ihrer letzten Rettung auf. Sobald sich der Sommer zu Ende neigt, die Nächte länger und kälter werden, und

der beginnende Herbst Reife bringt, so treibt sie dieses Vorgefühl des sich nahenden schlimmen Wetters von den Feldern, aus den Erdlöchern zu den Winterquartieren fort, die sie in hohlen Bäumen, in struppichtem dickverwachsenem Gesträuche, in Scheunen, Ställen, kurz in allen den Oertern suchen, wo sie Schutz vor Regen, Schnee und Frost finden. Auch ist ein Schriftsteller der Meinung, die man wohl als nicht ungegründet annehmen kann, daß sie sich, ehe sie noch die Winterquartiere beziehen, des bei sich habenden Spinnstoffes, als jetzt ihnen lästig und nutzlos, entledigen, und solchen in die Luft fliegen lassen, um dadurch die Masse der Sommerfäden zu vermehren, welche von den kleinen Herbstspinnen, s. oben, S. 466, der Luft überliefert wird, nicht absichtlich, sondern durch die trocknen Herbstwinde, welche ihre Gewebe über den Stoppeln ꝛc. zerstören. Auch können selbst diese Gewebe ihren Grund darin haben, sich der jetzt nutzlosen Spinnmaterie zu entledigen. Auch dienen diese Fäden den Spinnen, um bequemer über das Feld, über Plätze, Moräste ꝛc., wegzukommen, und so wohlbehalten an die Oerter ihrer Bestimmung zu gelangen; und so weben oder bauen oft die kleinsten Spinnen den größern, den Wander- und Minirspinnen Brücken, um schneller fortzukommen. Und da man sehr häufig kleine oder noch junge Spinnen in dem ziehenden Sommer, den Sommerfäden antrifft, so scheint es wohl nicht unwahrscheinlich, daß sich die jungen, noch nicht ausgewachsenen Spinnen, auf diese Weise eingehüllt, mit fortführen lassen, um so sicherer einen Aufenthalt für den Winter zu erlangen, indem diese Fäden sich an Bäume, Sträucher, Scheunen, Häuser, kurz an alle erhabene Gegenstände anlegen und festkleben. Merken nun die kleinen Spinnen, daß sie mit ihrem Luftschiffe sicher geankert haben, so arbeiten sie sich

aus ihrer Umhüllung heraus, und suchen dann in Löchern ꝛc. ꝛc., Schutz, und so werden sie bis zum kommenden Frühjahre glücklich erhalten, da den Winter über sie von keinen Feinden gestört werden, die größtentheils selbst sich Winterquartiere in fernen Ländern gesucht haben. — Weit glücklicher sind dagegen die Haus- und Mauerspinnen, welche ihren Winteraufenthalt nicht erst mühsam zu suchen haben, obgleich sie auch wieder Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind, indem sie mit dem Besen oft von einem Orte zum andern getrieben, oft damit aufgefangen und zum Fenster herausgeschleudert werden; immer noch glücklich genug, wenn ihre Verbannung so abläuft, ohne zertreten oder ersäuft zu werden. Ersteres verdanken sie in der Regel ihrer Gestalt, indem die meisten Leute, besonders aber Frauenzimmer, sich vor ihnen fürchten, und sie daher je eher, je lieber, wo sie solche erblicken, los oder ihres Anblicks überhoben seyn mögen, daher werden sie vom Besen schnell aus dem Fenster geworfen, weil dieses das schnellste und sicherste Mittel ist, sie aus dem Zimmer zu entfernen; denn bei dem Tödten im Zimmer durch Herabwerfung auf die Erde, um sie mit dem Fuße zertreten zu können, oder beim Werfen in den Wassereymer können sie immer noch schnell entschlüpfen, und den Zimmerreinigern Angst und Schrecken einjagen, da die Spinnen sehr schnell laufen, und dieserhalb ist das Abschütteln aus dem Fenster, wie schon erwähnt, immer noch das sicherste Mittel, sie los zu werden. Am sichersten entgehen allen Ungemächlichkeiten diejenigen Spinnen, welche auf den Böden, unter den Dächern, in den Kellern, und an sonst andern Orten, wo sie nicht gestört werden, ihre Gewebe ausspannen. Hier läßt die Dunkelheit nicht zu, sie zu entdecken, besonders wenn solches hoch und in Winkeln ꝛc. geschieht, wo sie Niemand so leicht erblickt. —

Ob die Europäischen Spinnen, den Spinnen der andern Welttheile, besonders aber den Amerikanischen in Hinsicht der Zeichnungen und Farben ihres Körpers eben so nachstehen, wie an Größe, an Stärke ihres Gespinnstes, ihres Gewebes, ist wohl nicht zu bezweifeln, obgleich wir in Europa, und namentlich in Deutschland, sehr schöne Arten von Spinnen in Zeichnung und Farbe besitzen, wie z. B. die Aranea speciosa, Aranea elegans, Aranea cretata etc. etc. Von den Amerikanischen Spinnen sollen die Spinnen auf den Bermuden nicht nur mit der schönsten Farbe gezeichnet seyn, sondern auch an Größe alle übrigen Spinnen in Westindien und den andern Ländern Amerika's übertreffen. Ihr Gewebe, welches sie von einem Baume zum andern ziehen, soll an Substanz und Farbe der rohen Seide vollkommen gleichen, und so stark gewebet seyn, daß auch kleine Vögel darin hangen bleiben, oder sich mit den Füßen darin verstricken. Diese Spinne soll nicht giftig seyn, kein Gift von sich geben, so wie überhaupt auf den Bermuden kein giftiges Thier angetroffen werden soll, und die Einwohner dieser Inseln glauben, daß wenn auch ein giftiges Thier von andern Orten auf ihre Eylande gebracht würde, es daselbst sein Gift verlöre. In Südamerika ist die oben, S. 488, beschriebene Vogelspinne die Größte; ihre Farbe ist aber nur einfach und eben nicht glänzend, es müßte sich denn das Braun in der Natur ganz anders ausnehmen, als in der Abbildung.

Das Studium der Spinnen ist für Entomologen gewiß das schwierigste, da nämlich die Unterabtheilungen, um ein so großes Geschlecht besser übersehen zu können, nach den Augen gemacht werden müssen, diese aber, besonders wenn das Thier schon seit einigen Tagen gefangen worden ist, nicht leicht ohne ein gutes Mikroskop entdeckt werden können, und

daher schleichen sich so manche Irrthümer ein, besonders bei einer etwas eingeschrumpften Haut, und dann aus der Ursache, weil die Augen nicht durch weite Räume von einander getrennt sind, sondern sehr dicht bei einander stehen, und hier leicht in Hinsicht der Stellungen, Verwechselungen vorgehen können. Eine nicht minder große Schwierigkeit ist beim Studium der Spinnen ihre Aufbewahrung. Die Aufbewahrung in Weingeist, ist die beste und sicherste, um ihre Stellung, so wie überhaupt ihre körperlichen Schönheiten zu behalten; allein sie ist zu kostbar und auch zu umständlich; und wenn gleich in neuester Zeit der Weingeist so theuer nicht ist, so kann man ihn doch auf dem Lande nicht gleich haben, wenn der Vorrath verbraucht worden, und man an Ersetzung desselben aus der Stadt nicht gleich gedacht hat; auch verdünstet er in weiten Gefäßen, wenn sie nicht gut verwahret werden, nur zu bald, und muß dann gleich wieder ersetzt werden, damit die Insekten nicht trocken zu liegen kommen, welches ihrer Gestalt und ihrem Ansehen schadet. Bei der Aufbewahrung in trocknen Kästchen verlieren sie zu geschwind ihre Farbe, und an feuchten Orten werden sie schimlicht und trocknen ein. Alles dieses erscheint beim Studium der Spinne. Selbst im lebenden Zustande sind die Untersuchungen mit Schwierigkeiten verknüpft; denn erstlich lassen sie sich auf keine Nadel bringen, weil ihr ganzer Körper nur eine schwammige Masse ist, und das kleine Band, welches Kopf und Brust mit dem Hintertheile verbindet, so unbedeutend und zart ist, daß man solches gar nicht durchstechen kann, man müßte denn eine Nadel wie ein Haar haben, und dergleichen Nadeln giebt es nicht, und wenn man sie auch haben könnte, so würden sie beim ersten Anstecken des Insekts gewiß gleich zerbrechen; und zweitens rollen sich die meisten Spinnen, wenn man sie nur im geringsten

berührt, gleich wie eine Kugel zusammen, wie der Igel, so daß man ihre Theile nicht genau sehen kann, da in der Kugel die Füße stecken, und wenn sie aus dieser Gestalt wieder in ihre eigenthümliche zurückkehren, so suchen sie sich auch schnell zu entfernen, so daß man Mühe hat, sie wieder zu erhaschen, und geschieht dieses, so kann man auch wieder auf eine Verwandlung in eine Kugel rechnen. Das Austrocknen der Spinnen ist noch das beste Mittel sie zu erhalten, wenn man sie zu naturhistorischen Zwecken benutzen will. Man läßt nämlich die Spinnen in warmes Wasser fallen, wodurch sie getödtet werden; dann sorgfältig herausgenommen und trocken werden lassen, welches am besten auf warmen Sande geschieht. Ehe man sie aber trocknet, muß man ihnen vorher auf einem glatten, weißen Papiere mit einer Insektennadel die Füße gehörig auseinander breiten, überhaupt erst der Spinne diejenige Lage geben, die sie in der Natur hatte, bloß mit dem Unterschiede, daß man die Füße lang ausstreckt, weil hier die natürliche Stellung, ohne sie zu beschädigen, nicht möglich ist. Wenn dieses geschehen ist, legt man das Papier mit den ausgebreiteten Spinnen auf den heißen Sand und läßt sie trocknen, klebt sie dann mit Gummi Arabikum auf ein dazu bestimmtes, weißes, starkes Papier, das heißt, jede Spinne auf ein besonderes Papier, und steckt sie dann mit einer Insekten- oder auch andern Nadel nicht durch das Insekt, sondern durch das Papier auf. Die Aufbewahrung in Spiritus oder Weingeist ist auch schon darum nicht zu empfehlen, weil der Spiritus die Farbe auszieht, wie solches auch bei den Käfern der Fall ist, wo die grünen und die roth und grün schillernden Metallkäfer ihre Farbe verlieren, und eine ganz dunkle erhalten; auch geht der Metallglanz verloren. Daher muß man alle diejenigen Insekten,

die ihre Farbe behalten sollen, Schmetterlinge sind hiervon ausgenommen, denn etwas geht immer verloren, erst in warmes Wasser tauchen, um sie zu tödten, und sie dann ausspannen oder vielmehr, nachdem sie ausgetrocknet werden, aufstecken. Man verwahrt dann die Spinnen in ganz trockenen Kästen, Insektenkästen auf, indem man sie mit dem Papiere mit einer Insektennadel auf Holunderholz oder Kork steckt.

Daß die Spinnen Gift bei sich haben sollen, wird von vielen Naturforschern bezweifelt, einige wenige Arten ausgenommen, welche noch verdächtig scheinen, und worunter auch die Tarantel, und einige außer Europäische Spinnen gehören; indessen ist der Tarantelstich auch nicht so gefährlich, wie man ehemals vorgab, s. oben, S. 485, sondern der Stich dieser Spinne mit dem einer Wespe oder Biene zu vergleichen, dessen Entzündung man mit ein wenig Oliven- oder Baumöl gleich dämpfen, und die kleine Wunde heilen kann. — Ehemals gebrauchte man gegen den Spinnenstich, wie gegen den Wespenstich, die Blätter des wilden Salbey, Salvia officinalis Linn., welche Blätter auf die Entzündung des Spinnenstiches gelegt, sogleich die Entzündung, wie auch die Geschwulst vertreiben, und den Schmerz lindern. Auch der Feigensaft soll ein gutes Mittel gegen den Spinnenstich seyn, so auch die Wegebreitblätter in Weinessig geweicht und gekocht, und dann den gestochenen Theil damit gebähet.

In den Künsten und Handwerken hat man das Gespinnst oder Gewebe einiger Spinnen, besonders der Kreuz- Mauer- oder Gartenspinne, s. oben, S. 454 u. f., zu Zeugen anzuwenden gesucht. In Frankreich hatte sich zu Anfange des vorigen Jahrhunders der Präsident der Rentkammer zu Montpellier, Herr Bon, Ehrenmitglied der Kö-

niglichen Gesellschaft der Wissenschaften von der genannten Stadt, Mühe gegeben, dieses Gespinnst gleich der Seide der Seidenwürmer zu Strümpfen und Handschuhen anzuwenden. Nach den Mémoires de l'Académie Royale des Sciences vom Jahre 1710, hatte derselbe im Jahre 1709 der genannten Akademie Strümpfe und Handschuhe, welche von der Spinnseide gemacht worden, vorgelegt, welches die Versammlung veranlaßte, dem Herrn Reaumür und noch einem Mitgliede der Akademie aufzutragen, den Entdeckungen des Herrn Bon genau nachzuforschen. Reaumür hatte sich dieses Auftrags auch mit allem Fleiße und Eifer unterzogen, und die Resultate seiner Forschungen und Versuche waren folgende: Er fand, daß die Spinngewebe ganz und gar nicht geschickt wären, gewebt oder gearbeitet zu werden, weil die Fäden nicht Haltbarkeit genug hätten und zu fein wären, indem man neunzig davon auf einen Faden rechnen müßte, der in der Stärke einem Faden von einem Seidenwurme gleich käme, und man davon wohl achtzehn Tausend haben müßte, um einen Faden zum Nähen zu machen, der eben so stark als derjenige von den Seidenwürmern wäre. Es bliebe demnach nur der Balg übrig, den sie um ihre Eyer spinnen, von dem man einigen Nutzen erwarten könnte. Er untersuchte daher die Bälge, Säcke oder Cocons der Kreuz- und anderer Spinnen, und fand, daß es nur diese sind, deren Gewebe aus Strahlen bestehen, die aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gehen, um welchen sich ein Faden schneckenförmig drehet, die von einigem Nutzen seyn können, indem die Bälge von andern zu wenig Fäden geben, oder deren Faden nicht die gehörigen Eigenschaften besäße; dann müßte man auch berechnen, ob man die Seide von den Bälgen auch so wohlfeil als die gemeine Seide haben könne, oder auch, ob sie,

da sie viel theurer ist, auch schöner seyn würde. Die erste Frage wurde sogleich entschieden, obgleich Reaumür in den Regenwürmern und in der weichen Substanz der neuen Pflaumenfedern eine Nahrung fand, welche den Spinnen sehr leicht zu verschaffen ist, und denselben die Nahrung mit Fliegen ersetzt, so traf er doch auf eine andere Schwierigkeit, wobei er keine Mittel fand, sie zu heben. Diese bestand in dem wechselsweisen Haß, den die Spinnen gegeneinander tragen, und welcher alle Mittel, sie mit einander aufzuziehen, fortnimmt oder raubt. Man müsse seine Zuflucht denn zu dem besonderen Aufziehen einer jeden Spinne nehmen, welches ohne Mühe und Unkosten nicht abgehe oder geschehen könne, besonders da man gefunden, daß die Fäden von den Spinnenbälgen fein, ja weit feiner, als diejenigen von den Seidenbälgen der Seidenwürmer sind, und daß man daher zwölfmal mehr Spinnen, als Seidenwürmer haben müßte, um eben so viel Seide zu erhalten, dergestalt, daß man, wenn man ein einziges Pfund Seide von den Spinnen haben wollte, man beinahe 28,000 Bälge haben müßte, die man sich nicht anders verschaffen könnte, als wenn man eine noch weit größere Anzahl Spinnen ernährte, weil es nur die Weibchen allein sind, welche diese Bälge spinnen, um ihre Eyer darein zu wickeln oder zu legen. Hiernach ergab sich also, daß die Seide der Spinnen bei weitem theurer sei, als die gemeine Seide. Es war nun noch übrig zu erfahren, ob die Spinnenseide schöner und glänzender wäre, als die Seide von den Seidenwürmern. Auch hierüber stellte Reaumür Versuche an, die ihm die Ueberzeugung gaben, daß sie auch hierin der Seide des Seidenwurmes nachstehe, indem sie weit weniger Glanz, als diese habe, wovon die Ursache, nach seiner Meinung, darin liege, weil die Fäden, welche die Seide von den Spinnen aus-

machen, glatter und krauser, als die Fäden von den Seidenwürmern sind. Das Endresultat aller dieser Versuche ist demnach, daß man, wenn man Spinnen aufzieht, sich nichts Vortheilhaftes von ihrer Seide versprechen kann. Das einzige Mittel, nach Lyonnet, ist, daß man die Zeit, da sie an ihren Fäden hängen und fliegen, oder auch, wenn sie sich anschicken, diese Reise zu thun, beobachtete, und dann Leute auf die Felder schickte, über welche ihre Fäden ausgebreitet sind, damit sie solche mit Harken einsammeln. Es gab in der That Zeiten, sagt Lyonnet, da man die Harken in wenigen Stunden mit einem großen Vorrath davon ganz und gar bedeckt gesehen. Vielleicht könnte diese Seide, sagt der genannte Schriftsteller, wenn sie gekämmt und wie der Flachs gesponnen würde, zu einigen Werken geschickt seyn, und die Einsammlung ꝛc. würde nicht viele Kosten verursachen. Reaumür beschließt seine Untersuchung auf folgende Art, indem er sagt: Man würde ohne Zweifel nicht zufrieden seyn, daß uns so wenig Hoffnung übrig bleibt, von einer so sinnreichen Entdeckung einen Vortheil zu ziehen; indessen sey noch eine Wahrscheinlichkeit zu einiger Hoffnung da; daß man nämlich Spinnen finden könnte, welche mehr Seide geben, als diejenigen, welche man gewöhnlich in Frankreich sieht. Es ist schon durch die Berichte der Reisenden erwiesen, daß die Spinnen in Amerika weit größer, als diejenigen in Frankreich sind, daher müssen sie auch größere Bälge oder Säcke machen, und so wie die Seidenwürmer aus dem Morgenlande auf unsere Fluren verpflanzt worden, wie dieses in ganz Europa geschehen, so lasse sich dieses auch von den Amerikanischen Spinnen vermuthen, wenn wirklich ihr Gewebe brauchbarer zu Seidenzeugen wäre, als dasjenige der einheimischen Spinnen. Dieses sind nun, sagt Lemery, die

Beobachtungen des Herrn Reaumür über die Spinnen; sie verminderten sehr die Hoffnung, welche man sich bei Vorzeigung der Arbeiten des Herrn Bon wegen der Seide dieser Insekten gemacht hatte; man kann aber einen kleinen Unterschied zwischen der Arbeit des Herrn Bon und der des Herrn Reaumür bemerken. Ersterer, welcher die Seide von den Spinnen aus Languedok, der Provence, und andern heißen Provinzen Frankreichs bearbeitete, hat häufigere und mit mehrerer Seide versehene Bälge gefunden, als diejenigen von den Spinnen sind, welche in den gemäßigten Provinzen dieses Landes angetroffen werden, und mit welcher Reaumür seine Versuche angestellt hat; s. auch oben, S. 454 u. f. Uebrigens hat man die Spinne zu allen Zeiten als eine sehr geschickte Spinnerin und Weberin angesehen, welche das hohe oder große Verdienst hat, die Lehrmeisterin der Menschen in der Webekunst gewesen zu seyn; denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Alten durch die künstlichen Gespinnste dieses Insektes auf diese Kunst gefallen oder gekommen sind; denn, wie bekannt, waren schon die Babylonier und andere alte Völker in dieser Kunst sehr erfahren. Auf gleiche Weise hat sie auch zur Spinnkunst die Anleitung gegeben; denn da die Kreuzspinne und die mit derselben verwandten Spinnen, welche kreisförmige Netze weben, ihre Gespinnste auch an den Fenstern machen, so hatten die Menschen Gelegenheit, ihr kunstvolles Weben oder Spinnen ganz in der Nähe zu betrachten, und es zu studieren; daher auch das hohe Alter dieser Kunst, welche man bei allen Nationen antrifft, die schon einige Fortschritte in der Kultur gemacht haben. Und bei den vielen Beobachtern ihres Fleißes, haben diese auch zugleich ihr sehr feines Gefühl entdeckt; denn indem sie in einer Art von Trichter in der Mitte ihres weitläuftigen Gewebes sitzt und Wache hält, so

empfindet sie sogleich, wenn eine Fliege an dem entferntesten Theile des Gewebes sich gefangen hat, und kommt sogleich heraus und sieht sich nach der Gegend um, von wo sie diese feine Erschütterung erhalten hat; denn da alle Fäden um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gespannt sind, so wird ihr auch um so schneller diese Mittheilung. Sie läuft dann, nachdem sie die zitternde Bewegung noch einmal empfunden und die Bewegung der Fäden gesehen hat, nach der Gefangenen hin, um sie in ihre Höhle, ihren Trichter zu schleppen, oder sie zu umstricken, und so zum Tödten und Aussaugen geschickter zu machen. Dieses feinen Gefühls wegen wird die Spinne auch unter die fünf Thiere gerechnet, welche den Menschen in Ansehung der äußerlichen Sinne übertreffen, wie solches folgende Strophen darthun.

Nos aper auditu, Lynx visu, Simia gustu,
Vultur adoratu praecellit, Aranea tactu.

Das ist, das wilde Schwein übertrifft uns am Gehör, der Lux am Gesicht, der Affe am Geschmack, der Geyer am Geruch, und die Spinne am Gefühl.

In der Oekonomie oder der Land- und Stadtwirthschaft haben die Spinnen weiter keinen Nutzen, als daß sie vielen Thieren, besonders aber Vögeln zur Nahrung dienen; so z. B. werden sie von den Nachtigallen, Rothkehlchen, Grasemücken, überhaupt von allen Insekten-Vögeln oder Vögeln mit einem langen dünnen Schnabel, welche sich nur von Insekten nähren, oder von den Hühnern, Truthühnern ꝛc. verfolgt, erhascht, und als eine angenehme oder leckere Speise verzehrt; eben so begierig sollen unter den Vierfüßern, oder wohl besser Quadrumanen oder Vierhändern, einige Affenarten darnach seyn. Auch die Wespen und Hornissen fallen über die Spinnen her und bemächtigen sich derselben an dem Halse, indem sie selbige auf eine solche Weise drücken, daß sie außer Stande sind,

sich zu vertheidigen, und tragen sie hernach in ihre Höhlen, um die aus den Eyern herausgekrochenen Jungen zur Nahrung zu dienen; wenn das erhaschte Insekt noch zu viel Widerstand leistet, so setzet sie ein zweiter Biß sogleich außer Stande, sich zu wehren. Lyonnet hat Hornissen in die Gewebe der größten Spinnen einfallen sehen, und nachdem sie solche erhascht, und aus ihrem Gewebe auf die Erde getragen hatten, bissen sie ihnen erst alle Beine ab, und flogen darauf mit dem verstümmelten Körper fort. — Daß auch Menschen Spinnen essen oder gegessen haben, ist schon oben, S. 458, erwähnt worden. Nach der Versicherung des Albertus Magnus soll zu Kölln ein junges Mädchen die Spinnen längst der Stadtmauer aufgesucht und sie gegessen haben. Cardan berichtet ein Gleiches von einem kleinen Mädchen von drei Jahren, welches die Spinnen aufgesucht und mit Appetit verzehrt habe, ohne davon die geringste Unannehmlichkeit zu verspüren, sondern diese Kost soll auch zu ihrer guten Leibesbeschaffenheit das Meiste beigetragen haben. Man findet in mehreren alten Werken Beispiele von Personen angeführt, welche Spinnen gegessen, und sich dabei wohl befunden haben; ja sie haben sogar an Stärke des Körpers zugenommen. In dem Ephemerid. German. findet man ein Beispiel von einem Lieutenant, welcher förmlich auf die Spinnen Jagd gemacht und sie dann auf einer großen Schüssel versammelt und begierig gegessen hat, ohne die geringsten Beschwerden davon zu empfinden. Personen, die oft Zeuge von dieser Jagdparthie und dann bei der Mahlzeit zugegen gewesen, haben ihn um die Ursache dieses sonderbaren Genusses gefragt, und die Antwort erhalten, daß dieses ein Erbstück von seiner Mutter sei, welche gewohnt gewesen, diese Insekten mit Vergnügen zu genießen. Mehrere Schriftsteller, unter diesen auch Lyonnet, führen Beispiele von

Menschen an, welche Spinnen gegessen haben, und Friedrich Hoffmann führt in seiner Medicina rationali an, daß man nicht durch glaubwürdige Erzählungen beweisen könne, daß der innerliche Gebrauch der Ottern, Skorpione, Spinnen und anderer für schädlich gehaltenen Thiere sehr gesunden Körpern den Tod oder eine große Krankheit gebracht hätte, und wenn gleich ihr Biß oder Stich schädlich wäre, so schade doch ihr Genuß nichts. Der Doktor Johann Ludwig Hannemann beweiset gleichfalls in dem oben angeführten Werke, daß man ohne Gefahr Spinnen essen könne; und de la Hire der Jüngere versichert, daß er eine Jungfrau gekannt, welche mit wahrer Wollust Spinnen gegessen habe. Sobald sie in einem Garten spazieren gegangen sei, habe sie in den Gängen keine Spinne in ihrem Gewebe gelassen, ohne nicht darauf Jagd zu machen, und sobald sie solche erhascht habe, sei sie auch eine Beute ihres Gaumenkitzels geworden. Auch die berühmte Anna Maria Schurmann soll eine Freundin der Spinnen gewesen seyn, und sie mit Appetit genossen haben. Sie soll selbst, um diese sonderbare Neigung zu dem Genusse dieser Insekten zu entschuldigen, im Scherze behauptet haben, daß sie unter dem Zeichen des Skorpions geboren seyn müsse. Dieses sind aber bloß gesammelte Erfahrungen der rohen Genüsse der Spinnen, eine Art von Dessert; daß sie aber in die feine Kochkunst eingeführt worden wären, wie die Frösche, Schnecken ꝛc., findet man nicht; nichts von Spinnen-Fricassées und Ragouts; nichts von Spinnenwürste und Spinnenkäse ꝛc. ꝛc. Diese gesammelten Erfahrungen von den Spinnen, als eine leckere Speise für manche Menschen, hat auch dazu beigetragen, daß einige ältere Aerzte sie in die Heilkunst einzuführen gesucht, und sie auch in manchen Fällen verordnet haben; s. weiter unten. — In der Hauswirthschaft ist

die Spinne eins der lästigsten Insekten, die es giebt, da sie ihr Gewebe überall in den Winkeln der Zimmer, in den Küchen, Spinden ꝛc. macht, und sich in diesem Gewebe gewöhnlich der auffliegende Staub, der durch das Gehen in den Zimmern ꝛc. ꝛc. verursacht wird, festsetzt, und ihre Gewebe daher die Sammler des Staubes und Schmutzes werden, wie man solches auch in den Zimmern gewahrt, wo sie ungestört ihr Wesen treiben, und solches überall mit ihren Netzen bestricken oder beziehen können, daher werden sie auch, wie schon oben, S. 494, angeführt worden, von den Frauen überall mit dem Borstbesen verfolgt, jedoch immer mit einem gewissen Abscheu, nicht vor dem Gewebe, sondern vor der Bewohnerin desselben.

In der Chemie ist die Spinne gleichfalls der Aufmerksamkeit und der Untersuchung nicht entgangen. Man hat gefunden, daß sie viel flüchtiges Oel und Salz enthalte, und sich daraus ein Spinnenöl bereiten lasse, welches in manchen Krankheitsfällen wohl Anwendung finden kann; allein es ist bloß bei dieser Anzeige geblieben, weitere Versuche hat man damit nicht angestellt. — Die Alchymisten scheinen aber der Spinne keine Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, und auch wohl daher, weil Paracelsus die Erzeugung der Spinnen eben so, wie die Erzeugung mehrerer anderer Insekten für eine Wirkung des Teufels ausgiebt, der sich zur Hervorbringung derselben des Blutes der monatlichen Reinigung der Frauen bediene, und daher rührt auch wohl der Name Spinne, Kreuzspinne, der einer bösen, arglistigen Frau beigelegt wird; s. weiter unten. — Die Feindschaft der Spinnen gegen andere giftige oder giftig seyn sollende Thiere, wie z. B. gegen die Schlangen, Kröten ꝛc., ist nur eine Fabel. Man erzählte z. B., daß, wenn eine Kröte unter ein Spinnengewebe komme, die Spinne sich herablasse, um die Kröte zu stechen, diese sie aber

mit offenem Munde erwarte, und sie nicht selten verschlinge, geschehe dieses aber nicht, und die Spinne könne derselben einen Stich beibringen, so laufe die durch diesen Stich vergiftete Kröte schnell um ein gewisses Kraut aufzusuchen und zu fressen, welches als die Wegebreite oder das Wollkraut bezeichnet wird, um das erhaltene Gift unwirksam zu machen; dann kehre sie wieder zum Gefechte zurück, welches von neuem anhebe, bis einer Sieger bleibe; denn sobald die Kröte das genannte Kraut nicht finde, schwölle sie auf und berste in kurzer Zeit darauf. Diese Meinung von der Antipathie der Kröten und Spinnen war auch im ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts so allgemein in Frankreich verbreitet, daß mehrere Naturforscher Untersuchungen darüber anstellten, um den Grund oder Ungrund dieser Meinung zu erfahren, unter Andern auch Lyonnet, welcher, um sich von der Wahrheit dieser Meinung zu überzeugen, eine große Spinne auf eine Kröte herabließ, auch Kröten unter Spinngewebe setzte; aber von allen Versuchen ist auch nicht ein einziger geglückt; sie haben niemals irgend ein Zeichen um sich zu streiten oder anzufeinden blicken lassen, jede von beiden, Spinne und Kröte, blieben ruhig an ihrem Orte sitzen. Daß die Spinnen aus Neid auch über die Seidenwürmer herfallen und sie durch Stiche tödten sollen, wenn sie in ein Zimmer kommen, wo Seidenwürmer erzogen werden, will ein Naturforscher beobachtet haben; indessen wollen Andere dieses in Zimmern, wo Seidenwürmer unter Spinnen waren, nicht beobachtet haben, und daher scheint dieses wohl eben so wenig Glauben zu verdienen, wie die Feindschaft der Spinnen und Kröten zu einander.

Was den äußerlichen Gebrauch der Spinnen in der Heilkunst anbetrifft, so wurden sie ehemals, besonders die Hausspinnen, vorzüglich in den Wechsel- und viertägigen Fiebern für gut befunden. Man nahm des-

halb eine große Spinne, welche man zerquetschte und auf das Gelenk der Hand legte, oder man schloß sie lebendig in eine Nußschaale und hängte dieselbe zu Anfange des Anfalls um den Hals. Andere zogen das Spinngewebe vor, und nahmen von diesem Gewebe so viel, als die Größe eines Hühnereyes betrug, und vermischten es mit gleichen Theilen Kaminruß, setzten dazu etwas Kochsalz und so viel Weinessig, als zur Bereitung eines Umschlages nöthig war, dieses legten sie auf die beiden Gelenke der Hand des Kranken, und wiederholte solches zwei- oder dreimal. Es gab auch damals Aerzte, welche einer Erbse groß von diesem Gemische in einem Glase weißen Weines beim Anfange des Frostes nehmen ließen, welches die Krankheit gehoben haben soll, indem darauf ein großer Schweiß erfolgte. Gelungene Kuren, vermittelst des Spinnengewebes bei dem Wechselfieber, werden mehrere bei älteren Aerzten erzählt, die aber hier zu weitläuftig seyn würden, um sie anzuführen. Man machte auch aus den großen Kreuzspinnen ein Pflaster, welches auf die Pulse gelegt, das Fieber vertrieben haben soll. Als ein wundheilendes und zusammenziehendes Mittel, wird das Spinnengewebe auch noch in der neuesten Zeit gebraucht, gleich dem sogenannten Englischen Pflaster, und man kann annehmen, daß es hier bessere Dienste thut, als dieses Pflaster; denn es stillt sogleich das Blut, wenn es auf die frische Wunde gelegt wird. Es ist dies das einzige Mittel unter den niedrigen Klassen des Volks, zur Heilung von Schnittwunden. Man nimmt nämlich, sobald man sich eine Wunde mit einem schneidenden Instrumente gemacht oder beigebracht hat, mehrere, wo möglich von allem Schmutze befreiete, Spinnenweben, und legt sie auf die Wunde. Man erreicht dadurch den Zweck, daß die Wunde nicht schwillt, und der Schnitt sich zusammenzieht, wodurch die Wunde sehr gut ge-

heilt wird. Man läßt die Spinnewebe so lange auf der Wunde liegen, bis sie von selbst herabgeht, welches dann ein sicheres Zeichen der vollkommenen Heilung ist. Man gebrauchte ferner das Spinngewebe in der Kolik, welche von Blähungen kommt; dann auch in der allzustarken monatlichen Reinigung. Man kochte in diesen Uebeln eines Eyes groß von demselben mit Weinessig, und legte diesen Umschlag warm auf den Nabel, welches die Blähungen forttreiben und auch den Blutfluß stillen soll. Das Verhältniß dieses Mittels war ungefähr Folgendes: Man nehme eine Handvoll Spinngewebe, tauche sie in Weinessig, und lege dieses Gemisch als ein Umschlag auf den Nabel, gegen die allzustarke monatliche Reinigung. Man nehme Spinngewebe einer Erbse groß, thue sie in ein Glas weißen Weines, und gebe es dem Kranken im Wechselfieber beim Anfall des Frostes. — Von allen diesen Mitteln aus der Spinne oder deren Gewebe bereitet, weiß man jetzt nichts, außer dem Spinnengewebe bei Wunden, als ein Heftpflaster und blutstillendes Mittel, wie auch schon oben angeführt worden, welches auch jetzt noch in seinem vollen Werthe geblieben ist, und den Zweck ganz erfüllt, indem es das Bluten stillt, welches nun von der Eigenschaft des Gewebes selbst herrühren kann, oder auch bloß von der blutaufnehmenden oder bluteinsaugenden Eigenschaft, wodurch es gleichsam eine rohe Kruste bildet, und dadurch dem Blute den Ausgang verhindert. Es ist in diesem Falle ein bloßes Heftpflaster, wie auch schon oben angegeben worden.

Als Sinnbild zeigt die Spinne ein Bild des Fleißes, der Emsigkeit und der Unverdrossenheit. Ihr Gewebe stellt, mit seiner leichten Zerstörbarkeit und Schwachheit, die Hinfälligkeit unsers Lebens, oder auch die Unbeständigkeit unsers Glückes dar, und da nur kleine Fliegen darin hängen bleiben, so stellt es

den Gang oder die Ausübung der Gesetze in manchen Landen vor. Ihre Einsamkeit ist ein Bild der Genügsamkeit und Zufriedenheit, Tugenden, die nur zu oft beneidet werden, nicht in der Ausübung, denn diese erfordert oft schmale Kost, Hungerleiden, sondern in der Ruhe und dem Gleichmuthe des Erduldens. — Ihre Verschlagenheit im Haschen der Insekten, zeigt die Strategie in der Kriegeskunst und in der Diplomatie, auf dem Felde und im Kabinette, ꝛc. ꝛc.

Einige ältere Naturforscher wollen den Spinnen das Gehör absprechen, weil sie nicht davon laufen, wenn man ein Geschrei erhebt; dagegen sollen sie mit scharfen Augen und einem feinen Gefühle versehen seyn, wie auch schon oben, S. 502, angeführt worden; dieses Letztere hat die Erfahrung bei aufmerksamen Beobachtungen bestätiget; allein auch das Erstere, das Gehör, ist ihnen wohl nicht abzusprechen, weil sie, wie es scheint, viel Empfindung für Musik haben; denn man hat nicht nur bemerkt, daß sich die Spinnen in einem Zimmer, worin ein Instrument gespielt wurde, an ihren Fäden von der Decke herabließen, und so lange daran hängen blieben, als die Musik währte, dann sich aber schnell wieder an dem Faden zur Decke emporarbeiteten; wie auch schon unter Musik, Th. 98, S. 586, angeführt worden; sondern man hat sie auch beim Fortepianospiele auf dem Instrumente stille sitzend gefunden, gleichsam als lauschten sie auf die Musik, und nur erst beim Aufhören des Spiels, eine Weile nachher, sind sie fortgelaufen. Diese Aufmerksamkeit würden sie dem Spiele nicht haben erweisen können, wenn sie taub gewesen wären. Und ihr Bleiben beim Aufschreien oder Lärmen scheint gerade zu beweisen, daß sie Getöse und Lärm lieben, es spricht also für ihr Gehör, oder daß sie Gehör haben. In wie fern sie Töne unterscheiden, davon kann hier nicht die Rede seyn, weil dazu ein feiner

Beobachter und ein eben so scharfes Vergrößerungsglas gehört, um ihre Bewegungen mit dem Kopfe, und überhaupt mit dem Körper, zu bemerken; es genügt hier nur zu wissen, daß sie Gefallen an Musik, überhaupt an Getöse, Geräusche finden, welches sich durch irgend etwas Klirrendes, oder Sonores in der Stimme auszeichnet. Mehrere genau angestellte Beobachtungen von Musikern mit Spinnen, könnten hierüber noch mehr Licht verbreiten.

Daß man mit dem Namen Spinne, Kreuzspinne, auch zanksüchtige, stets feindselig mit dem Munde gestimmte Weiber belegt, rührt von dem immer zum Kriege, zur Feindschaft gegeneinander gestimmten Spinnen her; denn so wie diese stets gegenseitig sich anfallen und die Stärkere die Schwächere überwindet und tödtet, so tödtet manches Weibchen durch ihren Zungenstich den guten Ruf ihrer Nachbarin. — Der Gebrauch der Spinne zum Köder bei der Angelfischerey, s. Th. 13, S. 469.

Spinne (Ader-), Thelyphonus, s. unter T.

— (After-), Afterspinnen, s. oben, unter Spinne, S. 489.

— (ausgestreckte), Aranea extensa, s. daselbst, S. 468

— (Blatt-), Aranea foliata, s. daselbst, S. 479.

— (bleiche), s. unter Spinne (Garten-).

— (bleyfarbige), s. daselbst.

— (blutrothe), Aranea speciosa, s. oben, S. 481.

— (Darm-), Phrynus, s. Spinne (Lunzen-).

— (Derhams-), Aranea Derhamii, s. oben, unter Spinne, S. 473.

— (doppeltpunktirte), Aranea bipunctata, s. daselbst, S. 481.

— (dunkle), Aranea obscura, s. das., S. 484.

— (eingedrückte), s. Spinne (Garten-).

— (Erd-), Erdspinnen, eine Benennung der wan-

dernden Spinnen, Nomadenspinnen, und auch der Minirspinnen. Erstere, weil sie auf der Erde umherlaufen, sich keine bestimmte Wohnung machen, und ihre Beute im Laufen zu erhaschen suchen; Letztere, weil sie sich Löcher in die Erde graben, worin sie wohnen und ihre Eyer legen.

Spinne (Eyer-), Phalangium, eine Benennung der Afterspinnen, nach Oken, s. oben, S. 489.

— (Feld-), Spinnen, welche sich auf dem Felde zwischen dem Getreide und den andern Feldfrüchten aufhalten, und ihre Gewebe daselbst machen oder ausspannen. Hieher gehören auch viele der Nomadenspinnen, z. B. die Aranea viatica, speciosa, minuta etc.

— (Fenster-), s. oben, S. 436, 445.

— (Garten-), Gartenspinnen, Spinnen, welche sich gewöhnlich nur in den Gärten aufhalten, theils sich Netze weben, und so von Baum zu Baum, oder von Zweig zu Zweig ꝛc. gehen, theils auch nomadisch leben, oder sich in die Erde graben. Zu diesen Spinnen gehören mehrere Varietäten der Kreuzspinne; die kugelichte Spinne, Aranea globosa; die eingedrückte Spinne, Aranea impressa, welche zu Anfange des Herbstes in den Gärten angetroffen wird; die glänzende Spinne, Aranea nitida; ist gleichfalls zu Anfange des Herbstes in den Gärten anzutreffen. Die schöne Spinne, Aranea elegans, deren Augen folgende Stellung haben ⁘, findet man zu Ende des Herbstes in den Gärten. Die Herbstspinne, Aranea Autumnalis, deren Augen folgende Stellung haben ⁙, lebt im October in den Gärten, besonders an den Mauern oder Wänden derselben. Die bleyfarbige Spinne, Aranea livida, welche man im October in den Gärten antrifft. Sie ist nicht selten, groß, und giebt

verwundet einen gelbweißen öligten Saft von sich, und hält sich daher beim Aufbewahren auch nicht lange. Die Blattspinne, Aranea foliata, etc.

Spinne (gefleckte), marmorirte Spinne, Aranea marmorata, s. oben, unter Spinne, S. 477.

— (gescheckte), die gescheckte Jägerspinne, Aranea scenica, s. ebendaselbst, S. 483.

— (Geschеid-), Solpuga, gehört, nach Oken's Systeme, zu den Geschlechtsspinnen, und in die zweite Ordnung derselben. Diese Spinnengattung zeichnet sich durch vier Augen auf einem Höcker aus. Eine Art davon ist die spinnenartige Geschеidspinne, Solpuga araneoides, welche eine blaßgelbe, mit grau gemischte Farbe hat, und am Kap und in der Kalmuckei zu Hause gehört.

— (Geschlechts-), Geschlechtsspinnen, nach Oken, die zweite Klasse der Spinnen, welche zwei Gattungen: die Nierenspinne (Obisium; Chelifer.) und die Geschеidspinne (Solpuga.) enthält. Der Charakter der Geschlechtsspinne ist folgender: Der Leib ist ziemlich walzig; der Bauch meist mit der Brust verwachsen, deutlich geringelt, keine Spinnwarzen; die Palpen sind sehr groß, arm- oder scheerenförmig. Sie hat vier Fußpaare und Kiemenlöcher.

— (glänzende), Aranea nitida, s. unter Spinne (Garten-).

— (Glücks-), s. oben, unter Spinne, S. 490.

— (Haus-), s. daselbst, S. 436 u. f.

— (Herbst-), Aranea Autumnalis, s. unter Spinne (Garten-); die fliegende Sommer- oder Herbstspinne, Aranea obtextrix, s. oben, unter Spinne, S. 466.

— (herumschweifende), s. Nomadenspinne.

— (Hüllen-), Hüllenspinnen, nach Oken, eine

Benennung der eigentlichen Spinnen, weil sie sich Hüllen oder Höhlen weben. Ueberhaupt werden darunter die Wander=, Jäger=, Krebs= und Minirspinnen gerechnet.

Spinne (Hüpf=), s. oben, unter Spinne, S. 483.

— (Jagd=), s. den folgenden Artikel.

— (Jäger=), Jagdspinne, s. oben, S. 483.

— (Kastanien=), Aranea bimaculata, s. daselbst, S. 482.

— (Kelch=), Aranea Calycina, s. das., S. 477.

— (Keller=), Aranea cellularia, eine etwas seltene Spinne, welche im October in Kellern angetroffen wird. Die Augen haben folgende Stellung

. . .
. . .
. .

— (kleine), Aranea minuta, eine kleine, seltene Spinne, welche man im September auf den Feldern antrifft.

— (Kolben=), eine Benennung der Derhamsspinne, Aranea Derhamii; s. diese.

— (Krebs=), s. oben, unter Spinne, S. 484.

— (Kreide=), Aranea cretata, s. daselbst, S. 475.

— (Kreuz=), s. daselbst, S. 445 u. f.

— (kugelichte), Aranea globosa, s. daselbst, S. 479.

— (Leinen=), eine Benennung der Weberspinnen, weil sie weben.

— (Lungen=), s. den folgenden Artikel.

— (Lunzen=), Lunzenspinnen, nach Oken, die dritte Klasse der Spinnen, welche als Gattungskennzeichen einen großen walzenförmigen Leib haben; die Palpen sind scheerenförmig, sehr groß, die Spinnenwarzen fehlen. Man findet bei ihnen zuweilen einen Giftstachel. — Zu dieser Klasse gehören folgende Gattungen: die Darmspinne (Phrynus), mit einem

fast gestielten Bauche und acht Augen. Die Taster haben hornartige Haken. Hiervon giebt es einige Arten, welche in Süd-Amerika zu Hause gehören. — Die Aderspinne (Thelyphonus), mit acht Augen. Die Taster sind sehr dick und haben eine Scheere. Die Arten davon haben, gleich den vorigen, Südamerika zum Vaterlande. — Die Lungenspinne oder der Skorpion (Scorpio), s. Skorpion, Th. 155, S. 57.

Spinne (marmorirte), s. Spinne (gefleckte).

— (Mauer-), eine Benennung mehrerer Spinnen, welche sich an den Mauern aufzuhalten pflegen, vorzugsweise gebührt dieser Name aber der Kreuzspinne, Aranea Diadema, und vielen Abarten oder Varitäten derselben.

— (Minir-), Erdspinne, s. oben, unter Spinne, S. 485.

— (nächtliche), Aranea nocturna, s. oben, unter Spinne, S. 482.

— (Nieren-), Nierenspinnen, Obisium; Chelifer, nach Oken, die erste Ordnung des Geschlechts der Afterspinnen. Zu den vorzüglichsten Arten dieses Geschlechts gehört der Bücherskorpion, Obsidium cancroides; s. oben, unter Spinne, S. 489.

— (Nomaden-), Wanderspinnen, werden diejenigen Spinnen genannt, welche den Sommer über, vom Ende April bis Ausgang Augusts, auf den Feldern ꝛc. zubringen, keine Gewebe machen, sondern nur kleine Hüllen in Erdlöchern, Baumlöchern, Steinritzen ꝛc. spinnen, worin sie ihre Eyer verbergen. Uebrigens streifen sie nomadisch umher, um sich zu ernähren; s. auch oben, unter Spinne, S. 483.

— (Osbeckische), s. oben, unter Spinne, S. 477.

— (rasende), Wuthspinne, eine Benennung der Tarantel, s. oben, unter Spinne, S. 485 u. f.

Spinne (Ritzen=), eine Benennung des Skorpions.

— (rothfüßige), Aranea rufipes, s. oben, unter Spinne, S. 483.

— (Sack=), Aranea saccata, s. daselbst, S. 489.

— (Samen=), Trogulus, nach Oken, ein Spinnengeschlecht, welches zur Klasse der Keimspinnen gehört; es zeichnet sich dadurch aus, daß der Mund in einer Vertiefung des Bruststückes liegt. Eine Art davon ist die unter Steinen wohnende dunkelgraue, gemeine Samenspinne, Trogulus nepaeformis. S. den Art. Trogulus.

— (schöne), Aranea elegans, s. unter Spinne (Garten=).

— (sechsäugige), Aranea senpunctata, s. oben, unter Spinne, S. 483.

— (Skorpion=), eine Benennung des Skorpions.

— (Sommer=), fliegende Sommer oder Herbstspinne, Aranea obtextrix, s. oben, S. 465 u. f.

— (Trauer=), Aranea tristis, welche im October in den Kellern lebt, ist gar nicht selten, wird aber wenig bemerkt, da sie sich an dunkeln Orten aufhält.

— (Vogel=), Aranea avicularia, s. oben, unter Spinne, S. 488.

— (Wasser=), Wasserspinnen, s. daselbst, S. 484.

— (Weber=), Weberspinnen, s. daselbst, S. 436.

— (weiße), Aranea alba, s. Spinne (Kreide=).

— (Winkel=), eine Benennung der Hausspinne, Aranea domestica, s. oben, unter Spinne, S. 436 u. f.

— (Wolfs=), Wolfsspinnen, s. daselbst, S. 483.

— (Wuth=), eine Benennung der Tarantel.

— (Zimmer=), s. oben, unter Spinne, S. 436.

— (Zug=), ziehende Spinne, werden nicht nur

die Nomaden- oder Wanderspinnen genannt, sondern auch die fliegende Sommer- oder Herbstspinne.

Unter der großen Anzahl von Spinnen habe ich nur diejenigen oben angeführt und beschrieben, welche theils wegen ihres Gewebes, ihrer Industrie und Verschlagenheit; theils wegen ihrer Größe und ihres Rufes, den sie wegen ihres vergiftenden Stiches erhalten haben; theils auch wegen der Schönheit ihrer Farbe und Zeichnung, und dann auch wegen ihrer Lebensart und ihrer Art die Jungen auszubrüten oder ausbrüten zu lassen, Bewunderung und Aufmerksamkeit verdienen; denn der Zweck der Encyklopädie ist, bei Anführung und Beschreibung der Gegenstände aus den drei Naturreichen, dem Thier-, Pflanzen- und Steinreiche, nur immer diejenigen zu wählen, welche Nutzen und Vergnügen gewähren, oder auf irgend eine Weise schädlich werden können. Alle übrigen Arten aber, die keins von beiden hervorbringen, entweder nur kurz anzuführen, oder sie ganz zu übergehen; und da auch dieser Maaßstab hier bei den Spinnen befolgt werden mußte, so sind nur diejenigen gewählt und beschrieben, oder nur bloß genannt worden, welche irgend eine der oben genannten Eigenschaften an sich tragen, oder wegen ihrer Sonderbarkeit anziehen können. Und da es in dem Systeme der Spinnen noch nicht ganz licht zu seyn scheint, und man Arten ꝛc. mit bloßen Varietäten so oft verwechselt findet, und es auch der Letzteren eine große Anzahl giebt, so werden die hier angeführten, dem Zwecke der Encyklopädie gemäß, gewiß genügen, weil sie diejenigen sind, welche am meisten die Aufmerksamkeit der Naturforscher, so wie aller Naturfreunde beschäftigen.

Spinnefeind, ein Nebenwort, im gemeinen Leben, im höchsten Grade feind, todtfeind, so feind, als die Spinnen einander, oder auch den Fliegen sind. Einem

Spinnefeind seyn, ihn nicht leiden können, ihn verabscheuen; besonders wegen einer von ihm erlittenen Kränkung oder Beleidigung.

Spinneleder, ein viereckig geschnittenes glattes Leder, welches die Goldspinnerinnen sich um das Knie schlagen, und auf demselben die Spindel ausstreichen.

Spinnen, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches sowohl absolute und in Gestalt eines Zeitworts der Mittelgattung, als auch thätig, und mit der vierten Endung gebraucht wird. Es bedeutet: 1. Aus einem weichen und faserigen Körper einige Fasern ausziehen und solche zu Fäden zusammendrehen; daher sagt man: An der Spindel, an einem Rade spinnen. Sich mit Spinnen nähren. Grob, klar, fein spinnen. Ist es ein thätiges Zeitwort, so können sowohl die gesponnenen Fäden, als auch die Materie, woraus sie gesponnen worden, in der vierten Endung stehen. Einen klaren, einen groben Faden spinnen, Garn spinnen, Flachs, Wolle, Werrig, Seide ꝛc. spinnen, das heißt, zu Fäden oder Garn. Der Seidenwurm spinnt sich selbst sein Grab. Die Parzen spinnen den Lebensfaden des Menschen. Keine Seide bei einer Sache spinnen, figürlich keinen Nutzen, keinen Vortheil oder Gewinn dabei haben. Sprichwörter: Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch endlich an das Licht der Sonne. — Nach Canitz:

Es wird nichts so klar gesponnen,
Das der Sonnen
Endlich unverborgen bleibt.

Spinnet immer noch so fein,
Gott der wird ein Rächer seyn. —
Der zart und rein des Schicksals Fäden spinnt,
Der ist es, dem wir treu und unterthänig sind.

In anspinnen und entspinnen hat es auch die figürliche Bedeutung des Anfangs und Entstehens. — 2. Mit dem herrschenden Begriffe des Drehens und Windens: Tabak spinnen, die getrockneten Blätter des Tabaks zu langen, runden Strähnen zusammendrehen; s. Tabaksspinner. Die Nadler spinnen den Knopfdraht auf eine Spindel, indem sie denselben vermittelst eines Rades schnell über dieselbe winden; auf welche Art auch der Gold- und Silberspinner den Gold- und Silberlahn auf seidene Fäden spinnt. Das Spinnen der Knopfmacher ist von noch anderer Art, obgleich es auch eine Art des Bewindens oder Umwindens vermittelst eines Rades ist; daher sagt man gesponnene Knöpfe; s. diese verschiedenen Gewerbe in der Encyklopädie, wo man das Ausführlichere darüber findet.

Das Spinnen ist demnach die Fertigkeit aus einer weichen, biegsamen Materie, mittelst einer Spindel oder eines Spinnrades einen langen, gleichen und feinen Faden zu drehen, und nachdem die Materie, woraus der Faden gesponnen wird, einen Namen führt, darnach wird auch der Faden und das Gespinnst benannt; daher sagt man: einen Baumwollen-, Wollen-, Floretseiden-, Seiden- und Leinenfaden spinnen, einen Faden aus Flachs, Hanf, Werrg, Wolle, Baumwolle, Floretseide, Seide ꝛc. ꝛc. spinnen, und dieses Gesponnene zu Geweben anwenden, Zeug daraus weben. — Wer das Spinnen erfunden hat, oder wer zur Erfindung desselben Veranlassung gegeben, ist uns von den Alten nicht mit Gewißheit oder Glaubwürdigkeit überliefert worden, so wie die Aufzeichnung aller dergleichen einfachen Erfindungen zu einer Zeit verloren gegangen sind, wo die Technologie als eine Wissenschaft noch gar nicht gekannt, nicht einmal geahnet wurde; denn Alles ging damals aus der Erfahrung hervor, und gründete sich

auch wieder darauf; an Theorien, Systeme, und wie die wissenschaftlichen Formen alle heißen, um kunstgerecht und schulgerecht ein Handwerk zu betreiben, dachte man in den frühesten oder ältesten Zeiten nicht. Der Gegenstand wurde aus Nothwendigkeit, und sehr oft nur zufällig, wie es auch häufig noch jetzt geschieht, erfunden, und so auf dem praktischen Wege, wie die Erfahrung es gelehrt hatte, fortgepflanzt; daher sind uns die Namen der Erfinder so vieler wichtig gewordener Handwerke und Künste aus den frühesten Zeiten gar nicht bekannt geworden; daher das Dunkel, welches sich besonders über das technologische Feld bei den Alten verbreitet. Sie erkannten wohl die Wichtigkeit einer Erfindung, aber es fiel ihnen nicht ein, den Erfinder durch Tradition auf die Nachwelt zu bringen, wie es in den darauf folgenden Zeiten, bei der steigenden Kultur mehrerer Völker geschah, wie z. B. bei den Aegyptiern, Griechen, Römern ꝛc. Die Erfindung des Spinnens, oder der Gegenstand der zu derselben Veranlassung gegeben, liegt daher im Dunkeln, so viel ist indessen gewiß, daß man das Spinnen und Weben schon bei den ältesten Völkern findet. Bei den Aegyptiern geht solches aus der Leinwand hervor, worein die Mumien eingewickelt oder eingeschlagen worden, welche Aegyptische Leinwand damals sehr berühmt gewesen seyn muß, da Ezechiel (Kap. 27, V. 7) dieses mit unter das Prachtvollste der Tyrischen Schiffe rechnet, daß die Segel derselben von Aegyptischer Leinwand gewesen sind; und doch gewahrt man, daß die Leinwand von den Mumien, die nach Europa gekommen sind, sehr grobe Fäden hat, und sehr locker gewebt ist; es geht daraus die Kindheit des Spinnens und Webens hervor. Auch in andern Ländern wurde gesponnen und Leinwand gewoben, wie solches in der heiligen Schrift aus der Geschichte der Rahab (Josua II, 6) zu ersehen, als sie die Kundschafter auf dem

Dache ihres Hauses unter die daselbst ausgebreiteten Flachsstengel versteckte, und eben so aus dem Lobe (Sprüchw. XXXI, 13, 24), welches einem tugendhaften Weibe beigelegt wird, indem es daselbst heißt: Sie geht mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie macht einen Rock und verkauft ihn, und einen Gürtel giebt sie dem Krämer. Die Babylonier sponnen und webten Leinwand, und der Assyrische König, Sardanapal, wurde beim Purpurspinnen überrascht, welches er dem Regieren vorzog. — Bei den Phöniziern blühete die Webekunst, und also auch das Spinnen. Wenden wir uns nun zu den Griechen, so soll nach ihnen eine Lydische Jungfrau, Arachne genannt, Tochter des Idmons, die Erfinderin dieser Kunst gewesen seyn, mit welcher Minerva um den Vorzug hierüber gestritten, und derselben ein Gespinnst aus Mißgunst zerrissen haben, welches den Unmuth der Arachne dergestalt erreget habe, daß sie sich erhing. Sie wurde hierauf von der genannten Göttin in ein Spinne verwandelt. Es ist wahrscheinlich, daß man durch dieses Mährchen hat andeuten wollen, daß die Spinnen zur Erfindung des Spinnens Veranlassung gegeben haben, welches auch gewiß der Fall gewesen ist, wie auch schon oben, unter Spinne, S. 502 angeführt worden. Ohne nun noch weiter dieser Erfindung nachspüren zu wollen, deren Natur in der Spinne liegt, sei es genug, hier nur noch anzuführen, daß das Spinnen zu allen Zeiten bei unseren Vorfahren sehr hoch gehalten worden ist, und daß selbst Standespersonen sich desselben nicht geschämt haben. Königinnen und deren Töchter spannen, wie solches auch noch die Königin Sophia Dorothea, Gemahlin König Friedrich Wilhelms des Ersten von Preußen, mit ihren Töchtern gethan hat. Die Edelfrau saß mit ihrer Zofe und spann, und dieses erstreckte sich durch

alle Stände, bis auf den einfachen Landmann herab. Was man jetzt in Zirkeln mannichfaltiger Art sucht, Unterhaltung, daß fand man damals an der traulichen Spindel, am Rocken, am Rädchen, wo Mährchen und Gesang die Arbeit würzten, und so die Langeweile verscheuchten, die man jetzt nur zu oft in unsern glänzenderen Zirkeln vergebens zu verscheuchen scheint. Die Alten statteten auch ihre Töchter mit einem Rocken und mit Flachs oder Wolle aus, um sie dadurch zu ihrer Pflicht in dem neuen Stande anzuweisen. Alles war nur auf diese Beschäftigung bei den Frauen und Jungfrauen gerichtet, und dieser Geist der Thätigkeit und Arbeitsamkeit theilte sich ihrem Gesinde mit; daher bei unsern Vorfahren durch alle Stände dieser Fleiß und diese Wirthlichkeit; daher die häuslichen Freuden und die Segnung durch Wohlstand. Daher die tüchtigen Hausfrauen, bei denen das Gesinde etwas lernte, um in der Folge am eigenen Herde die Früchte dieser Lehren und Erfahrungen zu erndten. — In neuester Zeit ist das Spinnen in großen Städten in den höhern, gebildeten, Klassen des Volkes ganz aus der Mode gekommen; man findet es nur noch in kleinen Städten, wo die Hausfrau mit ihrem Gesinde spinnt, und auf dem Lande. In großen Städten wird das Spinnen von den untern Klassen des Volkes für Manufakturen ꝛc. betrieben; allein manche thätige Hand bei diesen Klassen des Volkes haben jetzt die Spinnmaschinen außer Thätigkeit gesetzt.

Das Spinnen geschieht entweder von den Hausfrauen und dem Gesinde, um aus dem gesponnenen Garne sich Leinwand für die Haushaltung weben zu lassen, oder es geschieht für die verschiedenen Zeug-Manufakturen, die das daraus gewebte Zeug in den Handel bringen; in letzterem Falle wird Flachs, Hanf, Baumwolle, Wolle und Seide für die Leinwand-, Baumwollen-, Wollen- und Seidenwaaren-Manu-

fakturen gesponnen. Dieser Gewerbszweig ist jetzt größtentheils in den Händen des weiblichen Geschlechts, da das männliche nur noch auf dem Lande und in den kleinen Manufaktur- und Fabrikorten Theil daran nimmt, wenigstens nimmt Letzteres nicht mehr in dem Grade Theil daran, als es ehemals geschah, wozu auch die vielen Spinnmaschinen beigetragen haben; auch sollen Weiberhände einen bessern Faden drehen, als die der Männer, welches wahrscheinlich bei den Weibern in der größern Uebung von Jugend auf in diesem Gewerbszweige liegt; da die Männer bei den mehr rauhen Beschäftigungen, die sie noch nebenbei treiben, besonders auf dem Lande, eine mehr abgehärtetere rauhe Hand haben, als die Weiber, daher fehlt ihnen das zum feinen und gleichförmigen Drehen des Fadens so nöthige Gefühl, welches doch hier durchaus nöthig ist, wenn der Faden die gehörige Gleichheit und Runde erhalten soll. Besonders ist dieses bei den Zeugen der Fall, wo der Kettenfaden, oder das Gespinnst zur Kette, einen weit feinern, stärkern, und gut gedreheten Faden erfordert, als der Faden zum Einschlagen, so daß der Unterschied der Feine des Kettenfadens zu dem des Einschlages ein Drittel beträgt. Eine Kette, die daher 20 Pfund wiegt, bedarf eines Einschlages von wenigstens 30 Pfund. Dieses Alles erlernt sich bald durch die Uebung, indessen wird es doch einer mehr sich dazu eignenden weichen Hand weit leichter, als einer abgehärteten rauhen, die im Spinnen, selbst beim Drehen des Fadens, manchen Widerstand findet, indem der Faden nur zu oft sitzen bleibt, sich an die Finger anhängt, wenn sie gleich mit Speichel oder sonst einer befeuchtenden Materie benetzt worden. Beim Einschlage ist dieses weniger zu berücksichtigen, als bei der Kette, den Kettenfäden, wo der Faden, wie schon bemerkt worden, weit feiner und

gleicher gedreht werden muß. — Daß das Spinnen auf der Spindel, dem Spinnrocken oder der Kunkel, und auf dem Trittrade, geschieht, so wie auch durch Maschinen verrichtet wird, ist schon oben angeführt worden. Ueber das Spinnen selbst, und über die Werkzeuge und Maschinen dazu, läßt sich hier, außer dem schon Angeführten, wenig sagen, weil davon besondere Artikel handeln, auf die ich hier verweise. Ueber das Spinnen des zur Leinwand ꝛc. nöthigen Garns, s. den Art. Leinengarn, Th. 76, woselbst man auch die dazu nöthigen Werkzeuge und Maschinen beschrieben findet; über die Baumwollen-Spinnerey, s. den Art. Baumwolle, Th. 4, S. 105 u. f., und was bei diesem Artikel noch zu ergänzen nöthig ist, wird unter Wollen-Spinnerey, in W., vorkommen; über die Wollen-Spinnerey, s. diesen Artikel, unter W; über die Seiden-Spinnerey, oder vielmehr über das Abhaspeln der schon von den Seidenwürmern gesponnenen Seide, und das Zwirnen derselben, s. unter Seide und Seidenbau, Th. 152, S. 222 und f., und, S. 255 u. f. Die Floretseide, s. Th. 152, unter Seide und Seidenbau, S. 262 u. f., wird auf ein Trittrad gesponnen, und es gehört eine große Geschicklichkeit der Spinnerin dazu, den Faden so gleich, als möglich, auszuziehen und zu spinnen, so, daß sie mit Nutzen gebraucht werden kann. Aber auch auf das Kardätschen dieser Seide kommt viel an, damit sie eine gleiche Seide, oder ein gleiches Haar erhält, ohne welches sich kein guter Faden spinnen läßt. Das Spinnen und Vorarbeiten der Floretseide geschieht besonders mit Vortheil in der Schweiz. Diese Seide hat nach dem Spinnen nur ein schlechtes Ansehen, und erhält nach der Zubereitung und durch das Kochen erst einen Glanz. — Ueber das Spinnen des Gold- und

Silberdrahtes, s. Th. 19, S. 484; über das Spinnen des Knopf-Drahtes, s. unter Nadel, Th. 100, S. 465; über das Spinnen des Tabaks; s. unter Tabak, in T.

Das Spinnen ist eine von den wesentlichsten und hauptsächlichsten Arbeiten, die den Zuwachs und die Aufnahme der Manufakturen eines Landes insbesondere befördern; daher haben auch alle Regierungen, welche um die Einführung nützlicher Gewerbe besorgt gewesen sind, weder Kosten, noch Mühe gespart, um gute Spinnereyen anzulegen, und sie durch Unterstützungen mancherlei Art in die Höhe zu bringen; denn nur durch öffentliche Ermunterungen konnte man in solchen Staaten, besonders des Nordens, die Leute zu einem Gewerbe reizen und führen, von welchem sie vorher ganz unrichtige Begriffe hatten, welches besonders noch in Schweden im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Die Garnspinnereyen wurden in diesem Lande durch so mancherlei Hindernisse in ihrem Fortgange aufgehalten, so daß eine eigene Deputation niedergesetzt werden mußte, um die Sache zu untersuchen, und es währte noch eine geraume Zeit, ehe die Deputation sich versichern konnte, daß die Webereyen im Lande mit einem hinlänglichen Vorrathe von inländisch gesponnenem Garne versehen werden konnten. Das Manufaktur-Comptoir suchte zwar durch die Austheilung von Belohnungen an die Spinnereyen, auf die nützlichste Art einer so nöthigen und für das Reich so einträglichen Handthierung aufzuhelfen, und daher wurde auch jährlich eine beträchtliche Menge Garn von ihnen eingeliefert; da aber das Spinnen als eine Strafe in den Zuchthäusern gebraucht werden muß, so sträubten sich Viele aus den untern Volksklassen gegen dieses Gewerbe, indem sie diesen, sonst so rühmlichen, Nahrungszweig für schimpflich ansahen, und diesen Widerwillen auch

auf die Uebrigen ihrer Klassen zu übertragen suchten. Daher waren die Fabrikanten genöthiget, sich von dem Auslande gesponnenes Garn kommen zu lassen. Hierzu kam nun noch, daß die meisten Leute sich einbildeten, daß es mehr abwerfe, für einzelne Haushaltungen, als für Fabriken zu spinnen, und wenn daher Einige sich entschlossen, in einer eingerichteten Spinnschule Unterricht zu nehmen, so geschah es nur auf eine kurze Zeit, und nachher wurde diese erlernte Kunst nur zum Vortheile besonderer Häuser, oder einer Herrschaft, in deren Dienst sie traten, angewendet, für die Manufakturisten oder Fabrikanten wollten sie aber nicht spinnen. Indessen war dieser Schaden, welcher von der einen Seite den Manufakturen dadurch zufloß, ihnen von der andern in der Folge wieder sehr nützlich, indem dieses Gewerbe dadurch allgemeiner wurde, sich mehrere darauf legten, welche sich vorher davon zurückgezogen hatten. Auch die Reichsstände nahmen sich der Sache an, und am 8. September des Jahres 1752 erschien von dem Könige Adolph Friedrich eine Verordnung zu Gunsten der einheimischen Spinnereyen; allein diese Verordnung kam durch eine Vermischung des Commerzcollegiums und des Manufaktur-Comptoirs nicht in ihrer ganzen Ausdehnung zur Ausführung. Indessen hatte doch das Manufaktur-Comptoir auch nach der Zeit nicht alle Aufsicht versäumt, welche ihm in dieser Angelegenheit oblag, und auch denjenigen, welche einer solchen Handthierung sich mit Fleiß gewidmet hatten, diejenigen Prämien zu ertheilen, von denen die Deputation glaubte, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen würden, und diese Aufmerksamkeit hatte auch, besonders in der Provinz Dalekarlien eine gute Wirkung; denn es wurden nicht allein nun ansehnliche Baumwollen-Spinnereyen eingerichtet, die man mit gutem Fortgange unterhielt, sondern es spannen auch an verschie-

denen Orten Leute von verschiedenem Alter Flachs und Wolle zum Behufe der Manufakturen. Hierbei hatte die Deputation das Vergnügen zu sehen, daß selbst kleine Kinder von kaum fünf Jahren ihres Alters, in den Fabriken in der Stadt, Wolle und Baumwolle mit einer so großen Fertigkeit spannen, wie es nur bei Erwachsenen geschehen konnte. Man rechnete bei dieser ersten Anlage auf vermögende Bürger, welche sich gleichfalls eines so lohnenden Werkes annehmen, und durch Anlegung von Spinnschulen diesen Zweck noch mehr zu befördern suchen würden; indem durch den Unterricht in diesen Schulen die Jugend nicht nur zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit angehalten, sondern auch der Erlös des gesponnenen Garns an die Manufakturen des Landes einen guten Gewinn geben würde, und um so mehr, wenn an die Schulen ein gutes Material zum Verspinnen gereicht würde. Der Gewinn zeigte sich auch in der Folge, indem die Fabriken ansehnlich zunahmen, so, daß es an Absatz gar nicht fehlen konnte, indem das im Lande gesponnene Garn wegen seiner Feinheit und Festigkeit von den Fabrikanten lieber genommen ward, als das ausländische. Es wurde nun bei dem Garnhandel denjenigen, die ihn betrieben, noch folgende Sorgfalt zu beobachten empfohlen; nämlich, daß man entweder selbst die Aussonderung, das Sortiren der Wolle gut verstehe, oder schon gekämmte Wolle von den Fabrikanten nehme, weil man sonst eine Waare anfertigen lassen könnte, zu der sich noch kein Käufer fände. Auch müsse bei Anlegung von Spinnereyen auf die Uebereinstimmung des Erdreichs mit dem Klima gesehen werden; dann muß man auch darauf Acht haben, daß nicht alle, oder doch zu viele an einem Orte angelegt werden, oder an andern Orten, als wo die Leute besondere natürliche Anlagen oder Geschick, und vorzüglich Lust dazu haben. — Wie es nun hier in Anse-

hung der Spinnereyen ging, so ging es auch in mehrern andern Staaten, welche Mühe hatten, die Spinnereyen emporzubringen, weil sich ihnen mancherlei Hindernisse in den Weg stellten, die erst beseitiget werden mußten, ehe dieser Zweig der Industrie emporblühen konnte. Und besonders soll, in den weniger aufgeklärten Staaten, das Spinnen der Wolle in den Zuchthäusern diesen Zweig der Industrie zu verkleinern beigetragen haben, indem man es gleichsam für eine Strafarbeit ansah, für Fabriken oder Manufakturen zu arbeiten, wenn man gleich dafür, nach der Arbeit, belohnt ward. Wie sehr die Spinnerey die Industrie eines Landes erheben kann, gewahrt man an der Provinz Schlesien des Preußischen Staates; denn sowohl in Schlesien, als in der Lausitz und in dem Sächsischen Gebirge ist die Flachsspinnerey für den größten Theil der Einwohner eine Hauptbeschäftigung gewesen, die nur in neuester Zeit durch mannigfaltige Concurrenzen verloren hat. In einigen Gegenden spann noch zu Anfange dieses Jahrhunderts Alles auf dem Lande: Männer, Weiber, Knechte und Mägde. Fast durchgängig machte diese Arbeit, wie in der Lausitz, einen Theil der Dienste aus, welche die Unterthanen ihren Gutsherrschaften leisten mußten. Man findet diese Schuldigkeit, dem Gutsherrn eine gewisse Anzahl Stücke Garn zu spinnen, schon in den ältesten Urbarien der Dörfer, und fast überall besteht ein Theil des Lohns des Hofgesindes in einem Flecke Landes mit Leinsamen besäet, zu dessen Bearbeitung es die Sonntage anwendet, um darauf den zu einigen Hemden nöthigen Flachs zu gewinnen, wodurch der Flachsbau und die Flachsspinnerey allgemein gemacht worden sind. Friedrich der Große selbst hat die Flachs- und Wollspinnerey, als einen nicht unanständigen Nebenverdienst den Soldaten in den Garnisonen anempfehlen lassen, daher es nichts Ungewöhnliches war,

einen alten Krieger mit der Spindel oder am Wollrade zu erblicken. Man spinnt in allen Gegenden von Schlesien; am feinsten aber sogenanntes Lothgarn bei Jauer, Liegnitz und Greifenberg, als wo man ein Stück Garn, das 4800 Fäden hält, durch einen Fingerreif ziehen kann; am dauerhaftesten dagegen bei Oels, Wartenberg und Neiße, und dann um Neustadt herum gemeines Garn unter dem Namen Packloden; in der Grafschaft Glatz aber ein sehr gutes Mittelgarn, das meistens zu sogenannten Rouennes und anderen, dem Ausländer sehr angenehmen Leinwand-Gattungen verwebt wird. Alle übrigen Gegenden verspinnen ihren Flachs jährlich zu einem brauchbaren Mittelgarne. Man bediente sich noch bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts durchgängig der Spindel in Schlesien, und dieses zum großen Vortheile der Käufer, weil der Faden, auf derselben gesponnen, nicht so egal und fest werden soll, als auf dem Rade, dagegen ist der auf der Spindel gesponnene Faden weicher und biegsamer, wie auf dem Rade. Man hatte auch den Gebrauch der Spinnräder im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts empfohlen; allein sie fanden bei den wenigsten Spinnern Eingang, weil man eines theils an die Spindel schon so lange gewöhnt war, und andern theils den guten Verkauf des mit der Spindel gesponnenen Garns nicht aufs Spiel setzen wollte. Man erkannte zwar auch die Vorzüge des Rades an, indem man in gleicher Zeit noch einmal so viel darauf spinnen kann, und daß der Faden die schon oben angeführten Eigenschaften erhalte, und daher sei auch die Französische Leinwand, wozu alles Garn auf dem Spinnrade gesponnen wird, fester und ebener, als die Schlesische; allein gerade die entgegengesetzten Eigenschaften, das Weiche und Geschmeidige, macht den Werth der Schlesischen Leinwand aus. Diese kommt dem Baumwollen-Gewebe

näher, braucht weniger Zeit zum Bleichen, und ist dünner und tauglicher zum Färben. Der wenigen Dichtigkeit ungeachtet, findet man die Schlesische Leinwand noch dauerhafter, als die Französische und Irländische. Die Schlesische trägt sich ab, jene aber zerbricht. Das Letztere rührt daher, weil der Schlesische Flachs seidenhafter, als der Französische ist, und weil die Spindel einen sanftern und lockern Faden macht, als das Spinnrad. Auch die Erfahrung bestätiget es, daß einige Arten Leinwand, z. B. die $\frac{6}{4}$ breiten Platilles von Schlesischer Arbeit eben deswegen in Italien, Spanien und Portugal den Französischen und andern vorgezogen werden, weil sie von Spindelgarn gewebet sind. Der Unterschied der Feinheit oder Festigkeit des Gespinnstes von so verschiedenen Händen, macht keine Schwierigkeit für den Weber, wie man glauben sollte; denn die Garnkäufer oder Sammler (ein Gewerbe, das einige tausend Menschen in Schlesien ernährt) sondern die Garne in verschiedene Sorten ab, und dem Weber oder Kaufmann zeigt sein geübtes Auge und Gefühl in einem Augenblicke diejenigen Sorten, welche er zu jeder Art Leinwand nöthig hat; denn die möglichste Gleichheit der Fäden in einem Stücke Leinwand macht einen Vorzug desselben aus. In den früheren Zeiten, unter Oesterreichischer Regierung, wurden Flachs und rohes Garn aus dem Lande nach Sachsen, Holland, der Schweiz, Frankreich ꝛc. geführt, und daselbst die Leinwandmanufakturen mit Schlesischem Garne emporgebracht; allein seit dem Jahre 1708 fing man an die Ausfuhr des rohen Garns oft zu verbieten; man befolgte aber das Verbot nicht. — Unter der Preußischen Regierung wurde die Ausfuhr aller feinen Schlesischen Webergarne im Jahre 1759 auf das schärfste verboten, dagegen die Versendung der Packgarne, der Lothgarne, und der gebleichten Garne mit einem Ausfuhrzolle erlaubt.

Die feinsten Lothgarne gingen nach den Niederlanden und nach Frankreich, und wurden in diesen Ländern zum Spitzenklöppeln gebraucht. So wie in Schlesien das Spinnen eine Hauptbeschäftigung der Einwohner ist, eben so stark wurde dieser Zweig auch in der Provinz Westphalen betrieben, und in der jetzigen Provinz Sachsen, in der Lausitz, wie auch schon oben angemerkt worden; dann in der Provinz Brandenburg. Um die Spinnereyen im Lande, in Preußen, zu heben, that schon König Friedrich Wilhelm der Erste alles nur mögliche, was diesen Zweck befördern konnte. Er berief thätige Arbeiter in sein Land, unterstützte, wo er nur konnte, die Manufakturisten, und suchte dadurch auch die Spinnereyen in seinem Lande zu heben, um der geringen arbeitenden Klasse einen Erwerbszweig zu sichern. So wurde in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen in der Provinz Westphalen die Flachsspinnerey besonders stark getrieben, denn noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts betrug der Werth des bloß während des Sommers — denn im Winter wird gewöhnlich gesponnen — von den Frauensleuten gesponnenen Garnes und der daraus gewebten Leinwand in der Grafschaft Tecklenburg jährlich gegen 50,000 Rthlr., so daß man rechnen konnte, daß durch den Hanf- und Flachsbau und dessen Veredlung diese Grafschaft an 200,000 Rthlr. gewann; dagen ist das Spinnen in der Grafschaft Lingen, außer dem Ackerbaue und der Viehzucht, nicht ein ausschließlicher Zweig der Industrie der Einwohner, da sich viele von der Handlung und andern Zweigen nähren; und dennoch wird aus dem gesponnenen Garne für ungefähr 16,000 Rthlr. Leinwand gewebt. Die Preußischen Flachs-, Baumwollen- und Wollenspinnereien haben sich unter den folgenden Regenten immer mehr und mehr gehoben, theils durch manche Verbesserungen der Spinnwerkzeuge, als auch durch

die Ausbreitung der Manufakturen in Leinen, Baumwolle und Wolle, und wenn auch einzelne unglückliche Conjunkturen einen nachtheiligen Einfluß darauf ausübten, und hin und wieder die Thätigkeit hemmten, so konnten sie doch das Ganze nicht erschüttern. Hierzu gehört besonders der unglückliche Krieg 1806, und die darauf folgenden Kriege, deren Wirkungen besonders in Schlesien verspürt wurden, wenn es gleich während der Kriegsperioden nicht an Thätigkeit in den Spinnereyen, und an Arbeit für die einzelnen Spinner und Spinnerinnen gefehlt hat, da der Bedarf an Bekleidungsgegenständen für die Truppen bedeutend war, und auch nach glücklichem Ausgange des Kampfes eine neue Thätigkeit darin vermuthen ließ. Die Wirkungen waren aber anders; denn die seit 1815 nach abgeschlossenem Frieden eingetretene Waffenruhe, hatte zwar die Thätigkeit der Spinnereyen wieder neu belebet; allein die durch die frühere Continentalsperre, durch das drückende Uebergewicht Frankreichs und dessen Maxime, den Manufakturen und Fabriken anderer Staaten durch Erhebung der eigenen zu schaden, und dann die gestörte Ordnung des Handels hat auch mannigfaltige Concurrenzen erweckt, die auf die Spinnereyen, auf diesen so wichtigen Industriezweig des Preußischen Staates, einen nachtheiligen Einfluß haben mußten, welcher auch in Schlesien nach der Reorganisation des Staates merklich gefühlt wurde, und sich nur späterhin durch andere sich eröffnende Kanäle wieder ei- einigermaßen ausglich. — In Oesterreich haben sich die Spinnereyen besonders in der neuesten Zeit gehoben, obgleich sie in Böhmen und Schlesien, wie in Preußen und Sachsen, schon seit Jahrhunderten existirten. Unter Maria Theresia waren die Spinnereyen in den übrigen Staaten des Deutschen Landes dieses Kaiserreiches, außer den genannten, noch sehr zurück; es konnte von

den Manufakturen nur die Wollenzeugfabrik zu Linz erwähnt werden; allein nach dem Regierungsantritte des Kaisers Joseph, der diesem Zweige der Industrie seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, blüheten die Manufakturen durch thätige Aufhülfe, und durch das Einführungsverbot ausländischer Waaren kräftig empor, und dadurch hoben sich auch die Spinnmanufakturen, besonders aber geschah das Reifen dieser Blüthen unter der väterlichen Regierung des jetzigen Kaisers, der bei Josephs Systeme beharrte, und dem natürlichen Gange der Dinge folgte. Wie sehr die Industrie seit jenen Zeiten zugenommen hat, erhellt daraus, daß im Jahre 1786 in Wien überhaupt 55 Seidenzeug-Manufakturen waren, im Jahre 1811 dagegen 64, und 155 Fabrikanten. Dieser einzige Zweig beweiset die starke Zunahme der Industrie. Die Gespinnst-Fabrik zu Pattendorf beschäftigte mehrere hundert Menschen. Die höchste Thätigkeit herrschte aber in diesem Zweige der Industrie in den Jahren 1810 und 1811; obgleich sie am Ausgange des zuletzt genannten Jahres schon einigermaßen zu stocken begann, welches in dem Curse, und in dem Preise der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse zum Theil seinen Grund hatte. Arbeitslohn, Lebensmittel, und das rohe Produkt des Fabrikats stiegen nicht gleich anfangs in demselben Maaße, wie der Werth der klingenden Münze. Die Fabrikate aus dem Gespinnste konnten daher wohlfeiler erzeugt werden, wodurch sich der Abgang in das Ausland schnell vermehrte. Der Betrieb im Innern stieg in gleichem Maaße mit dem Betriebe ins Ausland; denn viele Menschen benutzten diese Krisis und kauften sich ihren Bedarf an Kleidungsstücken auf Jahre voraus, weil sie in Kleidern mehr wirklichen Werth zu besitzen glaubten, als in Bancozetteln, für welche nicht so viel klingende Münze zu bekommen war, als

dem Werthe nach Waare. Seit der zweiten Hälfte des genannten 1811. Jahres ordneten sich die Preise aller Dinge immer mehr nach dem Werthe des Conventionsgeldes, viele überstiegen ihn sogar noch; es konnte nicht mehr so wohlfeil gearbeitet werden; der Absatz in das Ausland verminderte sich zum Theil wegen des überall immer drückender werden Geldmangels; auch im Innlande wurde des Umsatzes weniger, theils wegen der erwähnten Käufer im voraus, theils weil sich bei der Theurung der dringensten Lebensbedürfnisse der Ankauf entbehrlicher Gegenstände beschränkte, oder sich die Bedürfnisse an Bekleidungsgegenständen nur auf das Nothwendigste beschränkten. Dieser Zustand hat zwar späterhin aufgehört, und es ist eine erneuerte Thätigkeit eingetreten, indessen ist der frühere Flor von 1810 nicht ganz wieder zurückgekehrt. Uebrigens möchte Oesterreich wohl nicht in den Gespinnsten und den daraus gefertigten Manufakten in Leinen, Baumwolle und Wolle, Preußen und Sachsen den Rang ablaufen, weil im nördlichen Deutschland in gewöhnlichen Zeiten wohlfeiler gearbeitet wird, es kann höchstens mit diesen Staaten nur wetteifern. Oesterreichs Hauptabsatz an Manufakten war immer nach der Türkey, besonders den benachbarten Provinzen; denn in den am Meere gelegenen setzt England wohl größtentheils seine Manufakten ab. Auch nach Rußland wurden bedeutende Geschäfte in Fabrikaten gemacht; allein auch dieses hat sich jetzt geändert, da Rußland seit dem ersten Lüstre dieses Jahrhunderts auch auf diesen wichtigen Zweig in seinem Lande bedacht gewesen ist, und die Manufakturen in Baumwolle und Wolle auch in diesem Lande empor zu blühen anfingen; die meisten befanden sich in Moskwa, vornämlich Maschinen-Spinnereyen und Webereyen in Schaf- und Baumwolle, und wenn gleich der Französisch-Russische Krieg und

die Zerstörung Moskwas im Jahre 1812 durch eine Feuersbrunst, in Folge dieses Krieges, diese Manufakturen, wenn nicht zerstört, doch außer Thätigkeit gesetzt hatte, so sind sie auch eben so schnell wieder aus ihrer Asche oder Unthätigkeit zum Leben erwacht, und haben sich in neuester Zeit noch vermehrt, und so sind die Aussichten Oesterreichs auf diesen Staat, besonders nach dem Zuwachse, den es durch das Königreich Polen erhalten hat, sehr beschränkt. Auch nach dem übrigen Deutschlande, nach Baiern, Baden ꝛc., hat sich der Absatz vermindert, da auch diese Staaten ihre Manufakturen zu vermehren angefangen haben. Oesterreich ist daher auch in neuester Zeit, durch die mannigfaltige Concurrenz der andern Staaten, mehr auf sich selbst, auf den Debat seiner Manufakturen im eigenen Lande beschränkt, wodurch, bei einem so ausgedehnten Staate, die Spinnereyen nicht merklich sinken können, um so mehr, da es vermittelst seiner natürlichen Produkte, allein die Handelsbilanz für sich gewinnen kann, und jener erkünstelten, immer schwankenden Industrie weniger bedarf, als ein Land, welches seine Bewohner nicht in und durch sich selbst zu ernähren vermag; und ein Schriftsteller, Herr Heinse, sagt sehr richtig in den Oesterreichisch-vaterländischen Blättern vom Jahre 1810: „Fabriken erreichen dann den sichersten Vortheil und gegründesten Wohlstand, wenn sie sich nach dem eigenen inneren Bedarf constituiren, zunächst darauf hinarbeiten, Geld im Lande zu erhalten, nicht welches hineinzuziehen. Die sich letzteres zum Zwecke machen, erlangen zwar, so lange die Umstände günstig und die Nachbarn unthätig bleiben, vorübergehenden Wohlstand, oder vielmehr sie bereichern Einzelne, die Fabrikherrn; denn die Arbeiter verdienen gewöhnlich nicht viel mehr als ihren Bedarf, außer in Ländern, wo man sie gerade nöthig braucht, und sie darum besser bezahlt; erwachen aber die Nach-

baren aus ihrer Unthätigkeit, bringt auch nur irgend ein unerwartetes großes Zeit- oder Handelsereigniß, die Fabriken solcher weit über den eigenen Bedarf arbeitender Länder ins Stocken, so drückt auf Tausende ein unbeschreibliches Elend, wie solches im Sächsischen Erzgebirge und in einem Theile der Lausitz in Zeit von wenigen Jahren zweimal geschah. Welche Keime zu höherem Flore der Fabriken trägt daher nicht der Oesterreichische Kaiserstaat in seinem Schooße! Wie viele tausend Hände mehr werden seine Fabriken beschäftigen, wenn Ungarn mehr Kultur bekommt, wenn der Ungarische und Slavische Bauer die nämlichen Bedürfnisse fühlt, wie der Oesterreichische und Böhmische. Um wie viel mehr noch dann, wenn Ungarns und seiner Nebenländer Bevölkerung der Menschenzahl sich näherte, welche diese fruchtbaren Länder zu ernähren vermöchten." —

Die Baumwollenspinnerey in Wien wird seit dem Anfange dieses Jahrhunderts nach Englischer Art auf Maschinen, die durch Wasser getrieben werden, besorgt. Man ließ dazu Engländer aus Manchester kommen, denen mehrere nachfolgten, welche sich bei den hiesigen Spinnerey-Inhabern dazu engagirten. Die größten Spinnereyen waren im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts die Schwaadorfer, Destorfer und Pottendorfer. Zu diesen ist die vierte, die des Freiherrn von Braun, hinzugekommen, die aber auch schon im Jahre 1810 bestand. Es giebt aber noch außer diesen Maschinenspinnereyen mehrere Spinnereyen durch Handmaschinen ꝛc. Die Maschinerie wird jetzt von hiesigen Arbeitern, welche es zuerst von Engländern gelernt haben, verfertiget. Man kann bis Nr. 70 und 80 spinnen. Bis Nr. 50 ist das Garn dem Engländischen gleich, so daß das Letztere in den Fabriken Wiens entbehrt werden kann. Man bedient sich zum Verspinnen der Mazedonischen,

und zu den feinern Nummern, 30 bis 60, der Amerikanischen Baumwolle. In Betreff dieser Wolle hat Oesterreich vor dem übrigen Deutschland den bleibenden Vortheil der geringen Frachtkosten, wenigstens der am häufigsten verarbeiteten, der Levantischen, dazu gesellte sich noch ein zweiter, den bedeutenden Eingangszoll zu ersparen, welchen jener unterliegt. Das rohe Material zu so vielfältigen Manufakten muß also hier um vieles wohlfeiler zu haben seyn, wenn nicht der Disconto nachtheilig auf den Preis wirkte. Die gesponnene Wolle, oder das Gespinnst wird in Baumwollene Tücher, Calicos, Muslin ꝛc. verwebt, und auch Stickgarn daraus gemacht, welches jedoch dem Englischen nicht gleich kommen soll. — Das Königreich Böhmen hat sowohl in Ansehung der Menge, als auch des Umfanges seiner Fabriken und Manufakturen den Vorzug vor allen übrigen Kaiserlichen Erblanden. Der eigentliche Sitz der Manufakturen ist in dem nördlichen Theile dieses Königreiches, wo überhaupt viel Kunstfleiß herrscht. Unter den Manufakturen zeichnen sich hier besonders die in Leinwaaren aus, die im Jahre 1801 allein 321,720 Flachsspinner beschäftigten, welche 37,552 Weberstühle im Gange erhielten, und im Jahr 1812 im Ganzen 527,327 Personen in Thätigkeit setzen, worunter allein 392,327 Flachsspinner und 54,378 Leinweber sich befanden. Die einjährige Erzeugung soll an 607,000 Stück Leinwande, und an Geldwerth über 9,100,000 Gulden betragen haben. Die Leinwandmanufakturen kamen in Böhmen den Schafwollen-Manufakturen in Hinsicht ihres Umfanges zunächst. Im Jahre 1801 zählte man 50,614, und im Jahre 1812 54,405 Schafwollenspinner, deren Gespinnst theils in den Tuchfabriken zu Prag, Oberleutersdorf, Manetin, Böhmisch Leipa, Neu-Oerttingen, Reichenberg, Pilsen und Braunau, theils in den einzelnen Tuchmacher-

meisterschaften, theils in den Wollenzeugfabriken zu Neugedein, Kloster Osseg, Glassau, Ronsberg, Kaplitz; in den Ratin- und Moltonfabriken zu Neu-Harletz, Stecken, Polerskirchen und Wiesch; in der Kotzen- und Pferdedecken-Manufaktur zu Deutschbrod, in den Wollenstrümpfen- und Sackwaaren-Manufakturen zu Wlaschin, Nettolitz, Wildenschwerdt, Klattau, Klostergrab, Strahl, Schwatz, und Zuckmantel; theils von den Meisterschaften, welche diese Artikel verfertigen, und wovon die meisten Zeugmacher um Schlackenwald, Schönfeld, Carlsbad, Ellnbogen, dann um Niemes, Braunau, Plau ꝛc.; Strumpfwirker aber am häufigsten um Dux, Oberleutersdorf, Töplitz und Graupen ansäßig sind, verarbeitet wird. — Vorzüglich viele Flachsspinner der Leinwandmanufakturen findet man, außer dem schon oben angeführten Rumberger Kreise, im Bunzlauer, Bidschower, Chrudimer, Klattauer, und vorzüglich im Königsgrätzer Kreise; dann zur feinen Leinwand in Georgswald, Warnsdorf und Georgenthal im Leutmeritzer Kreise, auf der Herrschaft Friedland, dann zu Zwickau, Morgenstern ꝛc., im Bunzlauer Kreise; zu Starkenbach, Hohenelbe, Arnau und Langenau im Bidschower Kreise, und zu Opotschno, Schatzlar, Königinhof, Trautenau, Starkstadt, Braunau, Nachod und Politz im Königsgrätzer Kreise. — Auch die Baumwollenspinnereyen sind in Böhmen wichtig und liefern das Gespinnst den eben so bedeutenden Wollenwaaren-Manufakturen zu Prag, Tupadl, Setsch, Zleb und Kuttenberg im Czaslauer Kreise; zu Rottenhaus, Klösterle und Kaaden im Saatzerkreise; zu Postupitz im Kauerzimerkreis; ferner zu Böhmisch-Leipa, Georgswald, Georgenthal, Lindenau, Schönlinde, Nieder-Liebich, Rumburg, Wärnstädt und Pirkstein im Leitmeritzer Kreise; zu Kosmanos, Prept, Niemes, Schlag und Münchengrätz im Bunzlauer Kreise; zu Rakonitz, Komothau, Chrudim und

Landskron; zu Opotschna, im Königsgrätzer Kreise, und zu Grulich, Königinhof und Senftenberg in demselben; endlich zu Eger, Seeberg, Falkenau, Graslitz, Heinrichskirchen, Schönbach, und Gassengrün, in den Distrikten Eder und Asch und im Ellnbogner Kreise. Man verfertiget hier aus dem Garne der Baumwolle oder dem Baumwollengespinnste Alles, was nur immer andere Länder zu liefern im Stande sind, und in den meisten Artikeln von nicht zu unterscheidender Güte von den Englischen und Ostindischen Waaren. — Auch in Gallizien ist die Spinnerey sehr empor gekommen; besonders wird in dem Przemisler Kreise viel Flachs gesponnen, es sind daselbst seit dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts nahe an 2000 Weberstühle eingerichtet worden, die jährlich an 60,000 Stück Leinwand hervorbrachten. In Sambor sind ungefähr sechzig meist Deutsche Weber, und in dem Samborer Kreise kann man 500 Weber rechnen, welche jährlich 15,000 Stück machen. In Boberka wird besonders Sackleinwand gewebt. Alle diese Waaren wurden von den Juden nach Ungarn und Danzig geführt. Nach Danzig ging auch größtentheils das Segeltuch, welches im Zloczwer Kreis gemacht wird. Besonders ist des Herrn von Johannots Cotton- und Nankin-Fabrik in Nawsie, einem Dorfe im Jasloer Kreise in Gallizien wegen der Spinnerei-Anlagen berühmt. Das Dorf liegt in einem anmuthigen Thale mit seinen zahlreichen und schönen Fabrikgebäuden. Die Hauptgebäude liegen auf einem hohen Berge, der in das große Thal der Vislocka eine malerische Aussicht gewährt. Von einer Seite schlängelt sich an seinen vielen Krümmungen der befruchtende Strom, von der andern erheben sich waldbekränzte Hügel und Berge, an deren Abhängen Dorf an Dorf lehnet; unten die Heerstraße und das Städtchen, in der Ferne die schneeglänzenden Karpa-

then, und überall Menschen, und Spuren der sorgfältigsten Betriebsamkeit, die aber in dem oben erwähnten Dorfe vorherrscht, wo die genannte große Fabrik liegt. Sie entstand zu der Zeit, als die Grafen Fries und Kompagnie die Herrschaft Brzysk in Kompagnie des Herrn von Eder kauften; sie war aber stets unbedeutend, da sie durch wenige tüchtige und der Sache gewachsene Werkmeister, und dann auch sehr lau geleitet wurde. Unter diesen Umständen konnte man das Etablissement nicht Fabrik nennen; denn dazu war ein kräftiger Schwung und die Thätigkeit eines erfahrenen Mannes nöthig, den endlich die Grafen Fries und Kompagnie im Herrn Achilles von Johannot fanden, welchen sie bewogen, seinen Geburtsort, Frankfurt am Main, zu verlassen, und die dirigirende Association im Jahre 1804 anzunehmen. Damit begann nun die jüngste und glänzendste Epoche dieses Unternehmens, in welcher vor dem Ausgange zweier Jahre die meisten Fabrikgebäude ꝛc. fest aufgemauert, die nöthigen zur Fabrik gehörigen Geräthschaften durch eigends angesiedelte Handwerker verfertiget, die Türkische Rothfärberey zum höchsten Grade der Vollkommenheit, und die ächt Ostindischen Nankin- und andere Färbereyen durch besonders abgerichtete Meister und Gesellen in vollkommenen Gang gebracht wurden. Diese Fabrik beschäftigte nach Verlauf von fünf Jahren in dem erneuerten Zustande schon 541 Menschen. Seit dem Jahre 1810 hat der oben genannte Herr von Johannot den größten Theil der Herrschaft Brzysk an sich gekauft, und ist auch alleiniger Eigenthümer der Fabrik geworden. Der Mangel an Englischem Gespinnste, dessen übertrieben hoher Preis, und die Unmöglichkeit die Erzeugnisse der theuren Gespinnste anzubringen, bewogen die Fabrik in den letzten zwei Jahren die Weberey einzuschränken, und diese Ein-

schränkung hätte bedeutender werden müssen, wenn nicht der Fabrikeninhaber mit einem beträchtlichen Aufwande Englische Spinnmaschinen von der neuesten und vollkommensten Beschaffenheit angekauft und mit großen Kosten nach Nawsie gebracht hätte. Diese Maschinen, nachdem sie angelangt und aufgestellt waren, wurden bald durch Eingeborne, die man in ein Paar Monaten dazu anlernte, in Thätigkeit gesetzt, so daß man einen beträchtlichen Vorrath eines dem Englischen in nichts nachstehenden Baumwollengespinnstes erzeugte. Die Wirksamkeit dieser künstlich complicirten Maschine ist bewunderungswerth, indem sie mit Hülfe von 19 Menschen mehr feines Gespinnst liefert, als 900 von freier Hand erzeugen können, wobei zu bemerken ist, daß die Gleichheit und Haltbarkeit des Fadens nie so durch die Handspinnung, wie durch die Maschine hervorgebracht werden kann. Außer diesen Spinnmaschinen gewahrt man hier auch Englische von polirtem Stahle, oder von aufrecht stehendem Papiere verfertigte cylindrische Walzen, und zwei solche Mangeln werden durch den angebrachten Mechanismus von einem einzigen Menschen sehr leicht in Bewegung gebracht. So wird auch die Kunstfertigkeit der untern Volksklasse dort sehr gelobt, indem sie so viel Gewandheit und Geschicklichkeit besitze, und alle Handgriffe mit so vieler Leichtigkeit erlerne, daß ihr Unterricht ein wahres Vergnügen gewährt. Ein Weber wird z. B. in sechs Monaten auf die feinste Weberei so abgerichtet, daß er jedem ausgelernten Ausländer, der gewöhnlich vier bis fünf Jahre lernt, an die Seite gestellt werden kann. Auf den neuen Spinnmaschinen werden die Spinner überall, um die gehörige Fertigkeit zu erlangen, wenigstens drei Jahre unterrichtet, die dortigen waren in vier Wochen so unterrichtet, daß keine Spinnmaschine geschicktere aufweisen kann. Es wurden zugleich im Anfange, ehe man sich von der Gewandheit bei den Eingebor-

nen überzeugt hatte, ausländische Familien mit großen Kosten angesiedelt, da sie aber an Fleiß und Geschicklichkeit übertroffen wurden, und sich auch an das Land nicht gewöhnen konnten, so mußte man sie wieder zurückschicken. Die Geschicklichkeit und Gewandheit der Polen ist zwar von Niemand in Abrede gestellt worden, indessen liegt es aber auch besonders an der Methode des Unterrichts, und dann ist auch der Pole von Jugend auf an diese Beschäftigung gewöhnt. Herr von Johannot stellt auch den Fabrikanten über ihren Fleiß, ihre Thätigkeit, Nüchternheit und Sittlichkeit ein sehr gutes Zeugniß aus. Der Fleiß und das Ehrgefühl werden durch Prämien aufgeregt oder ermuntert, und jedem verheiratheten Weber oder Spinner, wenn er sich, nach den Fabrikregeln, sittlich und fleißig beträgt, wird ein Stück Kartoffelgrund als Belohnung zugemessen. Dann genießen auch noch alle Fabrikarbeiter, gleich den übrigen Unterthanen der Herrschaft, auf Kosten des Gutsherrn ärztliche Hülfe und Arznei; eine der menschenfreundlichsten Wohlthaten, welche diesen Menschen in dem Epidemie-Jahre 1806 sehr gut zu Statten kam, und wofür Herr von Johannot von dem Kaiser die große für Bürgertugend gestiftete Denkmedaille an der goldenen Kette erhielt. — In Ungarn beschäftigen sich mit dem Spinnen besonders die Zipserinnen, die auch von ihrem, mit der größten Sorgfalt angebaueten Flachse Leinwand feiner Gattung weben. Diese Leinwand wird größtentheils durch Griechische oder Raitzische Handelsleute in der Zips selbst roh aufgekauft, oder auf den Debreczmir Jahrmärkten gefärbt im ganzen Lande verkauft. Ehemals war die Zipser, Thurolzer, Liptower ꝛc. Leinwand sehr wohlfeil, seit einigen Jahren ist sie aber im Lande sehr hoch gestiegen. In Ungarn wird auch viel Leinwand verfertiget und zum Theil verschickt. Im Jahr 1802 ging für

181,909 Gulden Ungarische Leinwand aus dem Lande, dagegen gab Ungarn in demselben Jahre für fremde, meistens feine Leinwand, 2,692,265 Gulden aus. — Auch in Oesterreichisch Schlesien wird viel Flachs gesponnen, welches theils mit der Spindel, theils mit dem Rade geschieht, wie im Preußischen Schlesien. Jägerndorf, Wagstadt, Oderan, Bennisch ꝛc. im Troppauer Kreise, und dann in Jablunka ꝛc. im Teschner Kreise; auch in andern Provinzen des Kaiserreiches, die hier nicht genannt worden, wird mehr oder weniger Flachs, Baumwolle und Wolle gesponnen. — Auch auf die Erfindung der Spinnmaschinen haben sich die Oesterreicher gelegt, so hat ein gewisser Franz Xaver Wurm, zu Ebenthal in Kärnthen eine Flachsspinnmaschine erfunden, welche sehr viel zu leisten versprach. Der Erfinder hat sie zuerst auf 24 Spulen eingerichtet. Die Maschine, welche 10 W. Fuß lang, 5 breit, und 6 hoch ist, spinnt durch die Bewegung von zwei Menschen auf jene 24 Spulen in 12 Stunden 14 bis 17,000 Wiener Ellen Garn, dreht zugleich auf zwei anderen Spulen 12 bis 1500 Wiener Ellen Zwirn, haspelt das Gespinnst auf zehnwindige Strehnen ab, deren sie 70 bis 90 verfertiget, und windet die Strehnen auf Knäule von beliebiger Größe. Bei Erbauung einer größern Maschine will der Erfinder, sowohl dadurch, daß das Triebwerk an ein Wasserrad gelegt werden kann, als durch Anbringung eines eigenen Mechanismus alle Menschenhände in so weit dabei ersparen, daß eine einzige Person zur Aufsicht auf mehrere Maschinen hinreichend ist. Nach dem Erfinder soll eine Maschine von 50 Spulen, nebst den Zwirnspulen, Haspeln und Knäulwinden, täglich 35 bis 45,000 Wiener Ellen Garn, 10 bis 15,000 Ellen Zwirn, 2 bis 300 Strehnen und mehrere Knäule liefern können; auch soll sie für mehrere Abänderungen

geeignet seyn, und gröberes und feines Gespinnst liefern können. Das bis jetzt auf der kleinen Maschine erzeugte Gespinnst, welches Mehrere untersucht haben, ist ein mittelfeines, dabei gleichförmiges und gutes Garn *).

Sachsen tritt in Hinsicht seiner Spinnereyen kühn in die Schranken mit Preußen und Oesterreich, und wenn es gleich in neuester Zeit einen seiner gewerbsamsten Theile des Staates, die Lausitz, größtentheils verloren hat, so ist doch immer noch das Sächsische Voigtland reich an Manufakturen. Die Zahl der Weberstühle der zunftgerechten Meister und der Würker betrug bis in den neuesten Zeiten gegen 3 bis 4000. Man rechnete immer 20 bis 30,000 Menschen, die dabei ihr Brod fanden. Von 1790 bis 1803 wurden gegen 3 Millionen Stück Waare gestempelt, was also auf ein Jahr 250,000 Stück trug. Seit dieser Zeit trat aber eine unglückliche Periode ein und die ganze Fabrik gerieth immer mehr und mehr in Verfall. Zuerst zeigten sich hier die Maschinengarn in einer höchst schädlichen Wirkung. Statt daß vorher die Schleierherrn, die in England, oder Wien, oder Chemnitz erkaufte Baumwolle selbst verspinnen lassen, und dadurch vielen Tausenden einen Arbeitszweig verschafften, an dem vorzüglich Landleute gewannen, die oft aus einem Pfunde Wolle einen Faden von 20 — 60,000 — 100,000 Ellen spannen, fanden sie es bequem, ihre Weber mit Englischem Maschinen-Garne zu versorgen. Hierdurch büßte das Voigtland zuerst jenes Arbeitslohn ein, das der

*) Es wird hierbei angemerkt, daß der Erfinder dieser Maschine der Sohn des in seinem Fache sehr ausgezeichneten gräflich Goeßschen Gärtners Wurm, und ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren ist; daß er nie, weder in der Mechanik, noch im Zeichnen Unterricht erhalten hat, und daß er die Maschine nicht allein erfunden, sondern sie auch mit eignen Händen größtentheils verfertiget hat. Kth.

Engländer gewann, und dann gab derselbe auch für einen hohen Preis die schlechtesten Sorten. Die Plauenschen Baumwollenwaaren, welche früher so gesucht waren, standen nun mit einem Male dadurch den Englischen nach, nicht nur im Preise, sondern auch in der Güte, in der Reinheit, Gleichheit und Schönheit. Die Engländer überschwemmten die Leipziger Messe mit ihren Manufakturwaaren, und gewannen den Vorrang, auch schon wegen der neuen, dem Auge gefälligeren, Muster, die, mit der Güte vereint, die Käufer anlockten. Dieses verursachte ein Sinken des ganzen Manufakturwesens im Voigtlande, und brachte Nahrungslosigkeit und ein unbeschreibliches Elend über diesen sonst so blühenden Theil des Königreiches; dazu gesellte sich noch eine künstlich gebildete oder erzeugte, in ihren Ursachen nicht aufgeklärt gewordene Theuerung der ersten Bedürfnisse des Lebens, die mit dem Sinken der Manufakturen in umgekehrtem Verhältnisse stand. Es erhoben sich zwar bald nach dieser unglücklichen Conjunctur in Sachsen, besonders in Chemnitz, große Spinnmaschinen, die so schönes Garn, wie die Englischen lieferten, und daher eines theils diese überflüssig machten, andern theils auch das Bedürfniß befriedigten. Dieses war jetzt um so mehr nöthig, da 1806 die bekannte Continentalsperre eintrat, und die Spinner ihre Kunst verlernt hatten. An sich, sagt ein Schriftsteller, hätten jetzt auch die Plauenschen Manufakturwaaren-Handlungen schon darum freier athmen können, da während der Sperre die Englischen Baumwollenwaaren nicht mehr concurriren konnten, und wenn dieses auch schon im Jahre 1807 und 1808 der Fall war, so trat doch nach und nach die immer größer werdende Armuth des Ganzen deutlich hervor. Die Französischen Provinzen verschlossen sich ganz und gar, und ein Stück von Deutschland nach dem andern ging in jenes Sy-

stem mit ein. Alle einzelnen Staaten des Deutschen Reiches athmeten das ängstliche Mauth- und Zollwesen, theils von falschen Ansichten, theils von der Noth des Augenblicks getrieben, nach; der Absatz sank daher noch mehr, als vorher bei der Englischen Concurrenz; und war die Zeit, wo der Scheffel Korn 10—15 Rthlr galt (1805) sehr unglücklich, so drückte doch dieses Jahr noch viel mehr, und je überfüllter jene Gegenden mit Menschen wurden, je mehr diese nur mit diesem Manufakturzweige vertraut waren, um so drückender war auch die Noth, und so geringer die Aussicht in glücklichere Verhältnisse zu einer Zeit zu kommen, wo alle Fabriken durch das ängstliche Zollsystem und eine allgemeine Verarmung zu Grunde zu gehen fürchten mußten, und vielmehr producirten, als verbraucht ward. — Diese unglücklichen Verhältnisse eines ehemals so blühenden Manufaktur-Staates, wie Sachsen, dauerten auch noch theilweise bis zu dem Befreiungskriege fort, wo dieses Land nun die Schrekken, Lasten und Verheerungen eines Krieges zu erdulden hatten, der fast gänzlich auf seinen Fluren geführt wurde. Diejenigen Manufakturen in Leinen, die sich seit 1807, besonders in der Oberlausitz, wieder emporgearbeitet, und der Flachsspinnerey ein neues Feld geöffnet hatten, sanken in den Kriegen 1813—15 wieder herab, weil im Jahre 1813 der Kriegesschauplatz Sachsen war, in welchem Lande besonders die ganze Französische Armee lagerte, und dieser Zweig in der Lausitz, der jährlich 3 bis 4 Millionen Thaler dem Lande brachte, konnte nur erst nach dem Befreiungskriege sich wieder heben, wo jedoch Sachsen das Schicksal erfuhr, einen großen Theil seiner Länder zu verlieren, und darunter auch einen Theil der Oberlausitz mit der ganzen Niederlausitz, worin die Flachsspinnerey vorzüglich blühete; denn wenn gleich in den andern Kreisen dieses Staates auch viel Lein-

wand jährlich verfertiget wird (gegen 50,000 Stück), so war dieser Industriezweig doch am ausgezeichnetesten in der Lausitz und glich hier einigermaßen das aus, was dem Staate durch die gesunkenen Woll- und Baumwollen-Manufakturen verloren ging, und diejenigen Spinner, die in den Wollen- und Baumwollen-Spinnereyen außer Brod kamen, hätten sich mit dem Flachsspinnen beschäftigen können, wenn auch hier die Maschinen nicht zum Theil ihren Verdienst geschmälert hätten. Hieran sind nun weniger die Manufakturwaaren-Händler schuld, als die Liebe zum Ausländischen, die in Deutschland so sehr Eingang gefunden hat, und die unsern Fabriken und Manufakturen, die ehemals in einem so blühenden Zustande waren, nach und nach den Todesstoß giebt, und einen großen Theil der untern Volksklassen in die drückendste Armuth versetzt. Denn wenn wir gleich mit den Maschinen dasjenige auszugleichen suchen, was die Preise der Manufakturwaaren herabdrückt, so ist damit der arbeitenden Klasse nicht aufgeholfen. Sachsen, als ein Manufaktur- und Fabriken-Staat, hat dieses hart empfunden, indem die ganze Industrie seiner Einwohner dadurch zerrüttet worden; denn diese Aushülfe, das Maschinenwesen, ist nicht im Stande, das zu ersetzen, was durch die gehemmte Thätigkeit so vieler Hände in neuester Zeit verloren gegangen ist; denn das Maschinenwesen ist hier keine Erfindung, sondern nur eine Nachahmung. Die Erfinder, die Engländer, haben den Vortheil, den Gewinn voraus, sie haben das fort, was die Nachahmer nie mehr zu erringen vermögen, die sich nur ängstlich bemühen wohlfeile Manufakten zu liefern, um dadurch ihren gänzlichen Ruin in der Concurrenz mit dem Auslande aufzuhalten, das heißt, hauptsächlich bei Baumwollenwaaren, und hierin werden die Engländer immer den Vorrang behalten, weil sie sich das

rohe Material dazu weit billiger verschaffen können, als es den Deutschen möglich ist. Indessen hat Sachsen in neuester Zeit, nach dem Befreiungskriege, alles gethan, um seine Manufakturen, und besonders die Spinnereyen wieder zu heben; das Baumwollengarn wird jetzt wieder größtentheils im Lande selbst gesponnen, und dieses entweder in Spinnfabriken, oder in Spinnmühlen, welche durchs Wasser getrieben werden, und deren es jetzt über 40 giebt; die größte davon, in Geier, hat zehn Stockwerke.

Der Preußische Staat, der aus so verschiedenen Provinzen zusammengesetzt ist, hat auch in industrieller Hinsicht ein verschiedenes Interesse auf die Gewerbsamkeit, und wenn von der einen Seite behauptet wird, daß dieser Staat mehr ein ackerbautreibender ist, oder daß dessen Regsamkeit mehr auf die Produktivität des Bodens geleitet werden muß, also dieser angehört, so kann man von der andern Seite kühn behaupten, daß Fabriken und Manufakturen einen gewiß eben so großen Antheil daran haben, und eine gleiche Aufmerksamkeit verdienen; denn ein jeder Staat, der viele große und stark bevölkerte Städte zählt, kann wohl nicht bloß auf die Landwirthschaft verwiesen werden, um daraus allein seinen Reichthum, sein Vermögen zu ziehen; er muß auch diejenigen Zweige der Industrie kultiviren, welche die Stadtbewohner zu ernähren vermögend, und Wohlstand bei denselben zu verbreiten geeignet sind; denn nur durch dieses Gleichgewicht zwischen der Stadt und Landkultur kann ein solcher Staat vielen Nutzen davon ziehen und sich sein Wohlstand vermehren; daher muß nicht die eine auf Kosten der andern vernachlässiget, sondern eine gleiche Aufmerksamkeit und Sorge auf beide verwandt werden. Dieses Prinzip hat die Regierung des Preußischen Staates auch immer, besonders aber von König Friedrich Wilhelm dem

Ersten an, im Auge gehabt, und es auch unverrückt fest gehalten, und wenn gleich die Gewerbefreiheit in neuester Zeit die Regierung zum Theil von der aktiven Sorge entbunden hat, so ist auch die passive dadurch um so größer und drückender geworden, um hier das Gleichgewicht zu erhalten, und zum Fortblühen des Handels und der Industrie, die bei dem durchbrochenen Damme sich selbst zu überfluthen drohen, neue Quellen zu eröffnen, wo sie Abfluß haben können. Die Erhaltung des Flors der Industrie und des Handels, bei dem jetzigen Standpunkte der Dinge, ist für den Staatsmann eine weit schwierigere Aufgabe, als der frühere begränzte, wo die Gewerbe ihren gewohnten Gang gingen, und das Maschinenwesen noch nicht so viele Hände außer Thätigkeit gesetzt hatte, die jetzt einen andern Zweig sich zu ernähren suchen müssen. Der gegenwärtige Zustand der Gewerbsamkeit ist ein mehr erkünstelter, daher müssen auch künstliche Mittel angewendet werden, ihn aufrecht zu erhalten. Man muß daher suchen neue Gewerbe zu erfinden, die Künste und Handwerke eher zu vervielfältigen, um dadurch vor gewaltiger Ueberschwemmung einzelner, die noch einigermaßen einen Gewinn abzuwerfen scheinen, zu schützen, als sie zu vermindern, und daher gab es kein besseres Gewerbe die niedrigen Klassen des Volkes zu beschäftigen und zu ernähren, als das Spinnen für die Manufakturen; die Spinnereyen, welche die Preußische Regierung vor der Gewerbefreiheit auch immer im Auge gehabt hat. Daher die Austheilung vieler Prämien zur Erweiterung und Emporbringung des Manufakturwesens unter Friedrich dem Großen und den folgenden Regenten, daher diese weise Fürsorge, den niedern Klassen des Volkes Arbeit zu verschaffen, um sich mit ihren Familien erhalten zu können. Um wie viel mehr sind dergleichen Kanäle bei der jetzigen Uebervölkerung nicht nöthig! Man

vergleiche die damalige Bevölkerung der großen Städte und die jetzige, um eine Parallele zwischen dem jetzigen Zustande und Flor der Bewohner, und dem ehemaligen zu ziehen. Wenden wir uns nun noch einmal zu den Fabriken unseres Vaterlandes, Preußen, um den Wachsthum der Spinnereyen in Leinen, Wolle und Baumwolle in der neuesten Zeit oder nach dem Befreiungskriege 1815 in den verschiedenen Provinzen desselben zu betrachten. — Daß die beiden Provinzen Schlesien und Westphalen der Sitz der Garn- oder Flachsspinnerey in den Preußischen Staaten sind, oder daß sie die vorzüglichsten Flachsspinnereyen aufzuweisen haben, ist schon oben, S. 528 u. f., angeführt worden; allein auch in der Provinz Sachsen und Kleve und Berg steht dieser Industriezweig auf einer hohen Stufe; besonders ist dieses in der letzten Provinz, vorzüglich im Gladebacher Kreise, der Fall, wo sehr feines Garn gesponnen wird. — Die Beschäftigungen der Spinner und der Spinnereyen in Maschinen ꝛc., welche größtentheils das inländische Material verarbeiten, kann man leicht daraus abnehmen, daß im Jahre 1823 für 13,984,526 Thaler Leinenwaaren ins Ausland gingen, ohne den bedeutenden innern Verbrauch. — Wollenspinnereyen findet man in den Provinzen Schlesien, Brandenburg, Sachsen, und dann in den Rheinprovinzen. — Baumwollenspinnereyen, in den Provinzen Schlesien und Brandenburg, und dann in den Rheinprovinzen. Im Jahre 1816 zählte man 300,000 Spindeln, welche Maschinengarn aus Wolle verfertigten. In Schlesien findet man Spinnereyen, die sowohl Leinen- als Wollengarn liefern, in Hussinetz, Waldenburg, Schweidnitz, Ullersdorf, mit einer großen Englischen Baumwollen-Maschinenspinnerey, welche ein sehr schönes Garn liefert und 350 Menschen beschäftiget. Kreuzberg mit einer Twißspin-

nerey, Greifenberg, Goldberg, Löwenberg, Gnadenberg, Landshut, Jauer, Hirschberg, Görlitz, Lübben, Schmiedeberg ꝛc.; in Westphalen Maschinenspinnereyen zu Steinfurt, Rheina, Gronau, in letzter Stadt Baumwollenmaschinenspinnereyen; dann Spinnereyen zu Tecklenburg, Bielefeld, Werther, Rittberg, in welcher die feine Spinnerey aufs Höchste gestiegen ist, Siegen ꝛc. Bedeutende Spinnereyen in Wolle und Baumwolle auf Maschinen findet man in Berlin und Potsdam. Bemerkenswerth war in Berlin, die im Jahre 1831 durch das Feuer zum Theil zerstörte große Wollenmanufaktur der Engländer Gebrüder Charles James und John Cockerill, welche Anstalten im Jahre 1815 hier gegründet wurden und wozu dem Besitzer ein sehr großes Gebäude, eine ehemalige Kaserne, überlassen ward. In dem weitläuftigen Lokale waren Säle zum Spinnen und Weben, Werkstätte zum Maschinenbau, und Schmiede- und Tischlerwerkstätte. Die Bewegung der Maschinen geschah durch Dämpfe. Diese Dampfmaschine äußerte eine Kraft von 26 bis 30 Pferden und kostete an 20,000 Thaler. Man fand in der Anstalt Maschinen zum Reinigen der Wolle, Schrobbel-, Kratz-, Ausarbeitungs-, Streich-, Vorspinn- und eigentliche Spinnmaschinen. Der Saal unter dem Dache war zur Weberey eingerichtet. In dem bei den Spinnsälen oder Spinnereyen eingerichteten sogenannten Spinncomptoire fand man Gespinnste mannigfaltiger Art, welche die Spinnmaschinen liefern. Die Erleuchtung des ganzen Arbeits-Lokales, so wie des ganzen innern Gebäudes geschah durch Gas; und die Dämpfe der Dampfmaschine wurden zugleich im Winter zur Erwärmung der Zimmer benutzt. — Auch die Woll- und Baumwollen-Maschinenspinnereyen von Wilhelm Tappert, in welchen die Maschinen gleichfalls durch eine Dampf-

maschine in Bewegung gesetzt werden. Mit dieser Anstalt ist eine Tuchweberey, Färberey, eine Maschinenbauanstalt, und eine Werkstatt zur Verfertigung der Streichen verbunden. Die Spinnsäle und Säle zur Tuchweberey sind geräumig und sehr zweckmäßig zu diesen Gewerben eingerichtet. Die Fabrikation der Tücher geschieht nach Niederländischer Methode. Die Maschinenspinnerey von Johann Friedrich Kaapcke. Die Spinnmaschinen, so wie die Tuch- und Scheermaschine seiner Wollen-Manufaktur sind in dem Arbeitshause aufgestellt und werden von den Sträflingen besorgt. Die stärksten Gefangenen verrichten das Drehen an der Betriebstrommel und das Walken, die schwächeren müssen die Wolle abnehmen und vorlegen, so wie auch die Felle und Locken auf der Schrobbel-, Streich- und Vorspinnmaschinen. Der oben erwähnte Inhaber der Maschinen bezahlt für die Arbeit. Die große Maschinenspinnerey in Wolle von dem Kaufmanne Ferdinand Becker. Eine Englische Dampfmaschine mit zwei Dampfcylindern und zwei Kolbenstangen setzt die Spinnmaschinen, so wie überhaupt die Verarbeitungsmaschinen in Bewegung, und auch zugleich eine Walke. Da der Unternehmer eine große Tuch- und Kasimirfabrik besitzt, so geschieht das Spinnen und Walken theils zu seinen eigenen Manufakten, theils wird aber auch für Andere gesponnen und gewalkt; und so bestehen in Berlin noch über zwölf Maschinenspinnereyen in Wolle, und mehrere Baumwollenspinnereyen, und so auch, wie schon oben erwähnt worden, einige Maschinenspinnereyen in Potsdam. Man kann Berlin als den Hauptsitz der Maschinenspinnereyen des ganzen Preußischen Staates ansehen. Diese Maschinenspinnereyen entstanden größtentheils nach dem Befreiungskriege 1815, besonders diejenigen, welche durch Dampfmaschinen in Thätigkeit gesetzt werden.

In der Provinz Sachsen findet man Flachs-, Baumwollen- und Wollenspinnereyen in Magdeburg, Mühlhausen, Mückenberg, Osterfeld, Halle, Erfurt, Langensalza, Gefell, Zeitz ꝛc.; in den Rheinprovinzen haben Aachen, Burtscheid, Eupen, Crefeld, Ratingen, Montjoie, Elberfeld, Barmen, Stollberg ꝛc. Maschinen- und andere Spinnereyen. Als der größte Theil der Rheinprovinzen, unter dem Namen des Roer-Departements zur Zeit Napoleons noch unter Frankreich stand, wurde dieses Departement schon wegen seiner Betriebsamkeit als eins der industrieösesten des Französischen Reiches gehalten, indem kein Arm müßig sei. Die Spinnereyen blüheten besonders, und man wandte dazu Englische Maschinen an, auch die Dampfmaschinen, die man schon zum Färben der Garne ꝛc. anwendete, war man auch im Begriff bei den Spinnmaschinen anzuwenden, als der neue Krieg mit Rußland im Jahre 1812 ausbrach. Nach einer genauen Angabe des Präfekten dieses Departements besaß dasselbe 3000 Manufaktur-Anstalten, welche mehr als 120,000 Arbeiter beschäftigten und für 100 Millionen Fr. Fabrikate lieferten. Die aus dem gesponnenen wollenen Garne erzeugten Manufakten, in Tüchern und Kasimiren bestehend, welche die Englischen an Güte übertroffen hatten, wurden zu Aachen, Borcette, Montjoie, Imgenbroich, Stollberg, Cornely, Münster, Düren, Heinsberg, Crefeld, Köln, Cleve ꝛc. fabricirt. Das Produkt zum Spinnen, die Wolle, wurde aus Schlesien und Sachsen bezogen, und man war damit beschäftiget, die Schafzucht so zu veredeln und zu verbessern, daß man die Wolle im Lande selbst erzeugen könne. Dieser Zweig an Tüchern, Kasimirs und wollenen Decken für die damalige Französische Armee, die auch das Tuch aus diesen Manufakturen bezog, beschäftigt allein 50,000 Individuen und brachte für 30

Millionen Fr. hervor. Unter den Fabrikanten dieses Departements, die im Jahre 1812 Aufmunterungsprämien erhielten, gehörte auch Herr Heidweiler von Crefeld, der die goldene Medaille für seine Kamelotte, gemalten Wollenzeuge und wollene Fäden erhielt, welche er durch einen neuen Mechanismus spinnen ließ. Auch in neuester Zeit, unter Preußischem Zepter, haben sich die Maschinenspinnereyen in den Rheinprovinzen vervielfältiget. In Aachen haben die Gebrüder Cockerill große Wollenmanufakturen mit Maschinen-Spinnereyen, gleich denen in Berlin, errichtet, wo alle Maschinen mit Dämpfen in Bewegung gesetzt werden. Auch mehrere andere Spinnereyen sind in diesen Provinzen neu entstanden, besonders zum Woll- und Baumwollenspinnen. Und um den Absatz der aus dem Gespinnste erzeugten Manufakten in den überseeischen Ländern zu erleichtern, hat sich im Jahre 1821 die Rheinisch-Westindische Handelsgesellschaft zu Elberfeld gebildet, welche ihre Geschäfte besonders nach Südamerika betreibt.

Frankreichs Spinnereyen blüheten schon sehr früh in den südlichen Departements, auch in einigen der nördlichen. Schon im zweiten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts bei der Verbesserung ihrer Wollenmanufakturen, haben sie auch die Spinnereyen mit berücksichtiget, und der Ruf von ihrem Gespinnste verbreitete sich bald; allein der Widerruf des Edictes von Nantes verursachte, wie bekannt, die Auswanderung von vielen hunderttausend Reformirten, worunter die geschicktesten Manufakturisten und Spinner waren, wodurch die Industrie Frankreichs in diesem Zweige einen merklichen Stoß erhielt. Die Manufakturen erhoben sich zwar in dem achtzehnten Jahrhunderte wieder; allein der frühere Absatz ihrer Produkte oder Manufakten hatte sich sehr verringert. Man bediente sich zum Spinnen sowohl des Französischen

als auch des Holländischen Rades; Letzteres genoß aber eine Art des Vorrechts oder Vorranges, und war in mehrere Manufakturen eingeführt worden, wie z. B. zu Sedan, Louviers ꝛc. Die Spindel, die bei diesem Rade von Holz ist, wurde der eisernen bei den Französischen Rädern aus dem Grunde vorgezogen, weil sie nicht so leicht heiß wird. Die in England damals gebräuchlichen Räder zum Spinnen, die mit dem Fuße getreten wurden, und worauf eine Spinnerin oft zwei Fäden auf einmal macht, einen mit der rechten, den andern mit der linken Hand, fanden in Frankreich wenigstens zum Wollspinnen keinen Beifall, obgleich ähnliche Räder zum Flachs- und Hanfspinnen in Bretagne eingeführt waren. Das Spinnen geschah in den großen Spinnereyen ohne Unterschied von Männern und Weibern, jedoch nahm man Letztere lieber, weil sie einen besseren Faden spinnen sollen, und dieses aus der schon oben, S. 523, angeführten Ursache. Diese Methode des Spinnens währte bis zum letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, wo man anfing, zuiammengesetzte Maschinen zu gebrauchen. — Die Revolution zerstörte den Flor der Manufakturen und dieses dauerte so lange, als der gesetzlose Zustand, das Partheien-Gewühl währte, nur erst, nach dem der Wohlfahrtsausschuß sich gebildet hatte, fing man wieder an, die Fabriken und Manufakturen zu berücksichtigen, und so fingen auch die Spinnereyen wieder an aufzuleben. Besonders geschah dieses aber unter dem Konsulate, und dann unter der Regierung Napoleons, der diesem Zweige der Industrie auch seine Aufmerksamkeit widmete. Schon zu Ende der Republik unter dem Konsulate, beschäftigte sich Napoleon in den Stunden, die ihm seine Militair- und Kriegs-Angelegenheiten übrig ließen, mit dem Manufaktur- und Fabrikwesen, und als er sich zum Kaiser heraufgeschwungen hatte, ließ er es

noch mehr seiner Sorge seyn, weil nicht nur Frankreichs Wohlstand, sondern auch dessen Ruhe damit verknüpft waren. Es wurde Alles angewendet, um die Flachs-, Wollen- und Baumwollenspinnereyen den höchst möglichsten Grad der Vollendung zu geben, um hierin mit den Englischen Manufakturen wetteifern zu können; besonders regte sich dieser Wunsch zur Zeit der Continental-Sperre, um die Engländer dem Continente in der Folge ganz entbehrlich zu machen, und Frankreich in die Handelsverhältnisse dieser Nation zu setzen, und um dieses in der Folge den übrigen Ländern ganz unentbehrlich zu machen, ging Napoleons Politik dahin, die Manufakturen und Fabriken der übrigen Staaten des Festlandes, die er theils besiegt hatte, oder noch zu besiegen hoffte, durch mancherlei drückende Einrichtungen zu lähmen, so alle Länder in Hinsicht ihres Manufaktur-Waaren-Bedarfs von Frankreich abhängig zu machen, und hierdurch einen Geldquell nach Frankreich zu leiten, wie es durch die Kunstwerke geschehen ist; denn indem er überall, wo er einen Staat besiegt hatte, die Kunstschätze räumen, und sie nach Frankreich bringen ließ, um dadurch nicht nur in Paris viele Fremden aller Nationen hinzuziehen, um diese Kunstschätze zu betrachten und ihr Geld zum Theil daselbst zu verzehren, sondern auch die jungen Künstler von andern Nationen dahin zu ziehen, um dort, statt in Italien, in Rom, zu studieren; so wollte er es auch mit den Manufaktur- und Fabrikprodukten machen, daß die vorzüglichern nur den Manufakturen und Fabriken Frankreichs angehören sollten. Daher scheute er keine Kosten, um zu diesem Zwecke zu gelangen, und setzte sehr hohe Preise aus, um Maschinen zu erfinden, welche den vorgesteckten Zweck zu erreichen die Aussicht boten. Hierzu gehörte nun auch der große Preis von einer Million Franken für die beste Erfindung einer Flachs-

spinnmaschine, welchen Napoleon unter dem 7ten Mai des Jahres 1810 durch ein Decret von Herzogenbusch aus festsetzte. Die Mitbewerbung war nicht beschränkt. Es konnten Mechanici oder Künstler von allen Nationen dabei concurriren, und die zum Concurs eingesandten Maschinen wurden einer Jury zur Beurtheilung überlassen, die von dem Minister des Innern erwählt ward, und aus folgenden Mitgliedern bestand: aus dem Senator Monge, als Präsident; dem Administrator des Conservatoriums der Künste und Handwerke, Molitor, dem Mitgliede der Comité der Künste und Manufakturen, Bardel; dem Batist-Fabrikanten zu Valenciennes, Gamoir; dem Fabrikanten zu Rouen, Pinel, und dem Mützenfabrikanten Detroy, Vater, zu Besançon. Unter den Concurrenten, nach der bestimmten Zeit von zwei Jahren, befanden sich Deutsche und Amerikaner. Die näheren Details der Maschine, die den Preis erhalten hat, sind nicht bekannt geworden, nur so viel, daß die eingesandten Maschinen überhaupt sehr sinnreich waren, und daß man die glücklichsten Resultate für die Flachsspinnerey davon erwarten konnte. Diese Maschine sollte hauptsachlich den Zweck haben, die Fäden dünner und gleicher zu spinnen, damit die Baumwolle nicht mit den inländischen (Französischen) Produkten Concurrenz halten könne, und zu den meisten Artikeln nur in einem geringen Verhältnisse gemischt werde, wodurch die Einfuhr der Baumwolle sich vermindern und dieser Handel mit dem Auslande nicht mehr zum Nachtheile der Französischen Industrie geführt werde. Der Französisch-Russische Krieg, der 1812 ausbrach, und dem der Befreiungskrieg Deutschlands folgte, hatten allen Entwürfen dieser Art ein Ende gemacht und daher ist von den erfundenen Flachsspinnmaschine nicht weiter die Rede gewesen. — Die Spinnereyen in Flachs und Hanf wa-

ren jedoch in Frankreich nie von der Ausdehnung, als die Spinnereyen in Wolle, welches man an dem Ertrage der Wollmanufakten ersehen kann, der ehemals auf 40 Millionen Thaler geschätzt wurde. An Tüchern lieferte das einzige Elbeuf jährlich für 2 Millionen Livres, und was haben nun nicht Abbeville, Launiers, Montjoie ꝛc. geliefert. Die einzigen wichtigen Spinnereyen in Flachs und Hanf sind zu Strasburg, die Segelmanufaktur daselbst arbeitet auf 100 Stühlen und verschafft an 3000 Spinnerinnen Brod. Sie versieht die ganze Marine zu Toulon mit Segeltüchern. Die Baumwollenspinnereyen werden besonders mit Maschinen betrieben, wozu gleichfalls zur Erfindung der wirksamsten ein Preis ausgesetzt worden war, um dadurch das Arbeitslohn bei Bearbeitung des Urstoffes zu vermindern und den Manufakturen Englands hierin gleich zu kommen, wohl noch gar zu übertreffen. Das ganze Maschinenwesen konnte zu einer Zeit um so eher in Frankreich Eingang finden, wo das männliche Geschlecht nur zum Kriege erzogen wurde; denn bei den immerwährenden Kriegen von der Revolution an wurden die Krieger zu hunderttausenden geopfert, und der Zuwachs der neuen Generation immer wieder zu diesrm Zwecke verwendet, dem weiblichen Geschlechte, den Frauen waren daher größtentheils die männlichen Beschäftigungen überlassen, und so mußten in den Fabriken und Manufakturen auch schon auf künstliche Mittel, außer der Absicht auf die Concurrenz, gesehen werden, um die fehlende Kraft zu ersetzen; denn an eine Opposition von Seiten der arbeitenden Klasse bei der Einführung so vieler Maschinen, wie dieses sehr oft in England geschehen und geschieht, war hier nicht zu denken. Die Anführungen der Produktionen Frankreichs unter Napoleon sind sehr glänzend, man muß aber auch bedenken, daß alle seine eroberten Länder, Holland, Italien, ein Theil

von Deutschland ꝛc. dazu beitrugen, diesen aufgestellten Gewerbefleiß zu vergrößern, und wenn man annimmt, daß das einzige oben, S. 553, angeführte Röhr-Departement, welches größtentheils aus Deutschen, den Rheinlanden bestand, so glänzende Resultate lieferte; welches Gewicht hatten nun nicht die Niederlande, Holland und Belgien, in dieser Wageschale der Manufakturen und Fabriken ꝛc. Zieht man dieses Alles davon ab, so wird dem eigentlichen Frankreich so viel nicht bleiben; denn seine auf einem hohen Gipfel gestandene Industrie in den Manufakturen ꝛc. zerstörte die Revolution ꝛc.; sie konnte sich nicht wieder zu dem Flore erhoben, als es vor der Revolution der Fall war, und so kamen die glänzenden Angaben aller Kunsterzeugnisse unter Napoleon's Regierung nicht allein auf den glücklichen Zustand Frankreichs, sondern auf den seiner eroberten Länder, die sich noch in einem zum Theil blühenden und industrieösen Zustande befanden, und solche, alle Industrie tödtende Schläge, wie die Revolution ꝛc., nicht erlitten hatten. Uebrigens kann man die Bemühungen Napolion's Frankreich den höchsten Glanz auch in industrieeller Hinsicht, so wie es durch das Glück der Waffen oder den Kriegesruhm geschah, zu verschaffen, keinesweges aus seinen mannigfaltigen, zweckmäßigen Anstalten verkennen, und dieses traf auch die Spinnereyen, die erste künstliche Bearbeitung des Urstoffes. Die Vortheile, die daraus in merkantilischer Hinsicht entsprangen, hat Frankreich auch zum Theil eingeerndtet, und besonders in den Zeiten der Ruhe unter der Regierung Ludwigs des Achtzehnten. Aus Chaptals Werk, de l'Industrie Françoise: kann man eine Uebersicht von dem Manufaktur- und Fabrikzustande dieses Landes erhalten; er berechnet den Handelswerth dieser Zweige, 1,822,102,409 Franken, wovon er den Arbeitslohn auf 844,000,000 Fran-

ken, und den reinen Gewinn der Fabrikate auf 182, 005,221 Franken anschlägt, wovon ein bedeutender Theil auf die Wollmanufakturen kommt. Was die Baumwollenspinnereyen in Baumwolle verarbeiten, beträgt jährlich an 24 Millionen Pfund. Man kann hieraus leicht den Zustand der Industrie dieses Landes erfahren, und zu welcher Höhe es dasselbe bringen könnte, wenn seine Bewohner nicht von dem Geiste der Zwietracht und Anarchie beseelt wären, der nur zu oft den schönsten Flor ihrer Arbeitsamkeit und Thätigkeit in kurzer Zeit getödtet hätte. Auch hat es sich die Regierung, sowohl unter Napoleon, als auch unter Ludwig dem Achtzehnten, angelegen seyn lassen, daß aus dem Auslande nur der rohe Stoff eingeführt werde, damit der ganze Vortheil der Bearbeitung und des Arbeitslohns Frankreich bleibe, hierdurch konnten die Spinnereyen heraufgebracht, und ein Geist der Thätigkeit wieder bei dem gemeinen Manne, den untern Klassen des Volkes, verbreitet worden, der durch die vielfachen politischen Crisen, die dieser Staat bei der Revolution ausgesetzt war, gewichen war. In der Baumwollenspinnerey haben sie die Sage widerlegt, daß sie hierin immer von den Ausländern würden übertroffen werden. Das Baumwollengespinnst, was Frankreich jetzt in seinen Waaren liefert, giebt dem Englischen, nach dem Urtheile der Kenner, nichts nach; ja es soll es noch übertreffen, wenigstens wird Letzteres von den Franzosen selbst angeführt, indem sie behaupten, daß die von ihnen gewebten Baumwollenzeuge in der Vollkommenheit, von den mit ihnen concurrirenden Ausländern nicht erreicht werden könnten. Wie schon oben erwähnt, ist Straßburg, im Departement des Unterrheins, eine der wichtigsten Städte des Reiches, in Hinsicht seiner Manufakturen in Leinen ꝛc. Die Spinnereyen sowohl in Hanf und Flachs, als auch in Baumwolle,

blühen hier vorzüglich. Der Hanf macht ein Hauptprodukt dieses Departements aus; man rechnet, daß der jährliche Betrag desselben auf 25,000 metrische Centner steigt, der aber nicht im Departement allein versponnen wird, sondern ein großer Theil geht nach dem südlichen Frankreich, nach Lyon und nach mehreren Seehäfen des Reiches, um dort verarbeitet zu werden. Dasjenige, was in Hanf im Departement selbst versponnen wird, beträgt jährlich über 2 Millionen Ellen. Die Segelmanufaktur in Straßburg, welche seit dem Jahre 1757 existirt, hat in gewissen Jahren an 15,000 Centner Hanf verarbeitet; auch in der Segelmanufaktur zu Fegersheim, eine Stunde von Straßburg, welche im ersten Decennium dieses Jahrhunderts etablirt worden, wird viel Hanf versponnen, und die Spinnmaschinen sind nach der neuesten Construction. Unter den Baumwollenspinnereyen Straßburgs ist diejenige von Malapert sehr ansehnlich, und macht bedeutende Geschäfte. Ein Straßburger, Namens Martin Xavier Bucher, wollte auch in Rom auf Aktien eine große Baumwollenspinnerey und eine Manufaktur von Nankins und Kattuntüchern etabliren. Er hatte zu dem Ende schon die von den Päbsten Clemens dem Vierzehnten und Pius dem Sechsten zu einer Kattunfabrik vollständig eingerichteten weitläuftigen Gebäude auf dem Platze Termini in Pacht genommen. Die rohe, zum Verspinnen bestimmte Baumwolle, sollte aus dem Neapolitanischen dazu gezogen werden, und zu guten Spinnern wollte er die Tausende von Bettlern und Müßiggängern in Rom umschaffen; allein der Erfolg scheint der guten Absicht nicht entsprochen zu haben; denn ein Schriftsteller macht hierbei die Bemerkung: daß im Dolce far niente der ärmste Römer Hunger und Kummer zu verschmerzen verstehe, nnd daher sei eine solche gut gemeinte Absicht, Müßiggänger in

tüchtige, geduldige Arbeiter umzuwandeln, nur ein frommer Wunsch. — In Hinsicht der Flachs- und Hanfspinnereyen verdient besonders das Departement des Tarn eine Erwähnung. Der im Lande gesammelte Hanf und Lein wird von einer großen Anzahl Frauen, besonders während der langen Winterabende, versponnen. Man kauft besonders viel gesponnenes Garn zu Alby, Monesties, Pampelonnes und Cordes, wo Leinwand und Trillich zu Servietten ꝛc. gewebt wird, auch macht man daselbst Packleinwand. Die Zahl der jährlich erforderlichen Stücke schätzt man auf 17,000, die, außer in dem eigenen Departement, in den Departements der Aube, des Herault, des Gars, der Pyrenäen, und der Rhonemündungen verbraucht werden, eine Summe von 776,000 Fr. einbringen, und über 1500 Arbeiter beschäftigen. Ferner sind die Garnspinnereyen im Departement der Aisne wichtig, die Stadt St. Quentin dieses Departements hat die wichtigsten Fabriken oder Manufakturen in Leinen; auch ist der Flachs, der um diese Stadt gebauet wird, wegen seiner Güte berühmt; dann wird auch viel Flachs in den Departements der Aube, Oise ꝛc. gesponnen. — Die wichtigsten Spinnereyen in Frankreich sind diejenigen in Wolle, und dieser Zweig ist es auch, worauf die Regierung die größte Aufmerksamkeit gerichtet hat. Man hat in Frankreich, was diesen Zweig der Industrie anbetrifft, Alles in Untersuchung genommen, was glückliche Resultate für die Wollenwebereyen hervorbringen kann. Man hat gefunden, daß die Wollenspinnerey schon seit langer Zeit ein leichteres und ökonomischeres System erfordere, als man gewöhnlich dabei anwandte; allein diejenigen Gelehrten und Künstler, die sich mit diesem Zweige beschäftigten, fanden in der Natur der Wolle selbst ein unüberwindliches Hinderniß, welches man bei der Baumwolle,

dem Flachse, Hanfe ꝛc. nicht findet; denn die Baumwollen-, Hanf- und Flachsfaser, hat eine Biegsamkeit und Weichheit, welche anzeigt, daß ihre Oberfläche glatt ist, und daß nichts ihre Verbindung mit einer andern Faser, um welche sie gedreht wird, hindert; nur die Wolle weicht, wie bekannt, von der graden Linie ab, und ist von Natur gedrehet oder gekräuselt. Die Ursache dieser Eigenschaft blieb lange ein Geheimniß, bis sich einige um die Landwirthschaft und Technologie verdient gemachte Gelehrte in Frankreich durch mikroskopische Beobachtungen überzeugten, daß ihre Oberfläche aus lauter rauhen Schuppen besteht, die von der Wurzel nach der Spitze gehen, und daher erhält die Wolle, wenn sie bewegt wird, eine Bewegung von der Spitze nach der Wurzel, aber nie eine von der Wurzel nach der Spitze gehende. Hiernach ist es nun unmöglich, daß die Wollenhaare sich einander nähren und einen dauerhaften Faden bilden können, wenn sie in derselben Richtung gedrehet werden. Aus demselben Grunde braucht auch der Arbeiter länger zum Weben, als zur nöthigen Zurichtung der Wollenzeuge. Bei der Veränderung des bisherigen Verfahrens Wolle zu spinnen, mußte man nicht bloß darauf sehen, mehr und gleichere Fäden, als bisher, zu spinnen, sondern ihnen hauptsächlich mehr Festigkeit und Dauerhaftigkeit zu geben suchen. Man mußte die Wolle durch Kardätschen vielmal hin- und herdrehen, und sie endlich dahin bringen, daß kein Haar sich in derselben Lage, als sein nächstes befand, und beide sich demnach genau berühren oder annähern konnten. Durch die alte Kardätsche erreichte man diesen Zweck nur sehr unvollkommen, da der Arbeiter fortwährend in derselben Richtung arbeitet, und die Haare immer wieder in dieselbe Richtung oder Lage bringt. Um diese Fehler zu vermeiden, hat man eine Kardätsche aus einem großen Cylinder, um den sich in verschiedenen Richtun-

gen andere Cylinder drehen, gemacht. Die durch die kreisförmige Bewegung fortgerissenen, auf allen Seiten gedrehten Haare, können nur zufälliger Weise wieder in die Lage kommen, in welche sie hineingebracht wurden, da sich die natürliche dauernde Bewegung von der Spitze gegen die Wurzel nach und nach äußert, so nähern sie sich einander und verbinden sich so, daß das Spinnen erleichtert, und die Eigenschaft des Fadens verbessert wird. Die neue Kardätschen bringen eine sichere Wirkung hervor, da sie nach den oben genannten Grundsätzen mit der Natur der Wolle übereinstimmen. Jedoch muß man bei ihrer Verfertigung außerordentlich genau zu Werke gehen, und besonders das richtige Verhältniß der Theile untereinander nicht verfehlen Bei den alten Kardätschen ist es der Spinnerin gleich, ob die Wolle schlecht oder gut kardäscht worden. Die unbedeutende Entfernung des Spinnrades von der Hand der Spinnerin, und die Kürze der Blätter oder Flocken, erlauben der am wenigsten verbundenen Wolle sich zu sammeln, und einen Faden zu bilden, dessen Stärke nicht erprobt ist, da er weder gezogen, noch horizontal ausgedehnt wurde. Bei den neuen Webestühlen kann im Gegentheil ein schlecht kardätschter Flocken das Ziehen und die horizontale Lage, in welcher gearbeitet wird, und die 10 Fuß beträgt, nicht aushalten. Jede Flocke, die schwache Fäden hat, zerreißt augenblicklich, und der Spinner muß sie wegschaffen und bloß die Theile behalten, welche stark genug sind, um einen guten Faden zu behalten oder zu bilden. Die Folge davon ist, daß jeder Faden, der bei dem Ziehen und der Ausdehnung von 10 Fuß nicht zerriß, das Weben ohne zu zerreißen aushält, und daß der Arbeiter mit demselben ruhiger und schneller weben kann. Die Zeitersparniß, welche man in dieser Hinsicht gewinnnt, wird in den Manufakturstädten, wo man dergleichen gesponnene Fäden

anwendet, auf zwei Drittel geschätzt; das heißt, ein Stück Tuch, welches man ehemals in zwanzig oder vier und zwanzig Tagen webte, kann, wenn mechanisch gesponnene Fäden genommen werden, in acht oder zehn Tagen gewebt werden. Durch diese Zeiterspariſſe werden die Tücher wohlfeiler, und der Fabrikant wird dadurch in den Stand gesetzt, in derselben Zeit mehr zu liefern. Diese neue Methode hat aber auch noch andere Vortheile, welche sind: 1) daß das Reinigen von den Knaben jetzt kurz und leicht geschieht, und das Zerreißen der Fäden seltener ist. 2) Erfordert es weniger Leim, da die Fäden schon von Natur fest sind, und aus demselben Grunde geht auch das Entfetten oder Reinigen der Tücher leichter oder schneller vor sich. 3) Wird das Tuch, da es mit stärkeren Fäden gemacht wird, dem auf die ehemalige Weise verfertigten vorgezogen; und 4) treibt, wenn Tuch aus gemischter Wolle gemacht werden soll, eine eigene Maschine die Mischung der Farben. Dieses waren die Resultate der Forschungen in Frankreich in Hinsicht der Wollspinnerey. Es erregte Bewunderung, welche außerordentliche Menge Tuch drei Fabrikanten von Verviers durch diese Maschinen jährlich dem Handel und der Regierung liefern, und welche Quantitäten Wolle Nanci und andere Städte, ungeachtet der großen Transportkosten, nach Sedan, Mouzon und Rheims senden, um sie mechanisch spinnen zu lassen. Diesen mechanischen Spinnereyen verdankt Reims die schnelle und gute Fabrikation der bekannten Casimire und anderer Zeuge, welche in ganz Europa geschätzt werden. Man fühlte in Rheims den Nutzen einer solchen Maschine so sehr, daß, ungeachtet daselbst schon viele bestehen, sich in neuester Zeit die Fabrikanten dieser Stadt erboten haben, das Kapital zur Errichtung einer neuen umsonst vorzuschießen; nur machten sie sich dabei zur ausdrückli-

chen Bedingung, daß die Kardätschen durch Wasser bewegt werden, da Thiere nie eine so regelmäßige Bewegung hervorbringen können, und wahrscheinlich hat man jetzt auch die Dampfmaschinen angewendet. Der Eigenthümer des Schlosses Fougeres im Arrondissement von Blois, hatte schon früher die Absicht der Fabrikanten erfüllt, indem er in den Zimmern des Schlosses viele Maschinen hat aufstellen lassen, so daß damit sowohl die Bedürfnisse der Fabrikanten der Stadt, als auch der benachbarten Orte befriediget werden können. Die Wollspinnereyen sind fast durch alle Departements von Frankreich verbreitet und so auch die Maschinenspinnerey mit Dampf und Wasser, wie auch, jedoch nur im geringeren Grade, die alte Methode mit Rädern. Die meisten Wollspinnereyen findet man, außer in Paris, dem Hauptsitze der Manufakturen und Fabriken in Wolle, Baumwolle und Leinen, und den dazu gehörigen Spinnereyen, in welchen die Maschinen zum Theil mit Dampf ꝛc. getrieben werden; in den Departements der Oise, Saonne, Ardennen, Marne, Mayenne, des Nordens, Aveyron, Tarn, Aube, der niedern Charante ꝛc. ꝛc. In den drei zuerst angeführten Departements der Oise, Saonne und Ardennen, haben die Städte Bauvais, Abbeville und Sedan bedeutende Spinnereyen in Wolle, sowohl Maschinenspinnereyen, wie auch andere. Besonders sind die Wollspinnereyen in dem Departement Aveyron wichtig. Die Wollenmanufakturen desselben machten schon lange vor der Revolution sehr bedeutende Geschäfte; denn wegen der Wohlfeilheit und Dauerhaftigkeit der Manufakten, wurden diese von dem gemeinen Mann sehr gesucht; auch gebraucht sie die Regierung zur Bekleidung der Truppen, und sicherte dadurch den Manufakturen den Absatz. Die größten Manufakturen dieser Art sind in diesem Departement in

Saint-Geniez, Rhodez und Saint-Affrique. Vom Jahre 1759 bis zum Jahre 1771 waren die Spinnereyen in dem zuerst genannten Orte außerordentlich thätig, und aus dem Gespinnste wurden Cadiszeuge, Trikots, Imperiales und Rasche gemacht. In den genannten Jahren war der Handel mit den genannten Zeugen, besonders mit den Cadis, sehr stark, da befohlen wurde, sich desselben ausschließend zum Unterfutter der Monturen für die Truppen zu bedienen, und es wurden für dieselben jährlich 100,000 Ellen geliefert, und in der Stadt Saint-Geniez und auf dem umliegenden Lande wurden damit 12,000 Menschen beschäftiget. Dieser Flor dauerte bis zum Jahre 1790 fort, wo die Revolution demselben ein Ende machte. Späterhin fing die Regierung wieder an ihn zu beleben, indem sie bedeutende Bestellungen machte; und im Jahre 1811 wurden die Trikots dieser Manufakturen für die Armee empfohlen. Die Manufakturen der beiden zuletzt genannten Städte, Rhodez und Saint-Affrique unterhalten gleichfalls ansehnliche Spinnereyen, besonders die Manufaktur von Saint-Affrique, welche sich auch auf die Gemeinden Tayet, Camares und Laroque ausdehnt. Um die Manufakturen des Departements l'Aveyron wieder mehr zu heben und sie blühend zu machen, wurden unter Napoleon nicht nur bedeutende Bestellungen in den Manufakten zur Bekleidung der Truppen gemacht, sondern auch durch Prämien und andere Mittel, die Fabrikationsart zu verbessern gesucht. So wurden schon im Jahre 12 der Republik nicht nur auf Befehl der Regierung die Spinnmaschinen verbessert, sondern auch eine Unterrichtsschule in dem Gebrauche des nevette volante errichtet, welches die Arbeit im Weben sehr verkürzt und den Arbeiter wenig ermüden soll. Diese Schule hat viele geschickte Schüler gebildet, und verwundete Soldaten, die nach der alten

Methode nicht mehr weben konnten, haben nach der neuen ihr ehemaliges Gewerbe leicht betreiben können. Das Departement des Tarn hat gleichfalls viele Spinnereyen aufzuweisen. In den Städten Castres, Mazamet, so wie in den Gemeinden von la Bastide, Boisseron, Saint-Amant-la Bastide, Vabre ꝛc. haben Spinnereyen in Wolle, und ernähren viele Menschen, besonders Castres und Mazamet. Es würde zu weitläuftig seyn, hier alle diejenigen Departements Frankreichs durchzugehen, in welchen Wolle gesponnen und große Spinnereyen in diesem Artikel angelegt worden, in welchen die Maschinen theils durch Dampf, theils mit Wasser getrieben werden; selbst diejenigen Departements, welche die Fabrikation der wollenen Zeuge nicht ausschließlich mit zu ihren Hauptmanufakten zählten, haben Spinnereyen und beschäftigen viele Menschen, da nicht überall von den Fabrikanten die großen Spinnmaschinen eingeführt worden sind, besonders nicht da, wo die wollenen Waaren, welche aus dem Gespinnste erzeugt werden, im Lande bleiben, und von der Regierung zur Bekleidung der Truppen ꝛc. gekauft werden. — Baumwollenspinnereyen giebt es auch eine große Anzahl in verschiedenen Departements; denn wenn gleich Napoleon die Baumwolle so viel als möglich zu verdrängen, und sie durch Gewinnung eines seidenartigen Flachses, der auf Maschinen zu einem feinen und gleichen Faden gesponnen wird, zu ersetzen suchte, so gelang ihm dieses doch nicht in der Ausdehnung, wie er es wünschte, im Gegentheile wurde noch bis zum Jahre 1811 eine große Menge Baumwolle eingeführt. Nur die Einfuhr des Baumwollengarns zum Weben wurde von der Regierung verboten, weil man es im Lande selbst sehr gut spinnen konnte, welches gleich die ersten damit angestellten Versuche zeigten, ja späterhin wurde selbst in Frankreich gesponnene Baumwolle von Aus-

ländern gesucht. Vor dem Jahre 1790 wurde jährlich um 24 Millionen, sowohl rohe, als gesponnene Baumwolle in Frankreich eingeführt; um diesen Werth erhielt dasselbe 12 Millionen Pfund Baumwolle, dann um 13 Millionen Baumwollengespinnst, oder gesponnene, fabricirte Baumwolle, und außerdem wurde noch viel Baumwollenzeug und Mousselin eingeschwärzt. Es waren damals 70,000 Arbeiter mit Verarbeitung der Baumwolle beschäftiget. Nach der Revolution, vom Jahre 10 an bis zum Jahre 1806 wurden in Frankreich um 48 Millionen Baumwolle eingeführt, und dann noch an gewebten Zeugen um 46 Millionen. Vom Jahre 1807 bis 1811 erhob sich die jährliche Baumwolleneinfuhr bis auf 72 Millionen; im Mitteljahre kam sie aber nicht höher, als auf 55 Millionen. Diese Summe machte nach dem Anschlage der Douane an Gewicht 20 Millionen Pfund. Die Einfuhr von Gespinnsten, gesponnenem Garne, und von Zeugen sank anfangs auf eine Million herab und hörte endlich ganz auf, und das Mitteljahr der Ausfuhr an gesponnenem Garne und Zeugen belief sich auf 17 Millionen. Bis 1813 warf die Baumwolle an Arbeitslohn einen Unterhalt für 233,000 Arbeiter ab. Die aus der in Frankreich gesponnenen Baumwolle fabrizirten Zeuge beliefen sich im Werthe im Jahre 1812 auf 290 Millionen; rechnet man nun hiervon 55 Millionen für die Einkäufe des Urstoffes ab, so hatte sich der Absatz um 235 Millionen vermehrt. Hierdurch gewahrt man, daß die Einfuhr der Baumwolle, gegen frühere Jahre, zugenommen hatte; auch bietet die Baumwolle bei der Verarbeitung große Vortheile dar, die ihr ganz besonders eigen sind, und die durch die Erfindung künstlicher Maschinen noch erhöhet werden. Der seidenartigste Flachs wird diese Eigenschaften durch alle Manipulationen nicht erhalten, schon die Leichtigkeit

der Baumwolle übertrifft, außer der Seide, alles. Die vorzüglichsten Baumwollenspinnereyen findet man in den Departements der Somme, Aisne, der Meerenge von Calais, Aube, niedere Loire, niedere Seine, des Ober- und Niederrheins ꝛc. ꝛc. Selbst in den in den Manufakturen in Zeugen eben nicht ausgezeichneten Departements findet man Baumwollenspinnereyen, wie z. B. im Departement der Haut-Vienne. Die größte Spinnerey daselbst, welche nach dem Kriege 1815 den Herren Constantin und Moutier gehörte, beschäftigte 150 Arbeiter, und verfertigten Baumwollen-Garn von Nr. 15 an, die höchsten Nummern. Die Baumwollenspinn-Maschinen werden in den verschiedenen Departements theils durch Dampf, theils durch Wasser getrieben.

Was die Spinnereyen Großbritanniens anbetrifft, so sind diese schon sehr lange Zeit in Flor, so wie überhaupt die Britten, die Engländer, in Hinsicht auf die Mannigfaltigkeit, Güte und Schönheit der Kunstprodukte längst allen andern Nationen den Rang abgewonnen haben. Sowohl diese Kunstproduktion, diese Geschicklichkeit in Veredlung der rohen Naturprodukte durch mannigfaltige Manipulationen zu schönen Kunsterzeugnissen, und dann der mit Geist und Kühnheit geführte Handel, waren schon lange die Mittel, wodurch das Geld der Ausländer in ganzen Strömen in England bisher zusammenfloß. Besonders aber wirkte hierzu ihr fruchtbarer Geist in Erfindung zweckmäßiger Maschinen; dann der Reichthum, oder Credit großer Fabrikanten, die ihnen den Ankauf der besten Materialien im Großen um einen billigen Preis erleichtern, und verschiedene kluge Anstalten von Seiten der Regierung haben diesen Zweig der Industrie, nämlich der Manufakturen und Fabriken überhaupt, bei ihnen auf den höchsten Gipfel gebracht, zum Theile

der genauen Aufsicht des Parlaments, den Strafen, welche derjenigen warten, die im Waschen, Spinnen, Bleichen der Wolle ꝛc. einen Betrug begehen, der Belohnungen, deren sich diejenigen zu erfreuen haben, welche etwas Vorzügliches liefern, verdanken besonders die Woll- und Baumwollenmanufakturen ihren Flor. Wenn die Franzosen ihre Arbeiten mit mehr Geschmack ausführen, wodurch sie mehr und besser in die Augen fallen, so sind diejenigen des Britten weit dauerhafter und haben mehr innere Güte. Der Grund zu den Englischen Manufakturen wurde unter Eduard dem Dritten gelegt, unter der Elisabeth kamen sie besonders durch die Aufnahme der flüchtigen Niederländer empor, und unter Wilhelm dem Dritten erhoben sie sich theils durch kluge Anstalten, theils durch die Aufnahme der reformirten Französischen Flüchtlinge zu ihrer jetzigen Größe, die durch die folgenden Regenten aus dem Hause Hannover immer mehr und mehr durch Erfindung neuer zweckmäßiger Maschinen, sowohl im Spinnen, als im Weben, noch höher stieg, und wenig zu wünschen mehr übrig läßt. In dem Jahre 1774, in welchem eine Menge Tuchmacher aus England nach Newyork auswanderten, wodurch dort die Manufakturen sehr stiegen und dagegen in England abnahmen, beschäftigte das Spinnen, Weben ꝛc. der Wolle an $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, Weiber und Kinder mitgerechnet, und die Ausfuhr aller in England gewebten Wollenwaaren betrug $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling, und der Verbrauch im Innern des Landes selbst $4\frac{1}{2}$ Millionen, also zusammen 7 Millionen Pfund Sterling. — Da die Fabrikation der Leinwand in England nie sehr bedeutend war, wenn man nämlich die Verfertigung der schweren Segeltücher zu Warrington ausnimmt, so konnten auch die Spinnereyen in diesem Zweige der Industrie nicht sehr bedeutend seyn. Denn selbst für

die geringe Quantität Leinwand, welche England liefert, reicht der einheimische Flachs nicht hin; man holt daher das noch fehlende rohe Material aus Rußland, und führt sogar gesponnenes Garn ein, welches um so mehr bei den Engländern zu verwundern ist, da sie nicht gern das Arbeitslohn andern gönnen, sondern Alles, was nur irgend einen Gewinn bringen kann, nach ächt kaufmännischem Prinzipe auch für sich ziehen. Die wichtigsten Spinnereyen des Flachses für die Leinwandfabrikation sind in Irland und Schottland. Ersteres behauptet in diesem Manufakturzweige den Vorzug, wenn es gleich in allen andern Manufaktur- und Fabrikationszweigen noch sehr zurück ist; wenn aber gleich die Aussaat des Flachses und Hanfes ungefähr 50,000 Orhoft (1 Orhoft = 3 Eimer 12 Leipziger Maaß) machen, so wird doch dadurch die Einfuhr fremden Flachses nicht entbehrlich, und Schottland, welches einst in diesem Zweige der Industrie eine große Thätigkeit bewies, hat nur noch zu Paisley Leinwandmanufakturen von Bedeutung, die eine große Anzahl Spinner nähren, und zu Angus wird sehr viel Segeltuch und andere grobe Leinwand verfertiget. Die Segeltuch-Manufaktur in Warrington in Lancashire, deren Manufakt Polldavies genannt wird, und das größtentheils für die Königliche Flotte bestimmt ist, die fast zur Hälfte damit versehen wird, beschäftigte im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts noch viele Spinner oder vielmehr Spinnerinnen, denn das Garn zum Segeltuche wird von Weibern und Mädchen gesponnen, welche täglich 2 Pence verdienten; und bei der Sackleinwand, die gleichfalls in dieser Manufaktur gemacht wird, erhielten die Weiber, welche das Garn zur Sackleinwand spannen, die Woche sechs Schillinge. Man zählte ungefähr 300 Weber zum Segeltuche und 150 zur Sackleinwand, und rechnet auf jeden Weber 20

Spinnerinnen und zwei bis drei andere Arbeiter, so daß bei dieser Fabrik ungefähr 12,000 Menschen ihr Brod verdienten. Die Spinnerinnen fanden, wenn sie wollten, unaufhörlich Arbeit, aber den Webern fehlte es oft an Garn, daher sie feiern oder müßig gehen mußten, welches bei der Menge von Armen in dieser Landschaft oft sehr traurig war. Das Bleichen der Leinwand oder des Segeltuches geschieht von Männern, welche 10 Schillinge wöchentlich erhalten; das Aufwickeln des Garns wird von Frauensleuten verrichtet, welche wöchentlich $2\frac{1}{2}$ Schillinge erhalten Ein Mann, der webt, verdient die Woche 9 Schillinge, eine Frau 5 und ein Knabe $3\frac{1}{2}$ Schillinge. Das Garn zur Sackleinwand wird größtentheils in Cheshire gesponnen. — Baumwollenspinnereyen findet man in Lancashire, Cumberlandshire, Cheshire; in der ersten Grafschaft oder Shire in den Städten Manchester, Rochdale, Bolton le Moore, Wigan, Preston; in Cumberlandshire, in Carlisle, und in der zuletzt genannten Grafschaft in Stockport ꝛc.; der Hauptsitz der Baumwollenspinnereyen ist jedoch Lancashire und in dieser Grafschaft die schon oben erwähnte Stadt Manchester, von welcher auch die Fabrikation einer Art von Sammet aus Baumwolle unter dem Namen des Manchesters erfunden worden. Die Spinnereyen sind hier in dem vortrefflichsten Zustande, und die Anzahl der Spinner war ehemals zu den verschiedenen Waaren in Baumwolle, die hier geliefert werden, unglaublich groß. Die Weiber, welche Baumwolle spinnen, verdienen zwei bis fünf Schillinge, und Mädchen von sechs bis zwölf Jahren 1 bis $1\frac{1}{2}$ Schillinge. Diese große Anzahl Spinner ernährten noch die Baumwollen-Manufakturen dieser Stadt, so wie überhaupt diese Manufakturen in allen Städten der Grafschaft im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts. In dem gegenwärtigen, in der neuesten Zeit hat sich dieses

aber geändert; denn eine große Anzahl Mühlen und Maschinen liefern den Manufakturen jetzt eine ungeheure Menge Baumwollen-Garns vom gewöhnlichsten bis zum allerfeinsten in unglaublicher Geschwindigkeit, und haben viele Arbeiter außer Brod gesetzt. Man hatte in den Baumwollen-Manufakturen Englands auch schon zu Ende des verwichenen Jahrhunderts Spinnmaschinen in Thätigkeit, die von Wasser getrieben werden, wie man sie jetzt auch bei uns hat. Sie flocken, krempeln, schrobbeln, streichen und spinnen mit Maschinen, sie weben, rauhen und scheeren damit Tücher, wie wir es in neuester Zeit von ihnen angenommen haben. Die Spinnmaschinen, Spinnmühlen sind wahrscheinlich schon im ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts erfunden worden, und wie es heißt, zuerst zu Schafwolle. Der Erfinder einer solchen Maschine, der sie in England den Manufakturisten anbot, mußte vor denen, die dadurch ihren Verdienst zu verlieren besorgten, flüchten. Er ging hierauf nach Frankreich, wo seine Maschine in Gegenwart des Generalcontrolleurs Pelletier des Forts untersucht und richtig befunden ward. Er erhielt für die Mittheilung dieser Erfindung eine Belohnung; allein man trug auch hier Bedenken, diese sogenannte Geschwindspinnerey einzuführen. Späterhin wurde sie doch in England zuerst eingeführt, und jetzt werden diese Maschinen mit Dampf getrieben, wobei nur wenige Menschen beschäftiget sind, ja sogar Kinder, Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, haben dabei die Direction. Für die Manufaktur-Inhaber soll diese Erfindung sehr vortheilhaft seyn, weil sie dadurch so mancher Mißhelligkeiten mit den Arbeitern überhoben werden; allein die arbeitende Klasse hat durch Einführung der Maschinen sehr verloren. Wie man anführt, so soll es bei der früheren Methode des Spinnens für die Arbeiter besser gewesen seyn,

wenn die Lebensmittel in einem hohen Preise standen. Man fand leicht die Arbeiter, als auch ihre Kinder in solchen Zeiten besser gekleidet, sie aßen und tranken besser und waren überhaupt in bessern Umständen, als zu einer wohlfeilern Zeit. In dem letztern Falle wird nicht alle sechs Tage in der Woche gearbeitet, viele arbeiten nur fünf Tage, ja wohl gar nur vier Tage, und bringen die übrige Zeit im Bierhause oder auf Tanzsälen ꝛc. zu, und an dem Arbeitstage selbst sind sie träge. Der Arbeiter, sowohl der Spinner, als der Weber, der alle Tage regelmäßig seine Arbeit verrichtet, liefert sie besser, als Einer, der die Hälfte der Zeit im Müßiggange, oder auch wohl mit Trinken zubringt. Die Inhaber der Manufakturen sehen es daher sehr gern, daß die Lebensmittel hoch bleiben, damit Jedermann zum Fleiße und sechs Tage in der Woche zu arbeiten genöthiget ist; denn sie wissen es aus der Erfahrung, daß ein einziger mit Trinken zugebrachte Tag gemeinlich einen Einfluß auf die übrigen fünf in der Woche hat. Es ist zu gleicher Zeit aber auch ein Unglück, wenn die Preise so hoch sind, daß die Arbeiter bei allem möglichen Fleiße nicht genug erwerben können. Es ist in diesem Falle schwer, die gehörige Mittelstraße zu bestimmen, sagt Volkmann, in seinen Reisen durch England, indessen ist es eine, bei allen Manufaktur-Inhabern bekannte Sache, daß derjenige, welcher fleißiger, als der gemeine Haufe seiner Mitbrüder ist, auch bei theuren Jahren keine Noth leidet. Zahlreiche Familien sind hier keine Last, weil Alles Hand anlegen und etwas verdienen kann. So soll, sagt man, in der Stadt Manchester mehr Geld eingelaufen seyn, als in der Grafschaft Hautniston in einem halben Jahre. — Diese Ansicht der Engländischen Industrie, in Bezug auf die Manufakturisten, auf die Spinner und Weber geschah im letzten Drittel des verwichenen

Jahrhunderts, wie ganz anders ist es aber in dem gegenwärtigen, in der neuesten Zeit in diesem Staate geworden. Die größte Concurrenz, die England in seinen Manufakturwaaren damals fürchten konnte, ging von Frankreich aus, jetzt haben sich aber eine größere Anzahl Concurrenten in die Schranken gedrängt, um es mit England aufzunehmen. Die Continentalsperre unter Napoleon hat die Industrie fast aller Völker des Continents vielseitig geweckt, und angeregt, selbst Frankreich, wenn es nicht durch innere Unruhen, nach dem Sturze Napoleons, seiner auf das höchste wieder geweckten Industrie theilweise geschadet hätte, hat durch kunstvolle Maschinen in den Manufakturen in Leinen, Baumwolle und Wolle sich den Engländern gleich gestellt; in Italien, Deutschland, Rußland, Schweden, Dänemark, kurz überall auf dem Continente ist jetzt ein industrielles Treiben in den Manufakturen entstanden, überall sind oder werden die Maschinen Englands eingeführt; überall werden sie, wenn nicht mit Wasser, mit Dampf getrieben; jeder Manufakturist von einiger Bedeutung will es in seinen Manufakten den Engländischen gleich thun, oder seine Manufakten den Engländischen zur Seite setzen können. Bei dieser Concurrenz des Festlandes in den Manufakten mit denen Englands, wozu jetzt auch noch Nordamerika tritt, dessen Industrie sich gleichfalls sehr gehoben hat, bleibt dem Britten jetzt nicht viel mehr übrig, als der Vortheil im Einkaufe des rohen Produkts, der Baumwolle und Wolle, besonders aber der Ersteren; denn in Leinen hatte England nicht versucht, sich dem Festlande durch stärkeren Anbau des Flachses und Hanfes, und durch stärkere Fabrikation der Leinenwaaren zu entziehen, oder wohl gar darin mit ihm zu concurriren, wie es umgekehrt von dem Festlande in den Baumwollen- und Wollenwaaren Englands geschieht; obgleich in den Letzteren

Frankreich einer der stärksten Rivale Englands war, und in Hinsicht der Appretur seiner Tücher, überhaupt seiner Wollenwaaren, England sogar vorging. Diese mannigfaltigen Concurrenzen haben nun auch das Maschinenwesen in England, dem Lande seines Ursprunges, seiner Wiege, auf das Höchste gesteigert, um überall die Hände, wo es nur angeht, außer Thätigkeit zu setzen, oder doch das Arbeitslohn herabzudrücken, und dann den Gewinn daran zum Vortheil der Manufakten zu verwenden, um dadurch den Preis derselben, so niedrig, als möglich, zu stellen, oft selbst mit eigenem Verluste, um in der Concurrenz mit den Manufakten des Festlandes das Uebergewicht zu behalten, ja sie zu erdrücken. Hieraus entstanden nun die vielen Unruhen in der letzten Zeit unter den Manufakturarbeitern in London und in den übrigen großen Fabrikstädten Englands; daher das Zertrümmern, Zerstören der Maschinen. Hierzu gesellte sich nun noch vor dem Kriege 1813 — 15 der Mangel an Arbeit, weil der Continent dem Handel Englands größtentheils verschlossen war; denn was hin und wieder trotz aller Aufsicht dennoch eingeschwärzt wurde, war doch nicht von der Bedeutung die gehäuften Vorräthe in den Manufakten, so wie überhaupt in allen Fabrikationszweigen so zu vermindern, um eine Thätigkeit wieder darin eintreten zu lassen, und als die gehäufte Waarenfluth während und nach dem genannten Kriege sich Luft machte und auf den Continent überströmte, da fand sie zwar Absatz, aber die Preise hatten sich geändert, und dieses wirkte dann auf die Vermehrung der Maschinen, um das Uebergewicht zu behalten, wie schon oben angeführt worden. Auch hatte sich der Stolz der Engländer auf ihre Nationalität, auf ihres Landes eigenthümliche Betriebsamkeit, in so fern gelegt, daß viele Engländer nach dem Festlande zogen und daselbst Manufakturen und Fabriken

anlegten, und auch die Dampfmaschinen einführten, die auch jetzt viele der Maschinen in den Manufakturen und Fabriken Deutschlands in Thätigkeit setzen, und so auch hier Veranlassung zur Einführung des Maschinenwesens in seiner ganzen Ausdehnung geben, indem sie selbst nicht nur Maschinenbauer mitbrachten, sondern auch Deutsche den Maschinenbau lehrten. Ist dieses nun wirklich gesunkener Patriotismus bei den Engländern, oder geschah es aus Politik, um die erwachte Thätigkeit auf dem Continente in den Manufakturen und Fabriken während der Sperre unter der beinahe unumgränzten Herrschaft Napoleons über den Continent, die eine Handels-Beschränkung mit England in der Folge befürchten ließ, um die eigenen Manufakturen ꝛc. zu heben, dadurch eine andere Richtung zu geben, und durch die nun eingetretene Concurrenz einen jeden Gedanken an eine Beschränkung des Handels zu vernichten, ist schwer zu bestimmen, doch läßt sich das Letztere vermuthen; denn durch dieses Rivalisiren in den Manufakten, um die Vorhand, und den Preis darin, ist bei der Gewerbefreiheit an keine Beschränkung des Handels, an keine Einfuhrverbote, keine erhöheten Zölle ꝛc. bei den fremden Manufakten zu denken, und es kommt daher hier nur darauf an, wer diese Crisis überstehen kann, wer sie zu überwinden vermag. Die niedrige arbeitende Klasse fährt dabei natürlich am schlimmsten, da Alles aufgeboten wird, wenn nicht die Arbeiter bei den Maschinen ganz außer Thätigkeit zu setzen, sie doch so zu vermindern, daß das, was am Arbeitslohne gewonnen wird, der Waare oder dem Manufakte zu gute kommt, das dadurch um so billiger geliefert werden kann, an die Kosten der Dampfmaschine, an den vielseitigen Reparaturen, und andere Arbeiter, die dabei gehalten werden müssen, wird in diesem Kampfe um den Vorrang nicht gedacht, und

daß zuletzt, bei den oft nur zu gehaltlosen Maschinenarbeiten, denen alle innere Güte fehlt, und nur der Glanz, die Appretur Werth verleiht, oder bei den Baumwollenwaaren das Muster und die Farbe, nicht nur der Werth der eigentlichen Manufaktur ganz sinken muß, indem selbst der Name nicht mehr passend ist, weil mit den Händen wenig mehr gearbeitet wird, sondern sie auch selbst in der Folge eben so sinken müssen, wie der Preis und die Güte ihrer Waaren. Die Engländer können es in den Baumwollenwaaren, wie oben angeführt worden, leicht mit ansehen, weil sie den Urstoff dazu theils aus ihren Kolonien ziehen, theils ihn auch durch Tausch sehr wohlfeil einhandeln, und da sie auch das Maschinenwesen auf das Höchste gebracht haben, so kommt ihnen auch hierin keine andere Nation zuvor, und so rechtfertiget sich ihre oben angeführte Politik, indem sie sich auf ihren Vortheil gründet. Diese Einführung der Maschinen, besonders aber der Spinn- und Webemaschinen in England, war nun auch der Grund zu den mannichfaltigen Aufständen in diesem Lande, so auch im Jahre 1812 zu Leeds, Huthersfield und Stokport, in dem zuletzt genannten Orte, wo die Spinnmaschinen schon längst im Gebrauche waren, wegen der Einführung einer Maschine beim Weben gewisser Baumwollenzeuge. Die zu diesem Zwecke eingerichteten Webestühle wurden entweder vermittelst einer Feuerspritze oder durch jede andere bewegende Kraft, wie Dampf ꝛc., in Bewegung gesetzt, und daher Webestühle, die mit Gewalt betrieben werden, (Powerlooms) genannt, und da sie weder Stärke der Hand, noch der durch eine lange Gewohnheit erlangten Geschicklichkeit bedürfen, so kann man Kinder dabei gebrauchen, welches nothwendiger Weise die Wichtigkeit der gewöhnlichen Weber herabsetzte. Hierdurch entstand nun die entflammte Rache der Weber gegen die mechanischen Webestühle, daß sie in dem oben

erwähnten Orte die Spinn- und Webemaschinen in den Manufakturen des Herrn Peter Marsland zerstörten, und so auch in der neuesten Zeit die Unruhen in den Fabrikorten Englands und die Zerstörung der Maschinen, die auch selbst in Frankreich und Deutschland sich hin und wieder zu erheben anfingen. Die Manufakturen-Inhaber Englands führten zur Rechtfertigung der Einführung der Maschinen folgende Gründe an:

Wenn es gleich notorisch ist, daß die Klasse der Spinner und Weber sehr industrieös und nützlich ist, so kann doch auch nicht geläugnet werden, daß sich diese Arbeiter, besonders aber die Weber, weil beim Spinnen größtentheils Weiber und Mädchen beschäftiget sind, sich der Verschwendung und Ausschweifung bis zu einem beklagenswerthen Grade überlassen, wo die Baumwollenzeuge sehr begehrt werden. Hieraus geht nun hervor, daß unter diesen Umständen eine Vermehrung in dem Preise des Tagelohns und eine Verminderung der Quantität ihrer Arbeit entstehen muß. Dieser Zustand der Dinge muß nothwendig dem Interesse der Arbeiter, so wie jenem der Fabrikanten schaden, wenn diese Fabriken mit Arbeiten überhäuft sind. Der Arbeiter arbeitet weniger und verschwendet mehr, wenn er dagegen weniger Arbeit hat; arbeitet er so viel er kann, und die Familie stirbt beinahe vor Hunger. Statt dessen bringen die Webestühle, welche durch Maschinen in Bewegung gesetzt werden, eine bestimmte und sichere Quantität Zeuge zu wohlfeileren Preisen, von einer gleichförmigern Qualität und mit der Gewißheit hervor, daß die Grundstoffe unverfälscht angewendet werden, der Zustand dieses Handelszweiges mag übrigens seyn, welcher er wolle. Hieraus gewahrt man, daß die Spinnmaschinen und die mechanischen Webestühle ein beständiger Gegenstand der Rache für die Spinner und Baumwollenzeugweber, wie die Maschinen zum Scheeren der Tücher für die Tuchmacher sind; denn auch hier zeigte sich derselbe Geist der Zerstörungssucht, welches die Auftritte zu Leeds und Huthersfield bewiesen. Die

Operation nämlich, vermittelst welcher man die Oberfläche der Tücher gleich macht, indem man die überflüssigen Fäden der Wolle abschneidet, geschah ursprünglich bloß mit der Hand durch die Arbeiter, die man im östlichen Theile Englands Scheerer, Tuchscheerer, und im nördlichen Croppers uennt, ein Ausdruck, welcher die nämliche Bedeutung hat. Wenn nun ein Stück Tuch so weit gebracht ist, daß es geschoren werden kann, übergiebt es der Fabrikant oder Handelsmann, welcher im Norden von England das Tuch kauft, ehe die letzte Hand daran gelegt worden, seinen Tuchscheerern, da man die letzte Hand nicht eher an das Tuch legen kann, bis diese unentbehrliche Operation gemacht ist. Da die zu dieser besondern Vorrichtung nöthige Anzahl Arbeiter, im Vergleiche mit jener unbeträchtlich ist, welche bei den übrigen Verfahrungsarten in der Fabricirung der Tücher gebraucht werden, so haben die Tuchscheerer seit undenklichen Zeiten aus ihrem Handwerke eine Art Monopol gemacht, indem sie nur eine gewisse Anzahl Lehrlinge annehmen. Hieraus geht hervor, daß wenn die Tücher sehr begehrt werden, die Tuchscheerer die einzigen Meister dieser Fabricirung sind, die man hinlänglich als solche kennt, welche von allen bei diesem wichtigen Industriezweige gebrauchten Arbeiter sich am wenigsten behandeln lassen. Diese Klasse von Arbeitern verschwendet wohl zwei- bis dreimal mehr Geld in den Wirthshäusern, uls der Spinner, Weber, Appretirer oder der Färber, woher es denn auch kömmt, daß ihre Familien nach Verhältniß weniger im Wohlstande stehen, und die Theurung der Lebensmittel und den Mangel der Arbeiten weit mehr fühlen, als die andern Klassen det Arbeiter. Um nun den dadurch entstehenden Aufenthalt, der zuweilen durch ihre Lebensart entstehet, und dann auch wegen des oftmals erhöheren Arbeitslohnes, welches sie begehrten, war man darauf bedacht, eine Maschine zu erfinden, vermittelst welcher die Scheeren zur Schur der Tücher durch eine Maschine sich bewegen, wodurch man nicht nöthig hat, einen Menschen bei einer jeden Scheere anzustellen, sondern diese Operation auf eine noch vollkommnere Weise verrichtet werden kann, als solche,

die ungleiche Bewegung der Hand hervorbringen kann, in so fern nur das Tuch so gewebt ist, daß dasselbe nach der ganzen Länge des Stücks eine gleiche Dicke hat. Diese Maschine war erfunden, allein sowohl die Fabrikanten, als auch die Handelsleute in dem nördlichen Theile wagten es nicht, diese Maschine aus Furcht vor dem aufbrausenden Charakter der Tuchscheerer in Anwendung zu bringen, und nachdem es dennoch geschah, und man sie theilweise in der Grafschaft York einführte, so geschahen in jenen Gegenden die Aufstände gegen ihre Einführung. Schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wagte es eine kleine Anzahl Fabrikanten, ihre Tücher in dem nördlichen Theile von England durch diese Maschine scheeren zu lassen, und seit dieser Zeit schickte man auch Tücher von Leeds ab, um sie in einer Fabrik zu Lembeth, bei Cooper's Bridge scheeren zu lassen, welche seit dieser Zeit in ein Armenhaus verwandelt worden. Da nun die Wuth der Maschinenzerstörer in den Manufakturen und Fabriken gegen den Erfindungsgeist und die Industrie gerichtet sind, so würde man, wenn dagegen nicht kräftigere Maaßregeln von Seiten der Regierung ergriffen werden, alle nützliche Entdeckungen im Fache der Mechanik tödten, und der Veredlung der rohen Produkte durch die Kunst Thür und Thor schließen.

Es wurden nun noch mehrere Gründe von Seiten der Manufakturherren aufgestellt, die für die Vortheile sprachen, welche das Publikum von der Einführung der Maschinen hätte, worunter besonders der wohlfeilere Preis der Manufakten und Fabrikaten oben ansteht. Hier diesen Gegenstand noch weiter auszuführen, würde nicht der Ort seyn, weiter unten werden wir noch einmal auf ihn zurückkommen. — Die Spinnereyen in Baumwolle, oder das Spinnen der Baumwolle geschieht jetzt in allen Manufakturstädten Englands mittelst der Maschinen, und da diese Spinnerey, dieser Erwerbszweig, ehemals größtentheils von dem weiblichen Geschlechte, von Weibern und Mädchen, wie auch schon oben angeführt

worden, betrieben wurde, so war die Wuth gegen die Einführung dieser Maschinen zwar auch groß, und es gab blutige Auftritte, besonders in den Manufakturen, wo die Familien der Weber, die Frauen und Kinder, diesen Zweig besorgten; allein er lief doch nachher zu Gunsten der Maschinen ab, man beruhigte sich, weil die Männer immer noch ihre Arbeit behielten, da aber auch diese durch Maschinen geschmälert und zum Theil die Arbeiter ganz außer Thätigkeit gesetzt wurden, ist der Haß gegen die Manufakturherren geblieben, und den Maschinen droht noch immer bei dem Mangel an anderer Arbeit, oder bei einer eintretenden Theurung der Lebensmittel, oder in einer politischen Crisis, der Untergang. —

Wenn Großbritanniens Baumwollenspinnereyen schon sehr bedeutend sind, besonders in der neuesten Zeit, so sind es in einem fast höheren Grade auch die Wollspinnereyen, welche man durch das ganze Reich verbreitet findet, obgleich sie in der neuesten Zeit durch die übergroße Concurrenz des Festlandes sehr beschränkt worden sind. In dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts betrug die versponnene Wolle 1,071,428 Centner, woraus Waaren für einen Werth von wenigstens 12 Millionen Pfund Sterling gemacht wurden; denn außer den sehr feinen Tüchern aus Spanischer oder Merino-Wolle, verfertigen sie auch aus dem gesponnenen Garne Halbtücher, Casimirs und grobe wollene Zeuge, letztere für die Matrosen und Neger. In Schottland werden daraus auch Flanelle und wollene Teppiche, und in Irland grobe Tücher und Zeuge gemacht. Die vorzüglichsten Wollspinnereyen findet man in Lancashire, Glouceſterſhire, Eſſexſhire, Norfolkſhire, Warwickſhire, Cheſhire und Yorkſhire, und in den Städten Stroud, Colcheſter, Norwich, Coventry, Stokport, Leeds, Halifax, Manchester ꝛc. Die größten Spinnereyen findet man in Leeds und

in dessen Umgegend in der Grafschaft York. — Leeds ist eine der berühmtesten Manufakturstädte Englands, es wurde in derselben der große Wollenwaarenmarkt, besonders wichtig in Tüchern, nicht nur von England, sondern man konnte sagen, von der ganzen Welt abgehalten; allein in neuester Zeit hat dieser Manufakturzweig durch die übergroße Concurrenz darin, besonders mit Frankreich, Deutschland ꝛc., sehr verloren. Alle Tücher, wozu das Garn in der Umgegend und den benachbarten Flecken und Dörfern, und auch in Leeds gesponnen, und woraus auch daselbst die Tücher gewebt werden, kam auf den Markt zu Leeds, welcher im Sommer um sechs und im Winter um sieben Uhr anfing. Die Marktglocke gab den Wollenwaarenhändlern das Zeichen ihre Waaren, hauptsächlich Tücher, herbei zu bringen, welches mit solcher Ordnung geschehen seyn soll, daß sich ein Fremder verwundern mußte, in einigen Minuten, alle Standplätze mit Tuch ꝛc. bedeckt zu sehen. Sobald das Läuten aufhörte, so erschienen die Tuchhändler mit ihren Handlungsbedienten und machten ihre Einkäufe, welches mit wenigen Worten geschah. Der Verkäufer sagte nämlich den Preis, der Käufer that ein Gebot, und gemeiniglich ward der Handel gleich nach demselben geschlossen; auf diese Weise wurden wöchentlich oft in einer Stunde für 10, 20 bis 30,000 Pfd. Sterling Waaren verkauft. Um halb neun Uhr läutete die Glocke wieder, und sogleich verschwanden die Käufer und Verkäufer mit ihren Tüchern, so daß von dieser Zeit ab der Markt für die Leinwandhändler, Schuhmacher, Eisen- und Stahlhändler wieder geöffnet war. Späterhin wurde der Tuchmarkt in einem großen Gebäude abgehalten, welches die Tuchfabrikanten auf ihre Kosten haben errichten lassen; ein Mehreres hierüber wird noch unten vorkommen. Das Garn wurde hier anfangs auf Räder gesponnen, und die Wollspinner hatten

unaufhörlich zu thun und verdienten wöchentlich 2 bis 3 Schillinge; Mädchen von vierzehn Jahren 1 Schilling und 8 Pfennige, ein Knabe von acht oder neun Jahren täglich 2½ Pfennige. Die Wollkämmer erhielten wöchentlich 6 bis 12 Schillinge, und ein Weber, ein übrigens guter Arbeiter, konnte das Jahr hindurch wöchentlich 10 Schillinge und darüber verdienen. Weiber, welche webten, wöchentlich 3 bis 4 Schillinge, auch konnten sie es bei fleißigem Arbeiten so hoch bringen, als die Männer. Knaben von 13 bis 14 Jahren gewannen die Woche hindurch 4 Schillinge. Die Wollspinner und Spinnerinnen hatten einen Vorzug vor den Webern, welcher darin bestand, daß Erstere immerwährend zu thun hatten, Letztere jedoch, wenn sie andere Wollwaaren webten als Tuch, z. B. Kamelotte, Schalons ꝛc., verdienten die Woche hindurch im Durchschnitte 7 Schillinge, Knaben 4 Schillinge, sobald aber schlechtes Wetter eintrat oder einfiel, so dankte man sie ab; daher brachten es die Männer das ganze Jahr hindurch, wenn der Verdienst zuweilen bis auf 12 Schillinge stieg, nur auf 6½ Schillinge. Die Lebhaftigkeit des Gewerbes in und um Leeds machte, daß man weder Landstreicher und Bettler, noch Müßiggänger erblickte, und da viele junge Kinder schon ihren Lebensunterhalt durch Spinnen verdienen konnten, so war dieses ein kräftiger Antrieb für den gemeinen Mann zum Heirathen. Daher war die Gegend noch anfangs dieses Jahrhunderts sehr volkreich und stark bewohnt. Die Arbeitsamkeit hatte die große weitläuftige Landschaft York mit Einwohnern und Reichthümern angefüllt, und noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts wurde so viel rohe Wolle hier gesponnen und wieder verarbeitet, als in dem ganzen übrigen Theile von England. Man gewahrte hier keine großen Fabrikgebäude, da alles von einzelne Fabrikanten verfertiget wurde, welche

größtentheils von Kaufleuten und einigen reichen Tuchmachern mit Arbeit und Garn versehen oder besorgt wurden. Alle Wollenwaaren werden zu Wasser nach Hull geschafft und von da gehen sie zu Schiffe nach Holland, Hamburg, Bremen und alle an der Ostsee liegenden Oerter. Jetzt hat sich dieses hier sehr geändert, theils wegen der schon oben angeführten Concurrenz des Festlandes in diesen Artikeln mit England, theils auch durch die Einführung der Maschinen, daher war Leeds auch mehrere Male der Schauplatz von blutigen Auftritten; denn durch die Einführung der Spinnmaschinen, die zum Theil durch Dampfmaschinen getrieben werden, verloren die Spinner und Spinnerinnen größientheils ihr Brod, und so auch viele der Weber durch die neue Maschine am Webestuhle. Hierzu gesellte sich nun noch Theurung der Lebensmittel, und so versank ein großer Theil der sonst so industrieösen Bevölkerung in Armuth, welche bei dem immer drückender werdenden Mangel, besonders in den Jahren der Continentalsperre, wo die Brodlosigkeit immer größer wurde, endlich zu unruhigen Auftritten Veranlassung geben mußte, wobei natürlich die Fabrikherren, welche die neue Spinn- und Webe-Maschinen eingeführt hatten, sehr übel mitgenommen wurden, weil das Volk nur allein der Einführung der neuen Maschinen diese Arbeitslosigkeit und Theurung zuschrieb, wie auch schon oben angeführt worden. Auch waren die Manufakturinhaber und Kaufleute in Wollenwaaren genöthiget, um das Elend zu mildern, einen Verein zu constituiren zur Abhülfe der Noth der Arbeiter, aus dessen Kasse sie dann so lange nothdürftig unterstützt wurden, bis sich andere Kanäle eröffneten. Indessen ist doch, wenn gleich die momentane Noth abgeholfen worden, die ganze Gegend in Yorkshire, die ehemals so blühend war, und deren Einwohner mit zu den industrieösesten von ganz England gehör-

ten, immer noch in traurigen Umständen, und wird sich, wenn nicht andere Conjuncturen entstehen, so leicht nicht wieder erholen können, welches auch die neuesten Unruhen unter den Manufaktur- und Fabrikarbeitern in den Fabrikstädten bewiesen haben. Auch zu Manchester in Lancashire sind mehrere Wollspinnereyen, die ehemals vielen Menschen Unterhalt verschafften; sie haben aber auch in neuester Zeit durch die Maschinenspinnerey diesen Erwerbsquell zum Theil verloren; denn man lernt jetzt zur Aufsicht der Maschinen Kinder an, die nur ein geringes Wochenlohn erhalten, und sucht überhaupt zu sparen und einzuschränken, wo man nur kann. Sowohl in Lancashire, als auch vorzüglich in Yorkshire wird die Wolle zum Verspinnen von Wollhändlern angekauft, und die einzige Verrichtung derselben ist, daß sie die Wolle, dem bestimmten Gebrauche nach, wie es jetzt auch bei uns geschieht, auslesen, und sie so sortirt an die Manufakturisten wieder verkaufen. Diese Letzteren nehmen gleich aus den Namen, die der Verleser der Waare beilegt, ab, wozu sie sich anwenden läßt. Die Geschicklichkeit im Verlesen der Wolle, wird für den wichtigsten Theil des ganzen Faches hier angesehen, indem man auf einem Schafe hier mehr denn acht bis zehnerlei verschiedene Sorten Wolle findet, die der Verleser alle kennen, und mit Sachkunde und Genauigkeit eine von der andern absondern muß *); geschieht

*) Ein Werk hierüber ist bei uns unter dem Titel erschienen: Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schafe ꝛc. ꝛc. Von Johann Philipp Wagner. 2te Aufl. Berlin, 1821. Der Verfasser dieses Werkes läßt sich sehr ausführlich über die Kenntniß der einzelnen Wollhaare und deren Sortirung aus, so wie überhaupt über die ganze Wollerzeugung der Merinos. Nach dieser Anweisung zum Sortiren der Wolle, wird auch in unseren, Preußischen, Landen in den Wollen-Manufakturen verfahren; ja selbst von Wollhändlern schon die Hauptsorten, auf die angegebene Weise sortirt, zu Markte gebracht. K.

dieses nicht, so hat der Tuchfabrikant bei der Verarbeitung derselben zu Tuch oder andern Wollenzeugen großen Schaden. Es gehört zu diesem Wollsortiren, um es ohne Fehl zu verrichten, eine große Uebung und Erfahrung, die nur dadurch vollkommen erlangt werden kann, wenn man von Jugend auf sich mit dieser Beschäftigung abgiebt, und die Handgriffe dabei von den älteren Sortirern abgesehen hat. Die sortirte Wolle wird dann von dem Manufakturisten, mit welchem Namen hier jeder Weber belegt wird, der selbst die Spinnerey und Färberey, in so fern sie vor dem Weben Statt finden, besorgt, zu 25 Procent höher angenommen, als der Verkaufspreis des Steins der rohen Wolle auf dem Markte ist. Sowohl das Karden, als das Spinnen wird in den meisten Manufakturorten Englands allein von Weibern und Kindern verrichtet, wie auch schon oben angeführt worden, die für ihre Arbeit nach dem Gewichte gelohnt werden. Das Spinnen geschieht auf einer Maschine, die mit einer Bewegung 30 bis 40 Fäden spinnt, nachdem nämlich die Wolle auf gewöhnliche Fabrikrocken zu einem losen Faden gesponnen worden ist, welches man das Vorspinnen nennt. Vermittelst dieser Maschine wird vollkommen ein Drittel an Zeit und Kosten erspart, als es früher bei den Rädern geschah, daher findet man sie bei allen kleinen Fabriken dieser Art; in großen Manufakturen, die entweder in Besitz der Kaufleute, Tuchhändler ꝛc. sind, oder von großen Fabrikanten angelegt worden, werden diese Maschinen durch Wasser, oder durch besondere Dampfmaschinen getrieben, wobei die Einrichtung so getroffen worden ist, daß auch alle Vorarbeiten, es versteht sich hier, außer dem Sortiren der Wolle, durch Maschinen betrieben werden. Bei den mit einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzten Spinnmaschinen hat die Kolbenstange des Dampfcylinders eine drehende kreisförmige Bewegung,

welches gewöhnlich dadurch geschieht, daß man eine von dem Arme eines Kunstkreuzes ausgehende Stange mit dem Griffe einer Kurbel verbindet, die nun dadurch umgedrehet wird. Die umlaufende Welle dieser Kurbel enthält ein gezahntes oder auch ein Seilrad, wodurch die bewegende Kraft nach solchen Theilen hin fortgepflanzt wird, welche in eine drehende Bewegung versetzt werden sollen. Die Wolle, welche bei der Maschine abfällt, wird von neuem gekardet, und hernach zu groben Tüchern gesponnen und verwebt. Beim Abwinden des Garns von den Spulen, um es zum Verweben vorzubereiten, wird es entweder von dem Weber selbst, oder von einem dazu angestellten Manne untersucht, und dasjenige Garn, welches uneben gesponnen worden, wird ausgeschossen, und dem Spinner an der Bezahlung abgezogen. Wo aber bloß Aufseher bei den Maschinen sind, das heißt, wo die Maschinen durch Dampf :c. getrieben werden, muß dieser Verlust von dem Inhaber der Manufaktur getragen werden. In Lancashire ist die Wollenweberey nicht der Haupterwerbzweig der Shire oder Grafschaft, sondern mehr die Baumwollenweberey, wie auch schon oben, S. 573, angeführt worden, daher findet man hier nicht so viele Spinnereyen in Wolle, als in Yorkshire; denn in dieser Grafschaft beschäftigten noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts die Wollmanufakturen den größten Theil der Einwohner dieser Grafschaft. Die Weiber und Kinder, die damals mit dem Spinnen und andern Arbeiten dabei beschäftiget waren, wurden auf zwei Drittel des Ganzen geschätzt. Man kann sich leicht einen Begriff von dem Flore der Gewerbsamkeit dieser Grafschaft und von der Beschäftigung der Spinner und Spinnerinnen zu Anfange des letzten Drittels des verwichenen Jahrhunderts machen, wenn man hört, daß in den drei letzten Jahren vor dem Jahre 1777,

der Werth des wollenen Zeuges, welches mehr als sonst aus diesen Manufakturen ausgeführt wurde, auf 60,000 Pfd. Sterling stieg. Johann Seaton, Esquire, Schatzmeister von West-Riding, hat im Mai 1783 den zu Pontfract versammelten Friedensrichtern eine Berechnung über die Menge wollener Tücher oder Laken vorgelegt, die in diesem Theile der Grafschaft vom 25. Mai 1782 bis zum 25. Mai 1783 gemacht wurden, woraus sich ergab, daß während dieser Zeit 131,092 Stück breite wollene Tücher, welche zusammen 4,563,376 Yards hielten, und 108,641 Stück schmale Tücher, welche 3,292,002 Yards enthielten, fabrizirt worden waren, mithin zusammen über 30,000 Stück mehr, als im vorhergehenden Jahre. Der außerordentlich gestiegene Flor der Wollenzeugmanufakturen und der große Zuwachs an Tuchfabriken in Leeds bestimmte die Kaufleute und Tuchhändler daselbst noch eine zweite Tuchhalle unter dem Namen der weißen anzulegen, wozu sie das Kapital zusammenschossen. Auch in dem Dorfe Huthersfield wurde von dem Gutsbesitzer, dem das ganze Dorf gehört, eine Tuchhalle angelegt, eben so zu Halifax, zu welchem Gebäude die Kaufleute und Manufakturisten eine Summe von 12,000 Pfund Sterling zusammen geschossen hatten. Hieraus kann man sich leicht den blühenden Zustand nicht nur der Wollmanufakturen in Yorkshire, sondern auch in allen andern oben genannten Grafschaften, dann in Sommerset und Wiltshire, wo ganz feines Tuch fabricirt wird, erklären, und die Nahrungszweige der untern Volksklasse im Spinnen und Weben ꝛc. In Yorkshire ist die Maschinenspinnerey, überhaupt die Spinnerey, in drei Distrikte nach dem Weben der Tücher vertheilt: 1) der Distrikt, wo breite Tücher gewebt werden, welcher die Dörfer und Ortschaften Leeds, Deensburg, Wackefield, Mixfield, Batley, Birstall, Hartshead, Thomshill, Kirkheaton,

Idle, Calverly und die umliegenden Gegenden in sich begreift. — 2) Der Distrikt, in welchem die Halbtücher oder schmäleren Tücher gemacht werden, wie das Dorf Huthersfield. — 3) Der Distrikt, wo alle andere Wollenzeuge gewebt werden, wie Chalons, Merinos, ꝛc., hat die Dörfer Halifax, Calard, Brandford, Stoptenstal ꝛc. — Auch Norfolkshire ist sehr wichtig wegen seiner Wollenmanufakturen und seiner dazu gehörigen Spinnereyen. Die Spinnerinnen verdienten daselbst wöchentlich $2\frac{1}{2}$ bis 3 Schillinge, auch konnten sie es wohl noch höher bringen, wenn sie sehr fleißig waren. Die Bequemlichkeit und das gute Leben der Norfolker hat sie oft zu Aufständen verleitet, sagt ein Schriftsteller, wenn sie dieses nicht mit ihrem Verdienste erlangen konnten. Diese Empörungen geschahen dann immer unter dem Vorwande der Theuerung der Lebensmittel, wodurch sie den Manufakturisten immer einen Schilling mehr Arbeitslohn abdrangen. In der Mitte des verwichenen Jahrhunderts standen die Norfolker Manufakturen in dem höchsten Flore, und wenn sie sich auch nachher noch aufrecht hielten, so haben sie doch nie wieder solche bedeutende Geschäfte gemacht. Man rechnete, daß die Waaren, welche 12,000 Weberstühle, nämlich in Norfolk, lieferten, 1,200,000 Pf. St. betrugen, uud davon blieben, den 10ten Theil, als die Kosten der rohen Materie, abgerechnet, 1,008,000 Pfund Verdienst, worunter jedoch der Gewinn des Eigenthümers mit begriffen ist. — Stellt man nun einen Vergleich des damaligen Flors der Manufakturen in Wolle und Baumwolle bei dem Spinnen mit Rädern und einfachen Maschinen, wobei viele Menschen ihren Unterhalt fanden, mit dem jetzigen Zustande derselben bei den Spinnmaschinen und Spinnmühlen, welche durch Wasser und Dampf in Bewegung gesetzt werden, und wobei so viele Menschen außer Thätigkeit gekom-

men und brodlos geworden sind, an, so möchte in Hinsicht des Gewinnes, nicht des Absatzes, die ältere Zeit einen bedeutenden Vorzug haben, und das Mehr oder plus hierin möchte wohl schwer wieder zu erreichen seyn; denn ein bedeutender Absatz an Manufaktur-Artikeln ist noch immer kein Beweis für den dabei gehabten Gewinn, und die dadurch erzeugte Wohlhabenheit der Bewohner eines Staates; denn man kann sehr viele Waaren absetzen, aber dabei einen nur kärglichen Gewinn haben, und so scheint oft in einem Staate eine große Betriebsamkeit vorzuwalten, und dennoch ist der Staat, wenn es darauf ankommt, seine Kapitalisten zu zählen, oder das baare Vermögen der Gewerbsamkeit in Anschlag zu bringen, nur arm; die Außenseite ist glänzend, aber die innere entbehrt des Glanzes; viel Gewühl, aber dabei wenig Gewinn. — Daß übrigens die Thätigkeit der Spinnmühlen und Spinnmaschinen in der neuesten Zeit immer noch bedeutend genug ist, gewahrt man aus den neuesten Angaben des Manufakturzustandes in Großbritannien; denn es wurden 1822 19,523,170 Pfd. Wolle eingeführt, worunter aus Deutschland allein 11,125,114 Pfd. Diese Menge stieg im Jahre 1824 auf 22,558,222, und 1825 sogar auf 43,700,558 Pfd., dagegen betrug die Ausfuhr der Wollenfabrikate an 5,500,000 Pfd. Sterling. Vergleicht man jedoch diese Einfuhr mit dem Verbrauche an Wolle im Jahre 1802, wo man schon in England wegen des sehr gesunkenen Absatzes der Tücher ꝛc. Klage führte, so ist dieser Fabrikationszweig durch die mannigfaltige Concurrenz jetzt sehr gesunken; denn damals betrug die jährliche Verarbeitung der Wolle doch noch 1,071,428 Centner, welche an Waare einen Werth von wenigstens 12 Millionen Pfd. Sterling gaben, wie auch schon oben angeführt worden. Welches Kapital gehörte nun nicht hierzu, und welcher Gewinn muß dann ge-

macht worden seyn, da damals noch nicht die Maschinen bei den Wollenwaaren so gebräuchlich waren, als es gegenwärtig der Fall ist, und die Spinnerinnen noch volle Beschaftigung fanden, da sie jetzt größtentheils außer Thätigkeit gekommen sind. — In Hinsicht der Baumwolle betrug im Jahre 1802 die Einfuhr der rohen an 65,850,395 Pfund und in demselben Jahre betrug bloß der Werth der ausgeführten Baumwollenwaaren 7,137,964 Pfund Sterling, und des baumwollenen Garns 536,031 Pfund; dagegen wurden im Jahre 1823 668,400 Ballen Baumwolle verbraucht, die mittelbar und unmittelbar 1,200,000 Menschen beschäftigten, und bei welcher Fabrikation die Maschinen und Mühlen schon früher eingeführt worden sind, als bei der Wollenfabrikation. — Ueber die Spinnereyen in den Manufakturen in Wolle und Baumwolle in London, sehe man den Art. London, Th. 80, S. 494 u. f. nach. Ein Mehreres über diese Manufakturzweige wird unter Wolle und Wollenmanufaktur, Wollenspinnerey ꝛc., in W, und dann unter Tuch und Tuchmacherkunst, in T, vorkommen.

Die Niederlande, sowohl Holland, als Belgien, haben sich schon in den frühesten Zeiten wegen ihrer Manufakturen in Leinen, Wolle und Baumwolle ausgezeichnet, und ihre Spinnereyen zu diesem Gewerbezweige waren immer sehr ansehnlich und beschäftigen viele Hände. Besonders blüheten die Flachsspinnereyen in den Provinzen Gröningen, Friesland und Oberyssel in Holland. Das Gespinnst zeichnete sich durch einen sehr gleichen, gut gedreheten Faden aus, welches besonders von der Güte und guten Bearbeitung des Flachses herrührt, worauf die Holländer großen Fleiß und große Sorgfalt verwenden. Daher wurden auch die Fabrikate aus dem Gespinnste, ihre Leinwand ꝛc., überall gesucht, wozu noch die weiße

Bleiche und der Glanz kam, die sie vor allen andern auszeichneten, und wodurch sie in den Leinwandhandlungen den ersten Rang einnahmen. Man hatte es auch im Spinnen des Flachses zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht, und die Spinner und Spinnerinnen wurden nach dem Umfange ihrer Arbeit auch gut bezahlt, so daß sie Fleiß darauf verwenden konnten. Um dem Gespinnste in ihren Spinnereyen den höchsten Grad der Vollendung zu geben, theilten sie anfangs Prämien aus. Diese Art der Aufmunterung hatte auch den glücklichen Erfolg, daß sich die Spinner und Spinnerinnen alle Mühe gaben, ihrem Gespinnste die nöthige Feinheit und Gleichheit zu geben. Hierdurch wurde auch noch der Zweck erreicht, daß sich die Leute gern mit diesem Industrie-Zweige beschäftigten, und durch ihre gute Arbeit die ganze Leinwandfabrikation Hollands empor hoben. Ueberhaupt haben die Holländer das Verdienst, daß wenn sie sich auf irgend einen Industrie-Zweig legen, sie solchem auch die höchste Ausbildung, den höchsten Grad der Vollendung zu geben suchen, und hierin keine Kosten scheuen, wenn sie zu diesem Zwecke führen können; und so wandten sie auch anfangs ihre ganze Aufmerksamkeit bei der Fabrikation der Leinwand auf das erste Material dazu, den Flachs, um diesen nach der Erndte oder nach dem Einkaufe gehörig zuzubereiten, und dann auf das erste und Hauptmanufakt, das Garn, damit es die oben angeführten Eigenschaften habe, oder bekomme, Feinheit, Gleichheit und Festigkeit. Und da ihre Anstalten in Versorgung der Armen und Verarmten so ausgezeichnet sind, so suchten sie auch gleich das Spinnen, als ein Mittel zu gebrauchen, um der Jugend, der Gebrechlichkeit, das Alter Arbeit zu verschaffen; oder auch denjenigen, dem andere Arbeit mangelt, dadurch zu beschäftigen, und es gelang ihnen auch hierbei, wie bei so vielen andern Zweigen, ihren

Zweck vollkommen zu erreichen; denn ihre Leinwand behauptete nicht nur im Gespinnst, sondern auch im Weben und Bleichen den ersten Rang, und hat ihn lange behauptet, bis in neuester Zeit erst die Concurrenz darin mannigfaltiger wurde. Auf ihre Leinwand folgte erst die Westphälische und Schlesische, welche den zweiten Rang behaupteten. Ja sie erhoben selbst fremde, gut gearbeitete Leinwand, wie die Westphälische, die Brabantische, Jülichsche ꝛc. zu dem ersten Range durch ihre vorzügliche Bleichart, besonders in Harlem, welche Art zu bleichen lange ein ausschließliches Eigenthum ihres Landes war. Sie hatten hierdurch den Nutzen, diese fremde eingekaufte Leinwand durch dieses Bleichen unter dem Namen der Holländischen zu verkaufen. Garnspinnereyen findet man in Amsterdam und Harlem, in der Provinz Holland; Boorne, Hengela, Almelo, in der Provinz Ober-Yssel; Leuwarden, Haarlingen, in der Provinz Friesland; Thalen in der Provinz Zeeland, in welcher Stadt besonders die feine Leingarnspinnerey betrieben wird; in der Provinz Nord-Brabant, Herzogenbusch, Helmond, Einhofen, ꝛc. ꝛc. Ob übrigens in Holland die Flachsspinnmaschinen ꝛc. eingeführt worden sind, läßt sich zu der Zeit, als es unter Napoleons Herrschaft stand, nur vermuthen, angeführt findet man darüber nichts; um jetzt jedoch mit den Manufakten anderer Länder in diesem Zweige Concurrenz zu halten, wird es von seinem alten gewohnten Gange auch wohl eine Ausnahme machen müssen. Mehreres über diesen Zweig der Manufaktur sehe man unter Leinwand und Leingarn nach. — Was die Baumwollenspinnereyen anbetrifft, so sind sie in Holland von gar keiner Bedeutung, da Holland diesen Zweig der Manufaktur wenig beachtet hat. — Was die Wollspinnereyen anbetrifft, so findet man diese besonders in Leiden und Utrecht, wo viele Tuchfabriken sind,

und auch viele andere wollene Zeuge fabricirt werden, wie Ratine, Kamelotte ꝛc. Ein Mehreres über diese Spinnereyen, wird unter Tuch und Tuchfabrikation, in T, und unter Wolle und Wollspinnerey, in W, vorkommen. — Belgiens Spinnereyen in Flachs, Baumwolle und Wolle sind nur in den beiden letzten Zweigen wichtig. Besonders haben die Belgier von jeher ihr Hauptaugenmerk auf die Wollenmanufaktur gerichtet, und besonders auf die Fabricirung der Tücher, in welchem Zweige sie auch den Vorrang vor den Engländern erhalten haben. Daher haben sie auch die Spinnereyen in Wolle auf jede nur mögliche Weise zu heben gesucht, weil das gute Gespinnst das Hauptrequisit zu einem guten Zeuge ist; denn der Mangel an geschickten Spinnern hat daher in vielen andern Ländern die Wollen-Manufakturen früher sehr zurück gehalten, und daher haben die Belgier hierauf besonders ihr Augenmerk gerichtet, und die Spinner und Spinnerinnen durch mancherlei Aufmunterungen, durch Unterricht, und durch alle diejenigen Mittel angefeuert ein feines Garn zu liefern, welche geeignet sind, den Fleiß und den Erfindungsgeist zu wecken und anzuspornen, und dieses allein ist auch die Ursache, daß das Hauptfabrikat ihres Gespinnstes, das Tuch, so geschätzt und gesucht worden ist. In neuester Zeit hat sich dieses freilich durch die große Concurrenz, man möchte sagen, fast aller Länder, besonders in Lieferung der sogenannten Maschinentücher, geändert; indessen werden die Belgischen Tücher und Wollenwaaren immer noch stark gesucht, und finden besonders Absatz in Frankreich, Holland und in den Rheinländern. Am wichtigsten war dieser Manufakturzweig im 13ten und den folgenden Jahrhunderten, wodurch Gent, Brügge und Antwerpen die reichsten Städte Europas wurden, und den Handel mit Tüchern und

andern sehr gesuchten Wollenzeugen zu dem blühendsten machten, so daß Belgien mit England rivalisiren konnte, und wenn es auch in Hinsicht der Industrie und des Handels diesem Staate nicht ganz gleich kam, so hatte es doch den zweiten Rang nach ihm. Die größten Spinnereyen, jetzt Maschinenspinnereyen, findet man in der Provinz Lüttich zu Verviers, Francomont, Hodimont, Ensibal ꝛc. Früher, ehe die Maschinen Eingang fanden, beschäftigten die Manufakturen dieses Staates eine große Anzahl Menschen, so daß überall ein gewisser Wohlstand, selbst bei den niedrigen Klassen des Volkes, sichtbar war. Die Spinner und Spinnerinnen wurden nach dem Fleiße und der Schönheit ihrer Arbeit gut bezahlt, welches ein noch größeres Reizmittel war, nicht nur um gutes Gespinnst zu liefern, sondern auch durch anhaltenden Fleiß in großen Quantitäten, damit es nie an Garn in den stets beschäftigten Tuchmanufakturen fehlte. Es war ein Wetteifer, sagt ein Schriftsteller, daß Einer es dem Andern in der Arbeit gleich thun wollte; allein diese Blüthe der Arbeitsamkeit und Gewerbethätigkeit, die noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts mit einigen Abwechselungen, die innere Unruhen erzeugten, währte, sank, wenn nicht zum Nachtheile der Fabrik- oder Manufaktur-Unternehmer, doch der Spinner, Spinnerinnen und Weber bei der Einführung der Maschinen; und dann auch, und vorzüglich durch die höher gestiegene Gewerbethätigkeit der benachberten Staaten in diesem Zweige, besonders Deutschlands in Tuch- und anderen Wollenwaaren; und dann auch durch die neuesten inneren Unruhen. Spinnereyen und Maschinenspinnereyen findet man in Wolle in Gent, in der Provinz Ostflandern; in Brügge, Ypern, in der Provinz Westflandern; in Antwerpen und Mecheln, in der Provinz Antwerpen; in Lüttich, Stablo, Verviers, Hadimont, Francomont,

Einsibal, Dalhem, in der Provinz Lüttich; in Brüssel, Diest, in der Provinz Südbrabant ꝛc. ꝛc. — Die Baumwollenspinnereyen waren und sind gleichfalls noch sehr bedeutend in Belgien in den Städten Gent, Brügge, Ypern, Brüssel ꝛc.; Flachsspinnereyen findet man in Oudenarde, Brügge, Ypern, Meine, Courtray, Rousselaer, Nivelles, Antwerpen ꝛc. Diese letzten Spinnereyen sind aber nicht so bedeutend, als in Holland, obgleich viele Artikel, die aus dem Garne gemacht werden, wie die Brabanter oder Brüsseler Spitzen oder Kanten ꝛc. sehr gesucht werden. S. auch den Artikel Lein und Leinwand, Th. 76, und den Art. Spitzen.

Da Rußlands Manufakturen in Wolle, Baumwolle und Leinen sich erst in der neuesten Zeit sehr gehoben haben, so kann von den Spinnereyen in denselben aus einer früheren Zeit hier nichts gesagt werden; denn wenn gleich Peter der Große den Grund zu den Fabriken und Manufakturen gelegt hat, so sind sie selbst doch nur sehr unbedeutend gewesen, besonders Letztere, welches aus dem Zustande derselben unter der Regierung der Kaiserin Catharina der Zweiten im Jahre 1790 hervorgeht, wo in St. Petersburg, einer der begünstigsten Städte des großen Kaiserreiches in Hinsicht der Gewerbe, um sie, als neue Residenzstadt des Reiches, recht blühend zu machen, nur einige kleine Wollenmanufakturen und ein Paar Baumwollenmanufakturen waren. Leinwandmanufakturen waren gar nicht vorhanden. Moskwa, die zweite Hauptstadt des Reiches, hatte freilich mehrere Manufakturen; allein sie waren gleichfalls nur unbedeutend; denn das Meiste an Leinen-, Baumwollen- und Wollenzeugen wurde aus dem Auslande eingeführt. Was der Russische Landmann an Zeugen zu seiner Bekleidung verbrauchte, daß verfertigte er sich größtentheils selbst, so z. B. seine Leinwand,

und daher war das Spinnen, vorzüglich Flachsspinnen, wie bei allen andern Völkern, so auch hier eine Beschäftigung der Bäuerinnen, der Weiber und Mädchen auf dem Lande. Ihre Hauptbekleidung, Nationaltracht, bestand und besteht noch in den meisten Provinzen aus Pelzen und aus den aus Fellen gemachten Röcken; nur diejenigen Bewohner Rußlands, in den Gouvernements Grodno, Wilna, Kurland, Liefland, Finnland ꝛc. tragen schon mehr hin und wider wollene Zeuge zur Bekleidung. Was also in diesem Lande an Flachs ꝛc. gesponnen wurde, geschah nicht für Manufakturen, sondern zum eigenen Bedarf. Schon in den letzten Lebensjahren der Kaiserin Catharina, und dann unter der Regierung ihres Nachfolgers, Alexanders des Ersten, erhoben sich schnell die Manufakturen, wozu die Continentalsperre, die Rußland nur theilweise einging, sehr vieles beitrug, indem der Handel mit England sehr lebhaft in dieser Zeit betrieben wurde, und sowohl die Regierung, als auch die Russen selbst auf diesen so wichtigen Zweig der Staats-Industrie aufmerksam machte. Besonders aber verdankt Rußland den weisen Anstalten des Kaisers Alexander zur Hebung der Industrie des Russischen Reiches auch in den Manufakturen seinen Flor, und in Folge dieses wurden auch ansehnliche Spinnereyen für die neu angelegten Manufakturen in Petersburg, Moskwa und in den bedeutenden Städten des Reiches angelegt, und auch die Maschinenspinnerey eingeführt, die hier um so eher von Wichtigkeit ist, weil die Spinnereyen, oder das Spinnen für Manufakturen erst als ein neuer Industriezweig aufgekommen ist, also dazu erst Menschen angelernt werden mußten, die sich auf eine andere Weise schon zu ernähren verstanden, oder sich auf eine andere Weise ernährten; es wurde daher durch ihre Einführung Niemand außer Thätigkeit gesetzt,

oder wenn es auch hin und wider geschah, so war es doch nur unbedeutend, und nicht in dem Grade, in der Ausdehnung und von den Folgen, wie bei andern Völkern, welche diesen Industriezweig schon Jahrhunderte hindurch als ihre Nahrungsquelle betrachteten. Von den bedeutenden Fortschritten der Russischen Manufakturen in den feinen Gespinnsten, besonders in der Flachsspinnerey, gab der Minister des Innern im Jahre 1811 dem Kaiser Alexander Proben von den Arbeiten der Fabriken des Geheimenraths Fürsten Jußupow, bestehend in feinem Tuche, in verschiedenen Ordensbändern, in Shawl- und andern Kasimirzeugen. Diese Fabrikate waren an Güte so vortrefflich und so ausgezeichnet gearbeitet, daß sie den besten ausländischen Erzeugnissen dieser Art gleich kommen. Ferner ein Tischtuch und zwölf Dutzend Servietten mit dem Russischen Wappen, welche dem Kaiser von den Inhabern der großen Manufaktur zu Jaroslaw, den Herren Jakowlews zum Geschenk dargebracht worden sind. Das Tischtuch hatte 40 Arschin in der Länge und $4\frac{1}{2}$ Arschin in der Breite, von welcher Größe man sie bis dahin noch nicht gehabt hat. Die Feinheit des Gespinnstes und Gewebes, überhaupt die ganze Arbeit war so ausgezeichnet, daß sie ein Muster der Vollkommenheit darbot. Dann wurden der Kaiserin von eben diesen Fabrikinhabern aus ihrer eigenen Fabrik zwei Stücke der allerfeinsten Leinwand dargebracht, die der besten Holländischen an Güte nichts nachgab, und so wurden eine Menge anderer Fabrikprodukte vorgezeigt, die hierher nicht gehören, welche bewiesen, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit es die Russischen Manufakturen und Fabriken schon gebracht haben, um in die Schranken der Concurrenz mit andern Nationen, die ihnen früher weit überlegen waren, treten zu können, wenn gleich ihre Manufakturen noch nicht die Ausdehnung

erhalten haben, wie es in andern Europäischen Staaten der Fall ist, welches aber an der geringen Kultur der Land- und auch noch vieler Stadtbewohner liegt, und dann noch hauptsächlich an der Nationaltracht, die, ohne allen Aufwand, mehr der Natur getreu, so vieler künstlicher Fabrikate nicht bedarf. Der Kaiser Alexander, erfreut über die Fortschritte der Manufakturen und Fabriken in seinem Reiche, welches die ihm vorgelegten, ausgezeichneten Proben bewiesen, ließ mehreren aus denen sich bei diesen Fabriken ausgezeichneten Personen theils Orden, theils Ringe vom Werthe austheilen. Aus allen den in Rußland gearbeiteten Manufakten aus den rohen Materialen ꝛc. ging hervor, daß die Spinner und Spinnerinen, wo diese noch in Thätigkeit waren, und dann auch durch die Spinnmaschine ein so feines, und in allen Theilen gut gesponnenes Garn producirt werde, wie man es nur durch die Kunst hervorzubringen im Stande ist, so daß es schwerlich von einer Englischen oder Niederländischen Manufaktur übertroffen werden kann. Ueber die Spinnereyen, überhaupt über den Manufaktur-Zustand in Wolle, Baumwolle und Leinen in Moskwa erfährt man, daß er jetzt wieder sehr glänzend ist. Im Jahre 1812, vor dem Brande, belief sich die Zahl der großen Tuch- und Wollenzeug-Manufakturen in der Stadt selbst und in der umliegenden Gegend auf 16, mit 440 Stühlen und etlichen Tausend Arbeitern; die Zahl der Leinwandmanufakturen, in welchen auch flammisches Tafelzeug von vorzüglicher Schönheit gewebt wird, auf 4, und dann mehrere Baumwollenmanufakturen. Dieser, für das zur kunstvollen Industrie sich erst seit ein Paar Decennien erhebende Rußland so blühende Zustand, wurde in dem oben genannten Jahre durch den Einfall der Franzosen und die Feuersbrunst, in Folge desselben, fast gänzlich zerstört. Alle Manufakturen mit ihren

Spinnereyen und Webereyen, und den Maschinen wurden größtentheils ein Raub der Flamme. Man hätte glauben sollen, sagt ein Schriftsteller, daß die Fortschritte des Kunstfleißes, der sich um Moskwa, wie der Planet um die Sonne bewegt, auf lange Zeit gelähmt seyn müßten; allein, Dank sei es dem Allerhöchsten, daß diese Sonne wieder an zu scheinen fängt, und durch ihre wohlthätigen Strahlen wieder überall den Kunstfleiß in und um Moskwa belebt. Die vornehmsten Manufakturen mit ihren Maschinen steigen jetzt wie ein Phönix aus ihrer Asche empor, und wo das Auge hinblickt, da gewahrt es auch wieder eine große Gewerbthätigkeit, ja sie hat sich sogar in den Manufakturen und Fabriken vermehrt, gleichsam als wollte der Himmel seinen Segen dazu geben, daß wir so glücklich den Feind durch das große Opfer von unsern Fluren vertrieben haben. — Außer den Manufakturen in Moskwa selbst werden auf allen Dörfern der Umgegend dieser Residenz eine große Anzahl Tuch-, Baumwollen-, Seiden- und Leinweberstühle eingerichtet, und die Spinner und Spinnerinnen sind an den Spinnmaschinen schon wieder in großer Thätigkeit. Diese Beschäftigung hält hier die Landleute nicht im geringsten von dem Ackerbaue ab, sondern sie befördert weit eher die Verbreitung desselben, indem sie dem Landmanne Gelegenheit giebt, sich Geld zu erwerben, um dadurch die Mittel zur Verbreitung und Beförderung des Ackerbaues zu verdoppeln. Wenn der Landmann das Feld bauet, wird weder auf den Weberstühlen gearbeitet, noch von den Weibern und Mädchen gesponnen, weil sie dann alle bei demselben mit beschäftiget sind; allein dieser Manufakturzweig, das Weben und Spinnen, geschieht auch von den Landleuten beiderlei Geschlechts, die bei dem Feldbaue überflüssig sind und von demselben zurückbleiben. Ueberhaupt ist die Regierung hier sehr bedacht

den Armen aufzuhelfen und zu beschäftigen, und hierzu tragen auch die meisten Unternehmer von Manufakturen reichlich bei, indem sie bei ihrem Patriotismus auch den ärmern Bruder nicht vergessen, und ihm durch Spinnen und Weben einen Erwerbsquell eröffnen, den man in vielen andern Ländern, wo nur die Selbstsucht regiert, zu verstopfen sucht. — Wollenspinnereyen findet man in dem Europäischen Rußland, in den Städten und Dörfern Petersburg, Moskwa, Sophia, Narwa, Demitrowsk, Serpuchow, Kolomna, Wladimir, Tambow, Woronesch, Räsan, Gluschkowa, Achtyrka, Jekatrinoslaw, Grodno ꝛc. — Baumwollenspinnereyen, in Petersburg, Schlüsselburg, Kolomna, Nachitscheron, Reval ꝛc. ꝛc. — Flachsspinnereyen, in Petersburg, Moskwa, Serpuchow, Kolomna, Nowogorod, Haluja, Jaroslaw, Kastroma, Welogda, Räsan, Orel, Abo ꝛc. — In dem, dem Russischen Reiche einverleibten Königreiche Polen haben Warschau, Kalisch, Pryste, Petrikau ꝛc. Wollen-, Baumwollen- und Flachsspinnereyen. In den meisten der oben angeführten Russischen Städte, welche Flachsspinnereyen besitzen, wird auch viel Hanf gesponnen, weil mehrere dieser Städte Segeltuchmanufakturen besitzen, und man zählte im ersten Decennium dieses Jahrhunderts 55 Manufakturen die Segeltücher und Tauwerk im Reiche verfertigten. Die Thätigkeit in den Spinnereyen Rußlands kann man daraus abnehmen, daß nach einer Angabe schon im Jahre 1815 181 Tuch-, 296 Baumwollen- und 184 Leinwand-Manufakturen sich in diesem Reiche befanden, und diese Manufakturzweige haben in der neuesten Zeit bedeutend zugenommen; denn im Jahre 1824 hatten sich die Baumwollen-Manufakturen schon so vermehrt, daß 336,232 Pud Twist verbraucht wurden. Die Thätigkeit in den Flachsspinnereyen, sagt ein

Schriftsteller, würde in Rußland noch weit größer seyn, wenn man nicht so viel Flachs roh ausführte.

Das Königreich Dänemark ist wohl ein Handelsstaat, aber kein Manufaktur- und Fabrikstaat; denn wenn gleich die Manufakturen und Fabriken darin blühen, so sind sie doch nicht von der Bedeutung, um das Reich zu dem Range eines Fabrikstaates zu erheben, daher sind auch die ersten Manufakturen, die Spinnereyen, zur Erhebung des rohen Materials, Flachs, Hanf, Wolle, zur ersten Kunstproduktion, zum Garne, nicht bedeutend. Der Leinwandmanufakturen sind daher viel zu wenig im Lande; denn die feine und etwas von der Mittelleinwand wird größtentheils aus dem Auslande eingeführt. Uebrigens beschäftigen sich die Bäuerinen fleißig mit dem Spinnen und verfertigen in der Gegend von Tondern selbst feine Spitzen, welche sich auf einen Werth von 100,000 Rthlr belaufen können. Hanf wird für die Segelmanufakturen gesponnen, die hier gleichfalls nicht den Bedarf liefern, und also sind auch diese Spinnereyen unbedeutend. Nicht unwichtig sind die Spinnereyen in Wolle, oder das Spinnen der Wolle für die Tuch-, Wollenzeug- und Wollenstrumpfmanufakturen, besonders auch in den Deutschen Landen. in Holstein. Die Dänische Regierung läßt es auch nicht an Aufmuntrung fehlen, um dies erste Kunsterzeugniß aus dem rohen Produkte gut zu liefern. Im Holsteinschen wird viel Wolle gesponnen, so zählt der Ort Neumünster viele Spinnereyen, weil hier viele Pferdedecken, Kalmucke ꝛc. fabricirt werden, die überall hin Absatz wegen ihrer außerordentlichen Güte fanden. Spinnereyen in Wolle, Baumwolle und Flachs findet man in Kopenhagen und in dessen Umgebung, und dann in Altona. Wollenspinnereyen in dem Zuchthause der Stadt Wiborg, wo auch zugleich Tücher und Wollenzeuge aus dem Gewebe fabricirt

werden; dann in mehreren andern Orten Leingarn-Spinnereyen, besonders zu Tönningen ꝛc.

In der Schweitz oder Helvetien, dessen Industrie auf einen sehr hohen Grad gesteigert worden ist, blühet die Spinnerey in einem vorzüglichen Grade, besonders in Flachs und Baumwolle. Zum Besten der Leinwand, die einen ausgezeichneten Ruf im Auslande erhalten hat, kommt das Garn größtentheils aus den Spinnereyen von St. Gallen, auch von mehreren andern Orten, die im Feinspinnen einen Ruf erlangt haben. Zu den Baumwollengeweben liefern die Baumwollenspinnereyen zu Glarus, Gersau und an andern Orten das Garn; indessen haben die Zeitumstände doch auf diesen Industriezweig in der Schweitz einen großen Einfluß gehabt; besonders sind die Fabrikate aus diesem Gespinnste, die Kattune, Zitze, Mousseline, Piquets ꝛc., sehr herabgesunken im Preise; auch hat die große Concurrenz, besonders Deutschlands, in diesem Zweige manche Quelle gestopft, die sonst reichlich auf Deutschland überfloß. Die Baumwolle wird von den Landleuten in Glarus schon seit einem Jahrhunderte gesponnen. Die feinsten Garne heißen Schneller und die gröbern Pfundgarn. Dieser Erwerbzweig der Spinnereyen in Glarus war noch zu Anfang und bis zu dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts so wichtig, daß das Gouvernement ihn schon längst, zur Erhaltung des Kredits, mit Reglements versehen hat. Das Glarner Garn ging ehemals in Menge nach Spanien, Italien und nach Frankreich; im Jahre 1814 war der auswärtige Absatz desselben fast nur auf die benachbarten Kantone eingeschränkt. Baumwollenspinnereyen, durch das Wasser getrieben, befinden sich zu Schwanden. Obgleich Glarus der Hauptsitz der Baumwollenspinnereyen in der Schweitz ist, so liefert dieser Canton doch nur größtentheils ordinaire Waare,

welches daher kommt, weil das feingesponnene Garn, das vorzüglichste der Spinnereyen, in das Ausland geht, und gut bezahlt wird, daher mehr einbringt, als wenn dieses Manufakturprodukt noch weiter verarbeitet würde, und auch noch diese Fabrikationskosten tragen müßte, da dann die daraus gewebte Waare vielleicht diese Anerkennung nicht erhielte, als das Garn, welches einmal in der Handlung einen Ruf erhalten hat. In neuester Zeit hat sich der Garnhandel zwar wieder sehr gehoben; allein zu der Ausdehnung, wie früher, scheint er es eben nicht gebracht zu haben. — Auch im Kanton Aargau wird viel an Wolle gesponnen. Seit langer Zeit hatte man daselbst die Baumwolle mit der Hand gesponnen; allein seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts begann die Maschinenspinnerey, davon ein Etablissement in Aarau, und ein zweites kleines in Lenzburg ist errichtet worden. Man bekommt aber auch hier aus dem Schwarzwalde ein sehr gutes Baumwollengespinnst, wozu der Kanton Aargau die Baumwolle den armen Leuten liefert. An demselben Orte werden auch viele Tücher zum Gebrauche des Kantons gewebt. Viele von dem hier und im Schwarzwalde gesponnenen Garne wird zu baumwollenen Tüchern verwebt, die hier sehr gesucht sind und daher einen guten Handelsartikel abgeben. Auch wird hier viel Indienne fabricirt, welches mit den Tüchern größtentheils nach Frankfurt am Main und nach Italien geht, wohin es unter Napoleons Herrschaft, nach Italien, nur durch Schleichwege gehen konnte, jetzt aber wieder auf dem offnen. Auch im Kanton Zürich bestehen mehrere Baumwollenspinnereyen. Schon gegen Ende des 17ten Jahrhunderts ist die Baumwollenweberey in Zürich eingeführt worden, und machte noch im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts einen Haupterwerb aus. In Zürich besteht eine Maschinenspin-

nerey nach Englischer Art, welche von einem Herrn Escher errichtet worden; auch zu Stepperschweil hat man eine Baumwollenspinnerey auf gleiche Art errichtet, jetzt sind schon mehrere gefolgt. — Das Garn, welches diese Spinnereyen liefern, geht, außer dem eigenen Verbrauche, nach Deutschland, Italien und verschiedenen benachbarten Kantonen, besonders nach dem Kanton Aargau. Außer dem Spinnen der Baumwolle auf Maschinen, geschieht dasselbe auch im ganzen Kanton auf dem Lande von den Landleuten. Man webt aus der hier gesponnenen Baumwolle Kattun, Tücher nnd mehrere andere Zeuge, welche nach Italien, Deutschland und Polen Absatz fanden, jetzt ist der auswärtige Debit aber sehr durch die Concurrenz der Deutschen beschränkt. Die Italiener und Polen committiren diese Artikel aber noch aus diesem Kanton, Letzteres doch nur unter gewissen Beschränkungen von Seiten der Russischen Regierung. Baumwollenspinnereyen findet man noch im Kanton Appenzel, Basel, Solothurn, Glarus, Schaffhausen, Uri ꝛc. Durch die Baumwolle erhalten viele Menschen in der Schweitz, besonders auf dem Lande, ihren Unterhalt, nur die Maschinenspinnerey hat darin etwas Abbruch gethan, jedoch nur in den Städten. — Wie schon oben angeführt worden, macht auch die Flachsspinnerey einen nicht unwichtigen Erwerbszweig, besonders des Schweitzer Landmannes aus. Man findet diese Spinnerey fast durch alle Kantons verbreitet, jedoch nicht in einem gleich hohen Grade; aber doch größtentheils überall von den Landleuten cultivirt. Im Kanton Aargau, besonders im Bernischen Lenzenthal, bringt der Landmann wöchentlich sein Gespinnst, wie sein Gewebe daraus, zu Markte, und mehrere Aarauer Häuser treiben den Handel mit den Lenzenthalern und andern Leinwanden sehr ins Große, und ihr Debit ist vorzüglich nach

Italien und nach Frankreich. Viele von den aus dem Gespinnste gewebten Zeugen, werden in Aarau in den Indiennen-Fabriken in allen Farben, größtentheils aber in Roth und Blau gedruckt. Auch in den Kantonen Glarus und St. Gallen wird viel Flachs versponnen und zum Bleichen des Garns und der daraus gewebten Leinwand sind in den beiden genannten Kantonen vortreffliche Bleichen angelegt. Ob man übrigens auch bei dem Flachse die Maschinen, die mechanische Spinnerey eingeführt hat, findet man in den neuesten Werken nicht angeführt. Es scheint, da die Landleute in allen Kantonen den Flachs spinnen und das Garn zu Markte nach den Städten bringen, daß man auf Flachsspinnmaschinen verzichtet hat. — Die Wollenspinnerey blühet in mehreren Kantonen, vorzüglich im Kanton Zürich, in welchem die Wollenweberey schon zu den ältesten Zweigen des dortigen Erwerbs gehört. Besonders wurde daselbst eine Art Zeuge für die Klöster gewebt, welche unter dem Namen von Scotti de Zurigo in Menge nach Italien, und vornämlich nach Neapel versandt ward, in neuester Zeit hat dieses aber aufgehört, und man webt an dessen Stelle Kasimirs und andere leichte Stoffe, und dann ordinaire und Mitteltücher, welche starken Abgang finden. Die Wolle zum Verspinnen bezieht der Kanton zum Theil aus Italien und dann aus Sachsen und Preußen. Durch Aufmunterung der Spinner von Seiten der Regierung, hat sich das Gespinnst sehr veredelt; man liefert sehr feines wollenes Garn, um die feinsten Zeuge daraus zu weben.

Italiens Spinnereyen in Wolle, Baumwolle und Flachs sind von keiner Bedeutung, weil bei den Italienern in allen Staaten des Landes die Seidenzucht, das Haspeln und Weben der Seide zu Stoffen mannigfaltiger Art Hauptsache ist. Die vorzüglich-

sten Wollenspinnereyen findet man zu Bergamo, Treviso, Asolo ꝛc., dann zu Cremona und Padua, in den letztern beiden Provinzen des Lombardisch-Venetianischen Königreiches bei den hier nicht unbedeutenden Tuchmanufakturen. Baumwollenspinnereyen findet man zu Bergamo und in einigen anderen Städten, und Flachsspinnereyen zu Mayland, Tolmezzo, Venedig und an andern Orten. Das meiste Gespinnst zu den bestehenden Wollen-, Baumwollen- und Leinwandmanufakturen wird vom Auslande eingeführt; auch wollene Tücher, Zeuge und feine Leinwand wird viel eingeführt. Ein Schriftsteller sagt: Italien könnte alle Einfuhr entbehren, und ganz für sich allein bestehen; denn es gewinnt im Handel durch seine zahlreichen und guten Produkte; allein seine Einwohner sind nicht industrieös genug, wenn gleich die neueste Zeit mächtig auf ihre Indnstrie eingewirkt hat. Auch der Graf Dandolo, welcher in Italien die Veredlung der Schafzucht durch die Einführung der Merinos zuerst in Gang brachte, beweiset in einer Schrift, daß der Italiener recht gut ohne fremde Hülfe, ohne Einfuhr so mannigfaltiger Produkte bestehen könnte, wenn er seinen eigenen Vortheil beachten, und der genauen Kenntniß seines Landes und dessen Produktivität sich hingeben wollte. — Nach dem zuletzt genannten Schriftsteller, dem Grafen Dandolo, beträgt die jährliche Einfuhr an Waaren aus dem Auslande 50 Millionen Lires, worunter allein für 3 Millionen rohe Schafwolle, ohne die weit größere Summe in Anschlag zu bringen, welche die eingeführten Wollenmanufakten kosten. Ueber die Manufakturen in Wolle, Baumwolle und Leinen in Sardinien, s. diesen Artikel, Th. 136, S. 545. Ueber die Manufakturen in den eben genannten Zweigen in Sicilien, s. diesen Artikel, Th. 153, S. 586, auch den Art. Neapel, Th. 101, S. 715. —

Ueber Spaniens Manufakturen in den genannten Artikeln, s. unter Spanien, Th. 156, S. 193. — Was Portugal in Hinsicht der Manufakturen anbetrifft, so ist es in diesem Zweige der Industrie noch sehr zurück, und hängt hierin größtentheils von England ab. Der einzige Artikel, den Portugal vorzugsweise cultivirt, ist die Seidenzucht, und dann auch die Baumwollenmanufaktur; nur in diesen Zweigen haben die Haspler und Spinner etwas zu thun. Das Wollen- und Leingarn, so wie überhaupt die Wollen- und Leinen-Manufakten liefert ihnen größtentheils England. Auch die neueste so thätige Zeit in den Manufakturen hat auf dieses Land nur einen geringen Einfluß gehabt, weil es durch die Kriege mit den Franzosen, und dann durch die neuesten Unruhen im Lande selbst seine Aufmerksamkeit darauf nicht hat verwenden können. Auch mangeln über den neuesten Zustand der Industrie dieses Landes hinlängliche Nachrichten.

Auch in den übrigen oben nicht angeführten Deutschen Landen, in Hannover, Bayern, Würtemberg, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Baden, Braunschweig ꝛc. ꝛc., findet man mehr oder weniger Spinnereyen in Wolle, Baumwolle, Flachs und in Hanf. Im Königreiche Hannover bestehen viele Flachsspinnereyen, ja man kann sagen, daß sich die Leinwandweberey und Garnspinnerey über das ganze Land ausgebreitet hat. Der Hauptabsatz der Leinwand und des Leinengarnes aus den Althannövrischen Provinzen geht nach Bremen; der jährliche Verkehr soll sich auf 1 Million Thaler belaufen. Besonders wird im Osnabrückischen eine große Menge grober Leinwand gewebt, unter dem Namen der Löwenlinnen, wozu größtentheils die Landleute das Garn liefern. Auch diese Provinz lieferte an 1 Million Thaler Leinwand. Ehemals war die-

ser Zweig der Industrie in Hannover sehr empor, und die Garnspinnereyen, Leinwebereyen und Bleichen brachten dem Lande jährlich ein Bedeutendes ein; allein die mannigfaltigen Concurrenzen in der Leinwandfabrikation und dem Leinwandhandel in der neuesten Zeit in allen Ländern, haben auch auf Hannover ins Besondere ihren großen Einfluß ausgeübt, und so hat der Löwenlinnenhandel, und mit ihm das ganze Leinwandgewerbe, im Spinnen und Weben, einen bedeutenden Ausfall erlitten. Auch die sonst so im Rufe stehenden Leinwandmanufakturen zu Leer in Ostfriesland, die vorzüglich feine Leinwand liefern, und ihren Absatz hauptsächlich nach Amsterdam hatten, sind jetzt sehr herabgesunken. Flachs- und Hanfspinnereyen, überhaupt Leingewebe findet man zu Hoya, Liebenau, Wagenfeld, Hildesheim, Peina, Alfeld, Uslar, Uelzen, Osnabrück, Emden ꝛc. ꝛc. — Nach dem Flachse verschafft die Wolle die meiste Nahrung, und die Wollenspinnereyen für die Fabriken in Tuch und wollenen Zeugen, in Rasche, Kamelotte, Molton, Flanell ꝛc. blühen vorzüglich zu Göttingen, Osterode, Eimbeck ꝛc.; allein was sie an Manufakten liefern, reicht nicht zum Bedarf des Landes hin, und es müssen daher noch eine große Menge Tücher aus andern Staaten eingeführt werden. — Die Baumwollenspinnereyen sind nicht von besonderer Wichtigkeit; man findet sie in Osterode, Hameln ꝛc.; in letzterer Stadt sollen die ehemals so blühenden Manufakturen in Baumwollenwaaren, so wie überhaupt die ganze Industrie dieser Stadt jetzt sehr gesunken seyn; nach einigen Schriftstellern ist sie ganz daraus verschwunden.

Die Spinnereyen in Flachs und Hanf, Baumwolle und Wolle im Königreiche Bayern sind nicht unbedeutend. Besonders wichtig sind die feine Garnspinnereyen in mehreren Kreisen des Reiches, vorzüg-

lich aber in den ehemaligen an Bayern gefallenen Reichsstädten Schwabens, in der Oberpfalz, im Bayerschen Walde, im Passauischen, wo der Flachsbau ein Hauptnahrungszweig der Einwohner dieser Gegend ausmacht, und sehr viel daselbst versponnen wird; dann im Isarkreise ꝛc. In der Stadt Kempten im Oberdonaukreise blühet besonders die Lein-Garnspinnerey; es werden daselbst jährlich 2400 Stück Leinwand zu 60 Ellen, und zu Nördlingen 5500 Stück Trillich, Kölsch ꝛc. verfertiget; und zu Cham und in der Umgegend im Unterdonaukreise wohnen mehr als tausend Leinweber, und diejenigen aus dem Bezirke von Viechtag lieferten jährlich an 20,000 Stück zu 30 Ellen. So leben im Mainkreise mehr als 3000 Weber. Nach einer Berechnung sollen ehemals die Leinwandfabriken in Bayern und in der Oberpfalz in allen mehr als 1,700,000 Florin an Werth geliefert haben. Außer den schon oben angeführten Orten, worin die Leingarnspinnereyen betrieben werden, geschieht es auch zu Deggendorf im Unter-Donaukreise; Lauingen, Kaufbeuern und Memmingen, im Ober-Donaukreise; Erlangen im Rezatkreise; Wunsiedel, im Obermainkreise: Thann, Hammelburg, im Untermainkreise, ꝛc. ꝛc. Die Wollenspinnereyen sind auch von eben der Ausdehnung, wie diejenigen in Flachs, nur soll die Abnahme der Schafzucht in einigen Theilen des Reiches, die sich aber jetzt wieder zu heben anfängt, derselben nicht günstig gewesen seyn. Besonders wird viel Wolle in der Oberpfalz gesponnen. Zu Thann bei Neuöttingen, bei Arnstorf, und bei Pfarrkirchen wird Wolle für die Tuchmacher gesponnen, die sich an diesen Orten im verwichenen Jahrhunderte angesiedelt haben, und größtentheils gemeine Tücher weben. Der größte Theil der rohen Wolle wurde aus Ungarn gezogen. Im Regenkreise haben Regensburg, Abensberg, Eichstädt, Amberg und

Weiden Wollenzeug-Manufakturen und viele Wollspinner; dann wird auch im Rezatkreise viele Wolle für die Tuchfabriken und Wollenzeug-Manufakturen gesponnen; eben so im Ober-Mainkreise. In Ansbach findet man eine Spanische Wollenmanufaktur; dann wird Wolle gesponnen in Schwabach, Windsheim, Dinkelsbühl und Oettingen, im Rezatkreise; in Wunsiedel, Hof und Staffelstein, im Ober-Mainkreise; dann in München und Erding, im Isarkreise, in letzterem Orte befanden sich im Jahre 1800 an 50 Lodenmacher, welche Zwillich, Flanell und Boye verfertigen, und über 600 Menschen beschäftigten; in Würzburg und Bischofsheim, im Unter-Mainkreise, und Ottenberg im Rheinkreise. — Baumwollenspinnereyen findet man in München, Augsburg, Kaufbeuern, Anspach, Erlangen, Bayreuth, Hof, Redwitz, Frankenthal, Kaiserslautern, Zweibrücken ꝛc. Die Thätigkeit der Baumwollenmanufakturen ist in einigen Kreisen sehr bedeutend, so z. B. wohnten allein im ersten Decennium dieses Jahrhunderts in Kaufbeuern an 400 Leinen- und Baumwollenweber. Diese Gewerbsamkeit in Leinen, Wolle und Baumwolle hat aber auch in neuester Zeit durch die übergroße Concurrenz in diesen Waaren durch ganz Deutschland und dem Auslande sehr gelitten, und die Brodlosigkeit hat dadurch in diesen Zweigen hin und wieder überhand genommen, welcher man auch zum Theil die Unruhen und die eingekehrte Auswanderungssucht bei vielen Einwohnern dieses Reiches in der neuesten Zeit zuschreibt; so z. B. hatte München im Jahre 1825 von 72 Webern nur noch 52 in Thätigkeit, und von 14 Tuchmachern nur noch 10, und eine Tuchmanufaktur, Baumwollenwaarenmanufakturen waren nur zwei in Thätigkeit, und überall im Reiche hat sich der Zustand der Gewerbsamkeit in den oben angeführten Artikeln, nämlich in Wolle, Baum-

wolle und Leinen vermindert. Die meiste Regsamkeit in diesen Zweigen der Industrie ist noch in dem Rezat- und Ober-Mainkreise. Von dem gesponnenen Garne geht noch viel ins Ausland, aus Mangel an hinlänglichen Fabriken oder Manufakturen, die es verarbeiten könnten, oder vielmehr aus Mangel an Absatz, der daraus angefertigten Waaren. Die Maschinenspinnereyen sind in der neuesten Zeit auch hin und wieder bei der Baumwolle und Wolle eingeführt worden.

Würtembergs Thätigkeit in den Spinnereyen, sowohl in Leinen, als auch in Wolle und Baumwolle, ist nie ganz unbedeutend gewesen, obgleich die Einwohner sich mehr mit dem Ackerbaue, dem Weinbaue und der Viehzucht beschäftigen. Die Leingarnspinnerey und Weberey ist der wichtigste Industriezweig Würtembergs, und fast überall im Reiche verbreitet; der Hauptsitz derselben ist an und auf der Alp, und in neuester Zeit waren in ganz Würtemberg an 17,700 Meister in der Weberey beschäftiget. Ziemlich beträchtlich sind die Leingarnspinnereyen und Leinwandwebereyen in Urach, wo auch Damastleinwand gewebt wird, in Heidenheim, Blaubeuern, Kirchheim, und Giengen; dann auch zu Ulm und Leutkirch. Die Wollenspinnereyen sind auch nicht unbeträchtlich, und überwiegen noch diejenigen in Leinen, weil des Königreichs vorzüglichste Manufakturen in Wolle sind; es werden sowohl Tücher, als auch andere Wollenwaaren fabricirt, und die Wolle zu den Manufakten kommt zum Theil aus Böhmen und Sachsen, theils wird die einheimische verarbeitet. Die Spinnereyen sind daher in voller Thätigkeit zu Ludwigsburg und Backnang im Neckarkreise; dann zu Metzingen, Sulz, Calw, Wildberg, Ellwangen, Tuttlingen ꝛc. im Schwarzwaldkreise ꝛc. — Baumwollenspinnereyen findet

man in Ellwangen, Adelmansfelden, Gmünd, Tuttlingen, Kirchheim unter Tek, und zu Berg, in welchem letztern Orte, einem Dorfe, eine große Englische Baumwollenspinnerey und eine Türkische Garnspinnerey eingerichtet ist. Würtembergs Industrie hat in den Manufakten eher zu, als abgenommen, weil es für seine Nachbarn zum Theil spinnt und webt, besonders geschieht dieses von den Bewohnern des Schwarzwaldes, die sehr betriebsam sind. Die Baumwollen- und Wollenspinnereyen werden jetzt auch durch Maschinen betrieben.

In den Churhessischen Landen, oder im Churfürstenthume Hessen-Kassel blüht besonders die Flachsspinnerey in Niederhessen und Fulda, und dann auch die Wollenspinnerey in Kassel, Homburg, Marburg, Treisa, Fulda, Hanau ꝛc. Die Baumwollenspinnereyen sind nicht von Bedeutung. — Das Großherzogthum Hessen oder Hessen-Darmstadt ist eben nicht reich an Manufakturen in Wolle und Baumwolle, aber in der Leinwandfabrikation wird stark gearbeitet und durch das Spinnen viele Hände beschäftiget, so auch giebt die Schafzucht zu einer nicht unbeträchtlichen Wollenspinnerey Veranlassung, wenn gleich das daraus gesponnene Garn nicht im Lande allein verarbeitet wird. Die Leinwandmanufakturen findet man hauptsächlich in Oberhessen, wo Lauterbach und Schlitz die Hauptsitze dieses Gewerbes sind und viele Spinner in Thätigkeit setzen; dann zu Alsfeld und in der Waldenser Kolonie des Bezirks Rheinheim. Wollenspinnereyen findet man zu Alsfeld, Biedekopf, Schotten, Butzbach, Büdingen, im Odenwalde ꝛc. ꝛc. Baumwollenspinnereyen zu Darmstadt, Alsfeld, in welcher Stadt man Englische Spinnmaschinen in einigen Manufakturen findet, ꝛc. — Im Herzogthume Braunschweig Wolfenbüt-

tel blühet besonders die Leingarnspinnerey; der jährliche Ertrag dieser Spinnerey, die durch das ganze Land verbreitet ist, wurde noch im Jahre 1812 auf 5 Millionen Gulden geschätzt. Auch die Wollenspinnereyen sind thätig, wenn gleich die Ersteren bei weitem untergeordnet in der Produktion. Man findet die zuletzt genannten Spinnereyen in Braunschweig und an andern Orten. Von Baumwollenspinnereyen findet man in statistischen Werken nichts von diesem Herzogthume angeführt. — Das Großherzogthum Baden ist nicht reich an Fabriken und Manufakturen, ja man kann es eher arm daran nennen; auch scheinen die Bewohner desselben diesem Zweige der Industrie, der in andern Staaten so bedeutend hervorragt und ein Quell des Wohlstandes und Reichthums der Bewohner ist, eben nicht ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Bei ihnen ist die Landwirthschaft die Hauptnahrungsquelle, die sie besonders beachten. Spinnereyen findet man hier hauptsächlich nur in Flachs und in Hanf, oder überhaupt im Leinengarne, welcher Nahrungszweig, so wie die Leinwandweberey, ziemlich durch das ganze Land verbreitet ist, und da der Flachs- und Hanfbau besonders stark auf den Feldern betrieben wird, so fehlt es zum Spinnen auch nicht an dem dazu nöthigen rohen Material im Lande. Das Spinnen und Weben in Leinen geschieht vorzüglich in Lahr, Erdingen, Ettenheim, und im Odenwalde. Wollenspinnereien haben Pforzheim, Villingen, Schinau ꝛc. Baumwollenspinnereyen haben Ettlingen, Constanz, in welcher Stadt auch eine große Türkische Garnspinnerey angelegt worden ist, Freiburg, Lahr ꝛc. Eine große Maschinenspinnerey ist zu St. Blasien in dem ansehnlichen Gebäude der ehemaligen gefürsteten Abtei angelegt worden. In der Haupt- oder Residenzstadt des Landes, in Karlsruhe, waren 1815 noch

keine Manufakturen in Wolle und Baumwolle, auch keine Tuchmacher, nur in Leinen waren sechzehn Besitzer von Weberstühlen vorhanden. Die einzige Stadt, die in Betreibung der Manufakturen von Wichtigkeit ist, ist Pforzheim. — Im Großherzogthume Sachsen-Weimar und Eisenach sind die Manufakturen in Leinen und Wolle nicht unwichtig. Die Flachs- und Wollenspinnerey ist besonders zu Neustadt, Auma, Weyda; dann zu Eisenach; zu Jena und Ilmenau sind Baumwollenspinnereyen, in letzterm Orte auch Maschinenspinnerey. — In den Großherzoglich Meklenburgischen Landen findet man Leinen- und Wollenspinnereyen, welche mit der Lein- und Wollenweberey viele Menschen in diesen Ländern ernähren. Aus dem Wollengespinnste werden nur größtentheils grobe Tücher verfertiget. — In den Herzoglich Sächsischen Ländern, als in Sachsen-Coburg und Gotha, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Hildburghausen und Saalfeld findet man Lein- und Wollenspinnereyen, obgleich die Ersten am meisten in den genannten Ländern verbreitet sind, oder die Hauptmanufakturen ausmachen. So z. B. ist im Coburgischen und Gothaischen die Garnspinnerey sehr verbreitet, indem sich die Landleute hauptsächlich damit beschäftigen; dagegen nur im Altenburgischen die Wollenspinnerey; im Meiningischen, Hildburghausischen ꝛc. ist beides, sowohl die Garn- als auch die Wollenspinnerey verbreitet. Spinnereyen findet man in diesen Ländern zu Gotha, Friedrichsroda, Neudietendorf, Altenburg, Sonnenburg, Gößnitz, Roda, Meiningen, Schalkau, Ummerstadt, Pösneck ꝛc. — In den Fürstlich Anhaltischen Ländern, in Anhalt Dessau, Bernburg und Köthen, findet man gleichfalls Spinnereyen in Leinen und in Wolle. Ueber die Manufakturen der Sächsischen

Fürstenthümer; s. auch Th. 129, S. 367 u. f.; S. 372, 376, und 383 u. f. — Das Herzogthum Holstein-Oldenburg hat Garnspinnereyen, welche viele Weber und Strumpfstricker beschäftigen. Die Strumpfstrickerey wird sehr stark in den Kreisen Vechta und Kloppenburg, fast von allen Landleuten als Nebenarbeit getrieben, man schätzt den Gewinn davon jährlich auf 100,000 Thaler. Auch in dem Fürstenthume Birkenfeld findet man Garnspinnereyen. — Auch im Herzogthum Nassau giebt es Spinnereyen in Leinen und Wolle, sie sind aber nicht von Bedeutung, weil das Land seinen Haupterwerb größtentheils aus Naturprodukten zieht. In Usingen, Hachenburg, Höchst, Herborn ꝛc. findet man Leingarn- und Wollspinnereyen. — In der Landgrafschaft Hessen-Homburg findet man Spinnereyen in Leinen und Wolle in Homburg vor der Höhe, Friedrichsdorf ꝛc. — In den Fürstlich Hohenzollerschen Landen findet man Baumwollenspinnereyen, auch wird Flachs und Wolle gesponnen; allein alle drei Artikel sind nicht von Bedeutung, weil die Hauptprodukte des Landes in den Feldfrüchten, der Viehzucht und in den Waldungen bestehen. In den andern kleinen Fürstenthümern Deutschlands, wie im Reussischen, Schwarzburgischen, Lippe-Detmoldischen, Lippe-Schaumburgischen, Waldeck'schen, Lichtensteinischen findet man Spinnereyen, vorzüglich in Leingarn und Wolle. Hauptsächlich zeichnen sich die Reussischen Lande in den Manufakturen aus, indem sie einen Haupterwerbsquell dieses kleinen Fürstenthums ausmachen. Man findet hier Wollen-, Baumwollen- und Flachsspinnereyen, welche ihr Manufakt den im Lande bestehenden Wollen-, Baumwollen- und Leinwandmanufakturen liefern, die sich zu Greiz, Zeulenroda, Schleiz, Lobenstein, Gera ꝛc.

befinden. — Im Schwarzburgischen ist die Leingarnspinnerey durch das ganze Ländchen verbreitet, eben so die Leinwandweberey. Die Spinnerey in Wolle und Baumwolle ist von keiner Bedeutung. — In den Lippe-Detmoldischen Landen ist der Flachs ein Hauptprodukt, welcher überall gebauet wird; daher blühet hier auch die Leingarnspinnerey. Von diesem Zweige und der Leinwandweberey leben ganze Dorfschaften. Auch die Wollenspinnerey wird hin und wieder im Lande betrieben, besonders zu Lemgo, Horn und Blomberg. — Im Schaumburg-Lippeschen Lande hat man Garnspinnerey und Leinweberey. — In den Waldeck'schen Landen findet man Lein- und Wollengarnspinnereyen, jedoch von keiner Bedeutung, weil die Bewohner dieses Landes in andern Erwerbsquellen eine ergiebigere Nahrung finden. — Was die Spinnereyen in den Landen der mediatisirten Fürsten in Deutschland anbetrifft, so sind sie im Allgemeinen in der Gewerbethätigkeit derjenigen Staaten mit berührt worden, unter deren Hoheit diese Länder stehen. — Unter den Freireichsstädten zeichnen sich in Hinsicht ihrer Manufakturen und Spinnereyen Hamburg und Lübeck aus; auch Bremen hat einige Garnspinnereyen. Besonders wichtig sind in dieser Hinsicht die Wohlthätigkeits-Anstalten Hamburgs, die auf die Betriebsamkeit und Thätigkeit zum Nutzen der Zöglinge und der Stadt eingerichtet sind. So hat Hamburg sein Spinnhaus, so werden die Verbrecher im Zuchthause zu nützlichen Beschäftigungen angehalten und müssen spinnen und Tücher und wollene Zeuge weben. Die Spinnerey und Weberey wird hier selbst zu einer wohlthätigen Strafe für den Gefangenen, den Verbrecher angewendet, indem nicht nur die erloschene Thätigkeit geweckt, sondern auch das Herbe der Gefangenschaft durch eine nützliche Arbeit gemildert und

nicht durch eine grobe oder unanständige Strafarbeit, wie es in manchen Staaten geschieht, noch vermehrt wird.

Was die Spinnereyen bei den Türken oder Osmanen anbetrifft, so läßt sich darüber nichts Ausführliches sagen, als was man aus den Berichten einiger Reisebeschreiber darüber angemerkt findet. Das Manufakturwesen ist bei ihnen im besten Zustande, ja man kann sagen, daß es in vieler Hinsicht einzig ist, und so leicht von keiner der übrigen Europäischen Nationen übertroffen werden möchte, ja es schon genug ist, wenn sie demselben nur gleich kommen. Hierzu kommt nun noch, daß sie Wolle, Baumwolle und Flachs in bester Qualität und in so großer Menge gewinnen, daß sie in großen Quantitäten an andere Nationen davon ablassen können. Dieses vorzügliche rohe Material erleichtert nicht allein die kunstmäßige Bearbeitung, sondern giebt dem ersten Erzeugnisse auch einen höhern Werth durch seine Güte. Nach der Güte ihrer Manufakten kann man auch das dazu angewendete Gespinnst beurtheilen, so wohl in Seide, als auch in Wolle, Baumwolle und Leinen; vorzüglich aber liefern ihre Asiatischen und Afrikanischen Besitzungen die geschätzten Manufakten. Die Atlasse, seidenen Stoffe und Sammete von Brusa und Aleppo, die Serges und Kamelotte von Angora, die Krepps und Gazes von Salonika, die gedruckten Mousseline von Konstantinopel, die Teppiche von Smyrna, die seidenen, leinenen und baumwollenen Zeuge von Kairo, Magnesia, Tokat und Kostambul geben das beste Zeugniß von ihrem Gespinnste und ihrer Industrie. Auch ihre Handwerker in den Manufakturen sowohl zu Konstantinopel, als auch in andern Städten des Reiches sind geschickt, und ihre Arbeit läßt wenig zu wünschen übrig; so z. B. sind ihre Kattune, Zitze vortrefflich gearbeitet. Man kann also aus dem allen auch auf ihre Spinner und Spinnereyen schließen,

welche Fertigkeit sie im Spinnen besitzen müssen. Die Baumwollen-Manufakturen verarbeiten jährlich 20,000 Ballen Baumwolle; 10,000 Ballen werden zu den Manufakturen Thessaloniens, welches sich am meisten durch Industrie auszeichnet, geschickt, roth gefärbt, und unter dem Namen des Türkischen Garnes verschickt. Was sie an Wolle und Flachs verarbeiten, findet man nicht angeführt. Das Türkische Garn ist ein sehr gesuchter Artikel, eben so ihre Kamelotte, Baumwollenwaaren, Teppiche ꝛc.

Nach dieser statistischen Uebersicht der Spinnereyen aller Reiche oder Staaten Europa's, die, ohne die Manufakten aus dem gesponnenen Garne und die dabei am nächsten beschäftigten Arbeiter mit zu berühren oder zu erwähnen, nicht gut allein angeführt werden konnten, weil sie Hand in Hand gehen und nicht gut getrennt werden können, komme ich nun zur Betrachtung der Spinnereyen, als in Beziehung auf den Staat zur Emporbringung der Industrie und des Wohlstandes desselben, und als Erwerbsquell eines großen Theils der untern Klassen seiner Bewohner. — Wenn es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß durch das Zusammenwirken des Regenten oder der Regierung mit den Unterthanen, die Thätigkeit und Betriebsamkeit der Letztern, und dadurch ihr Wohlstand erhöhet oder gesteigert, und die Macht des Erstern fester begründet wird, so ist es eben so ausgemacht, daß dadurch von der einen Seite der Geist des Despotismus, und von der andern der der Unzufriedenheit schwindet; denn nur die Thätigkeit, das Wirken, Schaffen, beschäftiget Geist und Körper, und läßt den Erstern zu keinen Abschweifungen aus der gewohnten Bahn seiner Thätigkeit, seines Bestrebens zum Wohle des Ganzen mit zu wirken kommen; und so steht denn auf der einen Seite der beglückende, wohlwollende Regent, der Vater des Volkes, und

auf der andern der zufriedene Unterthan, und Beide gehen, sich die Hand reichend, mit dem Zeitgeiste im Schaffen und Wirken dem Ziele alles Wirkens um so freudiger entgegen, da sie hinter sich die Saat erblicken, die sie durch vereintes Wirken gelegt haben. Wie wichtig tritt daher hier nicht die Gewerbsamkeit in allen ihren Zweigen hervor, indem sie dem Regenten, der Regierung, Macht und Ansehen, und den Regierten, dem Volke, Lebensunterhalt, Wohlstand, Wohlhabenheit, ja Reichthum giebt, und daher sind auch diejenigen Kanäle besonders offen zu erhalten, die eine große Anzahl der unteren Klassen des Volkes zu erhalten, zu ernähren vermögen, und hierzu sind, außer dem Ackerbaue, Landbaue, dem wichtigsten aller Zweige, weil er, außer den Nahrungsmitteln, erst dasjenige roh liefert, was zu Kunsterzeugnissen verarbeitet werden soll, keine von größerer Wichtigkeit, als Manufakturen und Fabriken, weil sie vielen Menschen aus den untern Klassen des Volkes Unterhalt verschaffen, viele Hände beschäftigen, und daher hat auch die Regierung ihr Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß nichts ihren Fortgang hemme, nichts ihr Aufblühen und Fortbestehen zerstöre; und ein Schriftsteller sagt sehr richtig über die Letztern, die Manufakturen und Fabriken (Handwerke und Künste mit eingeschlossen), daß sie die nächsten Anverwandten der Landwirthschaft seien, indem sie durch Kunstindustrie die rohen Naturprodukte veredeln und sie geschickt machen, unsere Bedürfnisse und unsere Bequemlichkeit zu befriedigen; denn ohne sie würde selbst die segnende und so beglückende Landwirthschaft sinken, und Millionen Menschen würden in Unthätigkeit bleiben, vom Elende gedrückt werden, und so manches schöne Produkt der Natur unbenutzt bleiben. — Der Manufakturist und Fabrikant sind es, die eine Menge roher Produkte aus den Händen des Landwirthes ein-

handeln, damit tausend Menschenhände beschäftigen, einer großen Menge Menschen Nahrung geben, und so durch die veredelten und umgebildeten rohen Produkte die Handlung gründen, den Kreislauf des Geldes dadurch befördern, und uns mit dem Auslande in Verbindung setzen. — Wie glücklich ist daher der Staat, dessen Bewohner Hand in Hand arbeiten, und dadurch ihren Wohlstand nicht nur wechselseitig begründen, sondern ihn auch erhöhen; und wie groß, wie erhaben die Regierung, die durch eine zweckmäßige Leitung zur Erreichung dieser Absicht der Bewohner des Staates, selbst mit eigenen Aufopferungen, das Ihrige redlich beiträgt; sie selbst hat dann späterhin den Vortheil, sie selbst genießt den Gewinn, wenn nicht im Baaren, doch in der Ruhe und Zufriedenheit des Volkes. — Unter allen Manufakturen und Fabriken eines Landes oder Staates steht die Manufaktur in Seide, Wolle, Baumwolle und in Leinen oben an, weil diese Zweige der Manufaktur eine große Anzahl Menschen zu ernähren vermögen, und Alles in einem Staate nur darauf ankommt, viele Hände zu beschäftigen, und dieses geschieht hierbei besonders durch den ersten Umwandlungsprozeß des rohen Produkts zum Kunsterzeugnisse, der Wolle, Baumwolle und des Flachses zum Garne durch das Spinnen, die Spinnerey; dieses ist von allen großen Regenten, allen großen Staatsmännern, überhaupt von allen Regierungen beachtet und eingesehen worden, denen das Wohl des Staates, des Vaterlandes, am Herzen lag. Bei allen kultivirten Nationen finden wir diese rege Sorgsamkeit auf diese Manufakturzweige von Seiten der Regierung angewendet, und wo dieses nicht geschah, wo man diese Sorge außer Acht ließ, da sank der Flor der Bewohner, und mit ihm das Ansehen des Staates. In Frankreich hielt schon Heinrich der Vierte diesen Grundsatz fest, und sein würdiger

Minister, der große Sully, wirkte in diesem Sinne seines Monarchen durch seine zweckmäßige Verwaltung zu Gunsten der Manufakturen, Fabriken und des Handels; dasselbe that Colbert unter Ludwig dem Vierzehnten. Auch dieser verdienstvolle Staatsmann wandte seine Sorgfalt nicht nur auf den Handel, sondern auch auf die Manufakturen seines Vaterlandes, und brachte diese durch seine erwirkten zweckmäßigen Verordnungen, und durch Begünstigungen mancherlei Art in einen blühenden Zustand, welchen aber Ludwig der Vierzehnte, nach dem Tode seines ihm und dem Lande so redlich dienenden Ministers, durch den Widerruf des Edictes von Nantes wieder zerstörte, indem der arbeitsamste Theil seiner Unterthanen gezwungen wurde, den Staat zu verlassen. Die Folgen dieses Widerrufs lasteten schon auf den folgenden Regierungen, und waren, wenn nicht allein Ursache, doch mit ein Hebel zur Revolution. — England, der größte Fabrik- und Manufakturstaat in der neuesten Zeit von Europa, ja der ganzen bewohnten Welt, hat auch schon früher diesen wichtigen Staatszweig, wie auch schon oben, S. 570, angeführt worden, zu würdigen gewußt, und Alles angewandt, um ihn zur höchst möglichsten Vollkommenheit zu bringen, um dadurch den Reichthum der Unterthanen und den Credit des Staates zu vermehren; und wenn je Aufopferungen von Seiten der Regierung zu Gunsten der Manufakturen geschehen, wenn je geistige und physische Kräfte für sie in Thätigkeit gesetzt worden sind, so geschah es gewiß hier, und der Erfolg hat alle Anstrengungen der Regierung und des Volkes nicht nur gerechtfertiget, sondern auch den Staat durch den Gewinn und das Uebergewicht über alle Völker in diesem Zweige der Industrie gekrönt. Eine Krone, die Frankreich zugedacht war, wohin weise Staatsmänner in diesem Lande wirkten, und zu welcher die

Nation durch ihre Kunstindustrie sich den Weg bahnte, die aber Mißgriffe von Seiten der Regierung den Britten zuführten, die sich damals, jetzt noch mehr, mit dem Ackerbaue beschäftigten, und darauf ihre Macht und Größe zu begründen suchten, ohne darum die Manufakturen zu vernachläßigen; und so wie die Ermunterungen und Belohnungen bei jenem nicht ausblieben (der Herzog von Bedfort erhielt eine Medaille mit der Umschrift: Um Eicheln gesäet zu haben.), so wurden sie auch hier nicht gespart; denn so wie der Landwirth geehrt und zum höchsten Fleiße ermuntert ward, so geschah es auch bei den Manufakturisten und Fabrikanten. — Am auffallendsten haben wir den Flor und das Ansehen, welches Manufakturen einem Staate geben, in unserm Vaterlande Preußen gesehen; denn Preußens Regenten, sagt Herr von Künsberg in seinen Grundsätzen der Fabrikpolizei, nahmen mit Vaterarmen die von Französischem Fanatismus ausgetriebenen Hugenotten auf, vertheilten sie verhältnißmäßig, je nach dem verschiedenen Bedürfnisse, in ihre Staaten, verbreiteten dadurch Kunstfleiß, Industrie; und Brandenburg, das man die Sandbüchse des heiligen Römischen Reichs nannte, wurde seit der Zeit in einen Garten umgeschaffen, wo man die vielen und so mannigfaltigen Manufakturen, die beinahe Alles, was der Bewohner Bedürfniß erheischt, liefern, als eben so viele Lusthäuser ansehen kann; da hingegen Frankreich in eben dem Grade verlor, als Brandenburg (auch andere Staaten, wie England ꝛc.) gewann. So weit Herr von Künsberg. — Dieser Flor der Manufakturen beruht nun nicht allein in dem dadurch gewonnenen äußern Ansehen des Staates, sondern in den Mitteln, die sie verschaffen, die untern Klassen des Volkes zu ernähren, den gemeinen Mann mit seiner Familie in Hinsicht seiner Bedürfnisse auf die-

selbe zufrieden zu stellen, und dieses war und ist gewiß die wichtigste Aufgabe für den Staatsmann in allen Reichen oder Ländern. Einzelne Erwerbsquellen giebt es in Menge, und gab es früher noch weit mehrere, wovon viele, welche der Mode angehörten, auch durch diese in neuester Zeit wieder verstopft worden sind; dahin gehören z. B. die Perrückenmacher oder Friseurs, die Bortenwirker, Glasschleifer, Sänkler, Pudermacher, Gold- und Silber-Sticker ꝛc. ꝛc., und viele Handwerke und Künste schleppen sich nur noch so durch, haben aber in großen Städten um die Hälfte abgenommen, weil es an Arbeit für ihr Fach fehlt; hierher gehören mehrere Zweige der Zeugmacher ꝛc.; dann sind mehrere früher getrennte Gewerbe, jetzt in eins zusammengetreten, wie z. B. die Schuh-, Stiefel- und Pantoffelmacher, die Lichtzieher und Seifkocher, die Bürstenbinder und Pinselmacher ꝛc. Hier ein Register aller dieser Gewerbe anzuführen, die theils eingegangen, theils nahe daran sind einzugehen, theils mit einander verschmolzen worden sind ꝛc., ist nicht der Ort, sondern es soll nur dadurch bewiesen werden, wie nöthig es jetzt bei der Gewerbefreiheit ist, neue Kanäle, neue Erwerbsquellen den Gewerbetreibenden zu eröffnen, wie auch schon oben, S. 549, angeführt worden ist, und wie schwierig es jetzt dem Staatsmanne wird, bei Einführung der Maschinen die hierdurch außer Thätigkeit gesetzten Arbeiter wieder von neuem durch andere Arbeiten zu beschäftigen, um nicht von der einen Seite die Last des Staates durch einen größeren Armenfond, und von der andern die Unzufriedenheit der untern Klassen des Volkes durch den Mangel an Subsistenzmitteln zu vermehren, um so mehr, da alle noch vorhandenen Kanäle der gangbaren Gewerbe durch den zu großen Andrang von allen Seiten am Ende sich auch verstopfen müssen, und den Betreibern nicht mehr abwerfen, als kaum die nothdürf-

tigsten Unterhaltungsmittel. — Alle künstliche Mittel, die man daher bei Manufakturen anwendet, um rohe Produkte in künstliche Erzeugnisse umzuwandeln, indem man die Hände dabei außer Thätigkeit zu setzen sucht, können in großen volkreichen Staaten, wenn sie allgemein eingeführt werden, nur nachtheilig auf den Nationalkörper wirken, und seine Kraft lähmen, und dieses muß um so mehr bei einem Zweige der Manufaktur, wie das Spinnen und Weben, der Fall seyn, welches schon Jahrhunderte hindurch so viele Menschen in Thätigkeit setzte und ernährte, und gleichsam ein ganz heimischer, mit den Gewohnheiten des Volkes vertrauter Erwerbsquell geworden ist. Man stellt hier immer England als Muster auf, will immer England, in seiner Art die Gewerbsamkeit zu betreiben, nachahmen, und bedenkt nicht, daß diesem Staate auch ganz andere Quellen zu Gebote stehen, daß er auch ganz andere Ableitungskanäle besitzt, als andere Staaten des Continents; und trotz dieser mannigfaltigen Hülfsquellen brachen doch zum öftern Unruhen unter den Arbeitern aus, wurden die Maschinen zerstört, und mußten sich Vereine bilden, um die brodlos gewordenen Arbeiter zu unterstützen. Die Hauptableitungskanäle Englands sind seine Kolonien. Es kann bei irgend einer Krisis sich leicht einer großen Anzahl der unruhigen Arbeiter dahin entledigen, sie bleiben immer noch Großbritannische Unterthanen, wirken immer noch für ihr Vaterland, bleiben also demselben. Ganz anders ist es z. B. mit Deutschland, das dergleichen Kanäle nicht besitzt. Was also aus diesem Lande auswandert, sich in fremden Staaten ansiedelt, geht dem Gesammtkörper verloren; es ist ein Verlust, sowohl an intellectuellen, als physischen Kräften, die so leicht nicht wieder zu ersetzen sind, wenn gleich die Bevölkerung Deutschlands in einzelnen Staaten groß ist, und ein Verlust an Menschen

eben nicht gespürt zu werden scheint. — Was die Quellen anbetrifft, die England zu Gebote stehen, so sind sie in dem Reichthume der vielen Privaten und Staatsmänner zu suchen, welchen der Handel und die Fabriken und Manufakturen eingebracht haben. Durch ihn konnte jede eingetretene schlimme Krisis sogleich beseitiget werden, und Unterstützungen reichlich fließen, so daß dadurch auch jeder Versuch Maschinen einzuführen möglich ward, besonders wenn sie dem Lande einen großen Vortheil über das Ausland versprachen, und den innern Wohlstand, ja Reichthum noch vermehrten. Hier wurde dann kein Geld mehr geachtet, um die darunter Leidenden zufrieden zu stellen, weil der Erfolg, wie die Erfahrung bewies, einen reichen Ersatz bot. Dieses geschah jedoch nur erst unter Georg dem Dritten, und unter Pitt's Leitung der Geschäfte, als Premierminister; denn noch im ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, wie auch schon oben, S. 574, angeführt worden, wollte man von der Einführung der Maschinen in England nichts wissen. Alles dieses hat sich jetzt geändert, und die sonst so großmüthigen, das Geld bei allen Gelegenheiten, wo ihre Nationalehre in Berührung kam, wenig achtenden Britten, haben in der neuesten Zeit durch die Continentalsperre und durch mannigfaltige Concurrenzen in ihren Fabrikaten und Manufakten einen bedeutenden Ausfall erlitten, und sind genau und sparsam geworden, welches auch schon der durch Mangel an Unterstützung liegen gebliebene Bau des Tunnels beweiset. Ein riesenhaftes Unternehmen, ganz in dem Charakter dieses Volkes, welches gewiß nicht liegen geblieben wäre, wenn das Geld jetzt nicht einen höhern Werth für sie erhalten hätte, als ehemals. Auch giebt England den Beweis, wie sehr ein Staat, dessen Kunstindustrie nur auf das Ausland berechnet ist, auch Sklave oder Abhänger von demsel-

ben ist, und es nur von dem Auslande abhängt, derselben den empfindlichsten Stoß beizubringen, und wie sehr ein Land glücklich ist, welches sich auf sich selbst beschränken kann, und dessen Bestreben dahin geht, lieber das Geld im Lande zu erhalten, als fremdes hineinzuziehen, wie auch schon oben, S. 535 u. f., in der angeführten Stelle von Herrn Heinse sehr richtig bemerkt worden ist. Daß das hier über Englands Kunst-Industrie in Rücksicht auf das Ausland Gesagte, nicht eine bloße, ohne Thatsache begründete Rede ist, beweisen die Berichte, welche in London dem Unterhause am 29. u. 30. April des Jahres 1812 von einer Comité über die Petitionen erstattet wurden, welche dasselbe von allen Seiten gegen die Cabinetsordres erhalten hat. Aus diesem Berichte hebe ich hier folgendes heraus.

Unter andern war der erste obrigkeitliche Beamte von Birmingham, Herr Attwood, von der Comité abgehört worden. Er erklärte, er sei Banquier in Birmingham, und beschäftige sich auch mit dem Eisenhandel. Der wesentliche Theil seiner Aussage lautet so: Birmingham und dessen benachbarte Districte enthalten 400,000 Menschen, wovon 50,000 in den Eisenfabriken, und etwa 10,000 in den Kupfergießereyen arbeiten. In einem Umkreise von funfzehn Meilen sind wenigstens 30,000 mit der Nagelfabrikation beschäftiget. Alle Zweige dieses Handels sind in einem betrübten Zustande; auch die Gießereyen, die vor sieben Jahren noch blüheten, haben seitdem von Jahr zu Jahr abgenommen; schon hat man einige davon ganz aufgegeben, und die Arbeiter suchen durch ganz England Beschäftigung. Man findet jetzt Arbeiter zu Hunderten für 12 Schillinge wöchentlich, und vor einem Jahre gewannen sie 25. In Staffordshire, Shropshire, und in andern Orten hat man die Arbeiten in Eisen ganz aufgegeben. Vormals war die Ausfuhr nach dem Festlande beträchtlich; allein seit zwanzig Jahren ist ein Zweig dieses Handels nach dem andern verschwunden. Seit einem Jahre wird nichts

mehr von den Birminghamer Fabrikerzeugnissen nach Amerika geführt; als die Communikation noch offen war, schickte man deren jährlich für 1 Million Pfund Sterling dahin. In den neuesten Zeiten hat man nichts mehr, als eine sehr unbedeutende Ausfuhr nach Portugal, Spanien, Malta, Südamerika und Helgeland, die im Ganzen nicht über 200,000 Pfund jährlich beträgt. In Südamerika bleiben die Waaren liegen und werden nicht verkauft. Man fragt gar nicht mehr nach denen, die man hingeschickt hat; man läßt sie aus Furcht vor den Transport-, Assecuranz- und andern Kosten im Stiche. Die Armen zu Birmingham, 9000 an der Zahl, erhalten eine halbe Krone bis 7 Schillinge wöchentlich. Diese Unterstützungen reichen ihnen die in dieser Gegend ziemlich zahlreichen Klubs. In den Manufakturen sind 10,000 Arbeiter, die unmöglich zu andern, als ihren gegenwärtigen Arbeiten zu gebrauchen sind. Die Manufakturinhaber entlassen nur mit großem Widerwillen ihre Arbeiter, indessen erschöpfen sich ihre Kapitalien immer mehr, und sie werden genöthiget seyn, ein Drittheil ihrer Leute zu verabschieden, und den beibehaltenen nur die Hälfte der gewöhnlichen Arbeit zu lassen, bis sich viele Bestellungen auf Nägel, Zäume und andere plattirte Arbeiten wieder einfinden. Deponent kann diese Stockung in den Fabriken und Manufakturen, und den Verfall des Handels mit ihren Erzeugnissen, nur aus den Hindernissen erklären, die der Handel mit Amerika und mit dem festen Lande erleidet. Er kennt in seinen Eigenschaften, als Banquier, diese Umstände genau, und glaubt, daß die von den Kabinetsordern herrührende Unterbrechung, die Amerikanische Manufakturen aufgemuntert hat, selbst recht thätig zu seyn. Die Waaren, die man aus England nach den Kolonien geschickt hat, um von da nach den vereinigten Staaten geschickt zu werden, bleiben liegen; unsere Waaren sind in Kanada zu wohlfeilern Preisen zu haben, als in England. Die Einfuhr vom festen Lande nach Amerika geschieht hauptsächlich durch Kaufleute aus letzterem Lande, die ihre Produkte nach dem Europäischen Continent bringen, und die Erzeugnisse der Europäischen Manufakturen wieder dagegen mit-

nehmen. Kurz, sagt derselbe, das Elend ist allgemein, und wird durch den außerordentlich hohen Preis der ersten Bedürfnisse noch vergrößert. Er könne diesen Zustand der Dinge nur dem Kriege zuschreiben, vorzüglich aber den erlassenen Kabinetsordern, und der durch sie im Handel hervorgebrachten Stockung. Er erkläre, daß dieser Zustand kein Jahr mehr fortdauern könne, ohne Revolutionen zu verursachen. Die Manufakturarbeiter rechnen auf die Wiedereröffnung des Handels mit Amerika. — Nach dem Herrn Attwood wurden auch die Manufakturbesitzer Whitchens und Thomas Post abgehört, welche ungefähr das nämliche aussagten.

Hieraus wird man ersehen, wie sehr England vom festen Lande und von Amerika in Hinsicht seiner Fabriken und Manufakturen abhängt, und wie sehr es daher genöthiget ist, Alles aufzubieten, um jede Concurrenz mit ihm auf dem Festlande und in Amerika in den Manufakten und Fabrikaten zu vernichten. In England und Schottland sind allein im Monat November des Jahres 1811, in Folge des gesperrten Handels mit dem Continente und mit Amerika, 63 Bankerotte ausgebrochen, wovon 54 in England und 9 in Schottland, und nach den Städten in England: 24 in London, 12 in Liverpool, 4 in Manchester, 3 in Lancaster, und dann in Bristol, York, Kingston-upon-Hull, Exeter, Betton, Bilston, Sheffield, Berwich, Nottingham und Surrey, in jeder der genannten Städte ein Bankerott; dann 4 in Glasgow, 2 in Perth, und in den Städten New-Cunnok, Bannskburn und Kirkendbright, in jeder ein Bankerott, in Schottland. Unter den Bankeruttirern befanden sich 8 Tuchhändler, 1 Leinwandshändler, und 15 Manufakturinhaber; die übrigen waren Kaufleute und Händler. Die oben in dem Berichte angeführten Kabinetsordres sind vom 7ten Januar 1807 und vom 26sten April 1809, und beziehen sich auf die Dekrete

Napoleons von Berlin und Mailand in Rücksicht der Continentalsperre, und der Aufhebung der Handels-Verhältnisse des Amerikanischen Staates mit England. In Hinsicht des letztern Staates wurden die denselben betreffenden Dekrete schon am 23. Juni 1812 in feierlicher Versammlung des Hauses zu Carlston-House in Gegenwart des Prinz-Regenten im Conseil zurückgenommen. Aus dieser kleinen, hier wohl erlaubten, Abschweifung von dem eigentlich zu behandelnden Gegenstand, wird man gewahren, daß es nicht immer gerathen ist, die Kunst-Industrie, so wie manche andere Einrichtungen anderer Nationen, die so manches Eigenthümliche haben, welches in der Lage des Landes, in seiner Produktivität, in dem Charakter der Bewohner ꝛc. liegt, in andere Länder zu verpflanzen, oder sie strenge nachzuahmen, sondern daß es weit gerathener ist, die Eigenthümlichkeit seines eigenen Landes zu kultiviren, sie heraus zu bilden und selbst zu erfinden, um nicht als Kopie, sondern als Original zu erscheinen; denn bei dem Kopiren in der Kunst-Industrie hat man den Nachtheil, daß man immer zu spät kommt, wenn die Erfinder den Vortheil, den Gewinn schon fort haben; man ist dann nur ängstlich bemühet, noch den Abfall zu sammeln, der oft nicht viel besser als nichts ist, und der eigenthümlichen Industrie bei weiten nachsteht. Beweise hierzu aus dem Ackerbaue oder Feldbaue, und den Manufakturen und Fabriken hier anzuführen, wird weiter nicht nöthig seyn, weil sie in neuester Zeit dem aufmerksamen Beobachter der Kultur nicht entgangen seyn werden. Uebrigens soll hiermit nicht gesagt werden, daß man nicht das Gute und Zweckmäßige anderer Völker, welches sich mit unsern Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gewohnheiten, mit unserer Industrie und unserm Handel verträgt, annehmen soll, sondern es ist hierbei nur eine genaue Prüfung

und tiefe Kenntniß aller Wirkungen desjenigen Gegenstandes nöthig, welchen man auf fremden Boden übertragen will; denn nur aus den Wirkungen im eigenen Lande, läßt sich um so mehr auf diejenigen schließen, die es in einem fremden erzeugen soll; und so ist das Maschinenwesen in seiner ganzen Ausdehnung oft in einem Lande von der größten Wichtigkeit, dagegen es einem andern in Hinsicht seiner Bewohner und deren Industrie den größten Schaden bringt, wenn gleich der Anfang oder das Beginnen sich glänzend zeigte. Die Hauptsache bei aller Kunst-Industrie ist aber immer, das Vaterland durch dieselbe, so viel, als möglich, unabhängig von andern Nationen zu machen; und bei der Prüfung und Annahme fremder Industriemittel, mit größter Unpartheiligkeit, ohne alle Vorliebe für den Gegenstand, noch für die Nation, der er angehört, zu Werke zu gehen.

Wenden wir uns nun wieder zu den Spinnereyen, und betrachten wir zuerst die Flachsspinnerey in Beziehung auf die Leinwandfabrikation, so ist diese von großer Wichtigkeit für einen Staat; nicht allein wegen der Beschäftigung vieler Menschen (Spinner), denen dadurch ein Erwerbsquell gesichert ist, sondern auch wegen des dadurch stärker angeregten Flachsbaues in der Landwirthschaft, und dann wegen der aus dem Gespinnste verfertigten Fabrikate, die gleichfalls eine Menge Menschen (Weber), in Thätigkeit setzen, und einen wichtigen Handelsartikel abgeben, wie auch zum Theil das gesponnene Garn. Die Leinen-Manufaktur ist um so wichtiger für Deutschland, weil das zu diesem Fabrikationszweige nöthige Material, der Flachs und Hanf, auf seinen Fluren vorzüglich gedeihet und in großer Menge wächst, oder doch gebauet werden kann. Die Hauptsache ist daher auf den Anbau eines guten, seidenartigen Flachses zu sehen, welcher nach gehöriger Bearbei-

tung, beim Spinnen einen weichen, biegsamen, dem der Baumwolle ähnlichen Faden giebt, worauf auch schon die Franzosen, während der Continentalsperre unter Napoleon, s. oben, S. 557, ihr Augenmerk gerichtet hatten, und welches nach dem Sturze dieses Herrschers, durch die erneuerte Einfuhr der Baumwolle wieder übersehen worden ist. Ja, man hat sogar angefangen, um ein gutes Gespinnst zur Leinwand zu liefern, andere Produkte des Pflanzenreichs in der Stelle des Flachses zu versuchen, unter andern auch Hopfenranken, Nesseln ꝛc., s. unter Lein, Th. 76 ꝛc.; allein sie ersetzen den Flachs nicht; selbst das Gespinnst der eben angeführten Hopfenranken, welche sich, gehörig zugerichtet, wohl gut spinnen lassen, und deren Gespinnst zu Leinwand gewoben, derselben Dauerhaftigkeit und Stärke giebt, soll doch den Fehler haben, daß es nicht die Bleiche annimmt, oder sich nicht gut bleichen läßt. Daher ist von dem Landwirthe alle Aufmerksamkeit auf den Flachs- und Hanfbau zu verwenden, um ein recht gutes Material in die Spinnereyen zu liefern. Es ist daher auch Pflicht des Staatsmannes, des Kameralisten, dahin zu sehen, daß der Anbau des Flachses in den Gegenden eines Landes empfohlen wird, die sich in Hinsicht des Klimas und des Bodens ganz vorzüglich dazu eignen. Er muß so viel, als möglich, sorgen, daß dem Landmanne guter Samen überkomme, womit er sein Feld bestellen kann, und ihm auch so manche Winke in Hinsicht der Kultur desselben, vorzüglich aber auf seine Veredlung, geben, welches Letztere besonders dem gebildeten Landmanne, dem Landwirthe obliegt; denn nur durch ein gutes Material wird es möglich, das Leingespinnst von vorzüglicher Güte zu liefern, um hierin einen Vorzug vor andern Völkern, die sich gleichfalls mit dem Flachs- und Hanfbaue, und mit der Fabrikation der Leinwand beschäftigen, denen

aber Klima und Boden nicht so gut zusagt, zu erhalten. Ja es wäre selbst zu empfehlen, wenn die Regierung für den besten gewonnenen Flachs Prämien austheilte, um den Landmann und Landwirth immer mehr aufzumuntern, alle Sorgfalt auf dessen Kultur zu verwenden. Man könnte bei dem Anbaue des Flachses wohl annehmen, daß bei der jetzigen Gewerbefreiheit die Regierung von der Sorge über den Anbau desselben zu wachen, ihn durch Prämien zu befördern, entbunden wäre; da die vielen Concurrenten in jetziger Zeit gewiß kein Mittel unversucht lassen, ihn nicht nur zu heben, sondern das Produkt selbst auch so vollkommen, als möglich, zu liefern. Es ist aber nicht so, denn durch die große Concurrenz, die in den Leinwaaren seit ungefähr zwanzig Jahren vom Auslande mit Deutschland, und hier z. B. mit Preußen in diesem Zweige der Manufaktur eingetreten ist, ist der Absatz der Leinwand und dadurch auch der Flachsbau gesunken, und namentlich in Schlesien, wo sich der Landmann jetzt mehr auf den Röthe- oder Krappbau legt, weil ihm dieser mehr abwirft, als jener. Einzelne Patrioten werden den Flachsbau durch ihre Bemühungen nicht heben können. Hier ist es nun, wo die Regierung, die das Ganze im Auge hat, solches übersieht, in's Mittel tritt, um ihn wieder zu heben, indem sie den gesunkenen Manufakturen neue Kanäle zu eröffnen sucht, wo sie ihre Waaren absetzen können; denn es ist mehr denn zu wahr, daß sobald ein Erwerbszweig in jetziger Zeit zu sinken anfängt, sich alle Kapitalisten schnell von demselben entfernen, und einen noch blühenden aufsuchen, statt den alten auf jede nur mögliche Weise wieder ins Leben zu bringen, und daher rührt jetzt auch die Ueberfluthung mancher Gewerbe, die noch einigermaßen einen Gewinn abwerfen. Der Staatsmann kann daher auch bei der Gewerbefreiheit nicht sein Auge von einzelnen Zweigen dieses großen Körpers

wegwenden; er kann es nicht bloß dem Zufalle überlassen, wie sich diese oder jene Conjunctur wieder zu Gunsten des gesunkenen Erwerbszweiges gestaltet, drehet und wendet; er muß Hebel in Bewegung zu setzen suchen, um die stockende Maschine wieder in Bewegung zu bringen, den verstopften Nahrungsquell zu öffnen. — Wenn zur Erzeugung eines Kunstproduktes ein gutes Material die Hauptsache ist, so ist sie es nicht weniger bei der Bearbeitung des rohen Produktes, um es in ein Kunsterzeugniß umzuwandeln, und dieses geschieht hier durchs Spinnen, welches überhaupt als die Basis aller Manufakturprodukte zu betrachten ist, denn nur auf die Güte des Gespinnstes läßt sich bauen, nur durch dasselbe kann man vollendete Kunsterzeugnisse liefern; denn alle Bemühungen des Webers scheitern bei einem schlecht gesponnenen Garne, bei einem schlecht gedreheten Faden. Daher ist dieser Zweig der Manufaktur ganz vorzüglich der Aufmerksamkeit der Privat- und der Staats-Oekonomie würdig; aber der Letzteren nicht allein wegen der Güte des Gespinnstes, sondern auch wegen der großen Anzahl Menschen, die daraus ihren Unterhalt ziehen können, und besonders solche Individuen, die den Armenhäusern überwiesen, oder aus dem öffentlichen Armenfond ernährt werden müßten, wie z. B. gebrechliche und alte Leute; aber auch die Jugend und diejenigen, denen andere Arbeit mangelt, können sich damit beschäftigen, und daher war immer das Spinnen ein Kanal, der die Regierung zum Theil der Sorge überhob in stark bevölkerten Provinzen den ärmeren Klassen des Volkes Unterhalt zu verschaffen — Wie man das Garn spinnen soll, um gute Leinwaaren daraus zu verfertigen, gehört nicht hieher, weil solches schon unter Leingarn, Th. 76, vorgekommen ist, wohl aber, ob die gewöhnliche, durch Menschenhände, oder die mechanische

Spinnerey, durch Maschinen, sowohl in Beziehung auf die Güte des hervorzubringenden Produktes selbst, als auch auf den Vortheil des Staates den Vorzug erhält. Ehe ich hier aber diesen Gegenstand berühre, will ich erst die neue Methode den Flachs zu spinnen, und alte Zeuge in Flachs umzuwandeln, hier kurz erwähnen, über welche der Erfinder in London, der Engländer John Dumbelt, von der Regierung seines Vaterlandes ein Erfindungspatent erhalten hat. Seine Methode besteht nun im Wesentlichen darin: anstatt die Fasern, wie es bisher beim Spinnen geschah, in ihrer ganzen Länge anzuwenden, zerschneidet er sie durch eine Maschine, so, daß man sie auf den Baumwollen-Spinnmaschinen verarbeiten kann. Er gebraucht zu diesem Zwecke die Maschine, welche die Landleute zum Zerschneiden des Strohes beim Häckerlingmachen anwenden. Da aber dieses Werkzeug die Unbequemlichkeit hat, daß die Fäden, welche sich in den Winkeln befinden, nicht vollkommen zerschnitten werden, so befestiget er an diese Stelle eine Strohlage, die die Fäden gegen das Messer drückt, und ebenfalls mit zerschnitten wird, oder er macht den Boden kreisförmig und schneidet mit dem Messer von unten nach oben. Die geschnittenen Fasern oder Fäden werden durch Schlagen und Pressen noch feiner gemacht, man läßt sie einweichen und sieden, stampft sie dann, und bleicht sie nach den gewöhnlichen Methoden. So zubereitet wird der Flachs auf den Baumwollenspinnmaschinen gesponnen. Auf dieselbe Art behandelt man auch die Seide, Wolle, Baumwolle, den Hanf, die Nessel, und alle andere Pflanzensubstanzen, welche gesponnen werden können. Man kann diese auch in verschiedenen Verhältnissen mit einander mischen und dann spinnen. Der Flachs spinnt sich auf diese Weise weit leichter, wenn man ihn mit Baumwolle, Seide, oder Wolle ver-

mischt, auch wird das Gespinnst besser, wenn man die Fasern vorher stark preßt, oder gepreßt an einem warmen Orte läßt. Alte Leinwand und schon gebrauchte Zeuge werden auf dieselbe Art aufs Neue zum Spinnen geschickt gemacht. Man schneidet sie zuerst in lange Streifen, zerreißt diese, oder schneidet sie in die Quere und behandelt sie dann wie den Flachs. Nachdem sie gesponnen sind, werden auf die bekannte Art neue Zeuge aus ihnen gewebt.

Ich komme jetzt auf das Spinnen durch die Hand und auf das Spinnen durch die Maschine. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß es kein kultivirtes Land giebt, worin man nicht Menschen findet, die ihr Brod mit Spinnen sich zu verdienen suchten, und sich auf diese Weise dem Manufakturwesen nützlich zu machen im Stande wären. Mangel daran leidet jetzt gewiß kein Staat, wie es ehemals der Fall war, wo man in mehrere Staaten Deutschlands ꝛc. mit nicht geringen Kosten geschickte Spinner aus dem Auslande, aus Holland, Belgien, der Schweitz ꝛc., kommen ließ, überhaupt Leute zu dieser Beschäftigung aus fremden Staaten in das Land ziehen mußte, welches theils in der nur geringen Bevölkerung, theils in der Neuheit der Manufakturen, theils auch in gewissen Vorurtheilen, die sich an die Manufakturspinnerey knüpften, lag, wie auch schon oben, S. 528, angeführt worden. Alles dieses wurde durch weise, für des Landes Wohl thätige Regenten und Regierungen, wie z. B. bei uns in Preußen, dann in Oesterreich, Sachsen und Braunschweig ꝛc., bald beseitiget, und durch Aufmunterungen mancherlei Art, z. B. durch verhältnißmäßige Prämien für die besten Spinner, dieser Manufakturzweig besonders ins Leben gerufen, so wie sich auch die Spinner mit der steigenden Bevölkerung ansehnlich vermehrten. Die erste Aushülfe für die Manufakturspinnerey gaben die Ar-

menhäuser und dann die Zuchthäuser, und in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts waren in den meisten Staaten Deutschlands die Manufakturen schon mit Spinnern reichlich versehen; die Spinnereyen wurden ein besonderer Erwerbsquell der untern Klasse des Volks, besonders der Frauen und Kinder. Es wurden sogar hin und wieder Spinnschulen angelegt, um diesen Manufakturzweig methodisch zu erlernen, welche Schulen auch den erwünschten Fortgang hatten, und treffliche Spinner bildeten. Dieses Gewerbe stand nun auch in vielen Gegenden Deutschlands in seinem höchsten Flore, wie z. B. in Schlesien, der Lausitz, im Voigtlande, in Böhmen, Mähren, Westphalen, in Schwaben ꝛc., es ward so zu sagen ein stehendes Gewerbe, und die Regierungen erfreuten sich des Gedeihens dieses Erwerbzweiges, welches so viele Menschen beschäftigte, und wenn nicht Wohlstand, doch Zufriedenheit in die Hütten der Armuth brachte; und den Manufaktur-Inhabern genügten die Hände, ihre Manufakturen blüheten empor, und Wohlstand, ja Reichthum verbreitete sich unter sie, wie z. B. in Schlesien, wo die Leinwandmanufaktur schon vom 16ten Jahrhunderte an blühete, und besonders im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts die höchste Wohlhabenheit über diese Provinz der Preußischen Monarchie verbreitete. Die unglücklichen Französisch-Deutschen Kriege in diesem Jahrhunderte, die dadurch vielfältig geweckten Concurrenzen in den Manufakturen, und dann die neuen Systeme in der Gewerbsamkeit selbst, verscheuchten Theilweise diesen Flor, und die durch die Hände bis dahin getriebene Industrie wurde mechanische, Maschinen-Industrie. Es frägt sich nun hier: 1) ob die Hände oder die Maschinen eine größere, wirksamere Kraft und Geschicklichkeit besitzen? 2) Ob sich die Wohlhabenheit der Manufaktur-Inhaber, überhaupt die Industrie

durch die Maschinen vergrößert, vermehrt? und 3) ob der Staat bei diesem Maschinenwesen mehr gewinnt oder durch die Arbeit mit den Händen? — Diese drei Fragen sind in so fern zu erörtern wichtig, weil man in neuester Zeit so sehr von allen Seiten für das Maschinenwesen eingenommen ist, und glaubt von demselben alles Heil für die Industrie erwarten zu dürfen. Ehe ich hier zu dieser Untersuchung übergehe, sei es mir erlaubt, erst im Allgemeinen diesen Gegenstand zu berühren. Wenn es von der einen Seite nicht in Abrede gestellt werden kann, daß durch die Erweiterung und Vervollkommnung der Physik und Chemie in der neuesten Zeit und durch ihre Anwendung auf die mechanischen Gewerbe, diese auch einen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht haben, besonders die Manufakturen und Fabriken, so kann man von der andern auch nicht abläugnen, daß Letztere ohne eine systematische Anwendung der genannten Wissenschaften darauf, schon bei unsern Vorfahren, besonders aber bei den Morgenländern, den Türken, sehr hoch zu einer Zeit standen, wo Physik und Chemie noch mit sich selbst zu kämpfen hatten, um sich aus dem Nebel, und den Bruchstücken, womit sie umgeben waren, heraus zu bilden. Chemie und Physik wirkten daher, ungekannt von den Arbeitern, bei ihren empirischen Verrichtungen. Man war nicht bekümmert um das Wie, sondern nur zufrieden, das zu erhalten, was man wünschte; die Gewerbe blüheten, und Zufriedenheit und Wohlhabenheit herrschten bei ihrem Betriebe. Ist es daher nicht unrecht, daß wir jetzt mit vollen Backen in die Posaune stoßen, und unsere Zeit über alles erheben wollen, was je in den Gewerben ist geleistet worden, gleichsam als gab es vor derselben gar keine sinnreichen Köpfe, noch gar keine Denker in denselben, und doch sitzen wir nur auf den Schultern der Alten, und ragen bloß mit dem Kopfe über

den ihrigen hinweg, nicht vermöge des erhabeneren Geistes, sondern wegen des durch die Stütze verlängerten Körpers, der Körperstellung. Wir vergessen, daß wir an sie hinaufgeklettert sind und auf ihrem Grunde sitzen; erst durch ihre Erfahrungen, ihren Bemühungen, ihr Nachdenken zu unsern Kenntnissen, unserm Wissen gelangten, und daß sie zu unsern so gepriesenen Systemen, unsern Theorien, die Materialien geliefert haben. Wenn wir jetzt Alles mehr rational betreiben, so liegt dieses keinesweges in unserem mehr erhabeneren Geiste, in unserer tieferen Einsicht, in unserer so hochgestiegenen und wohl gepriesenen Kultur, sondern bloß darin, daß unsere Vorfahren in den Fächern des Wissens uns so tüchtig vorgearbeitet haben, daß wir bloß ihre Vorarbeiten sichten und daraus Systeme bilden können. Es wäre ja ein Wunder, wenn unsere Ansichten bei den vielen uns geöffneten Quellen nicht einmal klar, unser Wissen nicht geläutert, und unsere Humanität nicht die reinste wäre. Was bliebe uns daher in neuester Zeit noch übrig, da in allen Feldern der Wissenschaften schon so tüchtig gearbeitet worden ist, daß hier nur bloß noch angereiht werden darf, als das große Feld der Gewerbe, der Handwerke auch zu den Wissenschaften heraufzuziehen, es auch zu einem ausgedehnten Literaturzweige zu machen. Ob damit übrigens den Handwerken gedient ist, ist eine andere Frage, die erst die kommende Zeit zu lösen im Stande ist. — Nur so viel sei hier angemerkt, daß die Handwerke bei diesem Heraufziehen zu den Wissenschaften ihren derben, ihren Originaltypus verlieren, und mehr ein Gegenstand der Speculationen werden, und was bei Speculationen in diesem Felde, so wohl für die Gewerbethätigkeit und für die Arbeit, als für das Publikum zu gewinnen ist, wird Jeder leicht einsehen. Was in neuester Zeit am meisten die Aufmerksamkeit in den Geweben in Anspruch nimmt, ist

das Maschinenwesen, die Anwendung der Maschinen. Dieses Maschinenwesen zeigt die Ausbildung der Mechanik, welche ganz besonders ihren Sitz in England hat, und Herr Charles Babbage hat hierin sehr recht, wenn er im ersten Kapitel seines Werkes: Ueber Maschinen- und Fabrikwesen *), S. 9, sagt:

Es giebt vielleicht keinen einzigen Umstand, der England eigenthümlicher wäre, und es vor allen andern Ländern auf eine merkwürdige Weise auszeichnete, als der große Umfang und die Vollkommenheit seiner Werkzeuge und Maschinen zur Verfertigung jener, in so bedeutenden Quantitäten von beinahe jeder Gesellschaftsklasse consumirten Bedürfnisse. Kaum vermag die Einbildungskraft es zu erfassen, wie viel geduldiges Nachdenken, wie viele wiederholten Versuche, welche glückliche Anstrengungen des Genies erforderlich waren, um unser Fabrikenwesen von seinem ersten Anfange zu seiner gegenwärtigen Stufe der Vollkommenheit zu erheben. Blicken wir in unsern Wohnzimmern umher, wandern wir durch die Räume der, für jeden nur wünschbaren Bequemlichkeits- oder Luxusartikel in den belebten Straßen unserer größern Städte sich drängenden Magazine, so wird sich uns in der Geschichte eines jeden einzelnen Artikels, jeder einzelnen Erfindung, eine Reihe von mißlungenen Versuchen darstellen, welche unermüdet fortgesetzt, allmählig zur Trefflichkeit hinangeführt haben, so werden wir in der Anfertigung selbst des Unbedeutendsten unter denselben Prozesse bemerken, welche theils durch ihre Einfachheit unsre Bewunderung erregen, theils durch das Unerwartete ihrer Resultate unser Nachdenken beschäftigen. — Aber das mühsame Sammeln von Erfahrungen und Kenntnissen, durch welches die Schwierigkeiten der Fabrikatserzeugung vermindert wurde, ist nicht dem ursprünglichen Lande allein wohlthätig gewesen, auch entfernte Reiche genießen die Vortheile davon. Die üppigen Bewohner des

*) Aus dem Englischen übersetzt von Dr. G. Friedenberg. Berlin, 1833.

Osten *), so wie die roheren Eingebornen der Afrikanischen Wüste haben beide unseren Webestühlen Manches zu verdanken. Ja unsere Manufakturprodukte sind allen unsern unternehmendsten Reisenden ooranges gegangen **). Auf Brittischen Schiffen wird die Indische Baumwolle von der Südhälfte unserer Erdkugel nach England transportirt, um in den geschickten Manufakturen Lancashire's gewebt zu werden; aufs Neue setzt Britisches Kapital sie in Bewegung, und nach denselben Ebnen, denen sie entsprossen, zurückgeführt, kaufen die Herren des Bodens sie zu einem wohlfeilern Preise wieder an sich, als der, zu welchem selbst ihre rohern Maschinen das Fabrikat zu liefern im Stande sind ***).

Dieses Maschinenwesen hat sich nun auch von England auf andere Nationen verpflanzt, das heißt, die künstliche Maschinerie bei den Fabriken und Manufakturen, welche durch eine besondere Kraft (Wind, Wasser, Dampf) in Bewegung gesetzt wird; denn die gemeine Maschinenkunde ist alt und bei allen Nationen verbreitet, selbst bei denen, die noch auf einer niedrigen Stufe der Bildung stehen oder die in ihrer Bildung Jahrhunderte hindurch nicht fortgeschritten sind; nur die künstlichen Maschinen sind neu, gehören der neuesten Zeit an, und bezwecken die Handarbeiten

*) Die Bandano-Tücher, welche zu Glasgow fabricirt werden, haben längst die ächten verdrängt, und sowohl die Indianer, als die Chinesen, consumiren große Quantitäten davon. — Crawfurd's Indian Archipelago. Bd. III. S. 505.

**) Bei Gelegenheit seines Besuches am Hofe des Sultans Bello, erzählt Kapitain Clapperton: „Die Speisen an des Sultans Tafel wurden mir regelmäßig auf zinnernen mit dem Londner Stempel versehenen Tellern zugeschickt; ja ich erhielt einmal ein Gericht in einem weißen Waschnapfe von Englischer Arbeit." Clappertons Journey, S. 88.

***) Zu Calicut in Ostindien, woher das Baumwollenzeug Calico seinen Namen hat, beträgt der Arbeitslohn nur ein Siebentheil des Englischen, und dennoch sind es die Brittischen Webestühle, welche den dortigen Markt versehen. Anmerk. d. Verf.

so viel, als möglich, zu vermindern, und dadurch auch die Preise der Manufakten und Fabrikate herabzudrücken. Das Prinzip hierbei ist, die hier durch die Maschinen außer Thätigkeit gesetzten Menschen hauptsächlich auf den Ackerbau zu verweisen oder auch auf andere Handarbeiten, die außer dem Maschinenkreise liegen. Viele der neuern Staatswirthschaftslehrer und Staatsmänner sind für ihre Einführung ꝛc. Selbst der Hofrath Jung in seinem Lehrbuche der Staatspolizei-Wissenschaft, S. 515 u. f., redet ihnen das Wort, indem er sagt:

Sobald eine Maschine erfunden wird, die mehr und wohlfeiler arbeitet, als die Menschen, so werden auch die Waaren um so viel wohlfeiler. Die Fabrik bringt also mehr Geld in den Kreislauf, und wenn die Waare ein eignes Befriedigungsmittel ist, so ernährt sich auch den gemeinen Mann leichter, indem er nun nicht so viel Geld auszugeben braucht, um dieses Befriedigungsmittel zu bekommen; was also das Publikum auf einer Seite durch die Maschine verliert, das gewinnt es auf der andern Seite doppelt an Geld und Wohlfeilheit. Nur im Anfange, gleich nach Erfindung der Maschinen äußert sich eine Unbequemlichkeit, indem nun auf eine kurze Zeit Menschen müßig werden; allein dieses dauert nicht lange; denn da durch den Gebrauch der Maschinen die Fabrik vor allen andern den Vorzug erhält, so wächst sie ungemein, und bekommt einen Flor, der seines gleichen nicht hat; die Beschäftigung vermehrt sich außerordentlich, und die Menschen, welche vorhin mit den Händen arbeiteten, arbeiten nun mit den Maschinen. Jetzt ernährt ein Strumpfwirker eine Familie, das konnte ein Stricker nie, sondern Mann, Frau und Kinder, alles mußte stricken. — Und wenn nun einmal ein erfinderischer Kopf eine solche Maschine entweder theoretisch oder praktisch fertig hat, was soll man dann mit ihm anfangen? — Ihm den Gebrauch verbieten? dieses wäre sehr unweise; denn nun würde er über die Grenze gehen, und dort willkommen seyn; wo bleibt aber dann unsere Fabrik? —

Oder soll man ihn auf eine Festung setzen, oder ihm gar die Augen ausstechen? — Dieser Gedanke kann nur einem Asiatischen Despoten einfallen. Man belohne im Gegentheil solche Künstler außerordentlich, und setze hohe Prämien auf die Erfindung nützlicher Maschinen. Ich will viel lieber zwanzig Spinner haben, davon jeder auf einer Maschine zwanzigfach spiunt, als eben so viele, die nur einfach spinnen. Dieser Satz beweiset und entscheidet Alles. —

Mehrere Schriftsteller finden hier gleich eine Ausgleichung, indem sie die durch die Spinnmaschinen außer Thätigkeit gesetzten Menschen auf den Ackerbau verweisen. Die Engländer, wie ich mich erinnere, haben diesen Satz bei Einführung der Maschinen in ihr Fabrik- und Manufakturwesen aufgestellt, weil bei ihnen der Ackerbau, die Landkultur, mit zu den einträglichsten Gewerbszweigen gehört, und daher, nach ihnen, nicht Hände genug darauf verwiesen werden können, und sie auch schon vermöge ihrer Lage, als Insulaner, denen es nicht zu allen Zeiten möglich wird, ihren Getreidebedarf aus entfernten Ländern zu holen, darauf verwiesen sind. Da wir aber gern geneigt sind, dasjenige, was fremde Nationen nur aussprechen, ohne weitere Prüfung gleich nachzusprechen, so hieß es auch gleich bei dem Zweifel, den einige unterrichtete Männer bei der Einführung der Maschinen wegen des fernern Broderwerbs der dadurch entlassenen Arbeiter aufstellten: Ackerbau! Ackerbau! gleichsam, als öffne dieser gleich jedem Verabschiedeten in andern Gewerben seine Pforte und beschenke ihn zur Betreibung mit Geld, Geräthschaften und Kenntnissen dazu. Man bedenkt aber nicht, daß unsere (Deutschlands) Wälder immer lichter werden, daß man schon vor vielen Jahren Klagen führte, daß das so kostbare Holz oft nutzlos verschwendet wird, und man deshalb den Vorschlag that, Gemeindesärge einzuführen, worin man die Todten zur Ruhestätte bringen,

und sie dann, bloß gut in Leinen eingeschlagen, in die Gruft senken soll, um das Holz der Särge zu ersparen, welches nutzlos mit dem Körper vermodere, damit es der kommenden Generation nicht an Holz zum Heitzen fehle. Wie viele Heiden werden nun jetzt nicht bei der Gewerbefreiheit ausgehauen, und das Nachpflanzen vernachläßiget? — Es fehlt daher nicht an Boden zum Feldbaue, aber auch nicht an Händen auf dem Lande, um ihn zu bearbeiten; auch bringen die gesammten Staaten Deutschlands so viel Getreide hervor, daß sie dem Auslande bedeutend abgeben können; und dann eignen sich auch die Großstädter nicht gut zum Treiben des Ackerbaues oder Feldbaues, wozu immer diejenigen Individuen am geeignetsten sind, welche von Jugend auf dabei erzogen worden. Auch hat dieses Hinweisen auf den Ackerbau in Großbritannien keinen sonderlichen Erfolg gehabt, wie aus folgender, von B. Jonas entlehnter Tabelle hervorgeht, in welcher die große Anzahl der in diesem Lande in den Manufakturen und Fabriken beschäftigten Arbeiter, im Verhältnisse zu der übrigen Bevölkerung angeführt worden.

Für jedes Hundert Ackerbautreibender Individuen, giebt es

in Italien	—	31	Nicht-Ackerbautreibende
in Frankreich	—	50	— —
in England	—	200	— —

„Die Thatsache, sagt Charles Babbage, am oben angeführten Orte, S. 11, daß die Anzahl der Nichtackerbauenden in England beständig zunimmt, erhellt theils aus dem, im July 1830 dem Unterhause vorgelegten Kommissionalberichte über die Beschäftigung von Fabrikarbeitern, theils aus den noch spätern Ergebnissen der letzten Volkszählung. Aus den letzteren ist die angeführte Tabelle über die Zunahme der Be-

völkerung in unsern großen Manufakturstädten entnommen.

Bevölkerungszuwachs nach dem Hundert.

Name der Ortschaften.	Von 1801 bis 1811.	Von 1811 bis 1821.	Von 1821 bis 1831.	Total v. 1801 bis 1831.
Manchester	22	40	47	151
Glasgow	30	46	38	161
Liverpool	36	31	44	138
Nottingham	19	18	25	75
Birmingham	16	24	33	90

In den drei zehnjährigen Perioden also, in jeder von welcher die Bevölkerung des Landes überhaupt um ungefähr 15 Prozent gewachsen ist, oder um beinahe 51 Prozent in der Gesammtperiode von dreißig Jahren, ist die Bevölkerung dieser Städte im Durchschnitt, um 123 Prozent gestiegen. Nach dieser Angabe ist jeder fernere Beweis, wie wichtig es für das Wohl dieses Landes sei, daß seine Manufaktur-Angelegenheiten genau gekannt und sorgfältigst berücksichtiget werden, überflüssig."

Es kann ferner wohl gar nicht abgeläugnet werden, daß durch das Maschinenwesen in den Fabriken und Manufakturen die größten Störungen in den Gewerben geschehen; denn zu jeder Handarbeit, sie habe einen Namen wie sie wolle, das heißt, von der künstlichsten bis zu dem Handlanger, dem Tagelöhner, der bloß den Handwerkern die Materialien zulangt, herab, sind Arbeiter vorhanden, und jetzt in Ueberzahl. Diejenigen Handwerker nun, welche durch die Maschinen brodlos werden, werfen sich auf die übrigen Zweige der Handarbeit, um sich mit ihren Familien zu er-

nähren, und drücken nun diese schon überfüllten Zweige noch mehr herab, oder setzen hier wieder andere außer Thätigkeit, so daß ein stetes Herausdrängen aus einem Zweige in den andern Statt findet, welches bis auf den mechanischen Arbeiter, den Handlanger herabgeht. Auch die Engländer können dieses nicht läugnen, so sehr sie übrigens das Maschinenwesen zu beschönigen suchen; denn Herr Babbage sagt am oben angeführten Orte, S. 359, „daß Maschinen auch bei ihrer ersten Einführung nicht immer die Handarbeiter außer Brod setzen, kann gar nicht in Abrede gestellt werden; allein es ist auch von Sachverständigen behauptet worden, daß sie nie eine solche Folge haben. Die Lösung dieser Frage hängt von Thatsachen ab, welche leider noch nicht gesammelt sind." — Man kann hier hinzusetzen: auch wohl nie werden gesammelt werden, weil sie Resultate hervorbringen würden, die den Zustand der arbeitenden Klasse vor und nach der Einführung der Maschinen wohl nicht zum Vortheile derselben zeigen würden, und besonders in einem Lande, wo die Hauptthätigkeit der Nation darauf gerichtet ist, wie aus der oben angeführten Tabelle hervorgeht, indem auf hundert Akkerbautreibende, zweihundert Nichtackerbautreibende kommen, die also größtentheils auf die Fabriken und Manufakturen, die Handwerke mit eingeschlossen, und auf den Handel kommen. Herr Babbage führt zwar im Allgemeinen einige Thatsachen an, die ihm selbst zur Kenntniß gekommen sind, die aber auf die Hauptsache nichts beweisen, und wogegen sich die öfteren Unruhen in den Fabrikstädten Englands, nicht allein wegen des zu erhöhenden Arbeitslohnes, sondern auch wegen Mangel an Arbeit, durch die Maschinen herbei geführt, als Beweise der dadurch herbeigeführten Brodlosigkeit stellen lassen. Herr Babbage sagt nämlich in seinem Werke, S. 360: „Als die

Handarbeit eine große Anzahl junger Frauen in Cornwallis, welche mit dem mühsamen zerkleinern der Erze beschäftiget waren, durch Quetschwerke, Pochwerke (crushing mills) überflüssig wurden, erfolgte keine Noth. Die Ursache mag darin gelegen haben, daß die Bergwerksbesitzer, als ein Theil ihres Kapitals durch die größere Wohlfeilheit der von den Quetschwerken ausgeführten Arbeit frei wurde, es ihrem Interesse gemäß fanden, desto mehr Kapital auf andere Arbeit zu verwenden. Die Frauen, einer bloß ermüdenden Arbeit enthoben, wurden nun nützlicher mit dem Aufbereiten (dressing) der Erze beschäftiget, eine Arbeit, die schon mehr Geschicklichkeit und Urtheil in der Auswahl voraussetzte." — Hier gleicht sich jene Arbeit des Zerkleinerns, mit der letzteren, dem Aufbereiten, bloß aus; es ist daher hier nicht die Rede von einer durch Einführung der Pochmaschinen oder der Quetschwerke aufgehobenen Handarbeit, welche die Arbeiter außer Brod setzte, da sie in demselben Bergwerke wieder Beschäftigung fanden; denn hier hebt sich das Eine mit dem Andern; allein Aufstellungen, die beweisen, daß in den Manufakturen bei Anwendung der Maschinen zum Spinnen, zum Weben ꝛc., die dadurch außer Brod gesetzten Menschen wieder in Thätigkeit gekommen sind, oder in denselben Manufakturen wieder Arbeit erhielten oder fanden, wären von größerer Wichtigkeit, daher alles darauf ankommt zu beweisen, daß das Maschinenwesen, wenn es von der einen Seite die Produktion vermehrt und dadurch die Preise vermindert, aber auch von der andern keinen solchen Nachtheil dem Staate bringt, daß dadurch diese Vortheile gänzlich schwinden, ja statt ein Mehr ein Weniger entsteht. — Nach diesem Vorläufer im Allgemeinen über das Maschinenwesen und die Maschinenthätigkeit komme ich nun zur Erörterung der oben aufgeworfenen Fragen: 1) Besitzen die

Hände, oder die Maschinen eine größere wirksamere Kraft und Geschicklichkeit? — Diese Frage könnte man für erlediget erachten, wenn man annimmt, daß die durch den Geist dirigirten Hände, wenn nicht eine größere Kraft, doch eine größere Geschicklichkeit besitzen müssen, als leblose Maschinen, die bloß nach dem dabei angebrachten Mechanismus das eine Mal wie das andere wirken, also jede Abweichung von dem gewohnten Wege nicht gleich berichtigen können, wenn es hier nicht auf Beweise und Thatsachen ankäme. Es versteht sich hier, daß Maschinen bei der Arbeit immer vorausgesetzt werden müssen, und daß es hier nicht bloß auf ein Wirken mit der Hand ankommt, sondern durch die Maschine; nur bestehet der Unterschied darin, daß bei der einen Maschine die Hände in Thätigkeit sind, also arbeiten, und ihre Kraft auf die Bewegung derselben verwenden, bei der andern aber die Kraft in Wasser, Dampf ꝛc. besteht. Wenn es auf eine dauernde wirksame Kraft bei den Maschinen ankommt, so möchten die Hände allerdings einen Vorzug vor den andern künstlichen Kräften haben, weil ihre Erneuerung jedes Mal aus sich selbst hervorgeht, oder im Menschen selbst zu suchen ist, statt daß bei den andern Kräften solche erst durch Menschen erweckt und in Thätigkeit gesetzt werden müssen, indem sich der Dampf nicht selbst erzeugt, sondern erst künstlich erzeugt werden muß, und wenn es auch bei Wind und Wasser nicht so der Fall ist, so ist doch ihre Leitung auf die Maschine, oder zu Gunsten der Maschine künstlich, und jede künstliche Leitung bedarf oft der Anspannung und Auffrischung; sie bedarf stets der Naturkräfte, um die künstlichen in Wirksamkeit zu setzen; die menschlichen Kräfte herrschen daher hierbei immer, sie sind also überwiegend, abgesehen von der momentanen Wirksamkeit der künstlichen Kraft. Wenn daher die

Kraft der künstlichen Maschinen überwiegend genannt wird, so hat sie dieses Uebergewicht nur durch die Beihülfe der menschlichen Kraft, verdankt sie nur dieser ihre Wirkung; denn ohne dieselbe ist keine künstliche Kraft möglich; denn selbst bei Wind und Wasser, die ihre natürliche Kraft ausüben, oder deren Kräfte nicht durch die Kunst geweckt worden, wie bei dem Dampfe, ist wieder ihre Leitung, wie auch schon oben angeführt worden, künstlich, und durch Menschenhände geschaffen oder erzeugt. Die Kunst wirkt also immer durch die Natur, und wo hier die Natur wirkt, da geschieht es durch künstliche Leitung, also immer durch die Wirkung der menschlichen Kraft. In Hinsicht der Kraft hätten also die Hände, wie auch schon oben angeführt worden, indem sie die Erzeuger und Leiter der künstlichen und natürlichen Kraft werden, also ohne dieselben keine Kraft auf Maschinen möglich ist, das Uebergewicht. Die Wirksamkeit dieser künstlichen Kraft besteht nur darin, daß sie die natürlichen Kräfte, also die Menschenhände, verringert, und so in der Mehrzahl vermindert. Was nun die Geschicklichkeit anbetrifft, so sollte man auch diese wohl den Händen zusprechen, da die durch den Geist geleitete Hand beim Spinnen wohl am besten die nöthige Tüchtigkeit des Fadens zum Gewebe wird beurtheilen können; sie wird am besten fühlen, in wie fern er feiner oder stärker, loser oder fester gedrehet werden muß, welches bei keiner Maschine in dem Grade der Fall seyn kann, indem hier der Faden nur der einmal gegebenen Richtung folgt, also den Grad der Stärke oder Feinheit bekommt, der ihm durch die zu passirende Oeffnung gegeben worden; er behält hier freilich eine Güte durch das ganze Gespinnste hindurch, indessen sind dafür aber auch gar keine Abweichungen möglich, wie es zum Beispiel bei einer Leinwand erfordert wird, wie die sonst so berühmte Schlesische,

auf der Spindel gesponnene Leinwand, die einen ganz eigenthümlichen Faden hat, und dadurch das so gesuchte biegsame Gewebe lieferte. Also auch in der Geschicklichkeit würde die Handarbeit, die Hände, vor der Maschine den Vorzug haben. Da die Maschinen immer erst nach dem zu spinnenden Faden eingerichtet werden müssen, nämlich zum groben oder feinen, bei der Hand alle Abweichungen aber gleich durch das Gefühl erreicht oder berichtiget werden. Man kann mit der Hand gleich den Faden locker oder fester drehen, wie es mit der Maschine nie in dem Grade erreicht werden kann. Den einzigen Vorzug, den also die Maschine hier hat, liegt in der stärkeren oder größeren Produktion, in der Menge des Gespinnstes, und wenn es darauf ankommt, einen ganz gleichen Faden zu liefern, auch hierin. Kraft und Geschicklichkeit wären also auf der Seite der Hand, der Handarbeit. Wenn das Mehr in der Arbeit auf Seiten der Maschine ist, wenn sie hier den Vorzug behauptet, weil zwei Hände nicht das in der Zeit schaffen können, was die Maschine schafft, indem sie viele Hände ersetzt, oder die Arbeit vieler Hände verrichtet.

Die zweite Frage lautet: Vergrößert oder vermehrt sich die Industrie und durch diese auch die Wohlhabenheit der Manufaktur-Inhaber durch die Maschinen? Diese Frage ist wichtig zu erörtern, weil sie dem Maschinenwesen, wenn sich die Sache so verhält, einen Platz über die Handarbeiten anweiset, und diese in den Schatten stellt; denn die Vermehrung, Vergrößerung der Industrie, ist die Hauptaufgabe eines jeden kultivirten und gut organisirten Staates, weil sich dadurch dessen Credit und Reichthum vermehrt; allein sie muß auch so basirt seyn, oder einen solchen Grund haben, daß sie Erschütterungen, oder darauf einwirkende Ereignisse ertragen kann; denn eine Vergrößerung oder

Vermehrung der Industrie, die in einem neuen Systeme besteht, welches sich auf Fremdthum gründet, also bloß Nachahmung, nicht Original ist, entbehrt nicht nur der Festigkeit, sondern der Gewinn ist auch mehr ein eingebildeter; denn die Thätigkeit ist nicht Frucht des eigenen Anstoßes, Impulses, sondern des fremden, dem man es im Schaffen gleich thun will. Eine solche Industrie kann weder den Reichthum des Staates vermehren, noch seinen Credit erhöhen, wenn es gleich anfangs den Schein hat; denn hier hat derjenige Staat den Gewinn voraus, bei dem das Maschinenwesen Original ist. England hat dieses besonders im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in seinen Baumwollenwaaren bewiesen, welches Uebergewicht ihm die Maschinen bei diesem Fabrikationszweige über alle diesen Industriezweig treibenden Continentalbewohner gab, und welche Schätze es dem Continente entrückte, und dennoch blüheten die Manufakturen Deutschlands bei den gewöhnlichen Maschinen und der Handarbeit. Die Manufaktur-Inhaber wurden reich, und die Spinner und Weber hatten Beschäftigung, erwarben sich reichlichen Unterhalt, um mit ihren Familien leben zu konnen. Hierzu wirkte freilich früher das Verbot der ausländischen Manufakten in mehreren Staaten Deutschlands, wie z. B. in Preußen. Wie ganz anders ist es jetzt; kann man diese Wohlhabenheit wohl bei den Manufakturisten aufweisen? Ist sie so allgemein verbreitet, wie ehemals? Und wenn jetzt eine scheinbare große Thätigkeit hin und wieder in den Manufakturen herrscht, ist dieses ein Beweis ihres Flors, oder ist es bloß eine Rüstigkeit in dem Maschinenwesen, um eine Concurrenz zu eröffnen, die in Hinsicht des erklecklichern Gewinnes, um Reichthümer zu erwerben, für Deutschland, zu spät kommt, da die Engländer längst die Früchte geerndtet haben, von welchen uns nur die

Schale bleibt; indem wir dabei kaum das Arbeitslohn gewinnen, wenn wir die Kosten der Maschinen, ihre Unterhaltung, die dabei angestellten Arbeiter ꝛc. abrechnen, und uns noch der Preis der Lebensmittel günstig ist. Auch kann erst die folgende Zeit entscheiden, wie sich jetzt der Gewinn bei den Maschinen zu dem Gewinne der Handarbeit im verwichenen Jahrhunderte verhält, weil hier nicht zehn, zwanzig, sondern erst dreißig, vierzig Jahre entscheiden, wenn bei dem Engländer schon die ersten zehn Jahre den Ausschlag gaben, weil bei ihnen durch die Einführung der Maschinen nicht die Preise der Manufakten herabgedrückt wurden, sondern solche in ihrem Werthe blieben, ja dieser durch die häufige Nachfrage noch erhöhet wurde; sie konnten also ihren Gewinn leicht berechnen, der bei den Baumwollenwaaren daran war, weil dieses Manufakt auf dem Continente sehr gesucht, und die Messen damit übersetzt wurden; auch gingen ihre Waaren in großer Menge nach Amerika; und fanden daselbst guten Absatz; selbst in Asien und Afrika, in welchen Erdtheilen die trefflichen Türkischen Wollen- und Baumwollenwaaren verbreitet sind, wurden sie gesucht. Die Engländer hatten also bei der Einführung des Maschinenwesens bei andern Nationen von demselben den Gewinn vor Allen voraus, was können also diese noch dabei gewinnen. — Sie konnten es wagen, die Maschinen in alle Zweige der Manufaktur und Fabrik bei sich einzuführen, weil ihr speculativer Geist den Gewinn im voraus berechnete, der ihnen, als Vorgänger, zufallen mußte; sie konnten mit einem Theile desselben die in den Manufaktur- und Fabrikstädten durch das Maschinenwesen brodlos gewordenen Arbeiter unterstützen, und so jeden Aufruhr unter den Arbeitern dämpfen, der gegen die Einführung der Maschinen gerichtet war, und dennoch brachte die Crisis vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1812, die

sie bei Napoleons Politik nur vermuthen, aber nicht vorhersehen konnten, wegen der Hemmung des Handels mit dem Continente und mit Amerika, ein großes Elend über ihre Manufakturen und Fabriken, wie auch schon oben, S. 576 u. S. 629 angeführt worden, und wozu hier noch mehrere Belege gegeben werden könnten, wenn solche nicht noch den Zeitgenossen aus den damaligen politischen Blättern bekannt genug wären. Diese Crisis würde, bei einem noch längeren Anhalten, den Maschinen unfehlbar den Untergang gebracht haben; zugleich bewies sie auch den schon oben, S. 535, angeführten Satz, daß ein Staat, dessen Gewerbethätigkeit bloß auf das Ausland berechnet ist, nicht nur abhängig von diesem wird, sondern auch bei unerwartet eintretenden schlimmen Conjuncturen, den Ruin seiner Industrie vor Augen sieht. — Wie sehr hat Deutschland nicht diesen Satz zu berücksichtigen, und um so mehr, da es so sehr an der Sucht der Nachahmung leidet, da diese, wie weiland das schwarze Fieber die Menschen, seine Industrie zu vernichten drohet; denn der Deutsche fängt erst an zu handeln, erst an zu wirken, wenn andere Nationen, Engländer und Franzosen, längst gehandelt haben, so lange besinnt er sich erst, was er beginnen will, so lange wiegt er sein Geld, ehe er es zu einem bedeutenden Unternehmen hingiebt oder anwendet. Wenn Engländer und Franzosen, besonders Letztere, uns ihren Geschmack in den Mustern der Manufakturwaaren zeigen, wenn sie gewisse Summen darauf verwenden, und dann dadurch die Käufer auf den Märkten, Messen ꝛc. anlocken, so ist der Deutsche schon zufrieden, diese Muster nachahmen, kopiren zu lassen. Fehlt es ihm etwa an Kunstgeschmack, an fruchtbaren Köpfen im Erfinden? Fehlt es ihm an guten Musterzeichnern ꝛc.? Keinesweges, beide sind vorhanden; nur wollen sie für ihre Arbeit bezahlt seyn, und

dazu hat der Deutsche kein Geld; er bleibt hierin lieber Nachahmer und läßt sich von den beiden oben angeführten Nationen auf seinem eigenen Markte den Rang ablaufen, und kommt dann erst mit ihren Mustern auf seinen Manufakten, wenn diese schon wieder durch andere verdrängt worden sind. Er läßt daher andern Nationen das wegnehmen, was er selbst in Concurrenz mit ihnen gewinnen könnte. Es versteht sich, daß hier nur von der Industrie der Deutschen im Allgemeinen die Rede ist, und daß dieses nicht auf Einzelnheiten bezogen werden kann; denn es giebt in mehreren Deutschen Staaten, wie auch schon oben in der statistischen Uebersicht der Thätigkeit in den Spinnereyen aller Europäischen Völker, von den Deutschen ist gesagt worden, sehr unternehmende Manufaktur- und Fabrikbesitzer, die das Geld nicht scheuen, um mit ihren Waaren in Concurrenz mit dem Auslande zu treten; allein sie können in der Ausgedehntheit eines Staates kein großes Gewicht erhalten; denn nur durch das Bestreben aller Manufakturen in einem Staate wird es demselben möglich oder kann es demselben möglich werden, die Bilanz für sich zu ziehen. Wenn man daher, wie schon oben angeführt worden, die durch Einführung der Maschinen aus dem Manufakturwesen herausgedrängten Hände auf den Ackerbau verweiset, so bedenket man nicht, daß auch die andern, sonst weniger ackerbautreibenden Völker sich jetzt mehr auf den Getreidebau legen, um auch hierin von andern Völkern unabhängig zu seyn; so daß wir auch hier an dem Ueberschusse, dem Mehr, nicht mehr bei der Ausfuhr so viel gewinnen können, und er nur dazu dienen würde, die Getreidepreise gleichfalls recht herabzudrücken, wobei aber der brodlose Arbeiter, der Arme nichts gewinnt; denn für den, der nichts hat, und nichts verdienen kann, ist auch diese Zeit, eine schlechte, eine eiserne. Es kann daher freilich weder die In-

dustrie, noch der Manufaktur-Inhaber gewinnen, und eben so wenig bei den Maschinen, wenn die Preise der eigenen Manufakten so herabgedrückt durch die Concurrenz fremder Völker werden, daß wenig Gewinn dabei übrig bleibt; den meisten Gewinn hat hiervon noch der Handel mit Manufakturwaaren; denn indem der Kaufmann bei der Handelsfreiheit sich nicht auf die inländischen Manufakten zu beschränken braucht, so kauft er die wohlfeileren ausländischen, und verbreitet sie im Lande, wodurch dem Absatze der inländischen Manufakten gleichfalls geschadet, und die Industrie des Vaterlandes vermindert wird. Ueberhaupt scheint man mit dem Worte Industrie sehr unrichtige Begriffe zu verbinden, und Etwas für Industrie zu halten, was bloß künstlicher Mechanismus und Kunstproduktion ist. Industrie heißt im eigentlichen Sinne des Wortes, auf den Staat oder auf ein Land angewendet, die gemeinsame Betriebsamkeit seiner Bewohner durch alle Stände der Gewerbsamkeit; also der Gewerbefleiß, die Beschäftigung aller Hände zum eigenen und zum Wohle des Staates. Und von der Regierung ausgehend, daß man alle Hände in einem Staate zu beschäftigen verstehe, und sie in dieser Thätigkeit, zum Wohle des Staates, zu erhalten suche. Man muß also die eigentliche, wahre Industrie, von der bloßen Kunst-Industrie wohl unterscheiden. Bei der wahren Industrie sucht Jeder, sowohl mit seinem Kopfe, als mit seinen Händen nützlich zu werden, wie z. B. bei uns, in Preußen, in der Provinz Schlesien, wo alle Hände bei der Fabrikation der Leinwand, Spinner, Weber ꝛc., beschäftiget waren; bei der Kunstindustrie nur Einzelne, indem sie statt der Hände Maschinen ꝛc. zu Hülfe nehmen. Bei der Letzteren, der Kunst-Industrie, kann der Manufakturier oder Fabrikant wohlhabend, ja reich werden, wenn er die Maschine gleich nach ihrer Erfindung einführt, wenn

sie auch nicht in seinem Lande erfunden worden, weil er gleich mit den Engländern in Concurrenz tritt; geschieht dieses aber nicht, und er führt die Maschine später ein, wenn der Markt schon mit Maschinen-Manufakten oder Fabrikate überschwemmt worden, so ist der Absatz und mit ihm der Gewinn sehr ungewiß, sehr problematisch. Bei der wahren Industrie gelangt der Manufakturier oder Fabrikant zur Wohlhabenheit, zum Reichthume, wenn der Handel beschränkt ist, und er keine Concurrenz mit dem Auslande zu bestehen nöthig hat. — An Vergrößerung, Erweiterung der wahren Industrie, ist daher bei dem Maschinenwesen nicht zu denken, leicht aber an Verminderung, indem viele Arbeiter außer Thätigkeit kommen, die, wenn sich keine anderen Quellen eröffnen, der Kommune mit ihren Familien zur Last fallen. — Daß durch die Maschinen die wahre Industrie in's Gedränge kommt, können ihre eifrigsten Verfechter, die Engländer, nicht in Abrede stellen, wenn sie auch diesen Satz so viel, als möglich, zu umgehen suchen. Herr Babbage sagt hierüber in seinem, oben angeführten Werke, S. 356, Folgendes:

Eine der am häufigsten vorgebrachten Einwendungen gegen Maschinen ist, daß sie die Tendenz haben, den größten Theil der bisher beschäftigten Handarbeiter zu verdrängen, und freilich könnte eine Maschine nie in Aufnahme kommen, wenn sie die zur Herstellung eines Artikels nöthige Arbeit nicht verminderte. Allein wenn diese Folge auch nicht zu läugnen ist, so nöthiget sie doch den Maschinenbesitzer, um seinen Absatz zu vermehren, die Waare zu einem geringern Preise, als seine Concurrenten, zu verkaufen. Hierdurch werden diese aber ihrerseits gezwungen, die neue Maschine ebenfalls einzuführen, so daß der Preis nothwendig bald allgemein fallen muß, bis der Gewinn vom Kapitale unter dem neuen Systeme sich auf denselben Fuß stellt, auf dem er unter dem frü-

heren gestanden hatte. Obgleich daher der Gebrauch der Maschinen zunächst die Tendenz hat, Handarbeiter außer Beschäftigung zu setzen, so absorbirt doch die vermehrte Nachfrage, welche der herabgesetzte Preis bewirkt, fast unmittelbar einen Theil, und in manchen Fällen vielleicht das Ganze der von ihnen angefertigten Waaren, die sonst unabgesetzt geblieben wären. Daß eine neue Maschine, die zur Gewinnung derselben Quantität des fabricirenden Artikels erforderliche Arbeit vermindere, läßt sich veranschaulichen, wenn wir uns eine Gesellschaft vorstellen, in welcher die Theilung der Arbeit nicht eingeführt ist, sondern ein Jeder alle seine Bedürfnisse selbst verfertiget. Angenommen, jedes Individuum arbeite täglich zehn Stunden, wovon eine Stunde dem Schuhmachen gewidmet sei, so ist klar, daß, wenn ein Werkzeug oder eine Maschine eingeführt wird, die es den Mitgliedern der Gesellschaft möglich macht, die nöthigen Schuhe in der Hälfte der Zeit zu verfertigen, sie dieselben Bequemlichkeiten, wie früher, genießen können, und doch nicht mehr als $9\frac{1}{2}$ Stunden zu arbeiten brauchen. Soll demnach bewiesen werden, daß nicht die sämmtliche Quantität Handarbeit durch die Maschinen überflüssig gemacht werde, so müssen wir ein anderes Prinzip der menschlichen Natur mit in die Berechnung ziehen. Der nämliche Beweggrund aber, welcher den Menschen überhaupt in Thätigkeit setzt, wirkt noch weit mächtiger, sobald er findet, daß er sich seine Bedürfnisse mit weniger Arbeit verschaffen könne; unter solchen Umständen ist es daher nicht unwahrscheinlich, daß Viele die so gewonnene Zeit zur Erfindung neuer Werkzeuge für ihre andere Beschäftigungen benutzen werden. Wer gewohnt war, täglich zehn Stunden zu arbeiten, wird die durch die neue Maschine ersparte halbe Stunde anwenden, um irgend einem andern Bedürfnisse zu begegnen, und da eine jede neue Maschine neuen Zeitgewinn veranlaßt, so bieten sich dem Blicke neue Bedürfnisse dar, welche dann bald durch Gewohnheit eben so unentbehrlich werden, als die früheren. In Ländern, wo die Theilung der Arbeit eingeführt ist, bewirken Fortschritte im Maschinenwesen fast unausbleiblich eine größere Nachfrage nach

den Waaren. Häufig ist anfänglich mehr Geschicklichkeit zur Anfertigung der neuen Arbeit von nöthen, und es tritt dann der Uebelstand ein, daß die bisher beschäftigten Werkleute nicht immer beibehalten werden können, und einige von ihnen eine Zeitlang nichts zu thun haben. Dies setzt allerdings die arbeitenden Klassen auf so lange Zeit in große Verlegenheit. Um so wichtiger ist es für ihren Wohlstand, daß ihnen diese Folge bekannt ist, und sie sich frühzeitig die nöthigen Qualificationen aneignen, wodurch sie den Schlag weniger empfindlich machen können. — Eine sehr belangreiche Frage hierbei ist: Ob es mehr im Interesse der arbeitenden Klasse sei, daß die Verbesserungen im Maschinenwesen gleich so vollkommen seien, um alle Handarbeiten sofort zu verdrängen und sämmtliche Handarbeiter mit einem Male überflüssig zu machen, oder man besser daran thue, durch langsame und stufenweise Fortschritte der Maschinen, sie allmählig aus den Gewerben zu verdrängen? Die Noth, welche ein plötzlicher Uebergang zur Folge hat, ist ohne Zweifel größer, aber auch nicht so dauernd, als wenn die Sache nur langsam vor sich geht; denn sobald der Handarbeiter merkt, daß die Concurrenz vollkommen hoffnungslos ist, entschließt er sich ohne Weiteres zur Erlernung eines andern Zweiges in seinem Gewerbe. Wenn nun auch neue Maschinen mehr Geschicklichkeit bei denen, welche sie machen, erhalten und abwarten, voraussetzen, so giebt es anderseits doch auch wieder Fälle, wo gerade durch sie Kinder und untergeordnete Werkleute in Stand gesetzt werden, Arbeiten zu verrichten, welche früher mehr Fertigkeit erforderten. Unter solchen Umständen eröffnet sich, sogar wenn die durch den herabgesetzten Preis verstärkte Nachfrage allen Arbeitern schnell wieder Beschäftigung verschaffen sollte, unter der arbeitenden Klasse selbst ein weites Feld der Concurrenz.

Man gewahrt aus dieser Stelle des Werkes des Herrn Babbage, wie sehr der Verfasser bemühet ist, die Maschinen durch Berechnungen der Zeit, die

dabei gewonnen wird, so wie durch die Concurrenz, die sie veranlassen, in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, ohne jedoch den Nachtheil, den sie bei der Einführung auf die gewerbetreibende Klasse äußern, umgehen zu können. Verbesserungen der Maschinen erhöhen und vermehren die Industrie in einem Lande, indem sie die Arbeit dem Arbeiter erleichtern; das Arbeiten der Maschinen, ohne menschliche Hülfe, nur unter Aufsicht, vernichten oder zerstören sie, indem sie diejenigen unnütz machen, die darauf angewiesen sind, sich ihr Brod damit zu verdienen. An eine Vermehrung der wahren Industrie ist daher hierbei nicht zu denken, einer Scheinindustrie allenfalls. Letztere verblendet die Augen, füllt aber nicht den Beutel; sie erzeugt ein scheinbares Gewühl in der Gewerbsamkeit, hinterläßt aber einen seichten Grund, auf dem sich nicht sicher fortbauen läßt. — Herr Babbage giebt in seinem, oben angeführten Werke, S. 360, eine Uebersicht, wie sehr Verbesserungen der Maschinen, oder die Art, sie zu gebrauchen, die Produktion vermehren. So producirte eine in der Baumwollenspinnerey Grobstuhl (Stretcher) genannte Maschine, die von einem Manne bearbeitet wird:

Jahr.	Pfund der gesponnenen Baumwolle.	Ausspinnerlohn p. 20 Stück. Sch.	P.	Wöchentlicher Verdienst. Sch.	P.
1810	400	1	$3\frac{1}{2}$	25	10
1811	600	0	10	25	0
1813	850	0	9	31	$10\frac{1}{2}$
1823	1000	0	$7\frac{1}{2}$	31	3

Derselbe Arbeiter, an einem andern Grobstuhle, der etwas feiner ausspinnt, beschäftiget, producirte:

Jahr.	Pfund der gesponnenen Baumwolle.	Ausspinnerlohn p. 20 Stück. Sch.	P.	Wöchentlicher Verdienst. Sch.	P.
1823	900	0	$7\frac{1}{2}$	28	$1\frac{1}{2}$
1825	1000	0	7	27	6
1827	1200	0	6	30	0
1832	1200	0	6	30	0

Hier stieg also die Produktion, nach Herrn Babbage, allmälig, bis nach Verlauf von 22 Jahren drei Mal so viel Arbeit verrichtet wurde, als am Anfange dieser Periode, und dennoch ist die dabei beschäftigte Zahl von Werkleuten dieselbe geblieben. Ihr wöchentlicher Verdienst hat nicht sonderlich geschwankt, und im Ganzen eher zu- als abgenommen. Doch wäre es unvorsichtig, zu viel aus einem alleinstehenden Factum ableiten zu wollen. — Es lieferten ferner 480 Spindeln an Mulegarn (Mule garn spinning) zu verschiedenen Perioden folgende Resultate:

Jahr.	Strähnen von etwa 40 aufs Pfund.	Arbeitslohn für Tausend. Sch.	P.
1806	6668	9	2
1823	8000	6	3
1832	10000	3	8

Nachstehende Uebersicht des Zustandes der Weberey mit Hand- und Maschinen-Webestühlen (hand and power looms) zu Stockport während der Jahre von 1822 bis 1832 ist einer Aufzählung der in 65 Fabriken befindlichen Maschinen entlehnt, und war ursprünglich zur Vorlegung vor eine Unterhaus-Commission bestimmt.

	1822	1832	
Arbeiter für Handwebestühle	2800	800;	Abnahme 2000
Personen, welche Maschinen-Webestühle gebrauchten	657	3059;	Zunahme 2402
Personen, die Kette zu schlichten	98	388;	— 290
Gesammtzahl der beschäftigten Arbeiter . . .	3555	4247;	Zunahme 692
Maschinenwebestühle .	1979	9177;	— 8207

Während dieses Zeitraums schmolz die Anzahl der in Gebrauch seienden Handwebestühle auf weniger als ein Drittel des früheren Belaufes zusammen, dagegen wuchs die Anzahl der Maschinenwebestühle um mehr als das Fünffache. Die Gesammtzahl der Werkleute nahm ungefähr um ein Drittel zu; der Betrag der fabricirten Waare aber, angenommen, daß jeder Ma-

schinenwebestuhl nur so viel als die Handwebestühle verfertigen, ist 3½ Mal größer, als früher.

Herr Babbage giebt nun selbst hierzu folgende Erklärung: „Es kann hierbei allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß die durch die Maschinenwebestühle in Thätigkeit gesetzten Personen nicht alle aus derselben Klasse sind, zu welcher die 2000 Menschen gehören, die außer Beschäftigung gesetzt worden. Bei einem Handwerker ist körperliche Stärke wesentlich Bedingung, nicht so bei demjenigen, der einen Maschinenwebestuhl abzuwarten hat; hier finden daher auch Weiber und junge Leute beiderlei Geschlechts von 15 bis 17 Jahren Anstellung (nach anderen Berichten von noch jüngeren Jahren). Dieses wäre aber ein viel zu beschränkter Gesichtspunkt, um die Thätigkeit zu beurtheilen, welche durch die Einführung der Maschinenwebestühle hervorgerufen wird. Der Anbau neuer Faktoreyen, die Zusammensetzung neuer Webestühle, der Bau von Dampfmaschinen zur Bewegung der letzteren, die Erfindung von Verbesserungen in der Struktur der Stühle, die Anordnung der inneren Oekonomie der Fabriken, alles das sind Dinge, welche Thätigkeiten höherer Gattung in Anspruch nehmen, als die gewesen sind, welche durch die Maschinen verdrängt worden, und wahrscheinlich ist der Betrag nicht bloß qualitativ, sondern auch quantitativ zum Vortheile der neuen Methode, nur daß uns hier zulängliche, numerische Angaben fehlen. Ferner darf in diesem Ueberblicke die Thatsache nicht unberücksichtiget bleiben, daß, wenn gleich die Anzahl von Handwebestühlen ohne die Einführung der Dampfmaschinen zugenommen haben würde, die ungemeine Vermehrung der Maschinenwebestühle doch eigentlich der Wohlfeilheit der von denselben fabricirten Waaren zuzuschreiben ist; es ist nun aber bekannt, daß, wenn der Preis des einen Handelsartikels verringert wird, die Folge stets eine vermehrte Thätigkeit derjenigen ist, welche einen andern produciren. Die Anzahl der Handwebestühle in England und Schottland belief sich im Jahre 1830 auf ungefähr 240,000; eine beinahe gleiche Anzahl existirte im Jahre 1820. Anders verhält es sich mit den Maschinenwebestühlen. Es gab derselben 1820

nur 1400, im Jahre 1830 aber 55000. Erwägt man nun, daß ein jeder Maschinenwebestuhl eben so viel Arbeit verrichtet, wie drei mit der Hand bearbeiteten, so kam die Vermehrung der produzirenden Kraft nicht weniger als 125,000 Handwebestühlen gleich. Durch Verbreitung der Kenntnisse unter den arbeitenden Klasse werden diese befähiget, einige der Verbesserungen vorauszusehen, welche eine Zeitlang den Werth ihrer Arbeit herabdrückte. Einigermaßen dürften die Sparbanken und die Friendly societies, deren Vortheile ihnen nicht oft genug empfohlen werden können, dem Uebel abhelfen; nützlich ist aber auch der Wink, daß es zur Linderung der aus den Schwankungen des Arbeitswerthes entstehenden Noth viel beitragen würde, wenn die Mitglieder ein und derselben Familie nicht alle ein und dasselbe Fach betrieben, indem sie dann nicht alle gleichzeitig außer Beschäftigung kommen könnten.

Auch aus diesen Stellen des Heren Babbage wird das oben Angeführte bestätiget, daß übrigens der darin angeführte Bericht über die Hand- und Maschinenwebestühle nicht dem Unterhause vorgelegt worden ist, ist sehr natürlich; denn er würde wahrscheinlich zu vielen Erörterungen Veranlassung gegeben haben; denn alle die glänzenden Angaben von der Mehrbeschäftigung der Arbeiter bei den Maschinen-Webestühlen schwinden, wenn man den Nachsatz der Berechnung gewahrt, wo man die früheren Arbeiter in Weiber und junge Leute, ja Kinder umgewandelt sieht, und sie schwinden noch mehr, wenn man hört, daß bei den Spinnmaschinen ein einziger Aufseher hinreicht, um mehrere Maschinen in Thätigkeit zu setzen, also viele Hände außer Thätigkeit gesetzt werden. Selbst die physische Kraft schwindet bei den Maschinenwebestühlen, wie Herr Babbage oben anführt; also auch hierin zeigt sich ein Verlust, der um so nachtheiliger für die Industrie ist, da diese auch kräftige Naturen erfordert, und dann auch für den

Staat, da die Maschinen-Arbeit nur Schwächlinge erzieht, und der Staat zu seiner Vertheidigung kräftige Menschen braucht. Auch räumt der Verfasser ein, daß ohne die Einführung der Dampfmaschinen auch die Handwebestühle sehr zugenommen haben würden, also hätten mehr Menschen beschäftiget und ernährt werden können, als früher, also ein baarer Verlust für die wahre Industrie. Und angenommen, das Prinzip zwischen Ackerbau und Maschinenarbeit wäre richtig, indem man die durch die Maschinen herausgedrängten Menschen dem Feldbaue zuführe, damit durch die Mehrgewinnung der Feldfrüchte, diese so herabgedrückt werden, daß sie der Wohlfeilheit der durch die Maschinen hergestellten Waaren gleich kämen würden dann nicht bei der Anwendung der Maschinen auf viele Gewerbe die Städte ganz entvölkert werden, indem immer eins den Fall des andern herbeiführte; man würde in Herkulanum und Pompeji zu wandeln glauben, wenn man nicht durch das Rasseln der Maschinen in den großen Fabrikgebäuden sich erinnerte, daß man in keiner wieder neu erstandenen, sondern in einer alten, nur entvölkerten Stadt umherwandelte. Zum Glück ist dieser Satz nur ein Hirngespinnst; denn wir sehen, daß sich überall die Landleute — besonders das weibliche Geschlecht — eher nach den Städten drängen, um hier Arbeit zu suchen, als die Städter nach dem Lande, und daß in allen Staaten die großen Städte sich vom Lande aus rekrutiren. Am häufigsten geschieht dieses in Militairstaaten, wo der Soldat aus dem Bauernstande Gelegenheit hat, das Stadtleben mit dem Landleben zu vergleichen, und da gefällt ihm dann Ersteres so wohl, daß er es nach der Dienstzeit, wenn ihn nicht besondere häusliche Angelegenheiten, der künftige eigene Herd ꝛc. ꝛc., an das Landleben fesseln, mit Letzterem vertauscht. Bei den Städtern ist dieses aber nicht so

der Fall, denn einzelne Ausnahmen haben hier kein Gewicht. Wir haben dieses bei uns in Berlin nach den Kriegen 1813—15 gesehen, wo bei dem Andrange der Begüterten ꝛc., dann des zurückgekehrten Militairs nach der Hauptstadt, die Miethen der Wohnungen schnell zu einer außerordentlichen Höhe stiegen, so daß viele Weber aus ihren Wohnungen aus der Stadt verdrängt, und von der Regierung, mit Unterstützungen mancherlei Art versehen, auf die Umgegend von Berlin, auf Dörfer und kleine Städte verwiesen oder vertheilt wurden, sie wieder größtentheils mit ihren Familien, nachdem sich der Zustand mit dem Miethszins durch die vielen Neubaue geändert hatte, nach der Residenz zurückgekehrt sind, weil ihnen das Landleben gar nicht gefallen wollte. — Man lese die oben angeführten Stellen des Herrn Babbage prüfend durch, beachte das Für und Wider darin, die, oben nicht angeführten, Kosten der Dampfmaschine, deren Unterhaltung, der Aufsicht auf die Spinnmaschinen und Maschinen-Webestühle; stelle dann die Wohlfeilheit der Maschinenarbeit, mit den Preisen der Lebensmittel, die oben nicht angeführt worden sind, zusammen, und überrechne dann, ob die Manufaktur-Inhaber bei der wahren Industrie, bei der Handarbeit, wohlhabender waren, oder es jetzt bei der Kunst-Industrie mit Maschinen sind, so wird man auch leicht finden, ob sich die eigentliche Industrie erweitert und vergrößert hat. Denn da die Engländer die Kunst-Industrie bei sich eingeführt haben, sie eigentlich ihrem Boden angehört, so wird man auch aus ihren Angaben am sichersten ersehen, wie sich dieser Zweig auf fremdem Boden auf die Folge bei ähnlicher Berechnung verhalten wird. Wie schon oben, S. 578, angeführt worden, ist die Thätigkeit der Kunstindustrie mehr ein Wettkampf in der Concurrenz des Manufakturwaarenhandels der verschiedenen Staaten, als eine Empor-

bringung des Gewerbefleißes, so wie überhaupt das Wort Gewerbefleiß bei der Kunstindustrie gar nicht passend ist; denn Maschinenthätigkeit ist kein Gewerbefleiß, dieser geht nur durch die Hände hervor, oder veroffenbart sich durch die Hände, also Alles, was mit den Händen Vollendetes oder Kunstvolles geliefert wird, sei es in einer noch so geringen Sphäre, ist Erweiterung und Erhebung der wahren Industrie. Was mit Maschinen bewirkt wird, ist nur in so fern, auf die Erfindung der Maschinen angewendet, wahre Industrie, auf ihre Wirkung aber, bloße ausübende Kraft, ein bloßer Hebel, welcher der Richtung folgt, die man ihm giebt, ohne alle Abweichung.

Nach der Betrachtung der beiden ersten Fragen, komme ich nun zu der Letzten: Ob der Staat bei dem Maschinenwesen mehr gewinnt oder bei der Arbeit mit den Händen? Diese Frage ist hier um so leichter zu erörtern, da sie durch die Erörterung der beiden oben zuerst aufgestellten Fragen fast erlediget ist. Wenn es dem Staate, der Regierung bloß darauf ankommt, ihre Einkünfte zu vermehren, so könnte es derselben sehr gleichgültig seyn, auf welche Weise dieses geschehe, ob durch Maschinenthätigkeit, oder durch die Handarbeit; da es aber der Regierung auch daran liegen muß, die Einwohner des Staates wohlhabend, ja glücklich zu sehen, so muß sie dieserhalb ihren eignen Vortheil jenem nachsetzen, da in jenem nur ihre Hauptkräfte liegen; denn sie kann mit ihrem Reichthume nicht Allen helfen, nicht überall hinwirken, wohl aber können wohlhabende Unterthanen, Staatsbürger, die Regierung in Zeiten der Gefahr unterstützen, und thun es um so freudiger und aufrichtiger, je mehr die Regierung in Hinsicht des Gewerbefleißes für sie that; dieses hat unser Vaterland Preußen in den Kriegen 1813—15 durch die That bewiesen, und daher ist es gewiß von Wichtig-

keit, diejenigen Zweige in Thätigkeit zu erhalten, wodurch man diese Zwecke erreicht. Herr von Künsberg sagt am oben angeführten Orte, S. 19, in Beziehung der Industrie auf den Staat: „Es dürfte wohl Wahrheit seyn, wenn man sagt: Alles Heil, alle Macht der Staaten, die auf einen andern Grund, als auf die Produkte der Erde und auf ihre Veredlung erbauet ist, kann weder im moralischen, noch physischen Verstande für etwas anders, als für eine erkünstelte — sehr zweideutige Macht, für eine erbettelte Stärke angesehen werden; denn hier steht es in der Hand fremder Nationen, ihr die gekünstelten Nahrungszweige auf mancherlei Art zu entreißen, und so die schwankende Glückseligkeit zu zertrümmern. Der bloß handelnde Staat hat z. B. die Quelle seines Wohls, seiner Macht, nicht in sich selbst, sondern in den Händen anderer Nationen, denen es daher sehr leicht ist, die Glückseligkeit, die heute über den ganzen handelnden Staat verbreitet ist, morgen demselben aus den Händen zu winden, und so dieses künstliche Gewebe, daß der Laune des Schicksals, und so verschiedenen Veränderungen von National- und Concurrenz-Verhältnissen ausgesetzt ist, zu zerstäuben. Deutschland, unser geliebtes Vaterland, sah die segnenden und beglückenden Einflüsse dieses Systems ein, und betrachtet daher den großen Staatskörper in neuerer Zeit, als einen Baum, dessen Hauptwurzeln die Landwirthschaft, die Nebenwurzeln, die jene unterstützen, und so das Ganze im gehörigen Gleichgewichte erhalten, Manufakturen, Fabriken und Handwerker, die Früchte aber von allem diesen der Nationalreichthum *) sind. Wünscht man

*) Dieser wird durch den Handel hervorgebracht; denn die bloße Produktivität des Landes durch den Anbau, die bloße Erzeugung der Manufakten und Fabrikate durch die Hände oder durch Maschinen gleicht dem todten edlen Metalle, welches zwar den Reichthum des Landes beweiset, wo es häufig vorhanden ist, aber erst den Werth durch das Ge-

daher gute Früchte, so muß man die Wurzeln begießen, sie aber nicht ausreißen, und so den fruchtbaren Stamm verdorren lassen." — Wie wahr ist das Letztere nicht! Um den Staat durch Manufakturen und Fabriken zu heben, muß man diese zu vervollkommnen suchen, sie auf das Höchste herausbilden, pflegen, aber nicht diejenigen vernichten, die sie erst in Flor brachten, die durch ihren Fleiß sie bis zu der Höhe erhoben. Der Staat muß daher Alles thun, um selbst Gewerbe zu erhalten, die der Mode unterworfen sind, in so weit es an ihm liegt, sie für das Inland, den Staat selbst in Thätigkeit zu erhalten, um dadurch wieder den Gewinn zu ziehen. Denn sehr oft giebt es Moden in einem Staate, die bloß an den Gebrauch, an die einmal eingeführte Gewohnheit geknüpft sind, und die durch die Erhaltung sehr wohlthätig auf die Gewerbsamkeit, und durch diese wieder auf den Staat zurückwirken, z. B. Stickereien an Uniformen, Schnüre, Litzen ꝛc. an Montirungen ꝛc., die in einem schon bedeutenden Staate, wie z. B. der Preußische, Oesterreichische ꝛc., auf Hunderttausende der Gebrauch angewendet, schon eine bedeutende Thätigkeit in einigen Gewerben hervorbringen, und viele Hände beschäftigen können; und so giebt es mehrere Zweige, die, wenn gleich der Mode angehörend, doch stehend gemacht werden können, das heißt, jedoch nur da, wo es in der Macht der Regierung liegt, wie z. B. beim Militair ꝛc. — Der Regierung muß nämlich in einem Staate alles daran liegen, wo möglich alle arbeitsfähigen Hände beschäftiget zu sehen, sowohl um der Ordnung und Ruhe, als auch um des ungestörten Fortblühens der thätigen, geweckten Gewerbe willen im

---

präge oder die Umschaffung in courstrende Münze erhält; eben so erhalten alle Produkte erst durch den Handel, durch den Vertrieb ihren Werth, und bilden so den Nationalreichthum. Kth.

Staate; denn eine Nichtbeschäftigung, besonders der untern Klassen der Gewerbetreibenden, kann leicht zu Unruhen und Störungen in dem Staatskörper Veranlassung geben, die dann immer der Regierung zur Last gelegt werden, daß sie ihre Sorge nicht zur Verhütung dieser Störungen auf diese benachtheiligte Volksklasse gerichtet habe, und daher kann ihr Gewinn auch nur in der Beschäftigung der Hände liegen. Denn bei aller Freiheit in einem Staate, die natürlich begründet ist, und jetzt auch in dem neuen Systeme der Gewerbe liegt, kann es der Regierung doch nicht gleichgültig seyn, wenn eine Art die Gewerbe zu treiben eingeführt wird, wodurch plötzlich viele Menschen außer Thätigkeit gesetzt werden, die ihr Brod nur auf die alte Art die Gewerbe zu betreiben erlernt haben, und sich nicht eben so schnell, als sie entlassen worden, wieder auf eine andere Art zu ernähren vermögen, besonders in einer Zeit, wo die Bevölkerung in großen Städten unendlich angewachsen ist, und daher nicht mehr so viele Auswege beut, als ehemals, wo die Bevölkerung nur geringe war, und dennoch dreihundert verschiedene Gewerbe enthielt, die einem jeden Individuum ein reichliches Auskommen boten; rechnet man nun noch, wie schon oben angeführt worden, daß viele dieser Gewerbe, die der Mode unterworfen waren, eingegangen und auf keine andere Weise ersetzt worden sind, und existiren mehrere dennoch, so sind sie doch so beschränkt worden, daß sie sich nur spürlich, und ohne Rekrutirung, aufrecht erhalten können. Und wollte man auch annehmen, daß bei einer Vermehrung der Menschen, sich auch der Verbrauch, die Consumtion vermehrt oder vermehren müßte, und so daß Gleichgewicht wieder eintrete, so scheitert jetzt dieser Satz bei einer allgemeinen Einführung der Maschinen, die man auch auf mehrere andere Erwerbszweige, als auf die Ma-

nufakturen in Zeugen ꝛc. ausdehnen kann, und auch ausdehnt, wodurch die Handproduktion schwindet, also kommt derselben auch nicht die Consumtion in dem Grade zu gute, daß das Gleichgewicht erhalten wird. Bei dem alten Zustande der Dinge, nicht im Gewerbezwange, denn davon ist hier nicht die Rede, weil hier Freiheit Bedingung ist, sondern in der Handproduktion, würde es erhalten worden seyn; denn der Ausfall eines Modehandwerks deckt sich wieder auf eine andere Weise, und dann geschieht ein solcher Ausfall auch nicht plötzlich, sondern nur Theilweise, kommt aber Alles hinzu, das Arbeiten der Maschinen durch Dampf, die Concurrenz vom Auslande her, ꝛc. ꝛc., dann ist auf die Zukunft, wenn nicht Kriege, Seuchen, große Auswanderungen ꝛc. dazwischen kommen, bei der immer stärkeren Vermehrung der Menschen, eine schlimme Crisis zu befürchten, um so mehr, da sich hauptsächlich die Vermehrung der Menschenzahl gerade in den untern Klassen des Volkes findet, bei den Armen, welche Handarbeiten betreiben; also ist hier eher ein Zuwachs, eine Vermehrung dieser Arbeiten zu wünschen, als eine Verminderung, und derjenige Manufaktur- und Fabrik-Inhaber erwirbt sich ein großes Verdienst um das Vaterland, der viele Menschen in seinen Werkstätten beschäftiget, Vielen Brod giebt. — Wäre im Allgemeinen der Patriotismus des Deutschen im Anerkennen seiner eigenen Kunsterzeugnisse so groß, wie seine Nachahmungssucht, was ließe sich dann von seiner, der vaterländischen, Industrie bei seinen Fähigkeiten, seinen Kenntnissen, seiner Beharrlichkeit ꝛc. auf jeden einzelnen Staat, wie auf den Gesammtkörper erwarten; allein so ist er dem Fremden ergeben, ringt er mehr nach einem Allerweltsthume, als nach Nationalität, beschäftiget ihn lieber die fremde, als seine eigene Schaffungskraft, hüllt er sich lieber in fremde Manu-

fakten, benutzt er lieber fremde Fabrikate, als diejenigen, die ihm sein Vaterland liefert. So ging es mit seiner Gelehrsamkeit, so mit seinen Künsten, und so geht es mit seinen Manufakturen, Fabriken und Handwerken, oder mit seiner Kunstindustrie; er bedurfte immer erst des Anstoßes anderer Nationen, ehe er seinen reichen Schatz zu entfalten suchte, ehe er ihn für sein Vaterland allgemein machte. Die neueste Zeit hat besonders in den Künsten in Preußen und Bayern bewiesen, was der Deutsche vermag, wenn es ihm ernst ist, im Selbstschaffen, im Erfinden, seinen Reichthum zu zeigen, und seinem Vaterlande Ruhm zu erwerben, so daß selbst fremde Nationen, die mit Recht einen hohen Werth auf ihre Nationalität legen, und stolz auf ihre mannigfaltigen Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten und Handwerken sind, ihn hierin bewundern, und in diesen Zweigen nachzuahmen suchen; es gehört dazu aber auch die Unterstützung und Aufmunterung freigebiger, kunstliebender Monarchen, eines Friedrich Wilhelms des Dritten, Franz des Zweiten, und Ludwigs, der Großen, Reichen und Wohlhabenden, so wie überhaupt des Publikums, wenn ein Zweig gedeihen soll. Die Engländer würden nie zu der Höhe in ihren Manufakten und Fabrikaten, in ihrer Kunstindustrie und Handel gekommen seyn, wenn sich nicht die Großen, Reichen und Wohlhabenden kräftig dieser Zweige angenommen, sie nicht unterstützt, ja die ganze Nation sich nicht für ihr eigenes Wohl, für ihren eigenen Ruhm interessirt hätte; und so könnten Deutschlands Manufakturen und Fabriken bei der Handarbeit fortblühen, wenn man nicht dem Fremden den Vorzug gäbe, wenn man nicht das Fremde besser, als das Eigene fände, wenn man für das Vaterland mehr eingenommen wäre, ja mehr Liebe hätte. Wenn man aber von Leuten, denen man

es gar nicht zutrauen sollte, indem ihnen das Vaterländische, überhaupt das Deutsche Interesse am meisten am Herzen liegen muß, hört, daß ihnen fremde, den Deutschen gleiche, Fabrikate dennoch lieber sind, oder sie solche vorziehen, ja, daß sie selbst Deutsche Fabrikate, die für Englische oder Französische ausgegeben wurden, mit Freuden aufnahmen, und als Betrogene sich über den ihnen gespielten Betrug zu Gunsten des Inlandes freueten; dann darf man bei solchen Ansichten, bei aller Gerechtigkeit für das Ausland, wenn es in einem Zweige des Wissens, der Kunst, der Handwerke höher steht, nicht auf große Berücksichtigung der Handarbeit, auf wahre Industrie, und auf thätigen Gewerbefleiß rechnen, oder man müßte, zur Schande des Deutschen, seine eigenen Fabrikate mit fremden Namen belegen, um sie verkäuflich zu machen, um sie erst zu einer gangbaren Handelswaare im eigenen Lande zu stempeln. — Deutsche Staaten können daher immer nur da gewinnen, wo die Hände den Ausschlag geben; denn wenn sich auch die Gegenwart, bei der Einführung der Maschinen noch gut gestaltet, selbst die nächste Zukunft noch keine beunruhigenden Crisen aus der Gegenwart blicken läßt; wer steht aber für die entferntere Zukunft, bei dem Zuwachse der Menschen! Wir wollen hier z. B. Berlin annehmen. Diese Residenz der Preußischen Monarchie hatte im Jahre 1747, nach einer vom Polizeycollegium vorgenommenen Zählung, mit Einschluß des Militairs und aller nicht christlichen Religionsverwandte, 107,380 Einwohner, und jetzt, 1833, nach 86 Jahren, seit dieser Zählung, 240,000 Einwohner, mit Einschluß des Militairs ꝛc. Der Anwuchs in dieser Zeit betrug also 132,620 Individuen, also über noch einmal so viel; rechnet man nun, daß von 1747 bis 1800 noch die meisten derjenigen Künste und Handwerke blüheten, die jetzt theils ein-

gegangen, theils dem Eingehen nahe sind, theils mit Maschinen und durch Dampf ꝛc. getrieben werden, theils sehr vermindert worden sind, oder Theile ihres Zweiges verloren haben, wie z. B. die Handschuhmacher die ledernen Beinkleider ꝛc., wodurch sich ihre Anzahl sehr vermindert hat; theils mehrere getrennte Zweige in eins zusammengeschmolzen sind. So wurden unter Friedrich dem Großen im Jahre 1779 nur funfzig Schneiderinnen aus der Französischen Kolonie für weibliche Bekleidung durch ein Dekret festgesetzt, um den Frauenskleidermachern nicht zu schaden, und jetzt fertigen viele Hausfrauen und Töchter ihre Kleider selbst an, und beschäftigen sich eine Menge Schneiderinnen damit, so daß dieser Zweig für Männer beinahe eingegangen ist ꝛc. ꝛc., so wird man leicht gewahren, wie die noch bestehenden übersetzt seyn müssen, da neue Gewerbe, wie z. B. die Lithographie ꝛc., nur wenige hinzu gekommen sind, die hier den großen Ausfall nur einigermaßen durch ihre Ausdehnung ausgleichen könnten. Rechnet man nun ferner, daß sich der Anwuchs von zehn zu zehn Jahren immer mehr vergrößert, wo sollen nun die Tausende, die durch Maschinen ꝛc. herausgedrängt werden, hin; da in den kleinen Städten und auf dem Lande die Bevölkerung gleichfalls zunimmt, wozu die neue Militaireinrichtung, z. B. bei uns, sehr viel beiträgt. Wenn sonst der Soldat, der vom Lande zum Dienste genommen wurde, über die Hälfte seines Lebens im aktiven Dienste zubringen mußte, daher Wenige von ihnen heirathen konnten, so ist er jetzt nur drei Jahre activ, und tritt dann in den passiven Dienst, zur Landwehr, wo ihm das Heirathen frei steht; auch bleiben viele Soldaten in den großen Städten und verheirathen sich daselbst. Auch ist die Gewerbefreiheit selbst der Bevölkerung sehr günstig, weil früher viele Gesellen bei den Handwerkern, wenn sie sich nicht

selbst besetzen, oder sonst eine Familie ernähren konnten, Junggesellen blieben ꝛc., und so wie es in Berlin, so wie es in dem Preußischen Staate ist, so ist es auch in andern Staaten Deutschlands. Wiens Einwohnerzahl betrug nach Büsching im Jahre 1783, Stadt und Vorstädte, ohne die Besatzung und die Fremden, 211,383, und im Jahre 1822, 266,555 Menschen, also in 39 Jahren ist die Vermehrung: 55,172 Menschen gewesen. In München betrug die Einwohnerzahl zu Anfange der 1770er Jahre ungefähr 40,000, und im Jahre 1824, 66,125, das Mehr betrug also in ungefähr 50 Jahren 26,125 Menschen; und so kann man weitere Berechnungen mit den andern Residenzen und großen Städten Deutscher Staaten anstellen, um zu sehen, daß überall die Vergrößerung der Bevölkerung bedeutend ist. Daher kommt es auch, daß sich so viele Luxusgewerbe, wie Kaffeehäuser, Restaurationen, Zuckerbäckereyen, Putz-, Galanterie- und Quincaillerie-Handlungen, so vieler Kleinhandel, Schnurpfeifereihandel ꝛc. ꝛc. eingefunden hat, so viele Läden geöffnet und wieder geschlossen werden, und daß das Drängen aus einem Gewerbe in das andere, mit einer Völkerwanderung, oder einem buntscheckigen Kreuzzuge verglichen werden kann; daher auch das Mißvergnügen im südlichen Deutschland, daher die Auswanderungssucht in mehreren Ländern desselben. Hierzu kommen nun noch so manche andere, auf einige Zweige der Industrie der ärmeren Klassen des Volkes einwirkende Ursachen, so wie auch in manchen Staaten Deutschlands, die von oben herab eingetretenen Ersparnisse in Luxus-Gegenständen ꝛc., welche die verflossenen kostspieligen Kriege auf Deutschlands Boden so nöthig gemacht haben, und die ihren Einfluß auch auf andere gebildete Klassen im Volke ausdehnen, und manchen früheren Kanal stopften ꝛc. Aus

dem nur summarisch hier Angeführten, kann man sich die oben aufgestellte Frage leicht selbst beantworten; denn unstreitig wird der Staat bei der Handarbeit, der Arbeit mit den Händen, in Hinsicht der Ordnung und Ruhe seiner Bewohner, des nicht zu vergrößernden Armenfonds und der daraus geleiteten Erhebungen mancher Steuern ꝛc. ꝛc. mehr gewinnen, als bei den Dampfmaschinen, so wie überhaupt bei allen Maschinen, welche viele Arbeiter außer Thätigkeit setzen, die auf eine andere Weise nicht wieder beschäftiget werden können, sondern es denselben überlassen bleibt, sich ihr Brod auf eine andere Art wieder zu verdienen, als die gewohnte, ja erlernte. Es kann hier von keiner Beschränkung der Freiheit der Unterthanen, der Staatsbürger, in Betreibung ihrer Gewebe, ihres Handels ꝛc. die Rede seyn, weil sich diese Freiheit jetzt überall gestaltet, und sie der Zeitgeist hervorzurufen scheint; allein es kann bei der Gewerbefreiheit auch dem Staate, der Regierung nicht übel gedeutet werden, welche nicht bloß Einzelne berücksichtigen kann, sondern der das Wohl Aller, so weit es angeht, am Herzen liegen muß, wenn sie selbst Manufakturen und Fabriken in großen Städten anlegt, und diejenigen Gegenstände darin nach der alten Art, ohne Dampfmaschinen ꝛc. arbeiten läßt, welche für die Bedürfnisse der Armee ꝛc. gehören, damit die auf andere Weise brodlos gewordenen Arbeiter wieder Beschäftigung finden. Dieses wäre das einzige Mittel, der einzige Ableitungskanal, um das Ueberfluthen der andern Gewerbe zu verhindern, um Ruhe und Ordnung zu erhalten; dieses kann man dann als kein Monopol; kein Regal, sondern nur als ein Mittel betrachten, welches die Umstände nöthig machen. — Nach dieser Erörterung der drei Fragen wegen der Maschinen- und der Handarbeit, sowohl beim Spinnen, als beim Weben ꝛc., kehre ich zum Spinnen

zurück. Es bleibt hier natürlich jedem Manufaktur-Besitzer überlassen, wie er seinen Flachs zur Leinwandfabrikation ꝛc. spinnen lassen will, ob durch Handarbeit, oder durch Maschinen. Ebenso ist es bei der Schafwolle in den Wollen-Manufakturen. Die Regierung kann hier nur Sorge für die Veredlung der Schafe tragen, damit sie die zu jedem Gespinnste tüchtige Wolle liefern, und dieses ist in Deutschland in der neuesten Zeit, in Sachsen, Preußen, Oesterreich, Bayern ꝛc., mit nicht geringen Kosten geschehen, wie auch schon unter Schaf und Schafzucht, Th. 138, S. 623 u. f., ist angeführt worden. Besonders geschieht in Preußen alles nur mögliche zur Veredlung der Schafe durch Merinos. In Berlin, so wie auch in anderen Städten der Monarchie, hat man selbst Wollsortirer angelernt oder gebildet, welche die verschiedenen Arten der Wolle auf einem Fließe nach ihrer Feinheit ꝛc., wie es oben, S. 587, in dem in der Note angeführten Werke, ausführlich beschrieben worden, sortiren, um nicht nur dem Wollhandel nach dem Auslande dadurch eine größere Ausdehnung zu geben, sondern auch die Wolle zum Verspinnen im Lande, den Wollenzeug- und Tuchmanufakturen in bester Güte zu liefern. In diesem Zweige der Spinnerey, Wollenspinnerey, ist im verwichnen Jahrhunderte in Deutschland viel geschehen; denn der Mangel an geschickten Spinnern war noch im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in den mehrsten Provinzen oder Staaten Deutschlands mit ein Haupthinderniß des Fortganges der Wollenmanufakturen; man war hierin noch weit zurück; denn so wie man in der Flachsspinnerey einen hohen Grad der Vollendung in einigen Provinzen, z. B. in Böhmen, Schlesien, in der Lausitz ꝛc., erreicht hatte, so war man im Wollspinnen beinahe eben so weit zurück. In Preußen wandte Friedrich der Große bedeutende

Summen an, Feinspinner aus dem Auslande in sein Land zu ziehen; er erreichte auch seinen Zweck, und der nachherige Flor der Preußischen Wollenmanufakturen war ein Resultat dieser Bemühungen. Dieser Deutsche, biedere Fürst, den man immer den Einzigen in seiner Art nennen kann, sagt ein Schriftsteller, legte in der in Thüringen liegenden Grafschaft Hohenstein ein Dorf, das nach seinem Namen Friedrichslohr heißt, an, richtete sein Augenmerk auf das benachbarte Eichsfeld, wo man ein sehr feines Garn spinnt, sah dieses als eine Pflanzschule für sein Dörfchen an, erreichte auch zum Theil hier seinen Zweck, indem viele Familien ihr Vaterland, das Eichsfeld, verließen, und Friedrichslohr zum Orte ihres künftigen Aufenthaltes wählten, wo sie sich noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts mit Spinnen ernährten. Ja es gab sogar Schriftsteller zu jener Zeit, welche das Feinspinnen als eine Art von Zwangsarbeit angesehen wissen wollten, wie z. B. der Herr von Justi. Dieser sagt im 2ten Bande seiner vollständigen Abhandlung von den Manufakturen und Fabriken, S. 117: „Hauptsächlich aber hat sie (die Regierung) das überaus wirksame Mittel der Abgaben, wodurch sie aus ihren Unterthanen bilden kann, was sie nur will. Wenn sie von jeder ledigen Weibsperson, die sich selbst ernährt, jährlich zwei bis drei Thaler Abgaben auflegt, und sie unter der Bedingung davon befreit, wenn sie beweisen kann, eine gewisse Anzahl Pfund feine Spinnerey für die Manufakturen jährlich geliefert zu haben, so wird dieses seine Wirkung nicht verfehlen. Eben diese Abgabe kann sich auch auf die erwachsenen Töchter der Handwerker, Tagelöhner, und anderer gemeinen Leute erstrecken, im Fall sie nicht beweisen können, daß sie für die Manufakturen spinnen; ob man nur gleich die Hälfte der Pfunde von ihnen

fordern kann, die eine sich selbst nährende Dirne spinnen muß, wenn sie davon befreit seyn will.“ Herr von Künsberg macht hierzu die Bemerkung: daß die Ausführung eines solchen Vorschlages als Mittel, nur unerwartete Folgen nach sich ziehen könnte; denn den schuldlosen Unterthan zu etwas zwingen, was nicht nothwendiges Staats- oder Privat-Bedürfniß erheischt, hieße die noch vorhandenen Rudera der natürlichen Freiheit zerstören, die nie ganz aufgeopfert werden können. Auf diese Weise gedrückte Unterthanen würden einen solchen Staat verlassen und einen andern suchen, wo man sie als arbeitsame Glieder mit Vergnügen aufnehmen würde. — Man hat auch die Inwohner der Zucht- und Arbeitshäuser, der Waisenhäuser ꝛc. ꝛc. zum Feinspinnen vorgeschlagen und auch benutzt, und solches mit Vortheil. Bei den Ersteren war es eine Art von Schuldigkeit, und bei den Letzteren, den Waisenkindern, war der Unterricht im Feinspinnen eine nützliche Beschäftigung in den Nebenstunden, es wurde dadurch verbreitet, und hatte in der Folge auch auf ihre eigene Häuslichkeit einen bedeutenden Einfluß. Man legte auch Spinnschulen zu diesem Zwecke an, wie z. B. zu Erfurt, die einen erwünschten Fortgang hatten, und von welchen aus sich viele gut unterrichtete Spinner im Feinspinnen verbreiteten. Welche Mühe gab man sich damals nicht, um Feinspinner zu erhalten, welche Kosten verwendeten nicht die Regierungen darauf, nicht nur dergleichen Leute in das Land zu ziehen, sondern auch Inländer dazu zu bilden, und jetzt verdrängt man sie wieder aus diesem Erwerbszweige oder sucht sie vielmehr daraus zu verdrängen. Wie leicht wäre damals nicht die Einführung der Maschinen geworden, wo man sich gegen diese Handarbeit, das Spinnen für Manufakturen, sträubte, weil man solches für eine Arbeit für Zuchthäuser ꝛc. hielt, und in dem letzten Drittel des

verwichenen Jahrhunderts ist dieser Erwerbszweig in Deutschland so heimisch geworden, daß man sich denselben nicht wieder entreißen lassen will, und eben so fest gewurzelt ist er auch in andern Europäischen Staaten, z. B. in England, Frankreich, den Niederlanden, der Schweitz ꝛc. ꝛc.; obgleich in die ersteren Staaten, England, Frankreich, die Maschinen im ganzen Umfange eingeführt wurden, jedoch nicht ohne Störung von Seiten der Handarbeiter, die bis auf die jüngste Zeit fortgedauert hat, und noch oft wiederkehren wird, besonders bei Theurung der Lebensmittel, und dann bei der Hemmung und Ueberfluthung der Gewerbe, worein sich die entlassenen Spinner und Weber geflüchtet hatten, durch Handelssperren ꝛc. — Uebrigens kann man bei der Maschinenspinnerey nicht abläugnen, daß wenn es auf einen gleichen Faden durch das ganze Gespinnst, und auf eine schnell zu liefernde große Menge in einer Manufaktur ankommt, die Maschinen beides leisten. Man sehe auch die Artikel Tuchmanufaktur und Wollenzeugmanufaktur, unter T und W. nach.

In Austheilung der Prämien für Feinwollspinner hat sich nicht nur Preußen ausgezeichnet, sondern auch andere Deutsche Staaten. So z. B. hatte die Königliche Hannöverische Landwirthschaftsgesellschaft in Celle mehrere Belohnungen an Wollspinner ausgesetzt. Wer z. B. während eines Jahres zehn Einwohner oder Kinder in Celle die feine Wollenspinnerey lehrte, und sie zu der Fertigkeit brachte, 29 bis 30 Zählchen aus dem Pfunde zu spinnen, erhielt eine Belohnung von 10 Thalern. Daß die Eltern in Celle, welche viele ihrer Kinder in der Wollenspinnerey solchergestalt zum Fleiß anhielten, daß jedes derselben im nächsten Jahre wenigstens 20 Pfund Wolle, jedes zu 30 Zählchen fein versponnen hat, eine Belohnung von 10 Thalern empfangen sollten. Ferner sollten diejenigen zwei Personen in Celle oder in der Nach-

barschaft dieser Stadt, welche das mehrste, geradeste und feinste Wollengarn für die Cellischen Manufakturisten binnen Jahresfrist spinnen würden, ein Aufmunterungsgeschenk von 20 Thalern, also jede 10 Thaler, empfangen. Es mußte jedoch in einem ganzen Jahre eine jede nicht unter 60 Pfund gesponnen haben, und das Garn nicht unter 30 Zählchen fein seyn. So wurde auch von der Hannöverischen Regierung von Zeit zu Zeit die Taxe bekannt gemacht, nach welcher Flachs und Wolle im Cellischen Zuchthause gesponnen wurde. Hier führe ich von diesen Taxen nur diejenige vom 20sten Januar 1772, de dato Hannover, an.

Leingarn oder Flachsgespinnst:

Von 2 bis 4 Stück aus dem Pfunde 1 Mariengroschen 2 Pf.
= 5 = 6 = = = = 1 = 6 =
= 7 Stück = = = 2 = — =
= 8 = = = = 2 = 2 =
= 9 = = = = 2 = 4 =
= 10 = = = = 2 = 6 =
= 11 = = = = 3 = — =
= 12 = = = = 3 = 2 =
= 13 = = = = 3 = 4 =
= 14 = = = = 3 = 6 =
= 15 = = = = 4 = — =
= 16 = = = = 4 = 2 =
= 17 = = = = 4 = 4 =
= 18 = = = = 4 = 6 =
= 19 = = = = 5 = — =
= 20 = = = = 5 = 2 =
= 21 = = = = 5 = 4 =
= 22 = = = = 5 = 6 =
= 23 = = = = 6 = — =
= 24 = = = = 6 = 2 =

Hedengarn.

Die Hede sei grob oder fein, für jedes Stück 2 Mgr.

Kammwolle.

Ueber den $\frac{7}{4}$ Ellen weiten Haspel, ohne Unterschied,

wie viel Zählchen aus dem Pfunde gesponnen worden, 2 Pf.

Schluddergarn.

Gekratzte Wolle, mit Ausschluß des Kratzlohns über den $\frac{7}{4}$ Ellen weiten Haspel für 1 Pfd. zu 7 Zählchen und darunter, 1 Mgr. 4 Pf.

Für 1 Pfd. zu 8 und 9 Zählchen, 2 Mgr.

Für 1 Pfd. zu 10 bis 12 Zählchen 2 Mgr. 2 Pf.

Ueber den großen, vier Ellen weiten Haspel.

Von 1 Stück aus dem Pfunde, 2 Mgr.

= $1\frac{1}{2}$ = = = = 2 = 2 Pf.

= 2 = = = = 2 . 4 =

Kniegestrichene Wolle.

Für 1 Pfd. zu 7 Zählchen und darunter, wie gekratzte Wolle, 1 Mgr. 4 Pf.

Für 1 Pfd. zu 8 und 9 Zählchen 1 Mgr. 7 Pf.

Für 1 Pfd. zu 10 und 12 Zählchen 2 Mgr. 7 Pf.

Kratzlohn.

Für jedes Pfd. Schluddenwolle 6 Pf.

Die Bezahlung geschah in kassenmäßigen Münzsorten.

Die Materialien zur Spinnerey werden, wenn nicht Aufträge genug da sind, auf Rechnung der Zuchthauskasse angekauft und zu deren Vortheil in Garn wieder verkauft. Das höchste Pensum, 3 bis 4 Stück aus dem Pfunde, ist für eine gute Spinnerinn, wöchentlich $7\frac{1}{2}$ Stück; alten und schwächlichen Personen wird weniger aufgegeben, so wie auch die Feinspinner nicht so viel Stückzahl zu liefern haben. Von den männlichen Züchtlingen werden, weil es ihnen gewöhnlich an Uebung fehlt, nur 4 bis 5 Stück gefordert. Die Arbeit wird gewöhnlich am Montage nach Gewicht ausgegeben, und am folgenden Montage auf gleiche Weise wieder abgenommen, der hierdurch erhaltene Verdienst kommt demjenigen zu gute, auf dessen Kosten die Inhaftirten unterhalten werden, und welcher das Fehlende zuschießen muß. Wird das Spinnerlohn für das Stück 1 gGr. bezahlt, welches

sich nach der Feinheit des Garns richtet, so verdient eine die Woche 7 Stück Spinnende jährlich etwas über 15 Rthlr. Die Arbeit nimmt im Sommer um 5 Uhr ihren Anfang, im Winter etwas später, wo die Betglocke gezogen und in Gegenwart der Unterbedienten eine Betstunde gehalten wird.

Auch in den übrigen Staaten Deutschlands findet man in den Zucht-, Arbeits- und Armenhäusern gut eingerichtete Anstalten zum Spinnen des Flachses, der Wolle und der Baumwolle, z. B. im Preußischen Staate in Berlin, Spandow, Straußberg, Brandenburg, Magdeburg, Halberstadt, Halle, Erfurt, Luckau, Torgau, Breslau, Brieg, Jauer ꝛc. ꝛc.; in Sachsen, in Waldheim, Zwickau und Leipzig; in Weimar; in Meiningen; in Gotha; in Braunschweig; in Cassel; in Hessen-Darmstadt, in Giessen; im Würtembergischen, in Ludwigsburg ꝛc.; in Baden, in Manheim; in Bayern, in Augsburg ꝛc.; dann in Hamburg, Bremen, Frankfurt am Main, und an andern Orten, wovon jedoch in den genannten Staaten die größten Anstalten in den oben genannten Städten sich befinden. So wird z. B. in dem Zuchthause zu Spandau Baumwolle gesponnen, von der jeder Spinner wöchentlich 8 Stück als ein festgesetztes, 6 Stück aus dem Pfunde, liefert. — Ueber die Spinnerey in dem Berliner Arbeitshause ist schon oben, S. 552, Einiges gesagt worden. — In dem Magdeburger Zuchthause wird Wolle gesponnen. So sind nach einer specificirten Nachricht vom Jahre 1790, daselbst in dem genannten Jahre 4078 Mstr. Pfund oder 12,234 gewöhnliche Pfund Wolle gesponnen worden, welche eine Summe von 849 Rthlr. 17 Gr. 11 Pf. einbrachten. Der Spinnmeister hat kein festes Gehalt, sondern bekommt für jedes gesponnene sogenannte Meisterpfund Wolle, welches 3 gewöhnliche Pfund enthält, 1 Gr. 3 Pf., wo-

für er aber die Wolle mit Oel schmelzen muß, um sie zur Verarbeitung tauglich zu machen. — Im Halberstädter Zuchthause wird besonders Flachs und Wolle gesponnen. Das tägliche Pensum ist für die Spinner 25 Schock Flächsengarn oder 40 Schock Wolle, welches mit 20 Pf. bezahlt wird. Mit Kratzwolle verdienen sie wöchentlich an 12 Gr., sonst ist der Verdienst bei diesem Betriebszweige nur 10 Gr., wovon 2 Gr. in die Kasse kommen, und 8 Gr. zur Beköstigung eines Jeden verrechnet werden. — In dem Zuchthause zu Halle wird größtentheils Wolle gesponnen, welche von Manufakturisten ꝛc. heraufgegeben wird. Der Spinnmeister muß hier ganz genau nach einer ihm ertheilten Instruktion verfahren. So muß er die neu eingebrachten Züchtlinge vorher gehörig im Spinnen der Wolle unterrichten, damit sie damit gut umgehen lernen, und weder die Wolle, noch das Werkzeug aus Unwissenheit verderben; dann sollen sie auch gehörig angehalten werden, daß sie ihr festgesetztes Pensum möglichst liefern. Dieses ist täglich beim Wollspinnen auf $1\frac{3}{4}$ Pfd. grobe, $1\frac{1}{2}$ Pfd. mittelfeine oder $1\frac{1}{4}$ Pfd. feine, beim Streichen auf 3 Pfd. grobe oder $2\frac{1}{2}$ Pfd. feine, und beim Krempeln und Reissen auf 12 Pfd. festgesetzt, worüber der Spinnmeister ein Tageverzeichniß führen muß. Dieses Pensum wird gefordert, sobald der Gefangene hinlänglich in der Arbeit unterrichtet worden, und nicht körperliche Schwäche oder Krankheit ihn außer Stand setzen, es zu liefern. Ferner liegt es dem Spinnmeister ob, so viele Wolle, als zur Verarbeitung nöthig ist, anzuschaffen, und wenn sie gesponnen worden, sie wieder gehörigen Orts richtig abzuliefern; dann muß er auch die Wolle, sowohl beim Einholen, als auch beim Abliefern derselben, von den Leuten, welche sie zugehört, in die dazu bestimmten Bücher jedesmal eintragen lassen. Ferner muß er Acht auf

die Spinner haben, daß sie nicht etwa aus Muthwillen oder Bosheit mit der Wollarbeit, und den dazu nöthigen Instrumenten schlecht umgehen, daher muß er diejenigen, welche sich des Frevels schuldig machen, sogleich anzeigen, widrigenfalls ihm der daraus entstehende Schaden zur Last fällt. Die vorzüglich fleißigen und guten Arbeiter sollen von ihm genannt werden, damit solche ausgezeichnet und belohnt werden können, welches um so mehr eine Anregung zum Fleiße bei den Andern ist. Wenn der Spinnmeister sein Amt nach den ihm bezeichneten Punkten überall ein Genüge leistet, so soll ihm nach der Instruction nicht nur wöchentlich zu seinem Gehalte Ein Thaler aus der Zuchthauskasse gezahlt, sondern ihm auch noch überdies freie Wohnung und das benöthigte Licht, auch das gewöhnliche Holz gegeben werden ꝛc. — In dem Erfurter Zuchthause wird besonders Schafwolle gesponnen. Die weiblichen Züchtlinge müssen 12 Docken Schafwolle für Zeugmacher spinnen, welches das festgesetzte Pensum ist, womit sie 18 bis 21 Pf. verdienen, was sie mehr liefern, wird ihnen besonders bezahlt. — Im Luckauer Zucht- und Arbeitshause wird Wolle für auswärtige Tuchfabrikanten gesponnen, welche die rohe Wolle dazu liefern. Das Pensum für eine Person ist entweder 12 Pfund zu zösen, oder 6 Pfund zu kämmeln, oder 2 Pfund zu streichen, oder 7 Zahlen Garn zu spinnen, womit täglich 2 Gr. verdient wird. — Im Zuchthause zu Torgau werden die Sträflinge mit der Baumwollenspinnerey beschäftiget. Jeder Spinner muß in der Regel täglich 5 Zahlen oder 5 Strähnen feine Baumwolle spinnen, was er über dieses Pensum arbeitet, bekommt er bezahlt. Die nicht so geübt in dieser Spinnerey sind, liefern nur 4, oder auch nur 3 Zahlen, und dann giebt es auch noch Spinner, welche gröbere Wolle spinnen. Nach

Leonhardi werden durch diese Spinner wöchentlich 110 bis 112 Thaler für das Haus verdient; hiervon wird jedoch das Material abgerechnet. In gewissen Jahren, besonders in dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, unter Sächsischer Hoheit, ist der Verdienst, nach der Gefangenzahl, oft sehr bedeutend gewesen, so betrug er z. B. im Jahre 1782 4136 Thaler, und der reine Gewinn davon 2127 Thaler. Im Hause waren damals ungefähr 250 Gefangene.*) — In den Zucht- und Arbeitshäusern Schlesiens, in Breslau, Brieg, Jauer, wird Flachs und Wolle gesponnen. So spinnen die Züchtlinge in Breslau Wolle für die Tuchmanufakturen an großen Rädern, damit sie zugleich die gehörige Leibesbewegung haben. Nach ihrer Geschicklichkeit zösen, kämmeln, streichen und spinnen sie die Wolle. Die Arbeitszeit ist des Morgens von fünf Uhr an, bis 11 Uhr des Vormittags, und dann von 12 Uhr bis des Abends um 8 Uhr. In dem Brieger Arbeits- und Zuchthause wird Baumwolle gesponnen, die man noch zu Anfange dieses Jahrhunderts aus Wien bezog, im Durchschnitt jährlich einige 60 Ballen; hiervon war der kleinste Theil im Hause, der größte aber auf den Böhmischen Kolonien Hussinitz, Prittwitz, Bodenbrug, Münchhausen, Friedrichsgrätz, und Groß-Friedrichs-Tabor versponnen; auch wurde bei dem damaligen Infanterie-Regiment von Götzen in Glatz eine Spinnerey etablirt. Die gesponnenen Garne wurden auf 50 Stühlen durch Züchtlinge verarbeitet, und jährlich im Durchschnitt tausend Stücke von verschiedener Güte und Länge geliefert, welche der Commerzien-Rath Rummel in Breslau abnahm, mit welchem jährlich ein neuer Contrakt unter der Bestätigung der damaligen Königlichen Kammer geschlos-

*) Schmieder, Polizeyverfassung des Churfürstenthums Sachsen, S. 714.

sen ward. — In dem Jauerschen Zuchthause wird nur größtentheils Schafwolle für die Goldberger Tuchmacher gesponnen, wodurch diese ehemals besonders in den Stand gesetzt wurden, die Tücher zu geringeren Preisen verkaufen zu können, als andere Meister ihres Gewerbes. Der zösende Züchtling muß täglich 4 Stück, der kammelnde oder kämmende auch 4 Stück, der streichende $1\frac{1}{2}$ Stück, der Spinner 5 Haspeln, und der Weifer 4 Stück fertigen. Dieses Pensum nimmt so viel Zeit weg, daß nicht leicht Einer etwas darüber arbeiten kann. Das Spinnen fängt im Sommer des Morgens um 4, und des Winters um 6 Uhr an, und dauert bis des Abends um 8 Uhr. Derjenige Züchtling, der die zum Arbeiten täglich bestimmte Zeit zur Vollendung seiner Aufgabe nicht braucht, hat auch nicht länger zu arbeiten nöthig. Verstattet die körperliche Beschaffenheit eines Züchtlings, ihm nicht die ganze Arbeitszahl zu verfertigen, so wird er auf $\frac{3}{4}$ oder die Hälfte derselben angestellt. — Im Waldheimer Zucht- und Armenhause ist die Hauptbeschäftigung der Züchtlinge die Baumwollenspinnerey. Hierzu wird theils ordinaire oder Macedonier, theils feine oder Berbicer-Baumwolle geliefert. Aus jener wird à Pfund 12 bis 16 Zahlen, aus dieser 30, 40, 60, und wohl noch mehr Zahlen lange Weife zu 4 Dresdner Ellen gesponnen; kurze Weife, welche ebenfalls eingeführt ist, nach 3 dergleichen Ellen, giebt verhältnißmäßig mehr. Jede Zahl enthält 10 Gebind, und jedes Gebind 40 Fäden bei der langen, so wie bei der kurzen Weife; und so beträgt das ordinaire Pensum bei der langen Weife täglich 3 Zahlen 3 Gebind, bei der kurzen 4 Zahlen 4 Gebind. Diejenigen Züchtlinge, welche Vergehungen wegen die Strafzahl spinnen müssen, liefern täglich 1 Zahl und 1 Gebind mehr. Die 3 und 4 Gebind werden des Weifens wegen mehr

gesponnen, da um der Ordnung willen besondere Weifer angestellt sind. Nach diesen verschiedenen Gespinnsten und Weifen ist auch die Bezahlung verschieden. So wird für eine Zahl feine Baumwolle und Gespinnste lange Weife $5\frac{1}{2}$ und 6 Pfennige; für eine dergleichen kurze Weife $4\frac{1}{2}$, auch 5 Pfennige; für eine Zahl ordinaire Wolle und Gespinnste lange Weife $4\frac{1}{2}$ und 5 Pfennige, für eine dergleichen kurzt Weife $3\frac{1}{2}$ bis 4 Pfennige bezahlt. Gute Spinner liefern täglich auch 5 und 6 Zahlen ab, und dafür wird ihnen zur Ergötzlichkeit 1 oder $1\frac{1}{2}$ Pfennige p. Zahl gutgeschrieben, wobei das Haus noch gewinnt. Ein Krempler oder Streicher muß von beiden Sorten Wolle täglich 3 Pfund gut gekrempelt liefern. Jedes Pfund wird mit 1 Gr. bezahlt. In früheren Zeiten war die Fabrikarbeit ausgethan, man hat aber nach der Zeit eingesehen, daß man dabei verlor; man hat daher später eingeführt, daß einem Jeden, der Baumwolle einliefert, gegen sofort baare Bezahlung bei der Abholung des Garnes gesponnen wird; und diese Einrichtung hat sich bewährt gefunden, denn man hat, da die Fabrikstädte Chemnitz, Mittweyda, Frankenberg in der Nähe liegen, keinen Mangel daran gehabt, es hat vielmehr in der Zeit vor 1806 immer nicht genug geliefert werden können, und das Haus hat auch gegen die vorige Einrichtung gewonnen. — In dem Zwickauer Zucht- und Arbeitshause wird Wolle und Baumwolle gesponnen. In diesen Spinnereyen ist kein bestimmtes Pensum festgesetzt, das Spinnen geschieht hier nach der Feinheit des Fadens, 3 bis 7 Zahlen täglich. Die Wahl in der Arbeit, im Grempeln, Zupfen und Spinnen steht Jedem frei, nur hatten die Feinspinnereyen die meisten Vortheile. Leonhardi und Schmieder, Erster in seiner Geographie der Sächsischen Lande, und Letzterer in seiner

Polizeyverfassung versichern, daß sich im verwichenen Jahrhunderte, im Jahre 1782, der Verdienst der Züchtlinge überhaupt auf 2454 Thaler, der reine Gewinn aber auf 1822 Thaler belaufen habe. Es waren damals ungefähr 150 Züchtlinge im Hause. Ungeachtet die Selbstunterhaltung von dergleichen Instituten durch Arbeitsverdienst, der besonders wegen des Fabrikspinnerlohnes so schwankend ist, bei einer kleinern Anzahl, als 400 Personen, fast unmöglich wird, so ist doch das Zwickauer Haus diesem Ziele am nächsten gekommen. Der Hausverwalter Kontz dieses Arbeitshauses bediente sich bei der Anweisung zum Spinnen bei denjenigen in das Zuchthaus gelieferten Zöglingen, die etwa durch Feuerarbeit, z. B. Schmiede, Schlosser, und andere Beschäftigungen, sehr harte, hornige Finger haben, denen das äußere Gefühl fehlt, folgenden Mittels. Er ließ sie nämlich, zur Verbesserung des zum Grob- und Feinspinnens so nothwendigen Gefühls, dann und wann die hornigen Theile der Hände und Fingerspitzen auf einem weichen Ziegelsteine abreiben, wodurch die hornige Haut ohne widrige Empfindung sich verliert. Und so lernten sie in vierzehn Tagen, unter seiner Anweisung, das feinste Garn spinnen. — In dem Leipziger Zucht- und Arbeitshause ist eine Schafwollenspinnerey in vier Stuben in folgender Vertheilung auf die Personen: Eine Stube Mannspersonen, Katholiken und Protestanten beisammen, eine Stube Juden, eine Stube mit katholischen Weibspersonen, und eine Stube mit protestantischen. Das Wollspinnen geschieht für die Tuchmacher, und jede Person, die Wolle spinnt, liefert wöchentlich 5 ordinaire Pfund, dabei wird mehr auf die Güte der Arbeit, als auf das Quantum gehalten. Daß man weniger auf Letzteres sieht, soll lokale Ursachen haben. Die Zeit der Arbeit dauert von des Morgens um 6, im Win-

ter von 7 bis des Abends 6 Uhr; es wird auch des Abends, wenn die Arbeit nicht dringend ist, etwas eher frei gegeben. Mittags haben sie eine Stunde frei. Gelegenheit für immer durch fleißiges Arbeiten über die vorgeschriebene Zahl etwas zu verdienen, haben die Züchtlinge nicht in diesem Zuchthause, weil es in Leipzig zu dergleichen Arbeiten so viele Leute giebt, daß das Haus nicht leicht mit Arbeit überhäuft wird, und daher oft genöthiget ist, diese wenige zu vertheilen, um Alle zu beschäftigen, als sie zu verdoppeln; und daher rührt auch wohl die Mehrbeachtung der Qualität, als der Quantität, und dann auch das frühe Aufhören, der frühe Feierabend, weil es an Arbeit fehlt; denn in andern oben angeführten Arbeitshäusern, wird nicht nur früher angefangen, sondern auch später aufgehört, und daher arbeiten im Leipziger Zuchthause auch die Gefangenen bei kurzen Tagen, im Winter, nur bis es dunkel wird, um die Ausgaben an Oel und Licht zu ersparen, weil diese nicht mit dem Ertrage der Arbeit in Verhältniß stehen. In den Jahren der Theuerung, 1771 und 72, wurde dieserhalb schon eine Tuchmanufaktur im Zuchthause, von dem damaligen Vorsteher des Hauses, dem Handelsmanne und Baumeister Krapp, angelegt. Dieser berief den oben genannten Hausvater, einen gelernten Tuchmacher, in das Haus, welcher Verwalter der ganzen Manufaktur ward, und die Oekonomie des Hauses dabei mit versah. Es ist kein Pacht, sondern Alles geht auf Rechnung des Hauses. Die Manufaktur liefert hauptsächlich die gröberen Tücher, die der Rath in Leipzig für Waisenhäuser, arme Versorgte, und Züchtlinge des Hauses, für die Stadtsoldaten ꝛc. verbraucht; sie verfertigen aber auch auf Bestellung feinere Tücher, Tüffel und Halbtuch. Die Manufaktur bestand damals aus drei Stühlen, deren wenigstens zwei immer gangbar waren, und von

zwei in Lohn genommenen gelernten Tuchmachergesellen bearbeitet wurden. Außerdem ist ein ehemaliger Tuchmachermeister, als Versorgter, zur Aufsicht über geringere Handarbeiter, die dabei mit beschäftiget sind. Gefangene und arme Versorgte müssen Wolle lesen, spinnen, und andere Vorarbeiten verrichten, die dabei nöthig sind. Auch wird die Wolle im Hause selbst gefärbt. Durch diese Manufaktur im Hause der Leipziger Züchtlinge, eröffnet sich manche Hülfsquelle zur Ernährung der Gefangenen; auch muß die Einnahme doch so beschaffen gewesen seyn, daß, wenn nicht ein Gewinn geblieben ist, doch die Ausgaben gedeckt worden sind, weil sich die Manufaktur selbst in den Jahren der Theuerung erhalten hat, ja, daß sie sogar mehrere Hände von mehr oder weniger Geschicklichkeit brauchen und beschäftigen konnte. Die Bilanz von der Einnahme und Ausgabe soll, außer den Vorgesetzten und dem Hausvater, nicht so leicht Jemand erfahren. Kommt bisweilen der Fall, daß ein Privatmann, der Arbeit dahin giebt, Beschleunigung derselben verlangt, und deswegen eine Aufmunterung an Gelde reicht, so wird diese den Gefangenen ganz gelassen, und unter sie vertheilt. — In den Zucht- und Arbeitshäusern zu Weimar, Meiningen und Gotha, werden in den beiden Ersteren die Züchtlinge weniger mit Spinnen, sondern hauptsächlich mit dem Holzspalten beschäftiget; nur in dem Letzten, in Gotha, wird Flachs und Schafwolle gesponnen. Den Spinnern liefert das Werkhaus gewöhnlich Flachs, und bezahlt für 2 Pfd., die ihnen zum wöchentlichen Pensum in der Regel aufgegeben sind, 8 Gr. Vom Ueberverdienst bekommen sie $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ das Haus. — In dem Werk- und Zuchthause zu Braunschweig sind Baumwollen- und Schafwollenspinnereyen, dann Seidenhaspelanstalten. Mit der Baumwolle und der Seide sind

besonders die weiblichen Gefangenen beschäftiget. Die Schaf- und Baumwolle wird hier geschlagen, gegrempelt und gesponnen. Von den männlichen Züchtlingen beschäftigen sich viele in der mit diesem Hause verbundenen Manufaktur mit dem Linnen, Drell-, Bettparchent-, Futterparchent-, Flanell-, Kleider-, Linnen- und Baumwollenzeug-, Tücher- und Deckenweben, ꝛc. ꝛc. Das Werkhaus hat als eine öffentliche Anstalt das Recht, die in demselben verfertigten Waaren einzeln zu verkaufen. Die Linnen- und Wollenwaaren werden unter der Aufsicht des Werkmeisters, der ein Mitglied der Leinweber-Gilde ist, verfertiget; die Lehrlinge des Werkhauses werden bei dieser Gilde ein- und ausgeschrieben, damit sie ihre Gewerbe treiben können. Auch in dem Zuchthause zu Bayreuth ist, außer der Spinnerey in Flachs, Baumwolle ꝛc., auch mit dem Hause eine Manufaktur verbunden, wo man auch Kinder von Eltern aus der Stadt in die Lehre nimmt, welches aber viele Menschenfreunde, mit Recht, nicht billigen wollen, weil solches auf junge Gemüther einen üblen Eindruck machen könnte. — In dem Zuchthause zu Kassel wird Flachs, Baumwolle und Schafwolle gesponnen. Die Arbeiten nehmen früh um 5 Uhr ihren Anfang, und dauern bis Abends um 7 Uhr. Eine Stunde bleibt zur Mahlzeit übrig. Es wird hier kein Pensum aufgegeben, weil es oft an Arbeit fehlt. Das Spinnhaus der weiblichen Verbrecher ist von dem Zuchthause getrennt, oder steht in gar keiner Verbindung mit demselben. — In dem Giessener Zuchthause ist eine Wollenspinnerey, um die weiblichen Gefangenen zu beschäftigen. — In dem Zuchthause zu Ludwigsburg, im Würtembergischen, beschäftigen sich die Züchtlinge mit der Wollarbeit, indem eine Wollen- oder Tuchmanufaktur damit verbunden ist. Die Männer verrichten das Schlagen und Schmel-

zen, Schlumpen und Streichen der Wolle, und die Weiber spinnen sie. Den Wollarbeitern wird täglich ihr Tagewerk zugewogen, und beim Abliefern wieder nachgewogen. Ein vermeidlicher Fehler wird geahndet, dagegen erhalten diejenigen, welche etwas über das bestimmte Pensum arbeiten, eine Belohnung an Geld, welches ihnen zu ihrem künftigen nöthigen Gebrauche und einiger Recreation urkundlich aufbewahrt, und wenn etwas bei ihrer Entlassung noch davon übrig ist, es ihnen auf den Weg gegeben. Denjenigen, die sich durch Treue und Fleiß bei der Arbeit auszeichnen, ist noch überdies Verkürzung der Strafzeit und andere Erleichterungen zugesichert. — In dem Manheimer Zuchthause ist die Einrichtung getroffen worden, daß die Züchtlinge ihr eignes Handwerk treiben können, welches sie gelernt haben, theils müssen sie auch in den Fabriken und Manufakturen des Zuchthauses arbeiten. Man unterhält hier eine Kartenfabrik, eine Schnupftabaksfabrik, eine Leinwand- und Wollenmanufaktur. In den beiden Letzteren wird das grobe Leinen zu den Hemden, und das gemeine Tuch zu den Kleidern der Gefangenen und Waisenkinder verfertiget. Die Fabrikate der beiden Ersteren werden auswärts debitirt. Außer den genannten Fabriken und Manufakturen ist auch eine Schusterey, Schneiderey, und Bäckerey beim Hause. Alle Arbeiter müssen an den Arbeitstagen um 4 Uhr aufstehen, nach gehaltener Andacht sich an die Arbeit verfügen, und diese mit allem Fleiße und mit aller Sorgfalt verrichten; sie auch mit dem angefangenen Eifer bis zu den Feierstunden fortsetzen, worüber der Aufseher zu wachen hat. — In dem Zuchthause zu Augsburg ist eine Wollenspinnerey. Ein vorgeschriebenes Pensum haben die Arbeiter beim Spinnen hier nicht; sie arbeiten vom Morgen bis in die Nacht, nur Mittags von 12 bis 1 Uhr ist frei.

Diejenigen Individuen, die sich bei der Arbeit besonders auszeichnen, erhalten des Tages zweimal Bier, und dann und wann etwas an Geld; sonst wird der Mehrfleiß hier nicht belohnt, wie in andern Zuchthäusern. — In dem Hamburger Zuchthause wird Flachs und Wolle gesponnen, weil es, wie auch schon oben, S. 619, angeführt worden, eine Leinwand- und Tuchmanufaktur besitzt. Sowohl für das Tuchweben und Leinwandweben, als auch für das Spinnen und die übrigen Arbeiten dabei, ist ein gewisser Lohn bestimmt, der den Züchtlingen alle vierzehn Tage, in Gegenwart von drei Verwaltern, bezahlt wird. Dieser Lohn ist ungefähr $\frac{1}{4}$ dessen, den man außer dem Zuchthause für diese Arbeit giebt. So z. B. für das Wollspinnen, zu Raschen, 2 Schillinge. Wer unter 1 Pfund spinnt, bekommt zum Lohne nichts. Beim Wollspinnen auf das große Rad erhält der Züchtling für das Pfund kurze, weiße Wolle 1 Schilling 6 Pfennige, und für das Pfund zu schrobbeln und kratzen 1 Schilling. Für die Mittel-Bandwolle 9 Pfennige p. Pfund, und eben so viel für das Schrobbeln und Kratzen dieser Wolle; für die Ausschußwolle zu spinnen 6 Pfennige p. Pfund, und eben so viel für das Schrobbeln und Kratzen. Wer unter 4 Schillinge der Löhnung arbeitet, bekommt nichts, und zu schrobbeln und kratzen unter 12 Schillinge der Löhnung nichts. Für das Kämmen der Wolle wird für jedes Pfund 9 Pfennige gezahlt, wer unter 20 Pfund der Löhnung gearbeitet hat, bekommt nichts. Beim Wollsortiren bekommt der Erste fürs Sortiren, als Lohn, 1 Mark, die vier folgenden Personen erhalten jeder, als Lohn, 3 Schillinge. Diejenigen, welche $\frac{1}{2}$ Jahr dabei gewesen sind, erhalten, jeder, 4 Schillinge, und wenn sie unter $\frac{1}{2}$ Jahr dabei gewesen sind, 2 Schillinge ꝛc. Die Flachsspinner erhalten für jedes Pfund Flachs 1 Schilling, wenn sie unter 3

Pfund, als die zur Löhnung sich eigende Quantität, gesponnen haben, erhalten nichts; eben so beim Hanf- oder Heedengarn, von 1 Pfund bis 2 Pfund das Stück; wer unter 4 Stück, als die Löhnung, arbeitet, bekommt nichts. Dann werden auch noch Lunten, Feulgarn ꝛc. gesponnen; auch von Baumwolle Dochtgarn, wofür für das ordinaire 1 Schilling und 3 Pfennige, und für das feine 1½ Schillinge für das Pfund, und für feines Baumwollengarn zu Betttüchern 3 Schillinge das Pfund bezahlt wird. Im Winter ist die Taxe vom Spinnen ½ Pfund weniger die Löhnung. Die Arbeitszeit ist im Sommer von 6 bis Abends 8½ Uhr, mit Berücksichtigung der Mittagszeit; im Winter von 7 bis des Abends 9 Uhr. So viel, als möglich, wird hier darauf gesehen, daß eine Person nicht in 14 Tagen zweierlei Arbeit, die beide nicht Stück-, sondern Löhnungsweise taxirt sind, verrichte; geschieht es aber einmal, so soll der Lohn für jede Arbeit pro rata der dazu angewandten Zeit gerechnet werden. Die Angehenden, so wie diejenigen, welche in die Lehre genommen oder beim Spinnen unterrichtet werden, sind von den hier bestimmten Strafen, bis sie in der Arbeit geübt sind, befreiet oder ausgenommen, welches in der Lohnrolle bemerkt wird. Die Löhnung geschieht, wie schon oben bemerkt worden, alle 14 Tage, es wäre denn, daß ein Festtag, oder die Verwalter solche auszusetzen nöthig finden, wo dann 14 Tage darauf, also für vier Wochen auf einmal gelohnt wird. Von dem oben angeführten Lohne der Spinner und Spinnerinnen wurde der 4te Theil von denjenigen, welche 4 Schillinge und darüber erhalten haben, einbehalten, in der Rolle notirt, und alle Vierteljahr in ein besonderes Register getragen. Den Eigenthümern wurde dann zu nothwendigen Bedürfnissen, wenn sie krank waren oder einige Kleidungsstücke zu haben wünschten, nicht aber zu Eßwaaren ꝛc.,

wozu das ausgezahlte $\frac{3}{4}$ Theil hinreicht, vom Verwalter etwas gereicht, aber bei ihrer Entlassung aus dem Zuchthause der bleibende Ueberrest ausgezahlt. Wer unter 4 Schillinge zu genießen hat, bekommt den vollen Lohn. Jetzt bekommen aber auch die übrigen ihren vollen Lohn, und es wird nichts mehr einbehalten, damit sie damit schalten und walten können, wie es ihnen beliebt. Ehemals bekamen diejenigen, die nicht zwei Monate im Hause geblieben waren, gleich darauf keinen Lohn, aber auch dieses ist abgeschafft. Jeder empfängt jetzt dasjenige, was er verdient hat, nur der Unfleiß wird durch eine Nichtlöhnung bestraft. — In dem Bremer Zuchthause ist eine Wollenspinnerey, auch werden darin Haare von Pferden, Kühen und Ziegen gesponnen. Das Wollspinnen verrichten größtentheils die weiblichen Züchtlinge. Alle Gefangenen haben nur ein mäßiges Pensum, so daß sie bei einigem Fleiße weit mehr arbeiten können; dieserhalb stehen sie auch nicht zu früh auf, und legen sich auch nicht so spät, wie in anderen Zuchthäusern, z. B. in Hamburg, zu Bette. Was sie über ihr Pensum acbeiten, wird ihnen vom Hause bezahlt. — In dem Zuchthause zu Frankfurt am Main wird Hanf gesponnen; das Pensum davon ist täglich $\frac{3}{5}$ Pfund. — Ueber die Spinnereyen in den Zucht- und Arbeitshäusern des Oesterreichischen Staates fehlen mir die nöthigen Quellen, jedoch läßt sich vermuthen, daß sie in Hinsicht der Wollen-, Baumwollen- und Flachsspinnereyen so ziemlich dieselben Einrichtungen der übrigen oben erwähnten Deutschen Zucht- und Arbeitshäuser haben werden. Der bekannte Engländer John Howard, der sich um die Verbesserung der Gefängnisse, Zucht- und Arbeitshäuser, zum Besten der Leiden seiner Mitmenschen, sowohl seines Vaterlandes, als auch anderer Länder, ein unsterbliches Verdienst erworben hat, und

der auch die Oesterreichischen Länder in dieser Hinsicht unter der Regierung Josephs des Zweiten durchreisete, hat sich zu dem erwähnten Monarchen, zu Gunsten dieser Anstalten in dessen Staaten eben nicht ausgelassen, indessen betrifft dieses wohl mehr die innere Einrichtung und die Behandlung der Gefangenen, als ihre Beschäftigung in den Spinnereyen, in den Arbeiten in Wolle, Baumwolle, und Leinen.

Was die Spinnereyen in den Zucht- und Arbeitshäusern der mit uns verwandten Schweitz anbetrifft, so kann man sie den Deutschen Häusern dieser Art an die Seite setzen. Nur einige Kantons in der Schweitz haben Zucht- und Arbeitshäuser, wie Zürich, Basel und Bern; warum die übrigen Kantons keine dergleichen für das Wohl der Menschheit so nützlichen Anstalten besitzen, findet man, nach Wagnitz, *) der sich viele Mühe um Aufklärung über die Einrichtungen der verschiedenen merkwürdigsten Zuchthäuser Deutschlands und der Schweitz zu erhalten gegeben hat, nicht angeführt. Die Arbeiten in dem Züricher Zuchthause bestehen größtentheils im Spinnen der Baumwolle; auch werden Musseline und seidene Zeuge darin gewoben. Auch werden von einigen Züchtlingen Kleider und Schuhe für das Haus gemacht. Alte und kränkliche Personen lesen die Baumwolle, und messen rothe Schnüre in kleine Bünde ab, welche die Züricher Kaufleute auf's Land zu Haarschnüren verkaufen. Alle diese Beschäftigungen wirken in so fern sehr wohlthätig auf die Züchtlinge, weil sich mancher derselben von einer hier erlernten Arbeit in der Folge bei seiner Entlassung

*) Historische Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland ꝛc. Von H. B. Wagnitz. 2 Bde. Halle, 1791 und 92. — Aus diesem vortrefflichen Werke habe ich Vieles entlehnt, was über die Spinnereyen in diesen Häusern in den oben im Texte angeführten Orten ist gesagt worden. Kth.

aus dem Hause sein Brod erwirbt; so wie es auch in mehreren der oben angeführten Zucht- und Arbeitshäuser Deutschlands der Fall ist. Die Arbeit der Züchtlinge beginnt des Morgens nach 4 Uhr, wenn sie sich angekleidet, gewaschen und ihre Andacht verrichtet haben, und dauert bis des Abends um 9 Uhr, jedoch mit der Unterbrechung, daß sie um 7 Uhr des Morgens das Frühstück, um 12 Uhr das Mittagsessen, um 4 Uhr das Vesperbrod, und um 7 Uhr das Abendbrod, eine Suppe, erhalten. Das Pensum der Arbeit ist hier ungleich und richtet sich nach der Geschicklichkeit und den Kräften des Arbeiters. Das stärkste ist, daß sie täglich vier Schneller des reinsten Baumwollengarns spinnen, und innerhalb drei Wochen ein Seidengewebe von 50 bis 60 Ellen vollenden, welches an einige Kaufleute, die mit der Zuchthaus-Kommission einen Contract auf 6 Jahre geschlossen hatten, abgeliefert ward. Die Mehrarbeit des Züchtlinges wird ihm vergütet, und das Geld aufbewahrt, welches er dann in einzelne kleine Spenden, um sich gütlich zu thun, oder um damit andere Bedürfnisse zu befriedigen, sich z. B. Schnupftabak ꝛc. zu kaufen, erhält. Das Uebrige wird ihm bei seiner Entlassung ausgezahlt. Im Durchschnitt wird hier bei der Arbeit nur darauf gerechnet, daß so viel, als möglich, die Unkosten zur Erhaltung der Züchtlinge ꝛc. gedeckt werden; denn wenn es gleich mehrere Züchtlinge giebt, die durch ihre Arbeit dem Hause Nutzen schaffen, so giebt es auch wieder Viele, die durch ihre Kränklichkeit und Untüchtigkeit zur Arbeit, viele Unkosten verursachen. So z. B. verdienten im Jahre 1791 22 von 50 Züchtlingen 1200 Gülden, und die übrigen Alle nur 200 Fl. — Im Baseler Zuchthause wird Wolle und Flachs gesponnen. Die männlichen Züchtlinge kratzen und spinnen Wolle, und die weiblichen Flachs. Wer in das Zuchthaus kommt,

und ein Handwerk erlernt hat, kann auch dieses betreiben, sobald sich Gelegenheit dazu findet, z. B. Schuhmacher und Schneider müssen für die Waisenkinder Kleider und Schuhe machen, auch die zerrissenen ausbessern ꝛc. Ein gewisses Pensum haben sie bei der ihnen ertheilten Arbeit nicht; sie arbeiten im Sommer von des Morgens 5 Uhr bis um 10 Uhr, wo sie essen, und dann von 11 Uhr wird wieder zu arbeiten anfangen, und solches bis 6 Uhr Abends fortgesetzt. Sie erhalten jedoch in dieser Jahreszeit eine Erholungsstunde. Im Winter arbeiten sie von 6 Uhr des Morgens, bis die Nacht einbricht; des Sonntags arbeiten sie nicht. — Ueber das Berner Zuchthaus finde ich in Hinsicht der Spinnereyen nichts angemerkt.

Dieses wäre nun Alles, was sich über die Spinnereyen in den Zucht- und Arbeitshäusern in Deutschland und in der Schweitz sagen ließe; denn über die Arbeits- und Zuchthäuser anderer Reiche Europas, wie in England, Frankreich, in den Niederlanden, in Spanien, Italien, Rußland, Schweden ꝛc., in so weit sie Howard in den beiden zuerst genannten Reichen bei seiner Musterung der Gefängnisse ꝛc. gefunden, so wie in den anderen Reichen sie Reisende beschrieben haben, kann hier weiter nichts gesagt werden, weil dieses diesen Gegenstand hier zu weit ausdehnen würde, und es hier genug ist, sich auf Deutschland und die Schweitz zu beschränken, die uns zunächst angehen oder unsere Aufmerksamkeit besonders fesseln müssen. Auch ist die Einrichtung, wie man aus den Arbeiten im Woll- und Flachsspinnen in den oben angeführten verschiedenen Arbeits- und Zuchthäusern Deutschlands und der Schweitz ersieht, so ziemlich dieselbe, und weicht sie nur in der Aufgabe, in der Zeit, in welcher des Tages gearbeitet wird, und in dem, was durch die Arbeit verdient wird ꝛc. ab, und auf eine

gleiche Weise, wenn auch nicht in demselben Grade ihrer Arbeiten, kann man auch die Arbeiten in den Arbeits- und Zuchthäusern der oben angeführten Reiche beurtheilen, obgleich bei Vielen nicht die Humanität in dem vorhanden ist, was die Arbeiter, die Züchtlinge durch ihre Anstrengung im Fleiße mehr verdienen, es ihnen zu gute kommen zu lassen. Auch die Spinnereyen und Webereyen, besonders aber Erstere, in diesen Häusern beweisen, wie wichtig die Handarbeit in diesem Zweige auch hier ist, und welchen Nachtheil die Maschinen auch hier darauf ausüben. Schon das oben S. 689 angeführte Leipziger Zucht- und Arbeitshaus beweiset, daß die Züchtlinge darin aus Mangel an Arbeit nicht haben hinlänglich beschäftiget werden können, weil es zum Spinnen und Weben so viele Leute in der Stadt giebt, daß kein solcher Ueberfluß an Arbeit ist, der diesem Hause zugeführt werden könnte, und dieses war in einer Zeit, wo die Handarbeit noch blühete, oder noch im Flore war, und wie steht es jetzt darum, bei den mannigfaltigen Einwirkungen von allen Seiten auf diese Zweige? Uebrigens bezieht sich Alles, was oben über die Spinnereyen in den Städten Deutschlands und in der Schweiß gesagt worden ist, noch auf die Zeit vor dem Französisch-Preußischen Kriege 1806; nach dieser, in der neuesten Zeit, hat sich gewiß Manches, was auf diesen Manufaktur-Zweig Bezug hat, hier geändert.

Was die Baumwollenspinnereyen anbetrifft, so hat hierin die Regierung weniger ihre Sorge auf irgend eine Veredlung des rohen Produktes zu verwenden, weil die Baumwolle ein ausländisches Produkt ist, das in Deutschland nicht angepflanzt werden kann, weil das Klima dessen Anbau nicht günstig ist, und es daher den Manufakturen durch den Handel zugeführt wird; es also jedem Manufaktur-Inhaber überlassen bleibt, von woher er seine Baumwolle am

vortheilhaftesten zu beziehen gedenkt, und eben so ist es auch bei der Verarbeitung derselben, beim Spinnen, Weben ꝛc. — Ueber diesen Artikel der Baumwolle und der Baumwollenspinnerey, wird noch Manches, wie auch schon oben, S. 524, angeführt worden, unter Wolle und Wollenspinnerey, in W, vorkommen. Uebrigens sind hierbei auch die Artikel Manufakturen und Fabriken, Th. 84, S. 10 u. f., und Manufaktur-Zweig, daselbst, S. 219 u. f. nachzulesen.

Was das Garnspinnen auf dem Lande in denjenigen Staaten und Provinzen Deutschlands anbetrifft, worin die Erbunterthänigkeit noch nicht aufgehoben worden ist, so ist es eine gleichmäßige allgemeine Schuldigkeit, daß die zum Handdienste verpflichteten Weiber und Mädchen spinnen. Auch müssen sie sich die dazu nöthigen Werkzeuge selbst anschaffen, und auf ihre Brauchbarkeit sehen, worauf auch der Herrschaft, ein Auge zu haben, zusteht, weil von guten Werkzeugen, auch das gute Spinnen, also auch die Güte des Garns abhängt. An den Orten, wo das Garn noch auf der Spille gesponnen wird, wie z. B. bei uns in Preußen, in der Provinz Schlesien, da ist ein solches Werkzeug auch nur einfach, so daß hier ein jeder Bauer, ohne deshalb die geringste Ausgabe zu machen, es selbst verfertigen kann, außer daß er etwa den Drechsler für $\frac{1}{2}$ Dutzend Spillen jährlich einige Groschen giebt. Wo aber zum Garnspinnen Räder gebraucht werden, da kostet die Anschaffung eines solchen Rades, nebst den andern dazu erforderlichen Geräthschaften schon mehr, und daher ist es wohl eine Billigkeit der Herrschaft, daß sie dergleichen Räder anschafft, wenn die Dienstleute nicht dergleichen schon haben sollten, weil man ihnen wohl nicht zumuthen kann, daß sie sich auch Räder zum Dienste der Herrschaft anschaffen sollen, da sie schon den Dienst im

Spinnen leisten. Diese Räder dienen dann auch bloß zum Spinnen für die Herrschaft, und müssen, wenn nicht im Hause derselben gesponnen wird, nach den dazu bestimmten Oertern, Spinnstuben, ꝛc. ꝛc. abgeholt werden. Wenn sich die Dienstleute die Spinngeräthschaften selbst anschaffen, dann hat eigentlich die Herrschaft auf die Güte dieser Werkzeuge eben nicht zu sehen, wenn nur das bestimmte Garnquantum in gehöriger Güte abgeliefert wird; nur darauf ist zu sehen, daß sie sich nur einerlei Werkzeuge bedienen, entweder Räder, oder Spillen, damit das Gespinnst egal werde. Ob nun das Spinnen von den Dienstleuten männlichen und weiblichen Geschlechts verrichtet wird, oder bloß von dem Letztern, hängt von dem einmal eingeführten Gebrauche auf einem Gute ab; doch gehört das ganze Flachsgeschäft, die ganze Flachsarbeit, wenn nämlich der Flachs geerndtet worden, dem weiblichen Geschlechte an, welches sich auch das Vorrecht darauf nicht gern nehmen läßt. Indessen sind viele Gutsbesitzer, Landwirthe ꝛc. dafür, daß auch das männliche Geschlecht, wie die Weiber, recht gut dazu gebraucht werden könnte, und auch dazu gebraucht wird, wo nämlich die Erbunterthänigkeit noch besteht. Ein Schriftsteller sagt darüber: In vielen Gegenden, z. B. in einem Theile von Schlesien, und auf dem dortigen Gebirge, wird das Garnspinnen gewöhnlich von Mannspersonen verrichtet. In den langen Winterabenden sieht man daselbst den Wirth, seine Kinder und den Knecht mit der Spindel sitzen. Außer dem Nutzen, den dieses dem Eigenthümer in seiner Wirthschaft stiftet, hat eine solche Gewohnheit auf den moralischen Zustand der Landleute einen wesentlichen Einfluß. Es sind nur wenige Stunden, daß die Landleute auf dem Felde in den kurzen Sommertagen in den gewöhnlichen Wirthschaftsgeschäften Verrichtungen haben; sobald dann der Abend anbricht, und

die Fütterung des Viehes vollbracht ist, sind sie ohne Beschäftigung, und sie wissen dann oft nicht, was sie beginnen sollen, da nicht immer Handarbeiten, die in der Stube vorgenommen werden können, vorhanden sind. Diejenigen, die unter ihnen noch am ordentlichsten sind, strecken sich auf der Ofenbank aus, und bringen ihre Zeit mit schlafen zu, wodurch sie denn zuletzt, nach dem gemeinen Ausdrucke, verloddern und träge werden. Viele aber von ihnen, ja wohl die meisten, bringen ihre Zeit in diesen müßigen Stunden in den Krügen und Wirthshäusern zu, um daselbst zu trinken, zu schwelgen und ihr Geld zu verthun. Dagegen hat man in den Gegenden, wo das Spinnen beim männlichen Geschlechte eingeführt ist, dieses nicht so zu befürchten, weil solches dann nicht in den langen Winterabenden müßig gehen darf, sondern immer seine Beschäftigung hat. Dieserhalb waren auch unter Friedrich dem Großen Prämien für gute Spinner unter den Landleuten ausgesetzt, um die jungen Landleute zum Spinnen zu ermuntern; sie anzufeuern, um sich diesem Geschäfte ganz zu widmen, oder hinzugeben. Und diese weise Einrichtung hatte auch damals besonders gewirkt, daß sich die Männer auf dem Lande mit dem Spinnen beschäftigten. — Sind die Kossäten, oder andere auf Handdienste angesetzte Einwohner, deren Nahrungsstand zur Verrichtung der herrschaftlichen Dienste eigenes Gesinde zu halten erlaubt, mit Dienstmägden versehen, so gehört das Spinnen im Dienste gewiß zu den leichtesten und bequemsten Arbeiten, die ihnen aufgelegt werden können. Bestehen aber die Dienstleute oder das Gesinde solcher Unterthanen nicht in Mägden, sondern in Knechten, und sind diese nicht im Spinnen geübt oder geschickt, so fällt eine solche Arbeit dem Weibe des Kossäten zur Last. Daß ihr Gesinde nur in Knechten, und nicht in Mägden besteht, befreiet die Dienstleute nicht von

der ihnen obliegenden Schuldigkeit, indem in allen herrschaftlichen Haushaltungen der Flachsbau, wenn er sich auch bloß auf den Gebrauch in der Wirthschaft erstreckt, ein eben so nothwendiges, als nützliches Wirthschaftstheil ist, von welchem, ohne Beihülfe der Dienstleute, kein ordentlicher Gebrauch gemacht werden kann. — Wenn die Weiber der Dienstleute bei dem ihnen obliegenden Tagewerke, ihr Stück ordentlich abliefern sollen, so möchte ihnen dieses wohl schwer fallen, und es kann eigentlich, ohne daß sie ihr ganzes Hauswesen versäumen, so recht nicht verlangt werden; indessen ist denselben doch das herrschaftliche Garnspinnen, auch ohne eine eigene Magd dazu zu halten, nicht ganz unmöglich, wenn sie nur solches nach Bequemlichkeit abliefern dürfen, indem in diesen Fällen die Morgen- und Abendstunden ganz gut dazu angewendet werden können; auch darf nicht alle Tage gesponnen werden, indem von Zeit zu Zeit immer noch andere Dienste, wozu die Knechte zu gebrauchen sind, mit vorkommen. Man darf daher von der Herrschaft erwarten, daß sie hier eine billige Nachsicht mit der Ablieferung der täglichen Stücke Garns haben wird, damit die Wirthschaft ihrer Dienstleute nicht zu Grunde gehe. Um nun hier einen Maaßstab in Hinsicht des Spinnens der Dienstleute in allen andern Ländern und Gegenden zu haben, so wird die Neumark in der Provinz Brandenburg angenommen, wo ein Stück Garn nach dem hiesigen Maaße 20 Gebinde enthält. Ein jedes Gebind besteht aus 40 Faden, und der Faden ist 3 bis 4 Ellen lang. Gute und tüchtige Spinnerinnen pflegen täglich zwei Stück Garn von dem oben angeführten Inhalte zu spinnen, welches jedoch immer als eine Wirkung eines besondern Fleißes angesehen werden muß; auch lehrt die Erfahrung, daß selbst die geschickteste Spinnerin solches in den gewöhnlichen

Arbeitsstunden nicht zu leisten vermag. Eine Weibsperson, die täglich zwei Stücke Garn nach dem Maaße, als oben angegeben worden, spinnen will, muß wenigstens schon des Morgens um 3 oder 4 Uhr am Spinnrade sitzen, und vor 10 oder 12 Uhr des Nachts darf sie nicht in das Bette steigen. Dieses wäre aber ein Uebermaaß, welches zu leisten man dem Dienstleistenden nicht zumuthen darf; denn derselbe ist nicht länger verbunden im Dienste zu seyn, als von Sonnenaufgang bis zu deren Untergange. Daß aber in dieser Zeit die geschickteste Spinnerin nicht das oben angeführte Quantum Garn zu liefern im Stande ist, wird derjenige leicht einsehen können, der das Spinnen kennt. Eine Herrschaft wird daher zufrieden seyn können, wenn sie täglich von ihren Dienstleuten in dem schuldigen Dienstage ein Stück Garn, welches 20 Gebinde, das Gebinde zu 40 Faden, und der Faden zu 4 Ellen gerechnet, erhält. Diese bestimmte Quantität von Garn, die recht gut geliefert werden kann, indem sie in der Neumark und in der umliegenden Gegend geliefert wird, kann auch in allen andern Gegenden geliefert werden, um so mehr, da in dem genannten Kreise die Spinnkunst gerade nicht auf dem höchsten Gipfel stehet, so, daß sie nicht von andern übertroffen werden sollte. Man kann also mit Bestimmtheit, auf alle Gegenden gerechnet, annehmen, daß ein Stück Garn 3200 Ellen in sich faßt, und daß diese jeder an einem Dienstage liefern kann. Ob übrigens auf dem Rade oder mit der Spille gesponnen wird, darauf kann keine Rücksicht genommen werden, weil es hier hauptsächlich auf die Gewohnheit eines jeden Ortes ankommt; denn wo das Spinnen auf der Spille gebräuchlich ist, würde mit dem Rade weit weniger geliefert werden, und so umgekehrt, würden diejenigen Dienstleute, die an die Spinnräder gewöhnt sind, auf der Spille ihr Tage-

werk zu liefern, sehr beschwerlich fallen. Dann kann es der Spinnerin auch nicht gleichgültig seyn, ob sie reinen und ausgehechelten Flachs, oder nur bloß Werg und Heede spinnen soll. Guten Spinnerinnen fällt das Letzte weit beschwerlicher, als das Erste. Ferner sind auch nicht alle Dienstboten der Unterthanen zur Spinnung eines guten flächsern Garns geschickt, und es muß ihnen daher aus ökonomischer Politik nur bloß das Werg oder die Heede zur Bearbeitung gegeben werden. Es ist daher oft die Schuld der Spinnerinnen, wenn sie statt des Flachses bloß Werg zu spinnen bekommen. An mehreren Orten ist das Spinnmaterial auch durch schriftliche Urkunden festgesetzt, und besteht in Werg oder Heede, die zum Verspinnen gereicht werden soll, und es ist dann bloß eine Begünstigung der Herrschaft, wenn sie guten Spinnerinnen anstatt des Werges Flachs zu spinnen giebt. Wenn das Spinnen des Werges beschwerlicher fällt, als das des Flachses, so erstreckt sich diese Beschwerlichkeit nicht sowohl auf die zu dieser Beschäftigung nöthigen Zeit, als bloß auf die größere Unannehmlichkeit, die mit dem Wergspinnen verknüpft ist. Uebrigens bleibt sich bei dem verschiedenen Material, Werg, Heede, Flachs, das Quantum von 3200 Brandenburgischen oder Berliner Ellen auf den Tag gleich. Man kann es auf einem Landgute als ein Zeichen einer guten Landwirthin ansehen, wenn man auf demselben eine gewisse Anzahl von guten Spinnerinnen antrifft; denn eine der vornehmsten Pflichten einer guten Haushälterin ist es, daß sie das unter ihrem Befehle stehende Gesinde, wozu auch die Dienstboten der zu Handdiensten verpflichteten Unterthanen gehören, zur Spinnung eines guten und derben Stück Garns, anhält; denn ob das Garn gut oder schlecht, fein oder grob gesponnen sei, solches ist auf die zur Wirthschaft nöthigen Leinwand nicht

gleich; denn je besser das Garn, um so besser die Leinwand. Und ist die Leinwand zum Verkaufe bestimmt, so kann man eher auf den Absatz eines guten derben Hausleinens, welches ein Mittelfein hat, rechnen, als auf ein grobes; und schon in dieser Hinsicht ist es sehr gerathen, hierauf Rücksicht zu nehmen. Ob übrigens die zum Spinnen bestellten Dienstmägde der Unterthanen ihr Tagewerk im Hause ihres Brodherrn verrichten, oder sie dieserhalb auf dem herrschaftlichen Hofe zusammen kommen müssen, scheint gleichgültig zu seyn, um so mehr, da in den Wintertagen eine besondere Stube dazu geheitzt werden muß, welches noch mehr Beschwerlichkeiten mit sich führt; indessen wollen unterrichtete Landwirthinnen doch das Letztere vorziehen, weil bei dem Zusammenseyn der Dienstspinnerinnen die Haushälterin ihr Augenmerk weit besser auf ein gutes und gleiches Gespinnst richten kann, welches bei dem einzelnen Spinnen nicht so der Fall ist. Auch lernen die Spinnerinnen noch dabei, indem sie auf jeden Fehler aufmerksam gemacht werden. Da man in einer Hauswirthschaft verschiedene Arten von Leinwand braucht, grobe, mittel und feine, so muß man hierin auch sein Augenmerk auf das Gespinnst richten. Es ist dabei sehr gut und auch auf mehreren Gütern eingeführt, daß man, so oft man eine andere Sorte Garn gesponnen haben will, von einer der tüchtigsten Spinnerinnen ein sogenanntes Probestück spinnen läßt, und nach dessen Gewicht den unter die Dienstleute auszutheilenden Flachs oder Werg abwiegt. Schon dieses ihm überlieferte Gewicht an Material, hält einen Jeden von selbst dazu an, daß er gleiches Garn spinnen muß, weil das Garn beim Abliefern wieder gewogen wird, und dabei von einem Jeden eben so viele Pfund Garn, als er an Flachs oder Werg empfangen hat, zurück gefordert werden kann. Denn wenn gleich unter dem Spinnen noch

verschiedene Schäfen und andere Unreinigkeiten von dem Flachse, und besonders von dem Werge abgehen, so giebt doch dem Garne die Benetzung desselben mit Speichel das dadurch abgehende Gewicht vollkommen wieder. Ja, wenn das Garn gleich nachher, als es gesponnen worden, abgeliefert wird, so behält dasselbe noch immer einen Ausschlag gegen die darin versponnene Materie. Aufmerksame Wirthinnen sollen daher das Garn nicht eher in Empfang nehmen, als bis es vorher gehörig ausgetrocknet worden, indem sonst die Dienstleute, wenn auch das Garn selbst richtig gesponnen worden, immer noch Gelegenheit von dem ihnen übergebenen Flachse oder Werge etwas zu kürzen behalten. Diese Methode ist daher allen ordentlichen Hauswirthschaften auf dem Lande sehr zu empfehlen, selbst dann, wenn man für Geld von fremden Leuten spinnen läßt. In den Gegenden, wo sich Mennoniſten angesiedelt haben, welche im Leinwandweben eine besondere Geschicklichkeit besitzen, liefern diese selbst die Leinwand nach dem dazu empfangenen Garne zurück. Dieses Wiegen der Leinwand ist für die Landhauswirthinnen sehr bequem, weil sie sich dabei mit keiner weitläuftigen Berechnung der Garnstücke abgeben dürfen, sondern dem Weber bloß das zu verarbeitende Garn abgewogen übergeben dürfen. Indessen hat man bei dem Zurückwiegen der Leinwand doch darauf zu achten, daß solche nicht gleich aus dem Webestuhle komme, indem sonst wohl die darin steckende frische Schlichte das Gewicht sehr vermehrt. Die Leinwand muß daher, ehe sie gewogen wird, gehörig ausgetrocknet seyn. — Wo die Dienstleute Wolle spinnen sollen, da muß auch die Herrschaft die dazu erforderlichen Räder und andere nöthigen Werkzeuge hergeben, solche aber von den Unterthanen unterhalten werden. Denn da das Wollspinnen auf dem Lande eigentlich keine gewöhnliche Beschäftigung

ist, und sich auch in den Urkunden über die Dienstarbeiten und Dienstpflichten nicht findet, so kann auch nicht verlangt werden, daß sich die Dienstleute die Werkzeuge dazu anschaffen sollen, da sie eigentlich zu dieser Arbeit nicht verpflichtet sind, oder doch wenigstens zu einer ihnen bis dahin unbekannten Arbeit nicht auch die Unkosten der dazu nöthigen Werkzeuge tragen sollen. Es muß ihnen auch der Unterricht in dieser Arbeit auf Kosten der Herrschaft gegeben werden. Ob übrigens die Dienstleute verlangen können, daß sie bloß dasjenige Spinnen zu betreiben nöthig haben, das von den Vorfahren hier eingeführt worden, oder ob sie auch zu einem neuen, ihnen unbekannten Zweige, verpflichtet sind, beruht wohl auf Uebereinkünften, auf schriftlichen Urkunden ꝛc.; indessen scheint es wohl ganz gleichgültig zu seyn, ob der Dienstmann diese oder jene Arbeit an den der Herrschaft schuldigen Dienstagen verrichtet, wenn sie nur seinen Körperkräften und seinen Fähigkeiten angemessen sind, er sie nur verrichten kann, und sie nichts enthalten, was auf seine Gesundheit störend einwirken könnte. Daher ist es wohl gleich, ob die Dienstleute Flachs, Hanf, oder Wolle spinnen; da es hier nur auf die Arbeit in der dazu bestimmten Zeit ankommt. Wenn jedoch die Herrschaft nur bloß die in allen ländlichen Haushaltungen erforderliche Wolle spinnen läßt, da kann und geschieht solches auch auf den gewöhnlichen Flachsspinnrädern, und bedarf es dann der Anschaffung neuer Wollspinnräder nicht, wo aber dagegen die Wolle zum Verkauf gesponnen werden soll, da muß die Herrschaft, wie oben angeführt worden, sowohl für neue Räder, als auch für den Unterricht der Wollspinner sorgen, und die Dienstleute sind verpflichtet, die erhaltenen Räder im Stande zu erhalten.

Eine Hauptangelegenheit bei der Spinnerey auf dem Lande sind nun noch in Deutschland die Spinn-

stuben, wo solche noch existiren oder vorhanden sind. Es herrscht nämlich noch in vielen Gegenden Deutschlands in den Dörfern die Sitte, der Gebrauch, daß die Töchter und Mädchen eines Dorfes im Winter gegen Abend mit ihren Spinnrädern entweder Haus bei Haus der Reihe nach, oder in einem gewissen bestimmten Hause zusammen kommen, um dort bis gegen Mitternacht bei gemeinschaftlicher Heitzung und Lichte zu spinnen. Diese Sitte ist so alt, als die Spinnerey in einem solchen Lande, wo sie eingeführt worden ist. Diese Spinnstuben haben nun früher, das heißt, im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, zu vielen Erörterungen und öffentlichen Federkriegen für und wieder dieselben Veranlassung gegeben. — Diejenigen, welche sich gegen diese Einrichtung vernehmen ließen, stellen für ihre Behauptung folgende Gründe auf. 1) Sollen die Spinnstuben der Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts höchst nachtheilig, und der Bildung oder Ausbildung eines Volkes überall hinderlich seyn. Sie sollen daher mit Recht ein Gegenstand seyn, den die Regenten des Vaterlandes zur Erhaltung der Wohlfahrt desselben nicht aus der Acht zu lassen haben; denn der Volkslehrer sei nicht im Stande den Nutzen zu stiften, den man von ihm zu erwarten berechtiget ist, weil es nicht in seinem Vermögen steht, die Quelle des Bösen aus Ursache der Spinnstuben zu verstopfen. Prediger und Schullehrer seyen daher wegen der Schuljugend in der traurigsten Lage; denn alle Mühe und Arbeit sei hier bei den Kindern, die zur Spinnstube gehen, vergeblich angewandt; ihr Gemüth, ihre Denkungsart, sei ganz verdorben, sie wären zerstreuet, ihre Gedanken seien nur immer auf ihre Zusammenkünfte, auf den Kreis ihrer Gesellschaft gerichtet, sie pflegten nicht fertig lesen zu können, und die Religion habe für sie auch nicht das mindeste Interesse; ihr Gedächt-

niß sei von den häßlichsten Liedern und Zoten vollgepfropft. — 2) Sei der Hang zu diesen Spinnstuben so groß, daß das Dichten und Trachten der Kinder immer darauf gerichtet ist. Daher wären sie auch bemühet, diesen Zusammenkünften schon am Tage beizuwohnen, und versäumten dieserhalb einen oder den andern Tag in der Woche die Schule, da die Eltern oft zu nachgiebig in diesen Stücken wären; denn fast alle wären so begierig auf den Erwerb, daß sie ihre Kinder dieserhalb ganz sorglos in der Ausbildung des Herzens zum Guten vernachläßigten. Auf diese Weise gehe es von einer Zeit zur andern, von einer Generation zur andern fort. Und diejenigen Eltern, welche nicht mit dem großen Haufen einstimmen wollten, seien zuletzt gezwungen, mit zu gehen, weil sich immer Einer auf den Andern berufe, und die Kinder die Beispiele ihrer Mitschüler vorschöben. — 3) Sei der Muthwille in diesen Spinngesellschaften grenzenlos, und Alles, was vorgenommen werde, sei dem sittlichen Betragen ganz entgegen. Häuslicher und öffentlicher Unfug aller Art werde getrieben; selbst die Straßen seien nicht frei davon. Man schwärme umher, zerstückele Wagen, trage Theile davon auseinander, binde die Häuser zu, setze schwere Sachen gegen die Thüren derselben, so daß sie dem entgegenstürzen müßten, der die Thür öffne, beschmiere die Klinken der Thüren mit Koth ꝛc. Ferner vermummten sich die Spinner und führen dann auf Kinder los, so daß solche für Schreck krank würden, und was dergleichen tolle Streiche mehr wären, die alle in den Spinnstuben ausgeheckt und in Ausübung gebracht würden. — 4) Sei es auch gewöhnlich, daß man in den Spinnstuben zusammenschösse, etwas zu kaufen, um es in Gesellschaft zu verzehren. Bald mache man sich Kaffee, bald hole man Branntwein, und etwas dazu, bald kaufe man Heringe und Bier, oder sonst

andere Victualien, indem es sozusagen Grundsatz sei zur Schadloshaltung für die Mühe des Spinners etwas dabei zu vernaschen oder zu verzehren. Hieraus entstehe ein Hang zum Naschen, der die ganze Lebensart des Landvolkes verderbe. Auch gäbe es Gelegenheit zu kleinen Diebstählen, indem Jeder gern zu diesen Näschereien etwas beitragen wolle, und er dazu die Mittel nicht habe, auch von den Eltern nichts erhalte, also auf eine andere Weise Geld zu erlangen suche. Denn es gäbe ja Knechte, die es nicht verhehlen könnten, daß derjenige ein schlechter Knecht sei, der aus dem Hause seines Herrn nicht täglich einige gute Groschen für sich zu machen wisse, welches zum Lohne mit gehöre. — 5) Da die Spinngesellschaften oft in einem dumpfigen Zimmer zusammenkämen, und diese Dumpfigkeit noch durch die vielen Ausdünstungen vermehrt werde, so sei dieses der Gesundheit der anwesenden Spinner und Spinnerinnen sehr nachtheilig, nicht zu gedenken, daß sich zu diesen Spinngesellschaften oft Personen einfänden, die mit einem ansteckenden Uebel, z. B. Krätze ꝛc., behaftet seien; also diese Uebel dann durch die Spinnstuben weiter verbreitet würden. — 6) Sei es sehr zu fürchten, daß durch die Spinngesellschaften, welche aus den Mägden der Herrschaft und aus den Dienstleuten bestehen, die Feuersgefahr vermehrt werde; denn unter den vielen Zerstreuungen, dem Lachen, Plaudern, Singen, Schäckern, auch wohl Herumbalgen und Zanken in diesen Gesellschaften, werde selten an das Ofenfeuer gedacht. Uebrigens hielten sich die Mädchen, welche zum Spinnen bestimmt worden, nicht für verpflichtet, auf das Feuer zu achten, sondern überließen diese Sorge ihren Herrschaften selbst, oder denen, die besonders dazu bestellt worden, wie der Wirthschafterinn oder Haushälterinn ꝛc. Wie groß sei daher nicht die Gefahr für diejenigen Häuser, die des gesellschaftlichen Spinnens wegen

verlassen werden, wenn wirklich in denselben Feuer entstehen sollte, und Niemand, oder doch nur Wenige zum Löschen und Retten gegenwärtig wären. — 7) Werde die Arbeit durch die Spinngesellschaften keinesweges befördert, sondern eher unterbleibe manche nützliche Arbeit. So habe z. B. im Hannövrischen und so auch in andern Landen jede Spinnerinn ihre bestimmte Zahl zum Tagewerke; hat sie diese gesponnen, so stehe es ihr frei, für sich selbst zu arbeiten. Viele fleißige Mädchen, die auf die Zukunft dächten, machten sich solches zum Nutzen, und spönnen entweder für sich selbst, oder nähmen andere ihnen nützliche Geschäfte vor. Dieses unterbleibe aber in großen, geräuschvollen Gesellschaften, und das Mädchen, das seine Zahl gesponnen habe, und von ihrer Herrschaft keine Verweise befürchte, werde nun, statt nützliche Arbeiten vorzunehmen, mit dem anwesenden Knechte schäckern, der für dieses Mal sein wachsames Auge wohl eben nicht auf den Fleiß und die Hurtigkeit des Mädchens im Spinnen gerichtet haben mag. — 8) Finde die Ersparung an Licht und Feuerung, wie man es bei dem gemeinschaftlichen Spinnen angegeben, gar nicht Statt, indem doch jede Herrschaft beides in ihrem Hause halten müsse, wenn auch ihre Töchter und Mägde zu großen Spinngesellschaften in die Nachbarschaft gehen. Auch käme es bei dem Kaufgarnhandel nicht allein auf den geringen Preis, sondern vielmehr auf die Güte des Garns an, und diese könne eher in den Spinnstuben verlieren, als gewinnen; denn eine jede Beschäftigung, sie sei noch so geringe, gewönne nur, wenn sie mit Bedacht und Aufmerksamkeit vorgenommen würde; allein hier sei dieses gar nicht der Fall, weil so viel gelacht und geschäckert werde, daß die Aufmerksamkeit auf die Arbeit schwinden müsse. Daß das falsch gehaspelte Kaufgarn vermuthlich aus den Spinnstuben herrühre, sei mehr denn zu

wahrscheinlich und zum Theil in der Erfahrung begründet. Die Spinnerinnen, welche mit Mährchen erzählen und Mährchen anhören, oder auch mit dem Herumbalgen manche Zeit verschwendeten, seien doch genöthiget am Ende ihr Tagewerk zu liefern. Sie haspelten daher falsch und betrögen so ihre Herrschaft, und diese wieder, oft ohne ihr Wissen, den Garnhändler ꝛc. Was sei denn am Ende der Gewinn gegen Ausländer bei der Concurrenz im Kaufgarne, wenn wir bei der Concurrenz an guten Sitten verlören; denn alle bestehenden Spinnstuben auf dem Lande seien mehr oder weniger fruchtbare Schulen der Thorheit und Sittenlosigkeit. — 9) Würden in den Spinnstuben oder Spinngesellschaften Aberglaube, Leichtsinn und Unflätherey durch Worte und That gelehrt; allein nicht bloß diese, sondern auch förmliche Klatschereyen, Aufhetzen wider die Herrschaften, Verläumdungen und Tödtung des guten Namens Anderer. Diese Laster seien dann oft, wie die Erfahrung lehre, die Ursachen des Haders und der Schlägereyen in der Gesellschaft selbst, und stifteten eben so oft langwierige Feindseligkeiten und Zänkereyen in ganzen Familien. — 10) Müsse es doch der Herrschaft sehr beschwerlich fallen, um ihres, bis in die späte Nacht herumschwärmenden, Gesindes willen, ein offnes Haus zu halten, und sich der Gefahr ausgesetzt zu sehen, bestohlen zu werden. — 11) Müßten unsere Spinnstuben daher ganz anders eingerichtet seyn, wenn man sie wirklich loben sollte. Müßte es den von der Arbeit am Abend zurückkehrenden Knechten nicht gestattet seyn, die Spinnstuben zu besuchen, und durch ihre Gegenwart die Störung hervorzubringen, oder die Mädchen von der Aufmerksamkeit auf die Arbeit abzulenken; sie müßten dann selbst am Spinnen Theil nehmen, und dann müsse auch ein älterer Mann, als die jungen Burschen, die Aufsicht mit der Haushäl-

terin gemeinschaftlich über die Spinngesellschaft führen, damit alle und jede Störung wegfalle, ohne dadurch die Heiterkeit, Fröhlichkeit ꝛc. der Gesellschaft zu stören. Auch könnten Volkslieder gesungen werden, nur müßten es keine Zoten seyn, überhaupt anstößige Lieder, weil doch auch die zartere Jugend, z. B. Knaben und Mädchen von 13 bis 16 Jahren, am Spinnen Theil nähme. — 12) Wäre es aber besser, wenn die Spinnstuben von Seiten der Regierung ganz verboten würden, weil der vermeinte Gewinn derselben den Schaden nicht aufwiege, der dadurch geschehe; denn selbst durch die Abwesenheit der Kinder und des Gesindes außer dem Hause, könne Manches in der Wirthschaft vorfallen, wozu sie schnell gebraucht würden; auch wäre zu befürchten, daß das Vieh nicht gut abgewartet werde, indem man nur eile, um nach der Spinnstube zu kommen. — Hier will ich nun noch dasjenige im Auszuge gegen die Spinnstuben anführen, was der Pastor Herr Münchmeyer zu Lavelslohe in Hannover darüber sagt *):

Wenn die gesetzgebende Macht ein Land blühend machen will, so muß sie vor allen Dingen dahin streben, daß der moralische Charakter eines Volkes gebessert werde. Das hochgeistliche Consistorium zu Hannover legt daher den Predigern in den halbjährigen Berichten folgende zwei Fragen zur gewissenhaften Beantwortung vor. 1) Nehmen Unwissenheit, grobe Laster, Ungezogenheit in Worten und Werken, Faulheit Unordnung, Verschwendung und die daher entstehende Armuth ab? — 2) Merket man Zunahme an Erkenntniß der Heilswahrheiten, Liebe zum öffentlichen Gottesdienst, Ausübung geistlicher Tugenden, feinerer Sitten, Fleiß, Ordnung und Häuslichkeit? — Kann man nun zeigen, daß die Spinnstuben auf dem Lande, so wie sie gewöhnlich gehalten werden, den Leichtsinn, die Wildheit, grobe und unanständige Sitten, Gleichgültigkeit

*) Neues Hannöverisches Magazin, 3r Jahrgang, 96stes St.

in der Religion befördern, und überhaupt den moralischen Charakter eines Volkes verschlimmern, so müssen sie nicht bloß von Milzsüchtigen und Frömmlingen, sondern von einer aufgeklärten Obrigkeit, die das Beste des Landes sucht, mit aller Strenge hintertrieben werden. Man stelle sich in diesem Betrachte eine Zusammenkunft vor, wo junge Leute beiderlei Geschlechts sich in Menge versammeln, sich alle Freiheiten erlauben, wo sich Possenreißer einfinden, durch unzüchtige Geberden und Handlungen mit Fleiß sich auszeichnen; wo allerhand verliebte Lieder aus vollem Halse geschrien werden, und nun urtheile man, ob nicht bei einem solchen Auflaufe, bei einem solchen Gemisch von jungen Leuten, alles Gefühl von Schamhaftigkeit und Unschuld erstickt werde und verloren gehe! Und wie sehr oft muß der Unzucht Thor und Riegel geöffnet werden, wenn sogar nach geendigter Arbeit, wie es an vielen Orten wirklich geschehen ist, das Licht ausgeblasen, eine Streue zubereitet wird, und alsdann ein Jeder nach Gefallen seine Begierde nachhängen und ohne Hinderniß befriedigen kann? Hier müssen alle guten Eindrücke, die sonst durch den Unterricht der Religion bewirkt worden, völlig erstickt werden. Gewissenhafte Schullehrer machen davon die traurigsten Bemerkungen, und versichern, daß bei solchen Mädchen, die ihrem Unterrichte anvertrauet sind, und die Spinnstuben besuchen, alle Ermahnungen vergebens angebracht werden, und daß man den Leichtsinn an ihrer Stirne lesen könne. Prediger haben daher in solchen Orten, wo die Spinnstuben im Schwange gehen, häufige Gelegenheit, wenn sie mit geschwächten Weibspersonen amtshalber reden müssen, den Ursachen nachzuspüren, wodurch Letztere zur Unzucht verleitet worden, und da ergiebt es sich denn, daß entweder die Jahrmärkte, wo bis in die späte Nacht geschwärmet wird, oder die Spinnstuben die nächsten Veranlassungen dazu gegeben haben. Daher haben auch verschiedene gewissenhafte Eltern den Wunsch geäußert, daß diesem Unfuge auf das baldigste entgegen gearbeitet werden möge. Ja, sie gestehen, daß diese gemischten Versammlungen ihnen die größten Unbequemlichkeiten verursachen, indem sie selbst ihr

eigenes Haus räumen und bei ihren Nachbarn Zuflucht suchen müssen. Der Grund, den Einige für die Beibehaltung der Spinnstuben anführen, weil sie die National-Industrie erhoben hätten, wie aus alten Spinnliedern, Traditionen und Schnurren hervorgehe, ist nur seicht. Gesetzt auch, man könnte diese Behauptung durch mühsames Forschen wahrscheinlich machen, und die uralten Spinnlieder bis ins graue Alterthum hineinsetzen, was wäre denn dabei gewonnen, wenn man beweisen kann, daß diese, obgleich uralte Gewohnheit, geradesweges zur Verschlimmerung der Sitten abzwecke, und daß bei Abschaffung derselben die Spinnerey an sich selbst nichts verliere, sondern allemal National-Industrie verbleiben könne, und daß derselben um so weniger Hindernisse im Wege stehen? Der Mensch, der seine Bedürfnisse befriedigen, und nicht mit Mangel öfters kämpfen will, sieht sich nach solchen Mitteln um, die ihm die nächsten, die lautersten sind, und da öffnet sich ihm die Spinnerey von selbst, die er mit Fleiß treiben muß, wenn er nicht verhungern will, ohne daß er es selbst nöthig hätte größere Gesellschaften aufzusuchen, die seinen Fleiß anspornen. Und sollten nicht einträchtige Familien, sollten nicht geschäftige Hausmütter mit ihren Töchtern in der Gesellschaft einiger weniger Nachbarinnen dieses Geschäft mit eben der Munterkeit und Heiterkeit treiben können? Oder kann man nicht ohne Ausgelassenheit ein unschuldiges und heiteres Vergnügen genießen? Es werden im Gegentheile der Spinnerey und deren Betriebsamkeit keine geringe Hindernisse entgegengesetzt, wenn sie in größeren Gesellschaften unternommen wird. Man gedenke sich den engen Raum in der Stube auf dem Lande; man gedenke sich einen großen gemischten Haufen, wie gedrängt müssen da nicht die Spinnräder beisammen stehen? Wie sehr sitzt da nicht die eine Spinnerinn der andern im Wege? Wie sehr werden sie nicht überhaupt durch allerhand ungereimte Possen und läppische Zeitvertreibe in ihrem Fleiße gestört? Die Spinnerin muß ihre Zahl voll haben; sie will auch nach geendigter Arbeit einige Lustbarkeit genießen. Hier wird nun,

nach dem Berichte der Verständigen, das Garn in der Eile so zusammengedrehet, daß der Faden höckerigt und ganz ungleich gesponnen wird, als welches dem Kaufgarne, wovon die meisten sich nähren müssen, einen beträchtlichen Schaden zufüget, und den Preis desselben herabsetzt. Hierzu kommt nun noch, daß durch so viele grobe Ausdünstungen, die durch den Tabaksrauch vermehrt werden, der Gesundheit gleichfalls ein nicht geringer Schaden zuwächst. — Vertheidiger der Spinnstuben behaupten, daß die Vergnügungen des Landmanns etwas gröberer Art seyn müßten, als die Landleute es mehr an Stärke, wie andere Klassen der Staatseinwohner sind, weil sie sonst keinen Reiz mehr für sie hätten. Wenn man nun unter grobe Vergnügungen keine andern verstehen kann, als die grobsinnlichen, wodurch sich der vernünftige Mensch von den Thoren nicht besonders auszeichnet; warum will man aber diese Klasse von Menschen, die doch eben so sehr, als wir andern auf Vernunft und Veredlung Anspruch machen können, so sehr herabwürdigen und im Staube versinken lassen. Das heißt die Würde des Menschen wenig schätzen, wenn man sie ganz verwildern, sie in die gröbsten Sitten ausarten läßt, und sie keiner edlen Vergnügungen fähig achtet. Die Religion dringt wenigstens darauf, und giebt uns die stärksten Gründe an die Hand, daß man dem, was anständig, was der Rechtschaffenheit gemäß ist, und demjenigen, was uns ein wahres Lob und eine Werthschätzung zu wegebringen kann, nachstreben müsse, und ich habe bis jetzt noch keine Ursache finden können, welche die Landleute von dieser so gerechten als billigen Forderung ausschließen könnte. Wenigstens macht Paulus keine Ausnahme, wenn er verlangt, wir sollen kein faul Geschwätz aus unserm Munde gehen lassen. Es haben daher einige Aufklärer den glücklichen Versuch gemacht, durch Lieder, worin ländliche Scenen geschildert werden, und worin einige das Lob und die Annehmlichkeiten des Landlebens besingen, den Landleuten einen unschuldigen Zeitvertreib in die Hände zu geben. Campe freuete sich ungemein, wie seine Geschichte des Robinsons auf einem Dorfe unweit

Darmstadt von einigen jungen Leuten mit großer Begierde gelesen wurde, und durch diesen Beifall fand er sich mehr, als durch den lauten Zuruf der Gelehrten belohnt. Die verliebten Lieder und zweideutigen Histörchen machen mehr schädlichen Eindruck auf die Herzen der Jugend, als sich die Vertheidiger der Spinnstuben einbilden, denn so stark auch öfters der physische Magen der Landleute ist, so schwach ist sein moralischer. Er kann so leicht von Narren- und zweideutigen Possen überladen werden, daß ihm in der Folge vor aller gesunder Nahrung, die das Herz stärken, und gute Triebe erwecken soll, eckelt, und solche unverdaut von sich giebt. Auch wollen die Vertheidiger der Spinnstuben darin nichts finden, wenn ein Mädchen mit seinem Freunde nach geendigtem Spinnen nächtlich zu Hause geht, und doch entstehen hieraus die meisten Verführungen, Schwächungen, die nicht immer zur Heirath führen; denn ist die Geschwächte arm, kann mit derselben kein Haus oder Hof erheirathet werden, so bleibt sie gemeiniglich verlassen ꝛc.

Dieses sind nun alle die Nachtheile, welche die Spinnstuben haben sollen, oder die man denselben zuschreibt. Nach der Aufstellung alles desjenigen, was gegen die Spinnstuben gesagt worden, ist es nun auch Pflicht, dasjenige hier anzuführen, was für dieselben zu ihrer Vertheidigung aufgestellt worden ist. Denn so wie hier der Nachtheil, den sie haben sollen und auch in einigen Fällen haben, hervortritt, so ist es auch billig, daß ihre Vorzüge in eben dem Grade vorgestellt werden. Hierüber Folgendes: 1) Sei es wahr, daß in Spinnstuben viel unnützes und leichtsinniges Geschwätz vorkomme, alberne, auch wohl unsittliche Liebeslieder mehr abgeschrien, als gesungen, abergläubige, auch wohl nicht ganz züchtige Mährchen bei lautem Gelächter erzählt würden, und dann, wenn die jungen Burschen des Abends nach ihrer geendeten Arbeit in den Spinnstuben den Galan spielen, wohl manche

zweideutige Spaßreden, und beim Zuhausegehen, in der Nacht, wohl auch zuweilen einige wechselseitige Liebesbezeugungen vorfallen, deren Folgen gegen den künftigen Winter sichtbar werden ꝛc. Alles dieses könne freilich verbannt werden, so wie überhaupt alles Rohe und Unsittliche aus dergleichen Gesellschaften, wenn es nicht mit dem Charakter dieser Zusammenkünfte so innig verwebt wäre; allein bei dem Aufheben oder Zerstören von dem hier Angeführten, würde auch der Landmann aufhören, das zu seyn, was er ist, und nach seiner Bestimmung seyn muß. — 2) Sei diese Sitte der Spinnstuben in vielen Landen so alt, als die Flachsspinnerey selbst; ja, es könnte aus uralten Spinnliedern und Traditionen höchst wahrscheinlich gemacht werden, daß dergleichen Vergnügungen im Geschmacke des Landvolkes von unsern Vorfahren mit dieser Art der Spinnerey ursprünglich verbunden worden, und daß es nur hierdurch hauptsächlich herrühre, daß die Garnspinnerey die ausgebreiteste und dauerhafteste Manufaktur, ja wirklich National-Industrie geworden sei. Man habe daher in alten Zeiten an einigen Orten noch dazu ordentliche Spinnfeste gehabt, wo es sehr lustig, nach dem Begriffe der Städter, sehr ausgelassen hergegangen sei. Die fortdauernde Verbindung jener Lustbarkeiten, mit diesen an sich sonst so einsamen und wenig erheiternden Beschäftigungen, dürfen also auch für die Fortdauer dieses höchst wichtigen Ganges der National-Industrie von großer Erheblichkeit seyn. — 3) Müßten die Vergnügungen der Landleute in eben dem Grade derber seyn, als die ndleute es selbst mehr, wie andere Klassen des Volkes sind, sonst schwände der Reiz, oder sie hätten vielmehr dann keinen Reiz mehr für sie, und dieses würde gewiß Niemand wünschen, der die mannigfaltigen Plackereyen des Landmanns, ihr mühevolles Gewerbe

kenne. Auch machten einige zweideutige Lieder und Histörchen bei den Landmädchen den starken Eindruck bei weiten nicht, den Liebeslieder, nebst der Unzahl von Romanen aller Art bei den Städterinnen hervorbrächten; denn sie blieben dabei stark und kräftig, und würden nicht trübsinnig, wenn sie sich gleich auch ein wenig verliebten, weil dieses einmal in der Natur aller Geschöpfe, also auch in der des Menschen läge. — 4) Könne man hier behaupten, es gehe mit der Unschuld, wie mit dem Magen; denn der sei gewiß nicht der beste, den das geringste Uebermaaß gleich in Unordnung bringe. Und wollte man auch die Spinnstuben aufheben, so würden die Liebeslieder, Liebeshistörchen und abergläubischen Gespenstermährchen dennoch zum Theile im Umlaufe bleiben, und dieses mit größerem Schaden, wenn sie unter sehr Wenigen einsam gesungen oder erzählt würden. — 5) Wirke die größere Gesellschaft in den Spinnstuben allenthalben, wie auf den größten Bällen in der Stadt, der Unmoralität von selbst entgegen, welches auch bei dem nächtlichen Zuhausegehen der Fall sei; und dasjenige Mädchen, welches mit ihrem Liebhaber oder Freunde allein zu Hause gehe, oder ihn auch wohl zu sich mit auf die Stube nehme, dazu auf dem platten Lande dennoch die mannigfaltigste Gelegenheit habe, wenn auch nie Spinnstuben vorhanden gewesen wären. Und gesetzt auch, sie vergehe sich, werde geschwächt, so sei es auf dem Lande doch gewöhnlich der Fall, daß sie der Geliebte darauf heirathe, und geschehe dieses nicht, so würde das Kind auf dem Lande doch noch weit eher und besser versorgt, als in den Städten, wo sich oft Niemand darum bekümmere. — 6) Sei es überhaupt unmöglich alle Veranlassungen zu moralischen Vergehungen aus dem Wege zu räumen, und dann kann man mit gutem Grunde verneinen, daß die Spinnstuben zu Verführungen der Landmädchen eine vor-

zügliche Gelegenheit geben; denn aus den Landesparochialliſten erhellte, daß in ſolchen Gegenden, wo Spinnſtuben gehalten würden, keinesweges mehr unehliche Kinder zur Welt kämen, als in denjenigen, wo die Spinnſtuben gar nicht bekannt ſeien. — 7) Da die Landleute bis ſpät in die Nacht ſpönnen, ſo würde ihnen, ohne einmal das ihnen ſo ſehr zu gönnende Vergnügen zu rechnen, dieſe ſitzende Beſchäftigung, ohne körperliche Bewegung des Singens, des lauten Geſpräches und des Lachens, nebſt der Gemüthserheiterung, ſehr ſchaden, ihre Geſundheit leicht vernichten, beſonders da ſie, außer der Spinnzeit, an körperliche Bewegung ſo ſehr gewöhnt ſind. — 8) Sei die Feuersgefahr weit größer, wenn nur ein oder ein Paar Landmädchen einſam bis Mitternacht hinter dem Spinnrade ſäßen, und ohne Geſchwätz, Lachen und Geſang leicht einſchlafen könnten, wobei denn das Licht und das Ofenfeuer vernachläßiget würde. — Fördere ſich die Arbeit in einer großen Geſellſchaft von Freundinnen, Geſpielinnen, und dann auch, wenn mancher anweſende Knecht ein wachſames Auge auf den Fleiß und die Hurtigkeit des Mädchens habe, die er etwa zu ſeiner künftigen Frau beſtimme, weit beſſer auf die Spule, als wenn ein Mädchen etwa mit ihrer Mutter oder Schweſter, oder der Magd allein ſpinne. Auch trete ein mehr regerer Wetteifer bei den Spinnerinnen ein, wenn mehrere zuſammen ſpönnen, als wenn es von Einzelnen geſchehe, weil bei jenem keine der andern den Vorrang laſſen wolle, ſondern jede ein eben ſo feines, und eben ſo drellgeſponnenes Garn zu liefern ſuche, wie ihre Nachbarinn; auch werde der Fleiß mehr angeſpornt, und beſonders, wenn es unter Aufſicht einer älteren Frau geſchehe, die ſich lobend über die Güte des Geſpinnſtes und über die Schnelligkeit im Spinnen ausließe; und dann verurſache es 10) einen im Großen ſehr beträchtlichen Unterſchied

im Preise des Garns, der, wenn diese National-Manufaktur bei der starken Concurrenz der Ausländer bestehen soll, nie genug herunter gehalten werden könne, ob z. B. vier und zwanzig Personen bei einem Feuer und Lichte, oder je zwei und zwei, bei zwölf Feuern und Lichten arbeiteten; und wenn man auch nicht einmal dieses berücksichtigen wolle, so sei doch der Mehrfleiß und die Güte des Gespinnstes sehr zu beachten, weil Letztere besonders das Garn empföhle. Hier nun noch die Vertheidigung der Spinnstuben von dem Oberverwalter Herrn Goldmann zu Wangenheim im Gothaischen *) gegen den obenangeführten Aufsatz des Herrn Pastors Münchmeyer zu Lavelslohe, in einem Briefe oder Schreiben an einen Freund, woraus ich das Wichtigste hier heraus hebe:

Sie fordern mich auf, mein verehrungswürdiger Freund, Ihnen freimüthig meine Meinung über die Spinnstuben auf dem Lande zu sagen, weil es ihnen scheint, daß man Ursache habe mit denselben wohl zufrieden zu seyn, und ich bin sehr gern bereit, was ich aus Erfahrung darüber weiß, Ihnen zu berichten. Indessen muß ich doch gestehen, daß so schmeichelhaft in dieser Rücksicht Ihre Forderung mir seyn muß, so kritisch scheint mir das Geschäft, dem ich mich hier unterziehe, wenn ich Sie über den Aufsatz des Herrn Pastor's Münchmeyer gegen die ländlichen Spinnstuben befriedigen will. Denn ist die Schilderung, die der Herrn Verfasser jenes Aufsatzes gegen die Spinnstuben der Landleute von denselben gemacht hat, richtig; so muß ich es selbst zugeben, daß sie wenigstens ein sehr gefährliches Vergnügen derselben sind. Auch kann ich durchaus nichts gegen die Aeußerung des Herrn Verfassers einwenden, daß es unverletzliche Pflicht der Obrigkeit ist, für das Beste des, mit so vieler Hingebung ihrer Sorgfalt sich anvertrauten, Volkes, alles mögliche zu thun, uns des-

*) Neues Hannöverisches Magazin. 41 Jahrgang. 61s St.

wegen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Ausbildung und Verbesserung der Einsichten und des Charakters desselben zu richten, folglich auch mit dem forschenden Blicke des Menschenbeobachters die Vergnügungen desselben zu bemerken, um daraus auf die Stufe der Bildung zu schließen, welche es erstiegen hat; da es nämlich bekannt ist, daß man aus den Vergnügungen der Menschen im Allgemeinen, so ziemlich sicher auf ihre Denkungs = und Empfindungsart schließen kann. Und es gereicht daher der Hannöverschen Landesregierung gewiß sehr zum Ruhme, daß sie durch ein Corpus ihrer Verwaltung, durch das Consistorium, den Predigern des Landes, diesem zur Bildung ihrer Mitmenschen so vorzüglich bestimmten Stande, jene im zweiten Aufsatze ausgedrückten, ganz für die Erreichung dieses wichtigen Zweckes eingerichteten Fragen, vorlegen läßt, um sie gewissenhaft zu beantworten. Es bleibt mir daher nichts gegen diesen Aufsatz des Herrn Pastors, als: 1) Der auf Erfahrung gegründete Zweifel, ob überhaupt die Spinnstuben wirklich so beschaffen sind, wie sie der Herr Verfasser in seinem Aufsatze schildert. Ich glaube denselben allerdings hegen zu dürfen, ohne im mindesten der Ehre und sonstigen Glaubwürdigkeit des Herrn Pastors zu nahe zu treten; denn es ist wohl mit einem rechtschaffenen Charakter zu vereinigen, daß die Wärme für eine gewisse Sache ihn verführen kann, sie aus einem Gesichtspunkte und von einer Seite anzusehen, die der ruhigere Beobachter aus seinem Standpunkte nicht bemerken kann. Vielleicht ist das Gefühl für Sittlichkeit bei dem Herrn Pastor sehr zart, und vermöge desselben die Furcht wegen der Folge gewisser herrschenden Handlungen und Vergnügungen der ihm anvertrauten Gemeine so stark, daß sie ihn dieselben schon in der Ferne wahrnehmen ließ. Vielleicht sind auch wirklich einzelne Ausschweifungen bei diesen Vergnügungen vorgefallen, die den rechtschaffenen Mann sogleich mit Abscheu gegen dieselben erfüllten, den seine Feder mit der Wärme seines Herzens auf das Papier warf; denn es muß doch jedem Menschenfreunde äußerst schwer werden, sich das Verderben und die Ausschweifungen einer Menschenklasse so groß und in

so grellen Farben zu denken, die sonst Einfalt und Geradheit der Sitten in einem für das Ganze so wohlthätigen Grade erhalten hat, und die bisher in so vielen Rücksichten von den gröbern und feinern Verderbnissen die andere Volksklassen vergiftet haben, fern geblieben ist. Einzelne Ausschweifungen und Vergehungen des gemeinen Mannes wird jeder Unparteiische zugeben müssen, welche theils in einer äußerst verdorbenen Erziehung, theils in drückender Armuth ihren Grund haben; daß sie eben so allgemein, so ausgebreitet und herrschend seyn sollten, wie dieser Aufsatz zu behaupten scheint, kann ich mir wenigstens nicht bereden, da meine Erfahrung eine ganz andere ist. Wäre jenes Bild aber wirklich eine genaue Kopie eines existirenden Originals, so könnte ich mir wirlich keine vortheilhaften Begriffe von den Bemühungen des Predigers und Schullehrers um die vernünftige Aufklärung und Sittenverbesserung der ihnen anvertraueten Gemeine machen; denn solche Ausschweifungen setzen eine Roheit des Verstandes, eine Stumpflosigkeit des sittlichen Gefühls, eine Abwesenheit aller Schamhaftigkeit, eine Unordnung und Regellosigkeit in den Haushaltungen der dasigen Gegend voraus, die sich durchaus nicht mit der Wirksamkeit des weisen und mit Würde verwaltenden Lehramtes auf die Gemüther, und noch weniger mit einer klugen und thätigen Polizey vereinigen läßt. Daß nicht bei dem redlichsten Fleiße, bei den wärmsten Bemühungen, bei dem exemplarischesten Leben der Lehrer, einzelne Glieder ihrer Gemeine auf der untersten Stufe der Kultur stehen sollten, kann ich nach eigener Erfahrung nicht läugnen; allein mir ist noch kein Ort vorgekommen, der bei der vernünftigen und menschenfreundlichen Belehrung einsichtsvoller, kluger, und eines würdigen Lebenswandels führender Lehrer, so tief in Ausschweifungen gesunken gewesen wäre, als es der Ort, worin der Herr Münchmeyer Lehrer ist, seyn muß, wenn nämlich die Kopie, die er in seinem Aufsatze gezeichnet hat, von demselben genommen ist. Vielmehr habe ich selbst verschiedentlich die Erfahrung gemacht, wie der Religionslehrer, wenn er sich die Achtung seiner Gemeine zu erwerben verstand, zu

meinem Erstaunen, durch seine Vorstellungen und mit freundschaftlichem Ernste vorgetragenen Ermahnungen zur Abstellung eines einzureißenden, drohenden Unfugs, merken konnte. Es bleibt hier nur die Alternative, entweder ist jenes Gemälde viel zu grell entworfen, oder — und das kann ich durchaus nicht vom Herrn Pastor glauben — seine Belehrungen und seine Bemühungen um die Bildung seiner Gemeine sind nicht von der Art, daß sie seiner Einsicht, Klugheit und Ansehen bei seiner Gemeinen Ehre machen. — 2) Scheint mir die Folgerung, die Herr Münchmeyer aus dem an sich richtigen Satz: „Obrigkeiten müssen für das Wohl ihrer Unterthanen sorgen, und die Uebel zu vermindern suchen; folglich müssen sie auch mit aller Strenge die Spinnstuben hintertreiben," etwas auffallend und sonderbar zu seyn; denn im Grunde wäre das doch wohl eben so viel, als: weil die Obrigkeit die Pflicht hat, für das Wohl der Unterthanen zu sorgen, und die Uebel zu vermindern, so muß sie ihnen auch das Essen und Trinken verbieten, denn es kann gezeigt werden, daß, wenn das Volk Gelegenheit dazu hat, es sich gewöhnlich dadurch an seiner Wohlfahrt durch Uebermaaß schadet. Essen und Trinken ist an sich nicht schädlich oder böse, sondern wird es durch Mißbrauch. Will nun eine weise Obrigkeit den Schaden verhüten, der daraus für die Unterthanen entspringen könnte, so wird sie dieselben darüber vernünftig belehren und mit Gründen davon abbringen müssen, die es dem Volke einleuchtend machen, daß man ihm nicht aus Eigennutz, oder Herrschsucht, oder Mißgunst, das Uebermaaß im Essen und Trinken verbietet, sondern vielmehr, weil man seine wahre Zufriedenheit aufrichtig liebt; denn sonst wird das Uebel weit ärger werden. Auch hat die Erfahrung häufig gelehrt, daß das viele und strenge Gebieten und Verbieten mehr die Gemüther empört, als gewinnt, und daß dergleichen mehr im herrschenden, als väterlichen Tone gegebenen Gesetze größtentheils ihres Zweckes verfehlen, und die Unterthanen nur desto mehr reizen, ihre Handlungen hinter den listigsten Ränken zu verstecken. So sehr kommt es auf die Mittel an, die man wählt,

um Uebeln unter dem Volke vorzubeugen, oder wenn sie da sind, sie zu vermindern; obgleich der eifrige Vorschlag des Herrn Verfassers, die Spinnstuben durch die Wahl der Obrigkeit ganz abzuschaffen, ein zweckmäßiges Mittel hierzu wäre. Das Kind mit dem Bande auszuschütten, ist wohl nie die Regel des weisen Volksbildners gewesen; denn an sich sind doch wohl die Spinnstuben etwas sehr unschuldiges und unverwerfliches, und vielleicht läßt es sich beweisen, daß sie in manchen Rücksichten etwas sehr Nützliches sind. Und wenn es nun in jenen Orten, aus denen der Herr Verfasser dieselben mit obrigkeitlicher Strenge verbannt wissen will, Menschen giebt, die dies zu denken im Stande sind, würden die nicht alle Ursache haben, sich zu beklagen, daß man ihnen ein Vergnügen rauben will, das doch nicht in sich selbst, sondern nur durch den Mißbrauch schädlich wird? O ja! selbst der Herr Verfasser führt noch eins an; auch die Jahrmärkte sind ihm ein Dorn im Auge; denn manche liederliche Dirne hat ihn zu bereden gewußt, daß sie ohne diese Gelegenheit nicht geschwächt worden wäre. Ueberhaupt erhellt aus dem Ganzen, daß jede zahlreichere Zusammenkunft des Volkes zum Vergnügen, Ihm für die Sittlichkeit und Tugend desselben äußerst mißlich und gefährlich scheint, und daß sein Plan auf nichts Geringes geht, als alle Gelegenheiten, die den Fall seiner Tugend möglicher Weise nach sich ziehen, ihm abzuschneiden. Das mag mir aber eine Tugend, eine Sittlichkeit seyn, die es nur so lange ist, als sie keine Gelegenheit findet, das Gegentheil zu seyn! Das vom Verfasser vorgeschlagene Mittel dazu, scheint mir daher viel zu unpädagogisch und gewaltsam zu seyn, als daß ich es für zweckmäßig erklären könnte. Die Anstalten, die seine Obrigkeit zur Beglückung, Verbesserung des Volks gemacht hat, könnten ihn schon belehren, daß sie ganz andere Wege zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit unter demselben eingeschlagen wissen will. Denn offenbar haben die vom Hannövrischen Consistorio zur Beantwortung der Prediger vorgelegten Fragen den Sinn: „Ob Er sich angelegen seyn lasse, die Unwissenheit durch vernünftige weise Belehrung zu

verscheuchen, bessere Sitten, Gesinnungen und Handlungen durch warmen eindringenden Vortrag der christlichen Religion und ihrer Vorschriften zu befördern, die öffentlichen Gottesverehrungen mit derjenigen weisen und mannigfaltigen Abwechselung einzurichten, daß sie dem Volke nicht nur nicht verleidet, sondern ihm als eine Quelle der Aufklärung und Beruhigung theuer und schätzbar werden." Und daraus ergiebt sich von selbst, daß sie von dem Unterrichte und dem Betragen des Predigers den größten und besten Theil der sittlichen Verbesserung des Volkes erwartet, und an nichts weniger denkt als durch strenge Befehle dies bewirken zu wollen. Ihrer weisen Einsicht und Menschenkenntniß darf man zutrauen, daß sie kein unschickliches Mittel zur Erreichung ihrer vernünftigen und guten Absichten gewählt haben wird. Folglich muß es nach Vernunft und Erfahrung möglich seyn, daß durch einen vernünftigen und weisen Unterricht des Lehrers, die Gemeine im Ganzen vernünftiger und besser wird. Ist Herr Münchmeyer das, was er seiner Gemeine seyn soll, einsichtsvoller, kluger und eifriger Lehrer, ist er ihr warmer und ungeheuchelter Freund, ist sein Leben würdig und anständig, weiß er seinen Lehren und Vorträgen jenes interessante und anziehende Gewand zu geben, das auch den roheren und fühlloseren gefällt, wählt er die Sätze, die er vorträgt, mit kluger Mannigfaltigkeit; sucht er so viel, als möglich, rührende Abwechselung in den Gang der öffentlichen Gottesverehrung einzuführen, so kann es nicht fehlen. Das Herz seiner Zuhörer muß überhaupt für Wahrheit und Tugend offen seyn, und folglich empfänglich für die sanfteren freundschaftlichen Ermahnungen desselben, so kann es nicht fehlen. Es muß ihm möglich seyn, jene übertriebene Ausschweifungen, deren er in seiner Schilderung gedenkt, bei seiner Gemeine gleichsam in der Geburt zu ersticken, und folglich den Spinnstuben den Werth zu geben, den sie, gut geleitet, haben können. — In dem Aufsatze des Herrn Pastors compromittirt er sich selbst, sein eigenes Ansehen. Was soll man von den gewissenhaften Eltern denken, die den Wunsch äußern, daß diesem Unfuge aufs Baldigste entgegen gearbei-

tet werden möge, weil er ihnen die größten Unbequemlichkeiten verursache, indem sie selbst ihr eigenes Haus räumen und bei ihren Nachbarn Zuflucht suchen mußten? Wie muß das Hauswesen daselbst beschaffen seyn! Welches hausväterliche und hausmütterliche Ansehen müssen sie besitzen! Was für Begriffe von Erziehung müssen sie haben; denn hätten sie selbst Liebe fürs Gute und Kraft es zu thun, wie würden sie zu solchen schändlichen Versammlungen ihr Haus räumen und sich selbst entfernen müssen, um sie desto ungestörter und unverschämter hausen zu lassen. Welcher vernünftige Hausvater und welche vernünftige Hausmutter wird das thun? Wenn diese rechtschaffenen Eltern so sehr um die Abstellung dieses Unfugs bekümmert sind, warum machen sie denn nicht selbst den Anfang dazu, da es in ihrer Gewalt ist, es zu thun. Sie dürfen ja nur ihren Kindern, Knechten und Mägden nicht mehr erlauben, an jenem Unfuge Antheil zu nehmen, so hörte er ja von selbst auf. Denn die Obrigkeit aufzurufen, einem Unfuge gewaltsam zu steuern, der, wenn er wirklich vorhanden ist, nur durch die Schuld derer eingeschlichen ist, denen sie aufgegeben hatte, Unfug zu verhüten. Das ganze Gemälde scheint daher in einer trüben Stunde entworfen und in einer noch trübern die Farben aufgetragen zu seyn; und es scheint um deswillen noch nicht nöthig, die Spinnstuben abzuschaffen, da ihnen hierdurch der Werth noch nicht genommen ist, den sie haben können, und unter einer vernünftigen Leitung auch haben. — 3) Wird durch solche gemeinschaftliche Spinnstuben den Armen viel Holz und Licht erspart. Und wenn daher Wohlhabende, solchen Aermern und Bedürftigen großmüthig in ihrem Hause Wärme und Licht geben, so ist es doch wohl nicht wahrscheinlich, daß diese sich erfrechen werden, jenen Gesetze in ihren Häusern vorzuschreiben. Auch kömmt es ja auf sie an, welche Arme und wie viel sie in ihre Häuser aufnehmen wollen; daß ihnen also daraus nicht mehr Unbequemlichkeit zuwachsen kann, als sie selbst wollen. Was der Herr Verfasser von den schädlichen Dünsten und dem Tabaksqualme sagt, ist auch nur unter gewissen Umständen in Rück-

sicht auf den Bauer gegründet. Ist er krank oder schwächlich, so braucht er es nicht zu dulden, daß in seiner Stube geraucht wird. Ist er aber gesund, so ist dieses bei ihm nicht anzuwenden; denn durch die schmutzigen Arbeiten, mit denen die Mehrsten unter ihnen zu thun haben, durch ihre eignen gröbern Ausdünstungen, durch den Qualm der Oel- und Thranlampen, des Torf- und Schollenbrennens, und der Licht- oder Kienspäne sind sie allmählig so abgehärtet, daß schädliche Dünste auf sie weit weniger wirken, wenn sie nur nicht immer darin seyn dürfen. Und wenn sie auch einen Abend in einer mephitischen Ausdünstung zusammen gelebt haben, so bringt das Luftige ihrer Schlafstellen und die Arbeit in freier Luft am folgenden Tage wieder Alles ins Gleichgewicht. Ferner ist nicht zu läugnen, daß das Beispiel anspornt, und daß man gewisse Arbeiten leichter in einer immer sich erneuernden, als einförmigen Gesellschaft, oder es gar allein thut, dahin gehört gewiß auch das Spinnen in der Spinnstube. Die Dirne, die Ehrgefühl hat, will es gewiß nicht von sich sagen lassen, daß sie von ihrer Gespielinn in der Schnelligkeit übertroffen werde. Und was die Klarheit und Gleichheit des Garns anbetrifft, so müßten die Landmädchen jener Gegend sich weniger darauf verstehen und zu Gute thun, als die Mädchen in dem Gothaischen, und auch eines ansehnlichen Theiles des Hannövrischen Landes, die sich in dieser Rücksicht sehr auf die Finger sehen. Ich bin davon Augenzeuge gewesen, wie ein Mädchen in einem Dorfe des Fürstenthums Göttingen, ihren Lop- oder Stück-Garn, welches sie um eine Stunde früher, als ihre gegenwärtigen acht bis neun Gespielinnen zusammen, zu spinnen die Schnelligkeit gehabt hatte, von jeder ins Besondere untersuchen lassen mußte, ob auch das Garn ohne Tadel sei. Und ich muß es bekennen, daß ich noch keine Klage vernommen habe, daß die Leinenfabriken durch die Schlechtheit des Garns litten. Es hatte immer schlechtere und bessere Spinnerinnen gegeben, und der Fall wird es auch dann seyn, wenn alle Spinnstuben mit einem Male abgeschafft würden. Der kluge Fabrikant sondert das Gute von dem Schlechten, und giebt jedem

seine Bestimmung nach seinem Vortheile. Wenn nun auch die Spinnstubengesellschaft eine gewisse Zeit unter sich festsetzt, in welcher ihre bestimmte Zahl gesponnen seyn muß, um nach Verlauf derselben sich durch allerlei Spiele, die sie unter den Augen der Hausväter und Hausmütter machen, wieder zu erholen, wie das auch hier zu Lande gewöhnlich ist, so steht ihnen dieses wohl nicht zu verdenken. Die gute Spinnerinn wird ihr gutes Garn gewiß in der sich selbst bestimmten Zeit liefern; und der schlechten gebe man noch so viel Zeit, so wird man dennoch kein besseres Produkt von ihr erhalten. Es ist nicht zu läugnen, daß manche derselben rohere Empfindungen verrathen; allein diese hören gewiß dadurch nicht auf, roh zu seyn, wenn man diese Spiele gewaltsam hinwegnimmt; sondern diese Spiele schwinden von selbst, wenn man durch zweckmäßigere Bildung und vernünftige Aufklärung in Schulen und Kirchen die Landleute bearbeitet. Wie mißlich dieses aber bei dem gegenwärtigen Verhältniß der Stände in der Welt ist, und mit welcher Behutsamkeit dieses geschehen müsse, zeigt die neueste Zeit hinlänglich. So lange der Landmann in gewissen Dingen ein weniger verfeinertes Gefühl hat, so lange empfindet er auch gewiß nicht so fest den Druck gewisser Lasten, die ihm doch ohne Widerstreit in seinem Verhältnisse aufgelegt sind, so lange weiß man aber auch nicht was man will, wenn man gewisse, diesem rohen Gefühle angemessene Spiele und Vergnügungen mit der Empfindung eines fein erzogenen Menschen beleuchtet. Ich stimme ganz mit dem Verfasser darin überein, daß auch der Landmann ein Recht auf Aufklärung und veredelte Empfindungen hat; aber dann muß derselbe auch zugeben, daß er eben sowohl ein Recht zu fordern hat, daß gewisse Verhältnisse in der Welt anders modificirt werden; dieses folgt, däucht mir, nothwendig aus der größern Aufklärung und mehrerer Verfeinerung des Landmanns, man mag sich auch bei der Bestimmung der Gränzen davon, noch so sehr krümmen und wenden. Wer nun das eine will, muß das andere wollen. Folglich — es ist jetzt nicht die Frage, welches von beiden man wünschen soll — möchte ich also vor der Hand lie-

ber weniger auf Verfeinerung oder Veredlung der Empfindungen des Landmanns denken, und nicht so hastig über seine Spiele und Vergnügungen herfahren. Bei seinen gröbern Nerven machen derbere Vergnügungen und Lustbarkeiten gewiß nicht mehr Eindruck, als auf feinere Nerven und zärtere Empfindungen, die abgezirkelten, sublimirten Lustbarkeiten, und leichte einschmeichelnde Scherze. Ja, die Erfahrung hat gelehrt, daß gröbere Scherze weit weniger schädlichen Erfolg haben, als die feineren. Bei jene empört sich unser sittliches Gefühl — das Gefühl der Letzteren schleicht sich unvermerkt in unser Herz und bezaubert unsere Sinne. Gewiß verführte unsern Herrn Verfasser sein feineres Gefühl, sich jene Folgen größer zu denken, als sie sind; aber auch selbst diese Lustbarkeiten und Spiele können, wenn Hausväter und Hausmütter rechtschaffen sind, nach und nach mit weniger nachtheiligen vertauscht, und so der Zeitvertreib der jungen Leute allmählig verbessert werden. Wie nützlich können nicht endlich auch Spinnstuben in der Rücksicht werden, daß alte erfahrene Hauswirthe und Mütter ihre gemachten Erfahrungen, ihren jüngeren Zeitgenossen mittheilen, durch angenehme Erzählungen unterhalten, und so sie zu geschickten und fleißigeren Unterthanen vorbereiten. Auch hierbei kann und muß der Religionslehrer wieder geschäftig seyn. Diese ist ja die beste Gelegenheit, Volksschriften, die das Volk sonst nie kennen lernte, im Umlaufe zu bringen, und so ihnen nützlich zu werden. Sind diese gut gewählt, so werden sie gewiß jene läppischen und ungesitteten Zeitvertreibe verdrängen und bessern Unterhaltungen Platz machen. Nie sind so viele Menschen für diesen Zweck beisammen, als eben in den Spinnstuben. Der Prediger gebe also den Hausvätern angenehme und lehrreiche Erzählungen, gereinigtere Volkslieder, und selbst Anweisung zu schicklichen Spielen in die Hand — und jene Klagen müssen gewiß aufhören, oder es müßte Alles trügen. —

Zum Beschluß dieses Artikels muß ich hier noch die Worte eines Braunschweigers, aus dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, wo dieses Ge-

werbe, das Spinnen, noch besonders blühete zum Lobe des Spinnens und der Spinnstuben, hier anführen*): „Eine zahlreiche Spinnstube, sagt derselbe, ist mir immer ein angenehmer Anblick gewesen, und ich ziehe das Spinnen in seiner Art einer glänzenden Gesellschaft vor, wo gestrickt wird, und Filets gemacht werden. Hundert unserer Mitbürger, die nur Augen für das Fremde haben, sehen mit einer gewissen Geringschätzung auf eine Beschäftigung, die nicht allein sie und ihre Haushaltungen mit einer so nützlichen und für die Gesundheit so zuträglichen Kleidung, als Leinwand ist, versorgt, sondern die auch noch überdies für Nord-Deutschland eine mit der vorzüglichsten Quellen ist, womit seine Bewohner die Kosten für ihren Aufwand, für Gold uud Silber, für Kattun und feine Tücher, für Wein und Kaffee, mit einem Worte für Alles das bestreiten müssen, was uns unsere verschwenderische Lebensart zur Nothwendigkeit des Lebens gemacht hat. Schließet die Spinnstuben zu, oder laßt sie nur mit einigen tausend arbeitenden Händen weniger angefüllt seyn, und man wird den Mangel bald merken, der die sonst bestrittenen Ausgaben ferner aufzubringen unmöglich macht. Der große Vorzug dieser Art von Manufaktur, sagt Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte, ist, daß sie lange mit Verlust fortgehen und doch bestehen kann, weil die Zeit, die darauf verwandt wird, ohnedies verloren und vielleicht übel angewandt gewesen seyn würde; wenn auch einige Jahre nach einander aller Handlohn und alle Zeit dabei verloten ginge, so würde der Landmann sich doch nicht leicht von dieser Gewohnheit abbringen, und sein Gesinde, daß er ohnedies halten muß, in den Zwischenzeiten müßig gehen lassen. Gegen diesen

*) Gelehrte Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen. 8r Band. 102s Stück.

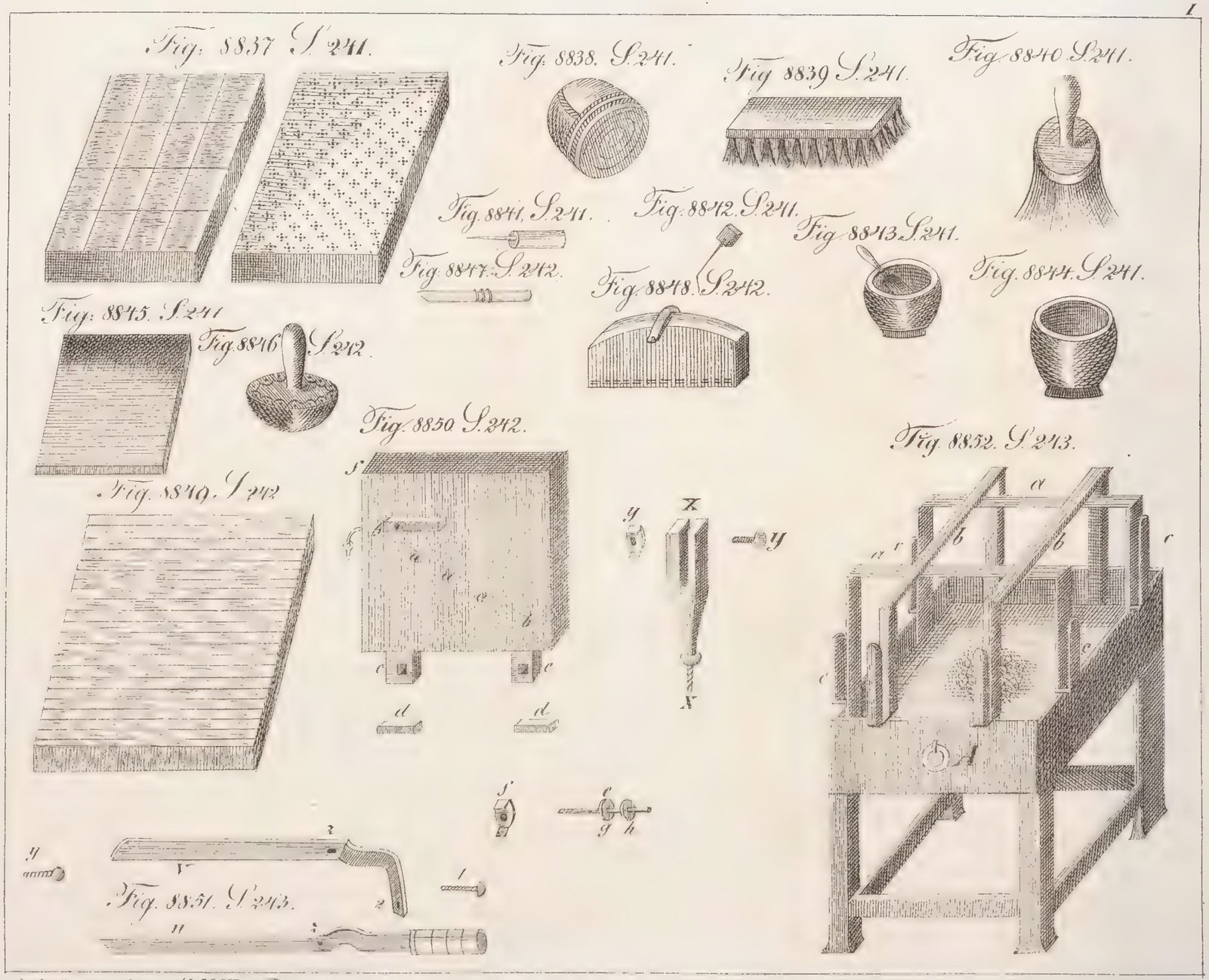
Vorzug dauert keine Manufaktur in der Welt, und da auch Mannsleute, ohne Schimpf an das Spinnrad gehen, so ist dieser Zweig ein allgemeiner ꝛc.“ — Mit dem gesponnenen Garne und dem daraus gewebten Linnen werden in vielen Deutschen Provinzen fast alle Ausgaben des Landes bestritten, und was hierbei am vortheilhaftesten ist, so fließt das Geld dafür wieder in die kleinsten Adern des Staats zurück, und belebt daher nicht bloß einige wenige Mitglieder. Wie sehr wäre also zu wünschen, daß die Wichtigkeit dieses den Deutschen eignen Handels mit Garn und Linnen Jedermann einleuchten, und Jedermann in seiner Art sich bemühen möchte, die so allgemein nützliche Hausarbeit des Spinnens in Ehren zu erhalten, und unsere vornehmsten Frauen sollten sich nicht schämen, manchmal das Spinnrad zu ergreifen, und den Geringeren dadurch ein gutes Beispiel zu geben. Hält der Kaiser von China es nicht unter seiner Würde, den Ackerbau dadurch zu ehren, daß er alle Jahre mit eigener Hand eine gewisse Anzahl von Furchen zieht, so könnten auch wohl unsere Damen bei gewissen in die Augen fallenden Gelegenheiten eine gewisse Zahl Flachsfäden spinnen, und man sollte von diesem so einzigen Manufakturzweig in Deutschland, dem Spinnen nie anders als mit Lob sprechen.“

Ende des Hundert und acht und funfzigsten Theils.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem herausgeschlagen werden können.

Gedruckt bei L. W. Krause, in Berlin, Adlerstraße Nr. 6.



Krünitz Enc CLVIII Th

Fig. 8853. S. 243.

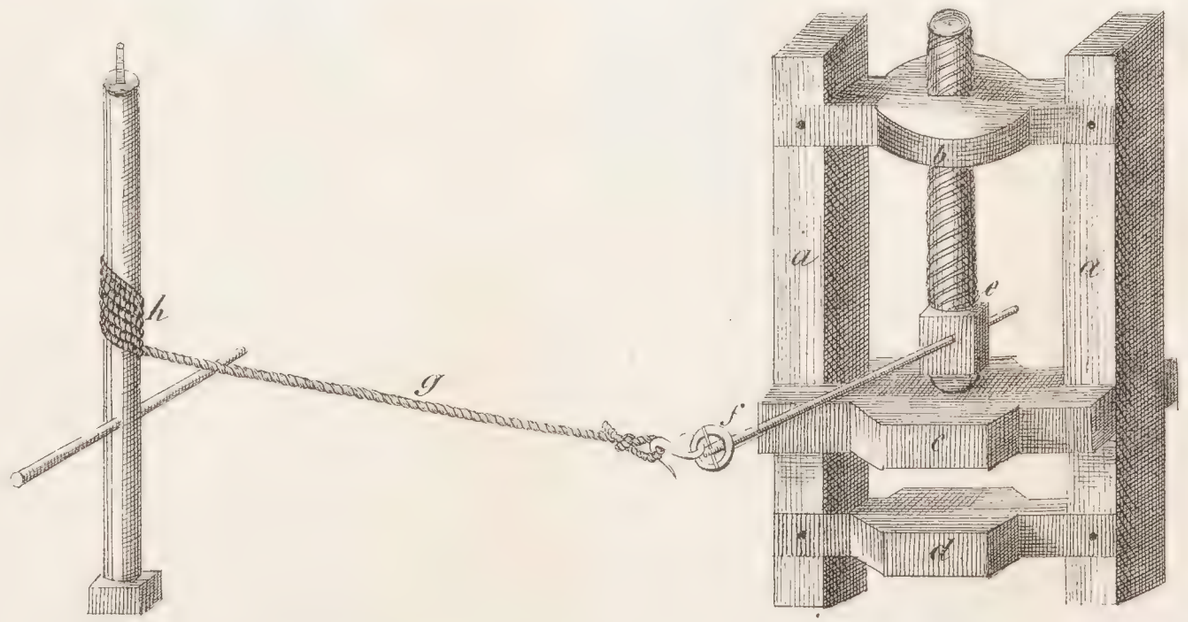


Fig. 8854. S. 243.

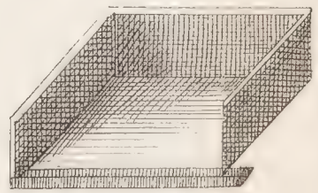


Fig. 8855. S. 263.

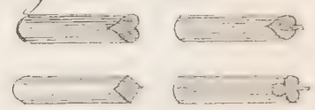
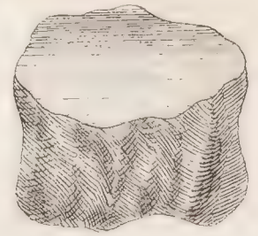
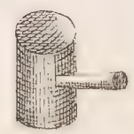


Fig. 8856. S. 263.



T



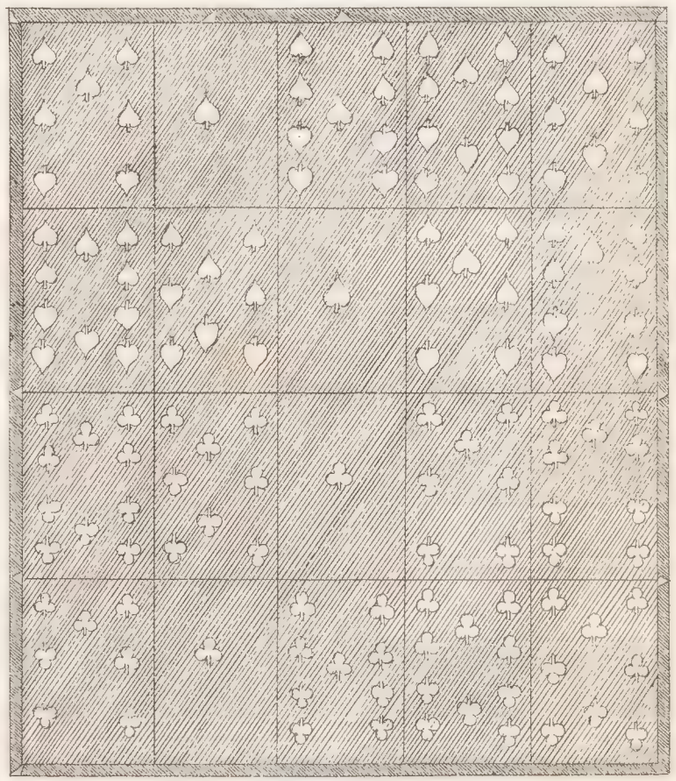
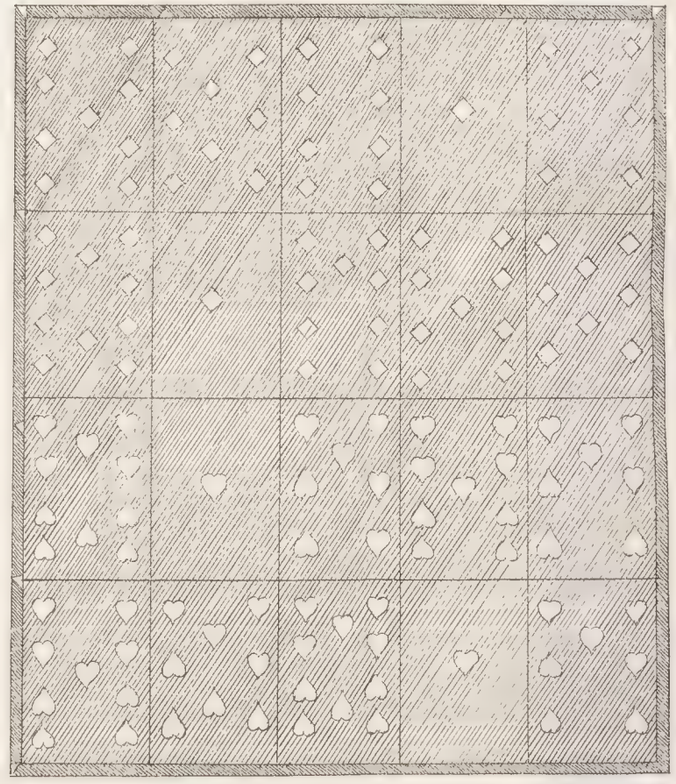
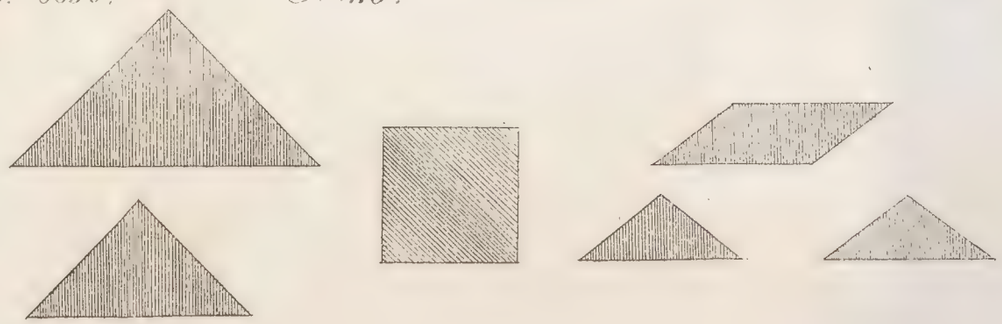


Fig. 8835. S. 109.

Fig. 8836.



S. 110.



Krünitz Enc. CLVIII Th.